Scudo

Der Chevalier Sarti

oder

musikalische Zustände Venedigs

im achtzehnten Jahrhundert.

Ein Roman

von

P. Scudo.

Aus dem Französischen übersetzt und mit musikalischen Anmerkungen begleitet

von

Otto Kade,

Cantor und Musikdir. in Dresden.

Dresden.
Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze.
1858.

Vorrede des Uebersetzers.

Dem Wunsche des Herrn Verlegers, mich der Uebersetzung vorliegenden Werkes zu unterziehen, kam ich um so lieber nach, als dasselbe mein lebhaftes Interesse in mehr als einer Beziehung in Anspruch nahm. Einmal sind die Schilderungen oberitalienischer Gegenden und Zustände, die Lebensbilder aus der herrlichen, unvergleichlichen Lagunenstadt nebst ihren bezaubernden Umgebungen so lebendig und treu, daß sie meine schon schwächer werdenden Erinnerungen an ein Land wieder auffrischten, in welchem ich einen Theil, und zwar den schönsten meiner Studienzeit zu verleben das Glück hatte. Man muß Tag und Nacht im eigentlichsten Sinne auf den Lagunen selbst zugebracht, vom Lido aus die Sonne dem Meere haben entsteigen oder in seine Fluthen hinabsinken sehen, man muß dem Volksleben auch in den entlegensten Theilen dieser Wunderstadt gefolgt sein, um den magischen Zauber

und die Treue vorliegender Schilderungen ermessen zu können.

Andern Theils erregte auch die Characterzeichnung der Personen mein Interesse. Rief mir doch die musikalische Gelehrsamkeit einer der Hauptfiguren des Romanes, des Abbé Zamaria, einen Mann wieder in das Gedächtniß, der in der musikalischen Welt allgemein bekannt ist, und dessen Liebe zur ältern classischen Musik ich die nachhaltigsten Anregungen verdankte. Nur ungern versäumte ich die allwöchentlichen musikalischen Nachmittagsunterhaltungen des alten ehrwürdigen Abbé S..... in Rom, mit dem ich einst dasselbe köstliche Duett von Clari, do, re, mi, che bella musica, sang, dessen der Verfasser (Seite 78) erwähnt. Alle diese Einzelnheiten erhöhten den Reiz und die Lust zu dieser Arbeit, und machten mich einzelne dichterische Ueberschwänglichkeiten vergessen, die meiner Ausdauer bisweilen eine Probe auferlegten.

Was den musikalischen Theil des Buches betrifft, so hat der Verfasser eine große Kenntniß der musikalischen Literatur zu erkennen gegeben, die größtentheils auf deutschen Forschungen fußt. Es ist daraus zur Ehre Deutschlands nicht undeutlich zu ersehen, zu welcher Anerkennung nicht allein die neuern wissenschaftlichen Bestrebungen eines v. Winterfeld, Anton Schmidt, und mehrerer Anderer, sondern auch die deutsche Musik im Allgemeinen in Frankreich gelangt sind.

Wenn ich im Wesentlichen mit den Ansichten des Verfassers übereinstimme, so konnte es doch nicht fehlen, daß eine Verschiedenheit der Auffassung hie und da zum Vorschein kam. Ich habe diese in beigegebenen Anmerkungen auszusprechen versucht, sowie ich auch zweimal gewisse Ausdrücke selbstständig abgeändert habe, die den in Deutschland verbreiteten musikalischen Urtheilen entweder hart zu nahe treten, oder denselben gar widerstreiten. Wenn die Harmonie Sebastian Bach's wild (sauvage, Seite 10) oder der tiefsinnige, mehr herbe und strenge Orlando Lasso sanft (doux, Seite 385) genannt wird, so konnte ich Ausdrücke unmöglich lassen, die unserm Kunsturtheile geradezu zuwiderlaufen. Uebrigens habe ich das Original möglichst treu wiederzugeben gesucht, was bei der Strenge des Gegenstandes und bei der umfassenden Belesenheit des Verfassers oft seine besonderen Schwierigkeiten hatte.

Indem ich dem Werke, um der darin niedergelegten hohen Kunst- und Lebensanschauungen willen, einen möglichst großen Leserkreis wünsche, habe ich nur noch wegen der bisweilen vielleicht hervortretenden Unzulänglichkeit des Ausdruckes, der dem Original nicht immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, um möglichste Nachsicht zu bitten.

Loschwitz, den 1. Septbr. 1858.

L. Otto Kade.

Wenn ich im Wesentlichen mit den Ansichten des Verfassers übereinstimme, so konnte es doch nicht fehlen, daß eine Verschiedenheit der Auffassung hie und da zum Vorschein kam. Ich habe diese in beigegebenen Anmerkungen auszusprechen versucht, sowie ich auch zuweilen gewisse Ausdrücke selbstständig abgeändert habe, die den in Deutschland verbreiteten musikalischen Urtheilen entweder hart zu nahe treten, oder denselben gar widerstreiten. Wenn die Harmonie Sebastian Bach's wild (sauvage, Seite 10) oder der tiefsinnige, mehr herbe und strenge Orlando Lasso sanft (doux, Seite 385) genannt wird, so konnte ich Ausdrücke unmöglich lassen, die unsern Kunsturtheile geradezu zuwiderlaufen. Uebrigens habe ich das Original möglichst treu wiederzugeben gesucht, was bei der Strenge des Gegenstandes und bei der umfassenden Belesenheit des Verfassers oft seine besonderen Schwierigkeiten hatte.

Indem ich dem Werke, um der darin niedergelegten hohen Kunst- und Lebensanschauungen willen, einen möglichst großen Leserkreis wünsche, habe ich nur noch wegen der bisweilen vielleicht hervortretenden Unzulänglichkeit des Ausdruckes, der dem Original nicht immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, um möglichste Nachsicht zu bitten.

Laschwitz, den 1. Septbr. 1858.

L. Otto Kade.

Widmung des Verfassers.

An

Giacomo Meierbeer.

Verehrtester Meister.

Sie haben mir erlaubt, Ihren berühmten Namen diesem bescheidenen Buche vorzusetzen, in welchem so oft die Rede von der bewundernswürdigen Kunst ist, die für Sie keine Geheimnisse hat. Verhältnisse brachten mich mit einen interessanten Mann in Verbindung, der mich mit seinem Vertrauen beehrte und dessen mannichfaltige Schicksale mir werth schienen, dem Publikum mitgetheilt zu werden. Der lange Lebenslauf des Chevalier Sarti,

seine Reisen, die natürliche Beschaffenheit seines Geistes, die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, sein Geschmack für die Musik, die er gründlich studirt hat, erregten meine Neugierde, und lieferten mir die Materialien zu einer Geschichte, in welcher Liebe, Kunst und Poesie sich durchkreuzen und unaufhörlich miteinander vermengen.

Vorliegendes Buch, zum ersten Male in Bruchstücken veröffentlicht, die in langen Zwischenräumen in der Revue des Deux-Mondes erschienen, enthält die Mittheilung eines bestimmten Abschnittes aus dem Leben des Chevalier Sarti. Die Handlung, die in Venedig vorgeht, schließt mit dem achtzehnten Jahrhunderte, mit dem Falle der Republik von St. Marco.

Wenn die Götter und das Glück mir es gestatten, werde ich später an die Geschichte eines Mannes anknüpfen, mit dem ich zum ersten Male in dem Lande zusammentraf, in welchem Sie geboren sind, das heißt, in dem Vaterlande Sebastian Bach's, Haydn's, Mozart's, Beethoven's und Weber's, Ihres vielgeliebten Mitschülers. Nachdem ich mich zum treuen Ausleger der Gedanken und Gefühle des Chevalier Sarti, der eine so große Verehrung für deutsche Kunst und Literatur hegte,

aufgeworfen habe, möchte ich wohl einmal die tiefen und so originellen Schöpfungen Ihres außerordentlichen dramatischen Genies schildern.

Denn Sie wissen, theurer Meister, daß ich Sie ebenso liebe, wie ich Sie bewundre.

Paris, den 15. März 1858.

P. Scudo.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Eine Sonate von Beethoven.

I.

Eine Sonate von Beethoven.

Was halten Sie von Beethoven? fragte ich eines Tages einen geistreichen Mann, mit dem ich mich immer über diejenige Kunst unterhalte, die der stete Gegenstand meiner Forschungen ist.

Was ich von Beethoven denke? erwiederte er und warf mir einen sorglichen und mißtrauischen Blick zu; wo wollen Sie hinaus?

Nun meine Frage hat es Ihnen gesagt: Ihre Gedanken erfahren über dieses unsterbliche Genie, dessen Eigenthümlichkeit trotz so vieler verschiedener Urtheile noch immer verkannt zu werden scheint *).

Nach langem Stillschweigen, dessen Grund ich mir nicht erklären konnte, rief der wunderliche Mann: „Folgen Sie mir". In seiner Wohnung angekommen, öffnete er seinen Schreibtisch, nahm ein Papier heraus und übergab es mir mit den Worten: „Lesen Sie dieses Manuscript, wenn Sie können, und wenn Sie es werden entziffert haben, werden sie begreifen, warum ich anstehen mußte auf eine Frage zu antworten, die Ihnen so einfach schien".

Das Heft, welches ich mit mir nahm, enthielt in italienischer Sprache folgende Erzählung.

*) Anmerkung des Uebersetzers. In Deutschland wohl nicht mehr.

So ist es also wahr, Sie reisen, Sie verheirathen sich! Sie verlassen das schöne Land, wo ich Sie kennen lernte. Sie zerschneiden das unsichtbare Band, welches trotz Verrath und Bosheit uns aneinander knüpfte, und Sie verschenken ein Herz, dessen erste Regungen ich entgegen nahm! So mag sich das Geschick erfüllen! — Längst erwartete ich den Schlag, der mich trifft; ich ahnete das traurige Erwachen, das meinem glücklichen Traume folgen sollte. Bei all den seltenen Eigenschaften, welche Sie auszeichnen, mitten in dem Gewebe von Liebreiz und Anmuth, welches Sie wie ein magischer Schleier umhüllt, hatten meine geblendeten Augen dennoch die kleinen Schwächen Ihrer reichen Natur erkannt. Ja, angebetetes Kind, das der Herr erleuchtet hat mit einem Strahl seiner Barmherzigkeit, Du auch trägst das Zeugniß der Gebrechlichkeit des Weibes und der unglücklichen Zeiten, worin wir leben, an Dir: ehe Du mein letztes Lebewohl empfängst, höre mich, ich beschwöre Dich darum!

Es wird nun bald sechs Jahr, daß ich von Ihnen das Geständniß eines Gefühls erhielt, das seitdem den Reiz und die Qual meines Lebens ausmachte. Es war ein schöner Herbstabend, wenn Sie sich dessen noch erinnern, o! die geringsten Umstände dieses merkwürdigen Augenblicks stehen mir noch lebhaft vor der Seele. Sie waren in dem kleinen Salon Ihrer Tante, die Fenster geöffnet nach dem Park zu, welcher diese köstliche Wohnung einschließt. Es mochte acht Uhr des Abends sein. Ihre Tante und die übrige Gesellschaft hatten sich nach verschiedenen Richtungen zerstreut, genossen der Kühle und erheiterten sich mit jenen lieblichen Plaudereien, die ohne bestimmtes Ziel unsern Lippen mehr wie ein unwillkührliches Zucken der Einbildungskraft entschlüpfen. Wir waren allein im Innern des Schlosses zurückgeblieben, wie uns das oft begegnete. Sie waren am Piano und ließen die behenden Finger zerstreut über die Tasten gleiten, während ich einige Schritte von Ihnen zu

lesen vorgab. Die Sonne war ihrem Untergange nahe und schickte uns ihre letzten gedämpften, zitternden Strahlen. Die Schatten der Nacht stiegen langsam von dem benachbarten Hügel herab, der Mond, einer keuschen Jungfrau gleich, enthüllte sich mühsam aus dem noch leuchtenden Grunde und ging mit schüchterner Koketterie über dem Walde auf. Der kleine Salon, in welchem wir zwei uns befanden, war mit zauberischen Düften erfüllt, die uns der laue Abendwind zuführte. Nichts unterbrach den Gang unsers einsamen Denkens, außer etwa das Gelächter der Lustwandelnden oder auch wohl das melancholische Blasen eines vorüberziehenden Hirtenknaben. Die Dunkelheit, welche mehr und mehr das Zimmer füllte, ließ nicht mehr Ihre blonden Locken erkennen, die gleich einer Blumengarbe auf einen blendenden Hals fielen, noch Ihre blauen Augen mit dem melancholischen Wiederschein, noch Ihre üppige Gestalt, welche Stärke, gemildert durch Grazie, und Sinnlichkeit, gereinigt durch Adel der Gesinnung und Reinheit des Herzens, zu verrathen schien. Ihre Finger hatten lange auf den gefügigen Tasten umhergeirrt, dunkle Gefühle in Fantasieen aussprechend — göttliche Vorspiele der Seele, die sich in Geheimniß zu hüllen scheint, wie beim Herannahen des Herrn — als plötzlich fast unwillkührlich Sie ein Thema erfaßten, dessen melancholische und unergründliche Töne mich innerlich durchbebten: Es war die Sonate in Cismoll für Pianoforte von Beethoven.

Bei den ersten Tacten schon ward ich von einem schmerzlichen Schauer ergriffen. Mein Kopf sank auf das Buch, welches mir leise aus der Hand fiel. Die langgehaltenen Traueraccorde hallten in meiner Seele wieder und erweckten in mir den schlummernden Wiederhall meines traurigen Geschicks. Als das Thema, gestützt durch die periodische Bewegung des Basses, sich zu der verwandten Tonart Edur erhob, fiel ein Strahl des Mondes, den leichte Wölkchen seinen Glanz verdunkelnd umflossen, auf Ihre

reizende Taille und erhöhte auf diese Weise die Wirkung dieser schönen genialen Modulation*).

Meine Bewegung wuchs mit der Ausführung dieses Andante, welches ein Echo der Klagen Golgathas zu sein scheint, das der Engel des Schmerzes zurückgiebt. Thränen netzten mir unbewußt die Augenlieder und als beim fünfzehnten Tacte ich diese herzzerreißenden Töne und diese dissonirenden Accorde vernahm, die eine so tiefe Verzweiflung ausdrücken, konnte ich meine Thränen nicht länger mehr zurückhalten. Beethoven hatte das Geheimniß meines Herzens verrathen. O Dichter, Künstler, erfüllt von göttlicher Gnade, ihr besitzt die Gabe der Wunder, ihr allein besitzt die Weisheit des Lebens, und wenn ihr die Leiden und Freuden eures Lebens singt, singt ihr die Freude und Trauer Aller! Sie hatten dieser unsterblichen Eingebung einen erhabenen Ausdruck gegeben. Nachdem das Thema in der Tonart Cismoll eingeführt worden ist, verliert es sich in einem Gewebe von ergreifenden Modulationen bis es endlich von neuem in der ursprünglichen Haupttonart wehmüthig dahinsterbend wieder anlangt. Mit Kraft führten sie das stürmische Allegro aus, welches den zweiten Theil der Sonate bildet, wo der Wahnsinn der Leidenschaft ausbricht, sich wieder legt und von neuem zu leidenschaftlichen Verwünschungen sich erhebt, die an einem höchsten Schrei der Verzweiflung scheitern. Erschüttert sprang ich auf und eilte zum Fenster meine Verwirrung zu verbergen. Nach einigem Stillschweigen, während ich bemüht war meine Gedanken zu ordnen und den zerstreuten Blick in die tiefe Nacht senkte, sagten Sie mit einer Stimme, welche eine gleiche Bewegung verrieth, die Sie zu verbergen strebten: „Was ist Ihnen, mein Herr"?

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Dem Verfasser hat hier jedenfalls der Beiname „Mondscheinsonate", unter welchem obige Composition in Deutschland allgemein bekannt ist, vorgeschwebt.

„Ich leide", antwortete ich Ihnen, „an dem Schmerz Beethovens, dessen tiefe Zerrissenheit ich eben gehört habe. Armer und erhabener Geist! Wie viel Thränen magst du in deinem letzten Kampf geweint haben, der so lange als dein Leben dauerte".

„War denn Beethoven unglücklich"?

„Können Sie zweifeln? Wie konnte er sonst die Cismoll-Sonate, seine Adelaide, das Andante zu der Adur-Symphonie und so viel andere bewundernswürdige Compositionen schreiben, die Sie später kennen lernen werden, wenn er nicht die Quelle in seinem eigenen Herzen fand? Glauben Sie denn, die Kunst sei ein eitles Spielwerk des Verstandes, ein bloßes Spiel der Einbildungskraft, das man nach Belieben ergreift oder wegwirft, ein gelehrtes Gebäude von Lügen, zu welchem die Musikschulen und Bücher das Recept besitzen? O das sind abscheuliche Lehren, welche man heut zu Tage verbreitet, um der Menge zu schmeicheln, die neidisch auf jede große Persönlichkeit ist, welche ihrer Würde zu nahe tritt. Man sähe es gern, wenn der unklare Beifall eines unwissenden Volkes, welcher politische Macht verleiht, auch die Kraft hätte, die Souverainität des Geistes zu verschaffen. Aber hier bricht sich der Wille des Menschen an dem unergründlichen Geheimniß des Lebens.

Nein, nein, mein Fräulein, man trifft den Ausdruck der Leidenschaft nicht, die man niemals empfunden hat; man rührt die Menschen nicht durch den erkünstelten Ausdruck eines Gefühles, das unser Herz nicht durchglüht hat, und die Kunst in ihrer Pracht und der Vielfältigkeit ihres Wesens ist ebensowohl die Verklärung der Wirklichkeit, als ein Vorgefühl unserer zukünftigen Bestimmung. Wenn ich nicht fürchten müßte in Ihren Augen für einen Pedanten zu gelten, würde ich Ihnen viel große Namen vorführen von Dichtern und unsterblichen Denkern, welche den Grundsatz von der Wahrheit der Kunst bewiesen, und bewiesen haben, daß es unmöglich ist dem Menschen

ein Gefühl mitzutheilen, das er nicht selbst empfunden hat. Hat Horaz nicht nach Aristoteles gesagt: Si vis me flere, dolendum est primum ipse tibi. „Wenn du willst, daß ich weinen soll, mußt du selbst erst Wehmuth fühlen“. Und diese Regel, welche von Boileau und von allen denen wiederholt worden ist, die es sich zur Aufgabe machten die Kunst zu schreiben und zu sprechen zu lehren, ist nicht blos eine ästhetische Regel, es ist eine allgemeine Wahrheit, welche auf jede Handlung des Lebens paßt. Wissen Sie was ein Sophist ist? Ein Mensch, der, an nichts glaubend, das Für und Wider mit gleichem Eifer predigt, der sich einbildet über den Zustand seines Herzens und Verstandes durch kalte Künste der Beredsamkeit täuschen zu können. Wissen Sie, was ein Rhetoriker ist? Ein Redekünstler, der sich bemüht die Begeisterung, die ihm fehlt, durch Worte zu ersetzen. Ueberall, wo Sie Mechanik, wo Sie das Handwerksmäßige an die Stelle des directen Einwirkens des menschlichen Geistes gesetzt sehen, können Sie gewiß sein, daß es Mißbrauch unserer Natur, Erniedrigung unsrer Fähigkeiten ist. Der Sophist, der Redner, der Historiker und alle die, welche Worte für Gedanken, leere Formen an die Stelle der Gefühle setzen, sind in der geistigen Welt, was die Heuchler in der moralischen. Sie lügen der Wahrheit ins Angesicht, sie betrügen den Nächsten, wie sie den Schöpfer betrügen möchten. Es sind Falschmünzer, welche die Macht und die Lüste der Erde mit verfälschten Titeln erkaufen; aber ihr Reich ist von kurzer Dauer. Gott hat nicht gewollt, daß der Mensch seiner entbehren könne, und er hat zur Willkühr, wie zum Meere gesagt: Nec plus ultra: Bis hierher und nicht weiter, du wirst die Grenzen nicht überschreiten, in die es mir gefallen hat, dich zu verweisen. Nein, der Wille und seine gelehrten Künste können die fehlenden Geistesgaben nicht ersetzen, und vergebens sucht der Mensch durch Berechnung die Stimme des geheimnißvollen Gefühls zu ersetzen. Das Leben Beethovens

und ganz besonders die Geschichte der Sonate, die Sie soeben mit tiefer Bewegung spielten, würde die Wahrheit dieses Satzes weit besser beweisen, als leere Gemeinplätze".

„Warum aber, mein Herr, wollen Sie nicht die Güte haben mir den Ursprung dieser Cismoll-Sonate zu sagen, die ich allen andern vorziehe, welche wir dem tiefen Genie Beethovens verdanken? Ich kenne nichts von dem Leben dieses großen Mannes und Sie wissen, wie gern ich Sie über die Kunst sprechen höre, die den Reiz meines Lebens ausmacht. Ich verstand nichts von der Musik, ehe eine glückliche Verkettung des Schicksals Sie in dieses Land führte. Meine Tante, welche Ihren Verstand und Ihre Kenntnisse eben so sehr schätzt wie Ihren Character, freut sich, daß mir Ihre anziehenden Gespräche gefallen. Sie behauptet, daß Ihre Art, die Künste zu beurtheilen und die Achtung, welche Ihnen die Meisterwerke einflößen, für das practische Leben eben so nützliche Lehren enthalte, als für die Bildung des Geschmacks".

„Die Frau Gräfin von Narbal, Ihre Tante, ist eine viel zu einsichtsvolle Dame, um nicht zu fühlen, daß das, was man gewöhnlich Geschmack nennt, ein Inbegriff aller zarten Regungen des Herzens und des Verstandes ist. Die Künste, ich wiederhole es, können nur das Ideal wiedergeben, das in uns ist und welches wir auf Erden verwirklichen möchten, wenn die Unbeständigkeit und Schwäche unserer Natur nicht ein Hemmniß wäre. Wollen Sie ein Beispiel? Blicken Sie um sich und betrachten Sie die Ordnung und auserlesene Zierlichkeit, welche überall in dieser schönen Wohnung herrscht. Alles darin kündigt die ausgezeichnete Frau an, welche ihrer Umgebung dieselbe Harmonie zu geben versteht, die in ihrer Seele herrscht. Der Geschmack der Frau von Narbal läßt sich in der glänzenden und guten Erziehung erkennen, die sie Ihnen, gnädiges Fräulein, gegeben hat, wie in dem Gebrauch den sie von ihrem

Vermögen macht. Die verschwiegene fromme Hand, welche sich heimlich in die Wohnungen der Armen erstreckt, die gewählten Bücher und Kupferstiche, die kostbaren Gegenstände, welche dieses Gemach zieren, sowie die Musik, welche man darin hört, die feine Geselligkeit, die sich hier findet, sind nur so viele Beweise einer edlen Persönlichkeit, deren Verstand und Herz harmonisch zum wahren Zweck des Lebens beitragen, zur Verwirklichung des Schönen. Ach! welche schmerzlich süße Erinnerungen erweckt in mir der Anblick dieser friedlichen Wohnung, wo ich eine so herzliche Aufnahme fand! ... Aber ich vergesse Beethoven und die Cismoll=Sonate, deren Ursprung Sie kennen wollen. Nun denn, es ist noch frühe und Frau von Narbal, welche ihren Spaziergang gern so lange ausdehnt, als die Atmosphäre ihre zarte Färbung behält, läßt uns mehr als nöthig Zeit zu dem Aufschluß, den Sie von mir begehren. Und wie könnten wir die köstlichen Stunden dieser heitern Nacht besser anwenden, als wenn wir uns von dem erhabenen Tonkünstler unterhalten, der die Harmonie der Natur sowohl gekannt hat"!

Der Schöpfer der Pastoralsymphonie ist in Bonn den 17. December 1770 geboren. Sein Großvater stammte aus Mastricht, seine Mutter Maria Magdalene Kenerich aus Coblenz, und sein Vater, Johann van Beethoven, war als Tenorsänger in der Churfürstlichen Kapelle zu Cöln angestellt. Beethoven, aus einer armen Künstlerfamilie stammend, hatte eine bewegte Jugend, und seiner Erziehung muß man theilweise die Heftigkeit seines Characters zuschreiben. Er lernte die Elemente der lateinischen Sprache in einer öffentlichen Schule seiner Vaterstadt und sein Vater unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Musik. Man mußte ihn anfangs zu der Kunst zwingen, die seinen Namen unsterblich machen sollte. Er mochte sich nicht ruhig

vor's Piano setzen und seine Hände einer rein mechanischen Uebung hingeben. Sein Widerstand bei Erlernung der Geige war nicht geringer und er hat die Schwierigkeiten niemals überwinden können. Später kam er unter die Leitung Pfeiffers, eines ausgezeichneten Oboisten, dessen Rathschläge den größten Einfluß auf die Entwickelung seines Geschmackes hatten, wie er das auch später gern anerkannte, während er stets läugnete dem Organisten der Churfürstlichen Kapelle, Neefe, die geringste Verbindlichkeit schuldig zu sein, obschon er auch von ihm Unterricht empfing*). Van der Eden lehrte ihn die Orgel spielen, und dieses prächtige Instrument, das er immer sehr geliebt hat, mochte wohl in seiner jugendlichen Seele die mächtigen und verschiedenen Klangverbindungen erwecken, die er in der Symphonie angewendet hat.

Nie hat ein großer Mann in seinen Werken die Eigenthümlichkeit seiner innersten Natur mehr zur Erscheinung gebracht, als Beethoven. Schon von seiner frühesten Jugend an zeigte er Spuren krankhafter Ungleichheit, eines misantropischen Gemüths bei rühmlicher Festigkeit des Geistes. Er lernte nichts wie Andere. Die logischen Beweise schreckten seine von dem Schauspiel der Natur entzückte Seele. Er blieb taub bei den Regeln der Schulweisheit und sein Herz öffnete sich, und füllte sich mit fruchtbaren Regungen nur dann, wenn er Werke vorzüglicher Meister selbst studirte. Er lernte durch Anschauung, welches die Methode des Genies ist. Er schöpfte gern aus lebendiger Quelle, und wie ein Vogel des Himmels netzte er gern seine Flügel in den Gewässern des Gießbachs. Bach, Händel und Mozart waren seine eigentlichen Lehrer. Er entzifferte ihre Werke und eignete sich den Geist derselben an. Dem Ersteren entlehnte er seine herben und gewagten Harmonieen und die

*) Man findet diese Einzelnheiten über die Jugend Beethovens, welche so viel Irrthümer berichtigen, in der Biographie von M. Anton Schindler, Leipzig 1845. (Anmerkung des Verfassers.)

gelehrten Kunstformen seiner unvergleichlichen Fugen — dem Zweiten den majestätischen Schwung seines melodischen Gedankenganges — dem Dritten den Strahl der göttlichen Anmuth, deren geheimen Einfluß er lange empfunden hatte. Die Jugend Mozarts und Beethovens läßt schon den Gegensatz erkennen, den man in ihrer Geistesentwickelung wiederfinden wird. Der Eine, sanft und gehorsam, empfängt mit Ehrfurcht die Lehren seiner Meister und entfaltet sich harmonisch und ohne Schmerz im Schooß der Familie, wo der Nimbus des Glücks schon seine Wiege krönt, während der Andere, unruhig widerstrebend, mit gefurchter Stirne aufwächst, den Blitz des Ungewitters verkündend*).

Wie dem auch sei, derjenige, welcher Beethoven die Sprache der Mysterien lehrte, war der Gott der Götter und der Menschen, wie Plato sagt**), welcher nach dem Chaos geschaffen wurde, das er zur Harmonie umschuf: Es war der Liebesgott.

Sollte man glauben, mein Fräulein, daß es Pedanten giebt, welche sich ernstlich gefragt haben, ob der Componist der Cismoll-Sonate und der Adur-Symphonie jemals zärtliche Gefühle gehabt habe! O! die gelehrten Ignoranten, welche sich einbilden, daß Talente wie Gluck, Beethoven und Weber in den Werkstätten des Contrapunkts geschmiedet werden! Arme Kritiker, die ihr nichts in der Musik seht, als die Wissenschaft der

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Die Vorliebe für seinen bevorzugten Künstler verleitet hier den Verfasser zu mancherlei Uebertreibungen. Schon die Meinung, daß Beethoven gewissermaßen als das Resultat dreier so bedeutender Vorgänger anzusehen sei, läßt ihn ungerecht namentlich gegen Bach und Mozart werden. Letzterer hatte übrigens keineswegs eine so glückliche Jugend wie sie hier geschildert wird. Man lese zum Beleg dafür nur Mozarts Leben von Otto Jahn, 3 Bände, Leipzig 1857.

**) In dem Gastmahl.

Töne, wie ihr es nennt, und nicht die Kunst das süße Weh "i dolci lamenti" der Leidenschaft zu singen!

Es lebte in Bonn eine adelige Familie Namens Breuning, in welcher der junge Beethoven gut aufgenommen war. In dieser durch Vermögen, Geschmack und Geistesbildung ausgezeichneten Familie fand der junge Künstler mit seinem unruhigen Character und seiner so lebhaften Einbildungskraft einen friedlichen Zufluchtsort. Fast täglich ging er hin, bald mit einer neuen Composition, die er zu hören gab, bald mit düsterem Blick und das Herz beengt von jenen namenlosen Schmerzen, die die Nahrung und das Vorrecht des Genies sind. Man hörte ihn mit Wohlwollen an, ermuthigte ihn, und suchte die Wolken zu zerstreuen, welche seine Seele umhüllten; man war voll Nachsicht gegen die Launen seines Gemüths. Manchmal verschwand er Wochen lang und wenn er unverhofft wieder kam, empfing man ihn ohne Empfindlichkeit und machte ihm liebevolle Vorwürfe. Im Schooße dieser gebildeten Familie, im Umgange mit den ausgezeichneten Personen, welche sich dort zusammenfanden, und aus den Anregungen einer geistreichen Unterhaltung schöpfte Beethoven den Geschmack für auserwählte Gesellschaft, die er immer gern besuchte, und erlangte dort die ersten Mittheilungen über die Dichter und großen Schriftsteller seines Landes.

Unter den Personen, welche gewöhnlich in die Familie Breuning kamen, war ein junges blondes Mädchen, lebhaft, geistreich, zärtlich, und ein wenig kokett, welche Johanna von Honrath hieß. Sie war aus Cöln und brachte mehrere Male im Jahre einige Tage in diesem befreundeten Hause zu. Fräulein von Honrath war klein, aber von elegantem Anstand, unterrichtet und von heiterem Gemüth. Sie war sehr musikalisch und sang mit Geschmack. Beethoven, im Vergleich zu Fräulein von Honrath noch ein Kind, war nichts desto weniger schon lebhaft von ihr eingenommen. Er verrieth die Unruhe seines

Herzens durch eine Heftigkeit, welche dem Gegenstande seiner Neigung schmeichelte, durch Improvisiren auf dem Pianoforte, welches die junge Dame entzückte, sie zuweilen nachdenklich machte und bis zu Thränen rührte. Denn das Vorrecht des durch Liebe beseelten Genius macht alles vergessen, Rang, Vermögen, selbst Verschiedenheit des Alters. Ja, obschon Fräulein von Honrath schon mit einem Manne verlobt war, den sie auch später heirathete, obschon sie mindestens 10 Jahr älter war als der junge Beethoven, so konnte sie ihn doch nicht ungestraft das Instrument spielen hören, welches der treue Dolmetscher seines Schmerzes oder seiner unbestimmten leisen Hoffnungen war. Bewegung ergriff sie alsdann und das Kind, welches schon jetzt der bewundernswürdigste Improvisator war, den es je gegeben hat, wuchs auf einmal in ihren Augen bei dem Feuer der Leidenschaft. Fräulein von Honrath war weit unbefangener im Gespräch mit Beethoven, dessen naive Heftigkeit sie durch galante Scherze hervorrief; man glaubte eine Gazelle mit einem jungen Löwen spielen zu sehen. Eines Tages, als sie das Breuningsche Haus verließ, um sich nach Cöln zu begeben, schickte Fräulein von Honrath dem jungen Beethoven drei Zeilen aus einem bekannten Liede zum Abschied:

Mich heute noch von Dir zu trennen
Und dieses nicht verhindern können,
Ist zu empfindlich für mein Herz.

Fräulein von Honrath heirathete nichts desto weniger einen östreichischen Hauptmann, Karl Greth, welcher den 15. October 1827 als Feldmarschall und Kommandant des 13. Linienregiments verstarb.

Beethoven empfand lange Zeit noch in seinem Herzen die blutigen Spuren dieser ersten Liebe. Obgleich er in einem Alter war, wo gewöhnliche Kinder noch der mütterlichen Pflege bedürfen, so fühlte er doch das, was er die Untreue des Fräulein von Honrath nannte. Weder die Jahre, noch die

Zerstreuungen des Ruhms, noch andere heftige Schmerzen vermochten das Bild des jungen, graciösen Mädchens ganz zu verlöschen, das in den ersten Tagen seines Lebens ihm entgegentrat, um in seiner jungfräulichen Seele sich abzuspiegeln. So wahr ist es, daß die Liebe die Quelle aller Poesie und aller moralischen Größe ist, daß das, was vorzügliche Menschen vor der Masse der Scribenten und der gewöhnlichen Handlanger auszeichnet, welche mit der groben Arbeit der materiellen Gesellschaft belastet sind, ein immer junges Herz ist, welches, wie der fabelhafte Vogel, verbrennt, sich verzehrt und aus seiner kaum verkühlten Asche neu wieder ersteht. Die wahren Dichter, die auserwählten Künstler haben fast keine Kindheit und nie ein Alter. Ihre Seele erschließt sich wie der Kelch der Blume bei den ersten Sonnenstrahlen und der Tod allein kann den Saft austrocknen, der sie durchströmt. Michel Angelo war bis ins achtzigste Jahr verliebt, und Göthe am Ende seiner langen Laufbahn empfing die Huldigung eines Herzens von 16 Jahren, das seine Unsterblichkeit dem Kuß verdankt, welchen der Sänger Margarethens auf ihre jungfräuliche Stirne drückte. So verewigt ein Tropfen Ambra den vergänglichen Schmetterling. Alfieri, Byron, Canova haben alle gestanden, daß das Andenken einer ersten Neigung in ihrem traurigen Herzen alle Unfälle des Schicksals überlebt habe. Alfieri sagt von seinen früheren Liebeshändeln: Effetti che poche persone intendono e pochissime provano; ma a che soli pocchissimi è concesso l'uscir dalla folla volgare in tutte le umane arti .... „Wirkungen, welche Wenige Personen begreifen, noch Wenigere erfahren, aber durch welche den Wenigsten allein vergönnt ist, aus der gewöhnlichen Menge in allen menschlichen Künsten herauszutreten" ... Das größte Wunder aber einer frühen, tiefen, reichen Liebe, welches die Geschichte anführt, ist Dante. In einem Alter von 9 Jahren erfuhr der Sänger der göttlichen Komödie die schreckliche Erschütterung, welche über sein ganzes

Schicksal entscheiden, und eins der größten Meisterwerke des menschlichen Geistes hervorrufen sollte. In einem kleinen Buche, Vita nuova betitelt, welches eben so lesenswerth für den Philosophen, als interessant für den Künstler ist, erzählt der Dichter, daß im Monat Mai des Jahres 1276 er zum erstenmale in einem Hause zu Florenz diejenige sah, welche der Gegenstand seiner unsterblichen Dichtungen ward. Als er dieses Mädchen sah, welches einige Monate jünger war als er, rief er, wie er erzählt, aus der Tiefe seiner entzückten Seele aus: Ecce Deus fortior me, qui veniens dominabitur mihi! „Hier ist ein stärkerer Gott als ich, der mich beherrschen wird"! Neun Jahre später begegnete er Beatricen, begleitet von zwei edlen Damen in einer Straße von Florenz. In einem weißen Kleide schritt sie mit ruhiger Würde an ihm vorüber und heftete auf den schweigsamen zitternden jungen Mann ihre mitleidigen Blicke. Von diesem erhabenen Augenblicke an, und besonders nach dem Tode Beatricens im Jahre 1290, beschloß Dante, alle seine Fähigkeiten darauf zu verwenden, den Namen dieser Frau in dem Andenken der Menschen fortzuerhalten, die im Dahinschweben durch das Leben auf ihn ihren lieblichen Schatten geworfen hatte.

Beethoven, dessen düsteres Genie so viel Aehnlichkeit mit dem ersten italienischen Dichter hatte, verließ Bonn 1792, um seine musikalischen Studien in Wien zu vollenden, dem Mittelpunkt, wo sich die Symphonie und alle große Bewegung der Instrumentalmusik entwickelt hatte. Er hatte die Hauptstadt Oestreichs schon im Winter des Jahres 1786—1787 besucht und hatte das Glück gehabt an Mozart empfohlen zu werden, der ihm seinen Ruhm weissagte. Der Componist des Don Juan, als er ihn über ein Thema improvisiren hörte, das er ihm gegeben hatte, war erstaunt über die Fruchtbarkeit seiner Phantasie und sagte bei dieser Gelegenheit zu einigen Anwesenden: „Auf diesen hier gebt Acht; der wird euch einmal etwas erzählen".

Beethoven, welcher 1792 zweiundzwanzig Jahr alt war, hatte sich nur erst durch leichte Sachen, Lieder, Cantaten und einige Stücke für's Clavier bekannt gemacht, in denen man fast nur die Nachahmung Mozarts neben einigen Merkmalen findet, welche das schmerzliche Ringen seiner eigenen Originalität erkennen lassen. In Wien wurde er von dem Doctor Van Swieten, dem alten Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia, der ein großer Musikliebhaber war, empfangen. Das Haus des Doctor Van Swieten war eine Art Akademie, worin sich wöchentlich drei Mal eine Menge Liebhaber und Künstler versammelten, um gemeinschaftlich die Meisterwerke der Kunst zu genießen. Hier nun war es, wo der junge Beethoven Gelegenheit hatte, sich mehr und mehr mit den göttlichen Compositionen eines Bach, Händel, Haydn und Mozart vertraut zu machen, ohne die großen Meister der italienischen Schule auszuschließen, deren Kette er bis zu Palestrina zurück verfolgte.

Zu dieser Zeit machte Beethoven auch die Bekanntschaft des Fürsten Lichnowsky, welcher ein Schüler von Mozart gewesen war, und dessen Gemahlin die Tochter des Grafen Thun, war, bei dem Mozart in Prag abgestiegen war, als er 1786 diese Stadt zum ersten Male besuchte. In dem Hause des Fürsten Lichnowsky fand der junge Beethoven dieselbe herzliche Aufnahme, wie im Breuningschen Hause. Er ward wie ein Kind des Genies behandelt, welches Rath und Trost braucht. Ein Quartett der bedeutendsten Künstler ward dem jungen Componisten zur Verfügung gestellt, um seine genialen Schöpfungen auszuführen. Die Rathschläge dieser ausgezeichneten Männer waren Beethoven sehr nützlich, welcher dabei zugleich die Natur und die Technik jedes Instruments kennen lernte. Auch Haydn und Albrechtsberger ertheilten ihm Rath. Letzterer war ein gelehrter und strenger Contrapunktist, der die glühende Einbildungskraft seines Zöglings mehr abschreckte, als aufklärte; denn es scheint, daß Beethoven weder in ihm, noch in Haydn,

dem Urheber der Symphonie, den Meister fand, dessen sein selbstschöpferischer, aber ungeduldiger und unlenksamer Genius bedurfte. Beethoven hat in den letzten Jahren seines Lebens seinen Freunden oft erklärt, daß der Mann, der ihm bei der Kenntniß der Compositionslehre am nützlichsten ward, Schenk gewesen sei, ein liebenswürdiger Musiker, der durch seine Oper: Der Dorfbarbier bekannt ist.

Die französische Revolution, deren innere Verwirrung sich auch nach außen verbreitete, fing an Deutschland zu verwüsten und alle die kleinen Fürstenthümer zu zerstören, welche aus den Ufern des Rheins ein Zauberland bildeten. Der Churfürst von Cöln wurde aus seinem Lande gejagt. Als Sohn Maria Theresiens war Maximilian von Oestreich, obschon Priester, ein großmüthiger Fürst, welcher an seinem Hofe die Künste und feineren Vergnügungen pflegte. Ein Beschützer des wahren Verdienstes, hatte er das frühe Talent des jungen Beethoven zu würdigen verstanden, ihn zum Organisten seiner Kapelle gemacht und ihm eine Pension bewilligt, um in Wien seine Studien vollenden zu können. Der Fall des Churfürsten brachte Beethoven um die Organistenstelle und um die Pension, und nöthigte ihn, in Wien Mittel zu seiner Erhaltung zu suchen. Bald ward er von seinen beiden Brüdern dort aufgesucht, deren elende Streitigkeiten für ihn eine Quelle von Mißhelligkeiten wurden, die ihm sein Dasein vergällten.

Gegen Anfang dieses Jahrhunderts, als Beethoven in der Fülle seines Lebens und seiner Thätigkeit stand, ward er von dem schrecklichsten Uebel befallen, das einen Musiker treffen kann. Er wurde taub. Dieses Leiden, welches sich schon 1776 *) zu zeigen begann, wuchs mit den Jahren, und die Unwissenheit der Aerzte, die er befragte, machte es unheilbar. So ist denn ein Componist, ein großer Geist, welcher

*) Also in seinem sechsten Jahre? (Anmerkung des Uebersetzers.)

eine neue Welt zu schaffen im Stande war, verdammt, nie zu hören, was das ewige Entzücken der Nachwelt sein wird — ein Tondichter groß wie Homer, groß wie Dante, Michel Angelo und Shakspeare, dessen fruchtbare Phantasie er besitzt, verdammt, nie in den bezauberten Wald einzutreten, den er mit seinem Zauberstabe hervorruft und mit seinen geheimnißvollen Klängen erfüllt. Vermögen Sie sich den Schmerz des großen Künstlers zu denken? Eine stumme Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele. Seiner Krankheit sich schämend, die er nicht zu gestehen wagte, floh er die Gesellschaft der Menschen, und da er nicht mehr mit der Außenwelt Umgang haben konnte, zog er sich in sich selbst zurück und lauschte der einzigen Stimme, die er vernehmen konnte, der Stimme des vertrauten Genius, welcher Socrates besuchte, und welcher zu dem Bewußtsein aller höheren Wesen spricht. In einem Testament, welches Beethoven 1802 machte, und wovon man den Entwurf nach seinem Tode fand, liest man folgende Worte *): „O ihr Menschen, die ihr mich für bös, störrisch oder misantropisch haltet, wie unrecht thut ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Ursache meiner Handlungen. Mein Herz und mein Sinn waren fähig, die sanften Bande des Lebens zu fühlen, wenn ein häßliches Gebrechen, durch unvernünftige Aerzte verschlimmert, von einer Welt mich nicht getrennt hätte, die ich liebte. Geboren mit einem feurigen Temperamente, empfänglich selbst für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich mich früh absondern, einsam mein Leben zuzubringen! Wie viel bittere Gedanken haben mich in dieser tiefen Einsamkeit umlagert! Wie oft habe ich den schrecklichen Vorsatz gefaßt, meinem Leben ein Ende zu machen — wenn die Kunst, die unsterbliche Kunst, nicht meine verbrecherische

*) Den wörtlichen Abdruck dieses Entwurfs findet man in: Beethovens Studien, herausgegeben von Seyfried, Wien, Haslinger 1832, Anhang Seite 28. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Hand zurückgehalten hätte. Es dünkte mir unmöglich die Welt eher zu verlassen, bis ich das Alles hervorgebracht, wozu ich mich berufen fühlte. O, allmächtiger Gott, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohlthun drin hausen, du weißt, daß Haß und Neid nie darin waren! Menschen, wenn ihr dieses leset, so denkt, daß ihr mir unrecht gethan, und der Unglückliche tröste sich, einen seines Gleichen zu finden, der trotz aller Hindernisse der Natur, doch noch Alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden"!

Sollte man nicht meinen eine Seite aus Rousseau zu lesen, eine jener Stellen, wo der Verfasser der neuen Heloise in seinen einsamen Betrachtungen die Traurigkeit seiner Seele schildert beim Herannahen seiner letzten Stunde? Warum hat Rousseau nicht Beethovens Glauben gezeigt, als er jene herzzerbrechenden Worte ausrief:

„Ein weichliches Dahinsterben entnervt alle meine Fähigkeiten. Der Lebenskeim verlischt stufenweis in mir, meine Seele schwingt sich nur noch mühsam aus der gebrechlichen Hülle empor und ohne die Hoffnung auf einen Zustand nach dem ich strebe, weil ich ein Recht darauf zu haben glaube, würde ich nur noch in der Erinnerung leben. Auch muß ich, um mich vor meinem Absterben selbst zu beschauen, wenigstens einige Jahre in die Zeit zurückgehen, wo ich hienieden alle Hoffnung verlierend und keine Nahrung für mein Herz auf der Erde mehr findend, mich nach und nach gewöhnte, es von seinem eigenen Blut zu nähren und seine ganze Weide in meinem eignen Innern zu suchen"*).

Beethoven, tausendmal unglücklicher als Rousseau, ist den Schatten der Einsamkeit nicht erlegen. Sein Genie hat ihn

*) Reveries d'un Promeneur solitaire.

an den Grenzen des Abgrunds erhalten und ihm zugerufen: „Vorwärts, vorwärts, erfülle dein Geschick“! Und das hat der große Tonkünstler gethan, indem er gegen physische Leiden, häuslichen Kummer, gegen Neid und körperliche Schwächen kämpfte. So hat er seine Bahn durchlaufen und unvertilgbare Spuren zurückgelassen.

Beethoven lebte fast immer in Wien, oder in der Umgegend dieser malerischen Stadt. Im Jahre 1809 vereinigten sich drei Musikliebhaber, der Erzherzog Rudolph, und die Fürsten Kinsky und Lobkowitz, welche nicht wollten, daß dieser große Tonkünstler Oesterreich verlassen und einen Ruf als Kapellmeister am Hofe Jerome Bonaparte's, des Königs von Westphalen, annehmen sollte, ihm eine Pension von 4000 Gulden auszusetzen, welche ihm aber weder sehr pünktlich noch voll ausgezahlt ward. Im Jahre 1810 machte er die Bekanntschaft der Frau Bettina von Arnim, welche ihn mit Göthe in Verbindung brachte, für den er die größte Bewunderung hegte. Diese beiden großen Geister sahen sich zum erstenmale in Teplitz im Sommer 1812. Beethoven erzählt in einem Briefe an Bettina jene pikante Anecdote, worin Göthe, der Dichter des Faust, der vielleicht ein wenig zu sehr Hofmann war, eine etwas lächerliche Rolle neben dem großen Componisten spielt, der sich nie vor irgend Jemand beugen wollte. „Denn“, sagt Beethoven in diesem Briefe*): „Könige können wohl Geheimräthe creiren und Titel aller Art, aber ausgezeichnete Männer sind das Werk Gottes“. Im Jahre 1816 hatte Beethoven einen langen Proceß gegen seine Schwägerin, die Frau seines ältesten Bruders, der das Jahr vorher gestorben war, zu führen, um die Vormundschaft über einen Neffen, dessen schlechter Lebenswandel Beethoven's letzte Lebensjahre verbitterte, für sich in Anspruch zu nehmen. Während des Congresses zu Wien 1815 war Beethoven der

*) Man findet diesen Brief vollständig in Schindler, Beethoven in Paris, Seite 162. (Münster 1842.) (Anmerk. d. Uebersetzers.)

Gegenstand zarter Aufmerksamkeit von Seiten der verbündeten Fürsten, und nach einer langen Krankheit im Jahre 1825 starb er, von häuslichem Kummer gebeugt, geknickt von dem Wechsel der öffentlichen Meinung, die für Rossini damals allein zugänglich war, in Wien den 26. März 1827, 56 Jahre, 3 Monate und 9 Tage alt. Beethoven war von einem starken Körperbau, welcher an Händel und Jomelli erinnerte. Sein mächtiges Haupt, sein starkes Haar, seine breite Stirn, seine buschigten Augenbrauen, unter welchen der beherrschende Blick hervorleuchtete, seine kräftig gezeichneten Züge, ähnlich denen Glucks, Alles kündigte Leidenschaft, Aufbrausen und siegende Beharrlichkeit an. Es war etwas von Mirabeau in diesem Menschen, und zuweilen etwas von Danton.

Der Componist des Fidelio hat sich niemals verheirathet. Ohnerachtet seiner Taubheit, welche die Sorgfalt einer guten und treuen Hausfrau verlangt hätte, wollte er dennoch kein Band knüpfen, welches ihn in seinem Fluge hemmen könnte. Er liebte das Spiel des Schicksals, und Herz und Geist fürchteten den Zwang und das Joch des bestehenden Gesetzes. Uebrigens würden sein reizbares Gemüth, sein eigenthümlicher Character, seine wilden Launen und jene unerklärbare Melancholie, welche das Theil aller großen Männer ist, wie Ariost in seinem Probleme bemerkt, weil ausgezeichnete Männer gar bald eingesehen haben, daß dieses Leben nur ein trügerisches Spiegelbild ist; — kurz alle seine Schroffheiten würden nur einem sehr zarten und frommen Wesen erträglich gewesen sein. Beethoven suchte die Einsamkeit, wo große Dinge erzeugt werden, denn die gewöhnliche Menge ist der keuschen Seele zuwider und zerstreut die fruchtbaren Gedanken, welche gleich einem Vogelschwarm beim Nahen des Reisenden davon fliegen. Er floh in die Wälder, deren berauschenden Geruch er liebte, und lauschte dem geheimnißvollen Säuseln, den Seufzern der Natur, die unter dem Kuß des Menschen bebt, der sie befruchtet. Er hat

drei Viertheile seines Lebens in den lachenden Dörfern Baden und Hetzendorf zugebracht, welche den Wald der kaiserlichen Residenz Schönbrunn umsäumen. Das Oratorium Christus am Oelberge ward im Schatten dieses Waldes im Jahre 1800 componirt, und 1805 seine Oper Fidelio. Beethoven kannte die großen Dichter aller Nationen: Homer, Göthe, Schiller und besonders Shakspeare waren diejenigen, die er am meisten las. Er arbeitete viel, und besonders bis spät in die Nacht. Sein Gedanke, langsam schaffend, kam nur nach vielen Versuchen zum Ausdruck, wovon seine Manuscripte zeugen. Es giebt Werke, wie z. B. Fidelio, die er ganz umgeschrieben hat, bis zu dreien Malen. Der vorherrschende Zug seines Characters war Stolz und Unabhängigkeit. Er war niemals mit Orden decorirt, noch mit einem Titel bekleidet. Er liebte die Freiheit; er achtete stolze Seelen, wie die seinige, und er ist voll Glauben an den Gott der Christen und an die Seligkeit eines zukünftigen Lebens gestorben.

Die Gesammtleistung Beethovens ist eine der reichhaltigsten, die es in der Musik giebt. In Bezug auf Mannichfaltigkeit der Form allein kann man sie nur mit der Schöpfung Michel Angelo's oder Shakspeare's vergleichen. Er hat alle Gattungen behandelt und fast für alle Instrumente geschrieben, vom Lied bis zur Oper, von dem einfachen Capriccio bis zur Symphonie, worin alle Schreibweisen und alle Stylgattungen sich zu einem mächtigen Tongemälde verschmelzen. Wie groß auch die Schönheiten sein mögen, die man im Fidelio findet, im Christus am Oelberge, in der großen Ddur Messe, in den Cantaten und in der reizenden Adelaide, die Sie so vortrefflich singen, so ist doch Beethoven in der Vocalmusik und dem lyrischen Drama Mozart und sogar Webern untergeordnet. Sein leidenschaftliches Wesen und seine unerschöpfliche Phantasie konnten es nicht über

sich gewinnen, die Grenzen der menschlichen Stimme zu achten, von der er übermenschliche Anstrengungen verlangte. Fast unausführbare Dinge finden sich sowohl in seiner neunten Symphonie mit Chören, als auch im Fidelio und in seinen Cantaten. Die Taubheit Beethovens erlaubte ihm übrigens nicht, selbst über die Wirkung zu urtheilen, welche eine für die Singstimme in ungewöhnlicher Tonlage geschriebene Passage hervorbrachte. Eines Tages als man unter seiner Leitung das Oratorium Christus am Oelberge einübte, hatten Fräulein Sonntag und Fräulein Unger, welche die Soli für Sopran und Alt *) sangen, einen komischen Streit mit Beethoven. Da sie einige zu hoch liegende Töne nicht erreichen konnten, baten sie den Componisten sie zu ändern.

„Nicht doch, sagte er, ich bitte genau so zu singen, wie es gesetzt ist. Ich gestehe, daß meine Musik nicht so bequem auszuführen ist, wie die niedlichen Gemeinplätze der Herren Italiener; aber ich wünsche doch, daß man sie ausführte so wie sie ist".

„Aber wenn das unmöglich ist, Herr Kapellmeister"?

„Doch, doch"! antwortete Beethoven kopfschüttelnd.

„Sie sind der Tyrann der armen Sänger", erwiederte ihm Fräulein Unger mit Lebhaftigkeit.

Und die beiden Sängerinnen sich verstehend, wie zwei Jahrmarktsspitzbuben, veränderten, ohne etwas zu sagen, die betreffenden Passagen, indem sie Beethoven in Unkenntniß ihres Streichs ließen.

Die Macht und Originalität Beethovens tritt erst in der Instrumentalmusik hervor. Als lyrischer Dichter von innigem, tiefem Gemüth und großartiger, herrlicher Erfindungskraft, ist

---

*) Das Oratorium Christus am Oelberge hat wenigstens in der jetzigen Gestalt gar keine Soloaltparthie. Hier waltet also wohl ein Versehen ob. (Anmerk. des Uebersetzers.)

er ganz er selbst nur in Mitten seiner Instrumente, welche alle Sprachen reden, alle Klänge der Natur wiedergeben. Sonate, Concert, Trio, Quartett, alle Formen der Poesie der Töne, welche Bach, Haydn und Mozart auf immer festgestellt zu haben glaubten, bekamen unter Beethovens Hand eine neue Gestaltung; er erweiterte den Rahmen und machte daraus Gemälde, in denen die ausgelassenste Phantasie sich mit den Seufzern des Schmerzes und dramatischer Leidenschaftlichkeit mischt. Ja der bezeichnende Charakter der Instrumentalmusik Beethovens ist, daß sie unter dem Einflusse einer wirklichen Neigung entstand, deren Geheimniß sie verräth, deren Leiden sie erzählt. Es sind wahrhaftige Dramen, worin die Leidenschaft sich durch einen Ideenreichthum hindurcharbeitet, dessen Strahlenglanz von ihr hervorgerufen wird. Man findet darin alle Accente, von dem einfachen Recitativ bis zum pathetischen Ausbruch der Verzweiflung. Auch bezieht sich jedes seiner Werke auf eine Episode seines Lebens, deren Andenken es verewigt. So ward z. B. die Symphonie eroica (die dritte, 1804 beendete) geschaffen, um den Ruhm Napoleons zu feiern, in welchem Beethoven, wie ganz Europa, den Genius der Freiheit zu sehen glaubte. Die erste Anregung zu diesem düstern und prächtigen Tonwerke war ihm vom General Bernadotte, Gesandten der französischen Republik zu Wien, gegeben worden*).

Das Quartett Opus 132, in welchem sich ein Adagio von wunderbar ergreifender Melodie befindet, wurde im Frühjahr 1825 componirt, nach einer langen Krankheit, deren Andenken Beethoven durch die Ueberschrift verewigte: Canzone di ringraziamento in modo lidico, offerta alla Divinita da un guarito. Neben der colossalen Schöpfung Beethovens, welche die neun Symphonien bilden, nahmen die Sonaten für's Pianoforte, 54

*) Es ist wahr, daß Beethoven in Bonaparte den Freiheitsbringer sah; als daher Napoleon den Kaiserstuhl annahm, zerriß Beethoven, wie man sagt, den Titel jener Bonaparte gewidmeten Symphonie.
(Anmerkung des Uebersetzers.)

an der Zahl *), eine besondere Stelle ein; sie sind für seinen Geist, was die Gedichte für Göthe sind: der Ausdruck einer empfundenen Gemüthsstimmung, die Idealisirung einer Episode des Lebens. Es sind innige Gedichte, welche alle eine Geschichte haben, deren Gegenstand die Liebe ist.

Beethoven hat nie einen Augenblick aufgehört, einen liebenswürdigen Gegenstand im Herzen zu tragen, und eben weil er fürchtete, den Schwung seiner Begeisterung zu unterbrechen, hat er sich niemals verheirathen wollen. Ich billige ihn hierin. Der Künstler, der begeisterte Dichter lasse sich nicht von den beengenden Banden der bürgerlichen Gesellschaft umstricken. Wie ein Priester lebe er in der Einsamkeit, in Betrachtung heiliger Gegenstände, damit seine Seele, frei von aller Dienstbarkeit, ihr Ohr den Eingebungen leihen könne, die von oben kommen! — Mehrere ausgezeichnete Frauen haben die Kunst verstanden, Beethoven zu fesseln und seine Huldigungen zu empfangen. Unter diesen Frauen nennt man die Frau Gräfin Marie Erdödy, der er die zwei herrlichen Trios gewidmet hat, welche die Opus-Zahl 10 tragen. Diese Dame, welche in Ungarn lebte, hatte in ihrem Parke einen kleinen Tempel bauen lassen, der dem Genius ihres Geliebten gewidmet war, und in welchen Niemand als sie Zutritt hatte. Es ist so wahr, daß die Musik Beethovens, und besonders seine Sonaten für's Pianoforte, der dramatische Ausdruck einer empfundenen Liebe, die ideale Schilderung eines wirklich Erlebten sind, daß er Sorge trug, seinen Herausgebern anzuempfehlen, die ästhetischen Bezeichnungen, die er ihnen gegeben habe, beizubehalten. „Meine Musik“, sagte er oft, „soll sich durch das Herz erklären und nicht durch den Tactmesser.

---

*) Ist wohl ein Versehen. Soll wahrscheinlich 32 heißen. Nach den Opus-Zahlen die Werke 2. 6. 7. 10. 13. 14. 22. 26. 27. 28. 31. 49. 53. 54. 57. 78. 79. 81. 90. 101. 106. 109. 110. 111.
(Anmerkung des Uebersetzers.)

Man muß sie fühlen und declamiren wie ein Stück Poesie, nicht aber sie nur mit den Fingern spielen". Derjenige, welcher nicht im Stande ist, zu begreifen, was die Worte sagen wollen: Les adieux, l'absence und le retour nehme niemals die Sonate Opus 81 zur Hand. Welcher wahre Künstler wird nicht errathen, daß das Largo der dritten Sonate in Dmoll*) der Traum einer melancholischen Seele ist, die nichts fesselt, nichts befriedigt, die sich mit wesenlosen Schatten herumschlägt, welche sie umhüllen und ängsten. Wollen Sie die Grundidee der beiden Sonaten Opus 27 und 29 wissen? Lesen Sie den Sturm von Shakspeare**).

Alle Biographen Beethovens haben seine Werke in drei große Categorien getheilt, welche den drei verschiedenen Lebensabschnitten dieses großen Mannes entsprechen. Während der ersten Periode, welche sich von 1790 bis 1800 erstreckt, ahmt er mit mehr oder weniger Selbstständigkeit die Meister vor ihm nach, besonders Mozart, dessen dolce maestà er Mühe hatte von sich abzuwehren. In der zweiten Periode, welche mit dem Jahrhundert beginnt und sich ungefähr bis 1816 erstreckt, zerreißt Beethoven die Bande, welche ihn an den Ufern der Vergangenheit festhielten, und entwickelt die Herrlichkeit seiner eigenen Natur. In der dritten und letzten Periode, welche bis zu seinem Tode dauert, zeigt er gewisse Uebertreibungen, welche eher Manier, als den ungekünstelten Erguß einer neuen Eingebung verrathen. Diese drei Stylgattungen, wie die Männer vom Fach sagen, finden sich bei allen Männern von Genie, die nicht zu jung gestorben sind, wie Tasso, Raphael und Mozart;

---

*) Welches Opus mag hier gemeint sein? Opus 10 Nr. 3 oder Opus 28? Anm. d. Uebers.

**) Beethoven selbst soll diese Aeußerung gethan haben, aber nicht von den oben bezeichneten Sonaten, sondern von der Sonata appassionata, Fmoll, Opus 57. Anm. d. Uebers.

sie sind die Manifestation der drei großen Perioden, welche der menschliche Geist nach einander durchläuft, ehe er an das ernste Ziel gelangt. Die Jugend, das reife Mannesalter und die Abnahme. Die erste Periode ist das Vorspiel, der Mensch versucht sich in den Kämpfen des Lebens unter den Augen seiner Mutter; dann entfaltet er sich glorreich an dem Feuer der Leidenschaften, und endlich geht er zurück und stirbt. Das sind die drei Alter der Welt, von denen die Dichter reden. Für Männer, die sich dem Cultus der Schönheit weihen, ist das goldene Zeitalter das Alter der Liebe, jener erhabenen und heiligen Leidenschaft, welche in ihrer ganzen Heftigkeit nur erst ausbricht gegen die Mitte di nostra vita. So lange die Flamme auf dem heiligen Altar lodert, giebt es kein Zurückgehen in der schöpferischen Kraft des Menschen, seine Geistesproducte quellen aus dem Herzen und tragen das Gepräge einer ewigen Jugend. Aber hat nicht Gluck seine Armide in dem Alter von 60 Jahren componirt? Wenn man der erloschenen Liebe durch die Combinationen des Verstandes aufhelfen will, erhebt man sich vielleicht zu der Hierarchie denkender Wesen, aber man geht zurück als schöpferischer Künstler; denn wie die Troubadours sagten, welche die Ueberlieferung Platonischer Lehrsätze erhalten hatten: „Um wohl zu singen und um zu erfinden, muß man lieben". Glücklich der Künstler, glücklich der Dichter, welcher nicht dies stürmische Cap umsegelt und stirbt wie Raphael, Tasso, Mozart und Byron, im Schooß der himmlischen Blume, deren berauschenden Saft er eingesogen hat!

So dachte Beethoven, welcher die schönsten Werke seines Geistes nur während der glücklichen Periode hervorbrachte, die sich von 1800—1816 erstreckt. Damals machte er die Bekanntschaft einer Frau, welche eine große Rolle in seinem Leben gespielt hat und deren Andenken die ihr gewidmete Cismoll Sonate, mit ihren düstern und melancholischen Accorden, auf alle Zeiten übertragen wird. Sie hieß Guillietta di Guicciardi. Ihre elegante Erscheinung, ihr reiches blondes Haar, und die Leb-

haftigkeit ihres Geistes ließ in dem Herzen Beethovens das verhüllte Bild Fräulein von Honraths wieder aufleben. Genau genommen, liebt der Mann nur einen Frauentypus, dessen Ideal er unter den zerstreuten Fragmenten sucht, die ihm die Wirklichkeit bietet. Es trägt sich in unserm Herzen etwas dem Aehnliches zu, was bei der Pflanze vorgeht, der alte Keim dient dazu, neue Früchte hervorzubringen. So geschieht es oft, daß frische Neigungen in der Erinnerung an die Vergangenheit Wurzel fassen, deren erloschenen Traum sie zu beleben scheinen. Ach! mehr als irgend Jemand kann ich Zeugniß ablegen von der Wahrheit dieser Auferstehung unserer Gefühle.

Die Leidenschaft Beethovens für Guillietta di Guicciardi war eine der feurigsten und scheint in dieser immer bewegten Seele andere Lockungen des Glücks überlebt zu haben. Nie konnte er den Namen dieser Frau vergessen, welche sein Herz während der glänzendsten Periode seines Lebens beherrscht hatte, und bis zum letzten Augenblicke murmelten seine Lippen diesen Namen. Es scheint, daß besonders gegen 1806 diese Verbindung in ihrer größten Innigkeit bestanden habe. Drei Briefe Beethovens, deren Concept man nach seinem Tode gefunden hat, beweisen uns auf die unumstößlichste Art, daß dieses große Genie keineswegs jener wilde Symphonienschreiber war, wie ihn uns die Biographen schildern. Diese drei Briefe, aus denen ich die wichtigsten Stellen ausgezogen habe, weil ich darin die Bestätigung meines Grundsatzes fand, wurden während einer längeren Abwesenheit Beethovens geschrieben. Als er nach einem, ich weiß nicht welchem, ungarischen Dorfe ins Bad gereist war, schrieb er an seine Guillietta, den 6. Juli 1806: „Mein Engel, mein Leben, mein Alles, ich kann heute nur einige Zeilen an Dich richten, die ich mit Deinem eigenen Bleistift schreibe. Warum diese Traurigkeit? Ist die Liebe nicht ein Gesetz des Opfers? Mein Herz ist so erfüllt von Deinem Bilde, daß die Sprache unvermögend ist auszudrücken, was ich empfinde. Tröste Dich

meine Vielgeliebte, sei mir treu, und überlassen wir den Göttern das Uebrige". — „Du leidest, Du leidest meine Vielgeliebte! Und ich, wenn Du wüßtest, welch' schreckliches Leben ich entfernt von Dir führe. Ich kann die Augen nicht schließen, entfernt von Dir bin ich nichts, als ein herumirrender Schatten. Wenn werde ich mich, von Deinen Armen umschlungen, den ewigen Sphären zuschwingen können! O, allmächtiger Gott! warum trennst du zwei Herzen, die einander so nöthig sind? Deine Liebe, meine Guillietta, macht den Reiz und die Qual meines Lebens. Mit welcher Angst erwarte ich den Augenblick, wo ich zu Dir eilen kann, um mich nie mehr von Dir zu trennen! O, Liebe, Liebe, allmächtiger Gott, Du bist meine Stärke, Du bist die Quelle aller Begeisterung!"

Aber wer kann jemals das undurchdringliche Geheimniß eines weiblichen Herzens erforschen? Einige Monate nach dieser Correspondenz, welche die Ungeduld und die Glückseligkeit einer gegenseitigen Liebe ausspricht, erfährt Beethoven, daß der Gegenstand seiner Anbetung, daß diejenige, welche ihn noch kürzlich mit den lebhaftesten Zeichen ihrer Zärtlichkeit überhäuft hat, mit einem gewöhnlichen Menschen verlobt ist, dessen Schicksal sie nächstens theilen wird.

Nichts gleicht der Verzweiflung, welche sich des großen Mannes bemächtigte. Er verließ Wien wie ein verwundeter Löwe, der in seinen Lenden den vergifteten Pfeil trägt, und ging nach Ungarn, bei seiner alten Freundin, der Gräfin Erdödy, einen Zufluchtsort zu suchen; allein da er keine Ruhe finden konnte, verschwand er plötzlich aus dem Schlosse und irrte drei Tage lang in einsamer Gegend umher, seinem Schmerze zum Raube. So ward er an der Seite eines Grabens von der Frau des Musiklehrers der Gräfin Erdödy gefunden, welche ihn ins Schloß zurückbrachte. Beethoven hat nachher dieser Frau gestanden, er habe Hungers sterben wollen.

Guillietta di Guicciardi, bestürmt von den Rathschlägen

ihrer Familie und besonders von den dringenden Bitten ihrer Mutter, welche wollte, ihre Tochter solle einen Mann mit einem Titel nehmen, ward die Frau eines Grafen Gallemberg, eines armen Edelmannes, den sie schon vor Beethoven gekannt hatte. Dieser Graf Gallemberg war auch Musiker, und lebte ausschließlich von seinem Talent. Er hat die Musik zu mehreren Ballets geschrieben, welche Beifall gefunden hat. Im Jahr 1822 kam die Gräfin Gallemberg, der Last ihrer Gewissensbisse erliegend, mit Thränen in den Augen, die Verzeihung ihres glorreichen Liebhabers zu erflehen, welcher, nachdem er sie mit zornigem Blicke betrachtet hatte, sich wegwendete, ohne ihr ein Wort zu antworten*).

Der Name dieser Frau, welche nicht verstand, sich auf der Höhe des Gefühls, das sie einflößte, zu erhalten, wird dennoch ihre schwache Hülle überleben, durch die Cismoll-Sonate, in welche Beethoven, wie in einem Wermuthskelch, alle Seufzer seines Schmerzes gegossen hat**).

Kaum hatte ich diese Beschreibung beendet, als Ihre zitternde Hand, mein Fräulein, indem sie schüchtern die meinige umfaßte, mir andeutete, daß Sie das Geheimniß meines Herzens errathen hätten. Die Ankunft der Frau von Narbal und ihrer Gesellschaft drängte plötzlich die Bewegung zurück, welche uns beide erfaßt hatte, wie ein electrischer Strom. Sechs Jahre sind seit

---

*) Deutsche Journale haben diese Thatsache aus dem Leben Beethovens in Zweifel gezogen; aber wir können versichern, daß sie wahr und aus guter Quelle geschöpft ist. Anm. d. Verf.

Hätte uns doch der Verfasser die Quelle namhaft gemacht! Anm. d. Uebers.

**) Guillietta di Guicciardi ist zu Wien 1840 gestorben. Anm. d. Verf.

diesem unglücklichen Abend verflossen, der die Ursache so vieler Begebenheiten ward, die ich Ihnen nicht wiederholen mag, und welche die Zeit schon in ewige Nacht versenkt hat. Wehe, sie leben nur noch in meiner Erinnerung, diese beseligenden Stunden, wo Sie an meiner Seite die Musik der Meister sangen und besonders Mozarts, dessen melancholischer und gefühlvoller Geist der Natur Ihrer Gefühle so ganz entsprach. Ihre Seufzer, vermischt mit jenen göttlichen Accorden, versetzten meine Seele in eine unbeschreibliche Trunkenheit. Was ist aus all den Schwüren geworden, die Sie damals thaten, alle Hindernisse beseitigen zu wollen, die sich unserer Liebe entgegen setzen würden? Ach! sie sind verweht mit dem Hauch Ihrer Worte. Sie erdulden das Gesetz des Schicksals, die Welt triumphirt, und auch Sie werden die Poesie des Herzens den materiellen Interessen opfern; aber den allmächtigen Gott werden Sie nicht betrügen, der Sie mit der reinen Substanz durchdrungen hat und Sie werden das Glück nicht da finden, wo man ihnen gesagt hat es zu suchen! — Nein, nein, die Genüsse des materiellen Lebens können die himmlische Seligkeit des Gefühls nicht ersetzen. Man betrügt eben so wenig sein eigenes Herz, als man durch leblose Bilder täuscht. Ein Leben ohne Liebe, das ist eine Arbeit ohne Begeisterung. Ehe wir uns auf immer trennen, gewähren Sie mir eine letzte Bitte. Während einsamer Stunden, die Sie Ihrer neuen Stellung abgewinnen dürften, in ruhiger Nacht, wenn die Seele sich vom Geräusche der Welt frei macht und sich mit geheimen Vorgefühlen füllt, beschwöre ich Sie, setzen Sie sich bisweilen an das Pianoforte, spielen Sie die Sonate in Cismoll von Beethoven und weihen Sie einige Thränen dem Andenken an ein Herz, das Sie gebrochen haben und welches Ihnen vom Ufer zuruft: „Friederike, Friederike, Lebe wohl auf ewig!“ —

Mir bleibt nichts übrig, als mein traurig Leben zu enden, singend wie der Dichter, den wir zusammen lasen:

En vain le jour succède au jour
Ils glissent sans laisser de trace;
Dans mon âme rien t'efface
O dernier songe de l'amour.

Vorstehende Mittheilungen, in welchen die Biographie Beethovens als Rahmen zu einer Episode des Privatlebens dient, ist, ich wiederhole es, keine Erfindung meiner Einbildungskraft, wie man zu glauben versucht sein könnte. Es ist kein Mischlingswerk nach der Mode, in welchem die Kunstgeschichte sich in eine romantische Form kleidet, um bei einem zerstreuten gleichgültigen Publikum besser Eingang zu finden. Ich finde wenig Geschmack an der Literatur, welche der Wahrheit zu nahe tritt, ohne der Einbildungskraft viel zu nützen.

Mir gefällt es, freimüthig das Leben großer Meister zu besprechen und so treu als möglich die Poesie ihrer unsterblichen Werke zu überliefern. Die Seiten, welche man eben gelesen hat, erzählen eine wahre Episode aus dem Leben eines Mannes, welcher dem Leser nicht ganz unbekannt ist, der meine Abhandlung über Don Juan von Mozart kennt*). Man wird sich vielleicht noch der Stelle entsinnen, wo bei Gelegenheit des reizenden Duettes: Là ci darem la mano, Bezug auf eine Person genommen ist, welche es mir vorsang. Ich hatte damals Gelegenheit mit Demjenigen Bekanntschaft zu machen, welchen die Dame des Hauses vertraulicher Weise caro cavaliere nannte. Sein seltener Geschmack für die Musik, seine tiefen und vielseitigen Kenntnisse der Künste im Allgemeinen, und mehr als Alles das, seine Abkunft als Italiener, wurde der Grund einer um so dauerhafteren Verbindung, als er von Natur sehr wenig mittheilend war und sein Vertrauen selten Jemand schenkte.

---

*) Siehe den ersten Theil meiner Kritik und musikalischen Literatur. (Anm. d. Verf.)

Ueberrascht von der Originalität seines Geistes, von dem Strom seiner Erinnerung und dem Interesse, welches mehrere Begebenheiten seines Lebens gewährten, sagte ich oft zu ihm im Verlauf unserer langen Herzensergießungen:

„Chevalier, Sie sollten Ihr Tagebuch schreiben“.

„Nun, warum sollte ich wohl das, was Sie meine Memoiren nennen, niederschreiben?“ antwortete er nachlässig. Ich bin weder ein Mann der Politik, noch Künstler, noch Philosoph von Profession, um ein Recht zu haben, meines Gleichen mit dem Berichte meiner Streiche zu belästigen. Hätte ich ein Vaterland, eine Familie, könnte ich mir wenigstens einbilden, daß die Mittheilung meiner zahllosen Phantasieen in einem befreundeten Herzen Theilnahme erwecken, dann würde ich mich vielleicht entschließen das zu thun, was mir immer das peinlichste auf der Welt geschienen hat: mich an den Tisch setzen und Papier schwärzen. Aber ein trauriger Ueberrest einer Zeit, die nicht mehr ist, an nichts mehr auf Erden gefesselt, nur von lieben Erinnerungen lebend, wem sollte ich erzählen, wenn, was nicht wahrscheinlich ist, ich Lust bekäme, mein Geschwätz in Bronce zu gießen?“

„Sie würden sich mit dem geheimnißvollen und allmächtigen Wesen unterhalten, welches an Allem Theil nimmt, was schön und wahr ist; mit einem ewig jungen Wesen, das allgegenwärtig ist und nichts vergißt, was des Andenkens werth ist, mit dem Publikum. Ich wundre mich, mein lieber Chevalier, fügte ich hinzu, Sie solche Grundsätze aussprechen zu hören, Sie, der Sie ein so frommer Geist sind und denken, daß ohne die Liebe, und die Hingebung diese Welt, die wir durchschreiten, nur eine Diebeshöhle sein würde. — „Ach! Sie schlagen mich mit meinen eigenen Waffen“, sagte er eines Tags zu mir, indem er mich freundschaftlich bei der Hand nahm. „Im Grunde haben Sie tausend Mal recht. Als meinen Lippen diese verächtlichen bittern Worte entfuhren, die Sie mit Recht tadeln,

suchte ich nur einen Scheingrund, um meine unheilbare Abneigung gegen alles literarische Treiben, alle literarische Eitelkeit zu entschuldigen.

Was ich in den Annalen der französischen Revolution immer am meisten bewundert habe, ist die köstliche Antwort Vergniaud's, welche er denen gab, die ihn beschuldigten, durch seinen Briefwechsel die Provinzen gegen die Herrschaft von Paris, aufzuwiegeln: „„Ich habe nur ein Wort zur Widerlegung dieser Verläumdung zu sagen““, antwortete der große Redner mit höchster Verachtung: „Seitdem ich im Nationalconvent sitze, habe ich nicht einen einzigen Brief geschrieben““. Ich besitze die Beredtsamkeit der Gironde nicht, um mir zu erlauben, die glorreiche Gleichgültigkeit in Betreff literarischer Kleinigkeiten eben so weit zu treiben; aber ich kann mich wenigstens rühmen, niemals Briefe geschrieben zu haben, welche nicht voll von dem Ausdruck eines empfundenen Gefühls gewesen wären. „Sehen Sie“, fuhr er fort, indem er ein Fach seines Schreibtisches öffnete, „hier ist meine Lebensgeschichte noch ganz frisch“. — Es waren zahlreiche Briefpackete von allen Größen, mit der Sorgfalt eines Archivars überschrieben: „Dieß ist der letzte Brief, den ich geschrieben habe. Er hängt mit einer traurigen Episode zusammen, von der Sie einige Einzelnheiten kennen, und weil darin viel von Musik die Rede ist, gebe ich Ihnen die Erlaubniß ihn zu lesen“.

Ich nahm das Concept dieses langen, in italienischer Sprache geschriebenen Briefes mit mir; es enthielt, was man so eben gelesen hat.

„Und was ist das Ende dieser Geschichte?“ fragte ich den Chevalier einige Tage nachher. — „Ach“, antwortete er seufzend, „es ist das Ende aller Dinge dieser Welt; der göttliche Traum ist verschwunden und hat der traurigen Wirklichkeit Platz gemacht. Wenn diese Geschichte Sie interessiren kann, so will ich sie Ihnen gern erzählen; aber Sie müssen mir erlauben,

weit in meine Erinnerungen zurück zu gehen, denn Alles hängt zusammen, Alles verkettet sich in meinem düstern Dasein. Zudem leisten Sie mir einen wahrhaften Freundschaftsdienst, wenn Sie die Mittheilung meiner Verirrungen mit Nachsicht anhören. Es giebt nichts Peinlicheres im Leben, als der alleinige Vertraute seiner Schmerzen zu sein. Wie glücklich seid ihr Künstler, eure Leiden singen zu können, wie der Vogel auf dem beweglichen Äste, und mit kostbaren Accorden den Sturm in eurer Brust zu besänftigen!“

„Chevalier“, antwortete ich ihm, „ich danke für das Zutrauen, das Sie mir schenken wollen, aber nehmen Sie sich in Acht, Sie werden mit einem Undankbaren sprechen, der öftern Umgang mit dem Publikum hat“.

„Nach Belieben“, sagte er, indem er mir die Hand reichte, „ich vertraue Ihrem Geschmack und dem Zartgefühl Ihrer Gesinnungen“. Aus der Unterhaltung des Chevaliers, aus dem weitläufigen Briefwechsel, den er mir nach und nach mittheilte, und aus Mittheilungen, die ich von anderer Seite erhielt, habe ich das Leben dieses interessanten Mannes geschöpft. Ich habe die Data hergestellt und alle Stellen vervollständigt, die auf musikalische Kunst Bezug haben, welche eine sehr große Rolle in dem Leben des Chevalier Sarti, das ich erzählen will, spielt.

II.

Beata.

II.

Beata.

In einer Provinz der ehemaligen Republik Venedig lebte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein Priester von 50 Jahren, welcher, durch die Strenge seiner Sitten und durch die Menge seiner Almosen, sich den Ruf eines Heiligen erworben hatte. Der Sohn eines Großen, sagte man, habe er, um eine Leidenschaft zu büßen, welche den ehrgeizigen Plänen seines Vaters entgegen war, 15 Jahre in einem Staatsgefängniß zugebracht. Er erhielt die Freiheit nur erst nach dem Tode der Frau, welche die unschuldige Ursache seines Unglücks war. Er trat darauf in den geistlichen Stand; aber geschwächt durch Kummer und die langen Entbehrungen der Gefangenschaft, war es ihm unmöglich, eine thätige Rolle in dem geistlichen Orden anzunehmen. Er lebte mit einem Bruder, welcher durch seine Theilnahme die tiefen Wunden der väterlichen Tyrannei zu heilen suchte. Man sagte unter dem Volke der Umgegend, daß dieser Priester sich nur von Asche und Gebet nähre. Er war groß, zum Erschrecken mager. Sein gelbes Gesicht, seine erloschenen Augen, sein stets auf die Brust gesenktes Haupt, alles in ihm trug die Spuren der unheilvollen Folgen eines großen Schmerzes. Niemals hatte man ihn lächeln sehen, niemals suchte er seine

traurigen Gedanken zu erheitern. Immer stumm, antwortete er nur durch Sylben und hüllte sich in seinen Kummer. Sein Wohlthun, seine Sanftmuth, seine Leiden, das Geheimniß seiner Liebe, hatten Jedermann ein zartes Mitleiden eingeflößt.

Streng gegen sich selbst, war er voll Nachsicht gegen Andere, besonders wenn es Schwachheit des Herzens betraf. Man fragte ihn um Rath wie ein Orakel, man verlangte seinen Segen. Alle Tage des Jahres, wie auch das Wetter sein mochte, ging er durch das Dorf La Rosâ um sich in eine kleine benachbarte Stadt zu begeben, wo diejenige begraben lag, welche die Zahl der Jahre und die Tröstungen der Religion ihn nicht hatten können vergessen machen. Dort, hingeworfen auf dem Stein des Grabes, welches er mit Blumen und Thränen bedeckte, blieb er Stunden lang in tiefer Beschaulichkeit; dann stand er schweigend und traurig auf, mit rothgeweinten Augen und eingefallenen Zügen. Wenn die Kinder von La Rosâ ihn von Weitem bemerkten, riefen sie: „Ecco il santo, il santo“. „Da kommt der Heilige“! und liefen ihm entgegen, berührten mit den Fingerspitzen die Falten seines Priesterrockes und machten das Zeichen des Kreuzes.

Unter den Kindern, welche dem Abbé entgegen gelaufen kamen, war besonders einer immer der erste, der seine Ankunft erspähte. Er kniete auf der Straße nieder und rief mit gefalteten Händen und lieblichem Anstand: „Santo padre, segne mich“! Dieses hübsche Kind rührte den armen Abbé; es war als ob ein Sonnenstrahl in seine Seele gedrungen sei.

Eines Tages, als Lorenzo, das war der Name des Kindes, wie gewöhnlich den Pater um seinen Segen bat, bot er ihm zugleich einige Blumen an, indem er sagte: „Hier, santo padre, lege sie zu den Deinigen“. Lebhaft ergriffen, brach der arme Priester in Thränen aus, nahm das Kind in seine Arme, bedeckte es mit Küssen, und übergab es seiner Mutter, ohne ein Wort zu sprechen. Seit diesem Tage lächelte er im Vorüber=

gehen beim Anblick Lorenzo's und blieb stehen um ihn zu liebkosen. Jedermann war verwundert über diese Veränderung, alle Mütter beneideten das Glück der Katharina Sarti.

Katharina war die Witwe eines jener kleinen Edelleute Venedigs, denen die Großen vom Goldenen Buche gern die untergeordneten Dienste des Staats überließen. Ihr Mann war als Consul der Republik in einem Hafen des Orients gestorben, und hatte sie mit einem Kinde und ohne Vermögen zurückgelassen.

Katharina, noch jung, war eine sehr hübsche Frau von feinem Wesen und Gefühl. Sie lebte von einer kleinen Pension, welche ihr ein reicher Senator, dessen Client ihr Mann gewesen war, aussetzte. Ihr Kind, Lorenzo, war der Reiz, aber zugleich auch die ernste Betrachtung ihres Lebens. Ein hübscher blonder Kopf, schöne schwarze Augen, ein Gesicht, welches sich mit Glück entwickelte, und eine Haut von so zartem Gewebe, daß die geringste Bewegung sie mit dunklem Roth überzog, dies war die äußere Erscheinung Lorenzo's.

Die Lebhaftigkeit seines Geistes, welcher alles auffaßte, die Richtigkeit seiner Antworten und das Drollige seiner Manieren, machten aus Katharinens Sohn ein sehr liebenswürdiges Kind. Ja man blieb stehen, ihn zu betrachten, wenn er vor der Thüre spielte und seine langen blonden Haare über seine Schultern flossen, und die jungen Mädchen nahmen ihn in die Arme und liebkosten ihn wie ein bambino. Katharina vergötterte ihr Kind; ein Blick, ein Kuß von Lorenzo ließ ihr alle Sorge vergessen. Nichts ward ihr schwer, kein Opfer zu groß, wenn es dem geliebten Sohne galt. Sie hätte ihm so gern die Last des Lebens erleichtert, ihn mit ihrer Liebe gedeckt, wie mit einer geweihten Tunika, um ihn vor der Unbill des Menschen und der Natur zu schützen. Wie glücklich war sie, wenn gegen Abend sie vor der Thür ihres hübschen kleinen Hauses saß, beschattet von dem freigebigen Weinstock und einem großen Feigenbaum, beladen mit köstlichen Früchten. Die letzten Strahlen

der sterbenden Sonne zwischen dem Weingeländer bestrichen diesen friedlichen Sitz mit einem sanften melancholischen Licht. Ein armer blinder Stieglitz sang traurig in seinem Käfig und schien die Helle des Tages zu beklagen, die er nicht mehr sehen sollte.

Katharina hielt Lorenzo auf dem Schooß, drückte seinen allerliebsten Kopf zwischen ihre Hände, sagte ihm artige Kleinigkeiten vor, diese reizenden Schmeichelworte der mütterlichen Zärtlichkeit, in dem wohlklingendsten Dialekt, den es auf der Welt giebt, dem venetianischen Dialekt. „Tesoro mio", sprach sie, liebst du mich auch? Ich träumte du wolltest mir entfliehen, ist das wahr, viscere mie"? Und nahm ihren eignen Scherz für Ernst, betrachtete ihn mit gerührten Blicken, voll Aengstlichkeit. Gewöhnlich wurden diese unzusammenhängenden Worte von einer anmuthigen Cantilene unterstützt, welche unter den Bewohnern von La Rosâ sehr verbreitet war.

Andächtig, fromm wie eine Italienerin, trug Katharina die größte Sorge, das Herz ihres Kindes mit trostreichen Grundsätzen zu erfüllen. In dem naiven Drang ihrer Seele ward sie nicht müde ihm zu wiederholen: „Lorenzo mio, du mußt gehorsam und fleißig sein, so befiehlt es der, welcher für uns gestorben ist. Oh! wie liebt er die kleinen Kinder, unser Herr Jesus Christ! Und wenn sie artig sind und fein ihr Gebet sagen, nimmt er sie in's Paradies auf".

„Was sieht man im Paradiese, Mutter"? fragte Lorenzo.

„Man sieht Engel darin und man ißt Goldbrod, das süßer ist als Honig, und wenn du auch hineinkommen willst, mußt du Früh und Abends vor der Madonna niederknien und sie bitten, daß sie dich unter ihren göttlichen Schutz nehme".

Unter der Zahl der liebenswürdigen Eigenschaften, welche den jungen Lorenzo auszeichneten, dürfen wir eine sehr hübsche Sopranstimme nicht vergessen, und ein glückliches Gedächtniß, welches die schwierigsten Melodien leicht behielt. Seine Mutter, welche einige Kenntniß von der Musik hatte, kam dieser Gabe

zu Hülfe, indem sie ihm hübsche venetianische Barkarolen vorsang, mit denen sie reichlich versehen war. Oft begegneten und vermischten sich die Stimmen von Mutter und Sohn, wie zwei Lichtstrahlen von verschiedener Stärke. Diese kleinen Familienconzerte, worin die schmeichelnden Intervalle der Terz und Sexte vorherrschten, hatten den Ruf Lorenzo's im Dorfe La Rosâ gegründet. Es gab kein Fest, wozu Lorenzo nicht geladen war, keine Feierlichkeit, bei welcher Lorenzo nicht seine hübsche Stimme hören ließ.

Unter den kleinen Kameraden, mit denen er umging, war einer, den er ganz besonders liebte. Er hieß Zopo und gehörte einer achtbaren Familie an, die dem Hause Katharina's gerade über wohnte. Immer beisammen, entgingen die beiden Kinder bisweilen der mütterlichen Aufsicht und liefen weit in's Feld, rollten sich auf den Wiesen und durchstöberten die Hecken, um Vogelnester auszunehmen. Wenn die Nacht sie überfiel, kletterten sie auf einen Maulbeerbaum und sättigten sich von seinen saftigen Früchten. Dann stiegen sie herab und legten sich unter seinen gastlichen Schatten schlafen.

So flossen die Stunden schnell dahin, und entführten mit sich des jungen Lebens erste Seligkeit, die man nicht wieder findet. Sehr oft auch nahmen Lorenzo und sein junger Freund jeder zwei Stücken Holz statt Geige und gingen von Haus zu Haus, eine Art canzonetta murmelnd, welche mit den Worten schließt: Ahi! che partenza amara! Ach! welch' bittere Trennung! Die jungen Mädchen empfingen Lorenzo mit entschiedener Vorliebe und ließen ihn ganz allein den bekannten Refrain singen. „Bravo", sagten sie, indem sie ihn mit Küssen bedeckten, „bravo, animo mio, du singst wie ein Engel del paradiso".

An einem Ostertage, ich weiß nicht mehr in welchem Jahre, war herrliches Wetter. Der Frühlingshauch weckte mit seinem warmen Athem die Knospen der Pflanzen und das Herz der jungen Mädchen. Die ganze Bevölkerung von La Rosâ

war auf den Füßen, vergnügt, in tausend Farben schimmernd. Die Frauen hatten ihre schwarzen Haare in dichte Zöpfe geflochten, auf welchen einige goldene Nadeln prangten, die das elegante Gebäude befestigten. Ein kleiner silberner Rocken trat auf der linken Seite des Kopfes hervor, und seine zarte Spindel, durch ein Kettchen von demselben Metall befestigt, bewegte sich mit Grazie hin und her. Eine schöne purpurrothe Nelke, die Lieblingsblume der Venetianerinnen, schmückte die entgegengesetzte Seite des Kopfes und hing galant auf das rechte Ohr herab. Ein blaues Mieder schnürte die Taille und stieg sich erweiternd, um in seinem reichen Versteck zwei liebliche Schätze zu verbergen. Die reichsten trugen um den Hals eine kleingegliederte goldene Kette, an welcher ein Kreuz hing. Ein blendend weißer Strumpf, mit Phantasieblumen durchwirkt, ein rosafarbener Schuh mit hohen Absätzen, ein zenzale oder-Schleier, zierlich oben auf dem Kopfe befestigt, vollendete das sehr coquette Kostum dieser villanelle.

Die Männer trugen einen Rock mit großen Schößen, eine Weste von rothem Tuch, Hosen von blauem Sammet, große Schuhe mit silbernen Schnallen, eine schöne Schärpe von karmoisinrother Seide, an der linken Seite geknüpft, den Stiel eines Stilets verbergend.

Das Ganze beschloß ein Hut mit breiten aufgekrempten Rändern. Unter dem Hute, der kühn auf dem Ohre stand, sah man eine Mütze von weiß und roth gestreifter Seide, deren Quaste bis auf die Brust herabhing. All dieses Volk war auf dem Platze des Dorfes, und wartete unter frohem Gelächter auf die Stunde der Messe. Das Fest sollte prächtig werden. Man hatte den Organist aus Bassano kommen lassen, und Lorenzo sollte eine kleine Motette singen, welche ihm der Pfarrer von La Rosâ gelehrt hatte, der ein ziemlich guter Musikkenner war. Zwanzig der geschicktesten jungen Mädchen hatten ein

Loblied unisono gelernt, welches auch einen Theil der Ceremonie ausmachen sollte.

Plötzlich ertönt die Glocke, die Menge setzt sich in Bewegung und eilt der Kirche zu, deren eleganter Thurm am fernen Horizont schimmert. Die Kirche war ebenfalls mit ihrem besten Schmuck bekleidet. Jeder Heilige war mit seinen Festtagskleidern angethan, die er von der Freigebigkeit seiner frommen Anbeter erhielt. Die gottesdienstlichen Opfermysterien wurden in vollkommner Ordnung vollzogen, und als nach einigen einfachen Accorden, welche in der Kirche unbestimmte Klänge verbreiteten, die jungen Mädchen ihr Lob= und Danklied gesungen, deren Ausdruck eben so keusch als der Grund ihres Herzens war, sang Lorenzo mit heller Stimme die trostreichen Worte: O salutaris hostia! und Jedermann war gerührt von dem naiven und rührenden Gefühl, von dem er durchdrungen schien. Katharina war ganz glücklich über den Beifall, den ihr Kinde erntete. Der übrige Tag wurde mit verschiedenen Spielen zugebracht, man rollte vergoldete Eier auf einem Abhang von Thonerde, man tanzte auf blühendem Rasen, man flüsterte in duftender Hecke, man drückte sich die Hand beim Schein des verschwiegenen Mondes. O Frühling des Lebens, o sanfte, liebliche Eingebungen der Religion und der ersten Liebe, warum entflieht ihr so schnell?

Unter den nennenswerthen Einwohnern des Dorfes La Rosâ, wo die Kindheit Lorenzo's verfloß, war ein gewisser Giacomo Landi, welcher eine ziemlich wichtige Rolle spielte.

Er war seines Handwerks Barbier, und verband mit dieser nützlichen Profession einen lebhaften Geschmack für Musik, obwohl er keine Note kannte. Er war ein untersetzter Mann mit rothem Gesicht, auf welchem sich eine unförmliche Nase ausbreitete, deren Wurzeln sich jeden Tag erweiterten, wegen der großen Menge Tabak, die sie aufnehmen mußten. Dicke Lippen, die sich nicht schließen konnten, ein halbes Dutzend auf gut Glück gepflanzter Zähne, wie Kegel auf einem ungleichen Boden, und

einige spärliche graue Haare, welche mühsam um den Kopf herum sproßten, bildeten eine der wunderlichsten Physionomien. Dieser Körper, welchen die Natur ein wenig nachlässig behandelt hatte, war von einem Geiste belebt, der launig und sentenzenreich zugleich, eine recht piquante Mischung bot.

Giacomo Landi hatte einen Theil seiner Jugend in der Nähe des Pfarrers von Cittadella als Chorknabe verlebt, und, obwohl er niemals geläufig lesen konnte, war dennoch sein Gedächtniß mit aller Art Elementen, Versen, Lobliedern, Gesängen, geheimnißvollen Legenden, und besonders mit einer großen Anzahl von Predigtfragmenten des Pfarrers von Cittadella erfüllt. Es scheint, daß dieser gute Geistliche die Gewohnheit hatte, oft in seinen Predigten St. Petrus und St. Paul anzuführen, denn der Name dieser beiden Apostel war in seinem Gedächtniß eben so groß geblieben, als sie es in der Geschichte des Christenthums sind. Es gab nichts sehenswertheres als Giacomo, umgeben von einer Gruppe Bauern, deren Orakel er war, wie er mit einer wichtigen Miene irgend welche politische Neuigkeiten vortrug, die das Gouvernement der Republik Venedig beliebt habe in den ihm ergebenen Provinzen zu verbreiten. Eine große Priese Schnupftabak zwischen den Fingern, mit funkelnden Augen und gerunzelter Stirn schloß Giacomo, mit feierlicher Stimme alle seine Anreden mit der unveränderlichen Phrase: „Ecco cosa dicevano san Pietro e san Paolo: das ist es, was St. Peter und Paul sagen.

Die Schenke war der gewöhnliche Ort, wo Giacomo die Brocken seiner heiligen Gelehrsamkeit auskramte. Hier, am Tische vor einem fiasco guten Weins von Bassano, angeregt vom Gläsergeklirr und dem Beifallsrufen seiner zahlreichen Anbeter, glänzte seine Beredtsamkeit wie ein Feuerwerk in den buntesten Farben.

Wir haben schon gesagt, daß Giacomo einen entschiedenen Geschmack für Musik hatte, von der er auch nicht die einfachsten

Elemente kannte; aber sein Ohr war so fein, sein Gedächtniß so glücklich und so reich versehen mit Refrains, mit Weihnachts canzonette jeder Art und aus allen Zeiten, daß er alles zu improvisiren schien, mit einer Stimme, die, obwohl von wenig Umfang, dennoch voll und ziemlich angenehm war. Auch war Giacomo der Anordner aller Feste, die Freude der Kinder und jungen Mädchen, deren Fröhlichkeit er durch galante Reden weckte, oder durch boshafte Erzählungen, die er mit Absicht erfand, indem er diesen Erfindungen, welchen Charakter sie auch haben mochten, seine unwandelbare Bestätigung hinzufügte: Ecco cosa dicevano san Pietro e san Paolo.

In den langen Winterabenden besuchte Giacomo die Ställe der wohlhabenden Gutsbesitzer, wo er erwartet und mit Freuden empfangen wurde. In diesen friedlichen Zusammenkünften, welche zum scheinbaren Zweck irgend einige häusliche Arbeiten hatten, und welche für die Jugend ein Vorwand zu schöneren Musestunden waren, fand Giacomo immer ein Publikum, daß seine Predigten, seine lustigen Improvisationen bereitwillig hörte, worin sich biblische und profane Geschichten, Legenden und zuweilen leichtfertige Erzählungen in malerischer Unordnung mischten, welche, ich versichere es, nicht eine Wirkung der Kunst waren. Wenn Giacomo in eine solche Abendversammlung kam, wollte jeder zuerst von ihm die Tagesneuigkeit wissen, oder wahrgesagt haben; denn Giacomo, wie die Barden der Vorzeit, vereinigte alle Gaben der Weisheit und der fröhlichen Kunst. Am öftersten hatte er eine alte Guitarre, auf welcher er sich durch Bruchstücke von Accorden in dem Grundtone oder in der Dominante begleitete, diesen zwei Angeln der antediluvianischen Harmonie. Giacomo liebte den jungen Lorenzo sehr und belustigte ihn durch seine Lieder und langweiligen Erzählungen. Eines Abends, als Giacomo in die Versammlung bei seinem Gevatter Battista Groffolo, einem der reichsten Pächter la Rosâ's eintrat, fand er sehr lustige Gesellschaft. In einem geräumigen und schönen

Stalle, sehr reinlich gehalten, wo ein Dutzend großer Ochsen auf einer frischen duftenden Streu brummten, war eine große Anzahl junger Leute beiderlei Geschlechts mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt. Eiserne Lampen von antiker Form, an einem Seil in der Mitte des Stalles hängend, beleuchteten kaum mit ihrem gelblichen Licht die nächsten Gruppen und warfen auf alles Uebrige einen unbestimmten Schatten, dem süßen Geheimniß hold. Die Frauen spannen, nähten, strickten; die Männer hülsten Erbsen aus oder wickelten Wolle ab, leichte Beschäftigungen, welche dem Geist genügende Freiheit ließen. Dies war der günstige Augenblick für die langen Geschichten, die alten Märchen und für zärtliche Liebeserklärungen. In einem Winkel des Stalles hatten sich mehrere junge Mädchen um eine der gedachten Lampen gruppirt; sie arbeiteten, lachten, flüsterten und wechselten zärtliche Blicke und herausfordernde Worte mit einigen jungen contadini, welche um sie herum waren. Das aufgeweckteste dieser jungen Mädchen, welches die andern durch Geist und lärmende Fröhlichkeit zu beherrschen schien, war Zina, die Tochter Battista Groffolo's, des Besitzers des Hauses. Sie hatte Lorenzo auf dem Schooß, den sie liebkoste und wie einen Staar plaudern ließ. Beim Erscheinen Giacomos in einer zur Unterhaltung so wohl geneigten Gesellschaft, erhob sich ein großes Geschrei.

„Sapientissimo dottore“, rief ihm sogleich Zina mit einer spöttischen Miene entgegen, „was giebt's für Heirathen, und was für Feste werden vorbereitet? und wie befinden sich die Einwohner von Cadolce, wohin ihr oft predigen geht, in der osteria della Luna?“

„Du bist das boshafteste Mädchen von la Rosâ, erwiederte Giacomo gutmüthig, und, um Dich für Deinen Zungenfrevel zu bestrafen, sollst Du auch ein Geheimniß nicht erfahren, das Dich betrifft und das ein junger, schöner Mann aus Bassano mir anvertraut hat“.

„Aha! Ihr wollet die Unterhaltung abwenden, indem Ihr meine weibliche Neugierde rege macht, antwortete Zina ein wenig betroffen! aber es soll Euch nicht gelingen, dottor mio. Wohlan, ich biete Euch den Frieden an, wenn Ihr uns eine schöne, lange canzonetta singen wollt, die wir Euch zu Ehren im Gedächtniß behalten können".

„Nein, nein, riefen die andern Mädchen, erzählt uns vielmehr eine schöne Liebesgeschichte, eine Geschichte, die sich nicht in den Episteln St. Peter und St. Paul's findet".

Bei diesen Worten empfand Giacomo eine geheime Freude, die er nicht verbergen konnte.

Er war entzückt, daß man ihm Gelegenheit bot, seine Weisheit glänzen zu lassen und aus seinem Gedächtniß eine jener alten Geschichten ziehen zu können, die seit seiner Kindheit darin vergraben lagen.

„Aber was soll ich erzählen"? sagte er mit wichtiger Miene, „ich möchte doch gern einen Gegenstand finden, der schönen Augen würdig, die mich ansehen.

„Nicht übel angefangen", rief Zina lachend.

„Meiner Treu ich will euch eine alte Geschichte erzählen, welche ich Sr. Ehrwürden dem Pfarrer von Cittadella verdanke und welche bis zu, ich weiß nicht, welcher Generation hinaufreicht. Ich wünsche, daß sie euch gefallen möge; es wird ein Beweis für meinen guten Geschmack sein".

„Immer besser, entgegnete nochmals die unerschöpfliche Zina; wir hören alle mit orecchie spalancate" (mit offnen Ohren).

Nachdem Giacomo eine große Priese Tabak genommen hatte, fing er mit voller Stimme also an:

„Es war ehedem ein König. . . .

— Und eine Königin, ohne Zweifel, sagte Zina leise und biß sich auf die Lippen.

— Das ist möglich, aber meine Geschichte sagt nichts davon. Ich wiederhole es. Es war einmal ein König, welcher

durch ein feindliches Volk aus seinem Vaterlande vertrieben, an der Küste des adriatischen Meeres landete. Glücklich dem Unbestand des Schicksals und der Wogen entgangen zu sein, drang er in das Land Venetia, und gründete da eine Stadt, welche noch existirt und die Ihr alle kennt, Padua. Dieser Fürst hieß Antonio, und da er sehr fromm und dankbar war, ließ er eine prächtige Kirche zu Ehren seines Patrons bauen. Seit dieser Zeit wird der Santo von Padua in ganz Italien verehrt.

„Nicht weit von dieser Stadt, in den Meiereien des Königs, lebte ein junger Hirt; schön von Gestalt, voll Grazie und Bescheidenheit. Er hatte eine zahlreiche Heerde Ziegen zu hüten und brachte sein Leben in den dichten Wäldern und weitläuftigen Wiesen zu. Wenn die Einsamkeit zu schwer auf seinem Herzen lastete, brach er einen Weidenzweig ab und machte sich eine Schalmei, auf der er seine Traurigkeit in sanften, klagenden Tönen aushauchte, welche die Lüfte mit fortnahmen und das Echo wiederholte. Oft auch suchte er seine von unbestimmten Wünschen bewegte Seele dadurch zu erleichtern, daß er den Schutz des heiligen Antonio anflehte. Und was war sein Leiden, worüber klagte er?

„Eines Tages sah der junge Hirt an dem Abhang eines Hügels im Schatten eines Olivenwaldes ein junges Mädchen, welches der sanften Melodie seiner Schalmei zu lauschen schien: Es war Nisbe, die einzige Tochter des Königs. Sie floh das Geräusch der Stadt, sie lustwandelte, um die Landluft zu genießen, längst eines Baches dahin, dessen klares Gewässer ihr Bild abspiegelte.

„Betroffen von den melodischen Tönen bleibt Nisbe stehen, horcht und sucht die Ursache ihres Vergnügens zu entdecken. Sie sieht den jungen Hirten, bemerkt seine Schönheit und wundert sich, so viel Adel in einem Manne von so niedrigem Stande zu finden. Nisbe setzt sich ans Ufer des Baches, sucht mit ihren schönen Augen den Gegenstand, der sie fesselt und über=

läßt sich ihren Gedanken. Sie kommt den folgenden Tag wieder, dann den nächstfolgenden, und endlich alle Tage, hingerissen durch eine geheimnißvolle Macht. Dann nähert sich Nisbe dem Silvio (das war der Name des jungen Schäfers), befragt ihn um seine Familie, nimmt Antheil an seinen Arbeiten, seinen Hoffnungen, und verspricht ihm den Schutz ihres Vaters. Ihr wißt es besser als ich, care mie, fügte Giacomo mit einer Miene hinzu, die boshaft sein wollte, die Liebe ist ein großer Lehrmeister, der diejenigen weit führt, die seine Schule besuchen. Silvio und Nisbe waren nicht lange in Ungewißheit über das Gefühl, welches Eins für's Andere hegte; sanfte Blicke hatten sie bald in das Geheimniß ihrer Herzen eingeweiht. Man hat Könige sehen Schäferinnen heirathen, sagt ein altes Sprichwort; aber ich weiß nicht, ob es jemals Prinzessinen gab, die Schäfer heiratheten: St. Peter und St. Paul schweigen gänzlich über diesen Punkt. Alles was ich Euch sagen kann, ist, daß Nisbe's Vater Silvio nicht zum Schwiegersohn haben wollte; er warf seiner Tochter ihre niedrige Liebe vor, und verbot ihr aus der Stadt zu gehen, indem er ihr ankündigte, daß sie in wenig Tagen die Gemahlin eines ihm befreundeten Prinzen sein würde. Nun müßt Ihr aber wissen, daß Nisbe weit, sehr weit von hier geboren war, fast am Ende der Welt, ganz in der Nähe der Sonne, in einem Lande, wo ewiger Frühling herrscht, und wo fortwährend Honigbäche fließen, wo die Feigen in einem Tage reifen, wo Vögel mit goldnem Gefieder reizende Hymnen singen, wo das Leben wie ein sanfter Strom dahin fließt, und wo jede Stunde ein neues Glück bringt. In diesem Lande der Seligkeit, welches ans Paradies stößt, gehen die Götter oft mit den Menschen um, weil sie von der Last der Unsterblichkeit ausruhen wollen. Eine Göttin des Olymps hatte eine heftige Leidenschaft für den König gefaßt, welcher der Gegenstand dieser Geschichte ist, und die reizende Nisbe war die Frucht dieser geheimnißvollen Verbindung. Ihre Mutter hatte ihr die unglückliche

Gabe vermacht, niemals zu sterben, und vielleicht auch ein gefühlvoll Herz, das zu sehr geneigt war, sich von einem Manne rühren zu lassen, den das Schicksal so weit unter sie gestellt hatte.

„Als Nisbe von ihrem Vater Befehl erhielt, Silvio nicht wieder zu sehen, ward sie ganz betrübt. Ein düsterer Schleier überzog ihr bis jetzt so sanftes und heiteres Leben. Im Uebermaaß ihres Kummers bat Nisbe ihre Mutter, ihre Lebenstage einzuhalten. „Glücklich", rief sie, „sind die Frauen, welche der Tod von Herzenskummer befreit! denn ohne Liebe ist die Unsterblichkeit die grausamste der Qualen. O meine Mutter, zerreiß den Faden meines Lebens, verwandle mich in eine Blume des Feldes, in einen Baum des Waldes, oder mache auch aus mir und Silvio zwei Himmelsvögel, damit wir uns in Freiheit lieben können".

„Erleichtert durch dies Gebet, schlief Nisbe ein. Die Göttin, gerührt von dem Schicksal ihrer Tochter, schickte ihr tröstende Träume, welche sie eine baldige Befreiung hoffen ließen. Am nächsten Tage, da Nisbe sich weniger streng bewacht glaubte, verließ sie heimlich den Pallast ihres Vaters und flüchtete zu Silvio. Ihre beiderseitige Freude war außerordentlich. Neben einander sitzend, überhäuften sich beide mit den keuschesten Liebkosungen, als sie die Garde des Königs auf sich zukommen sahen:

„„Abgott meiner Seele!"" rief Nisbe plötzlich aus, „„Du siehst es, wir müssen uns trennen. Die Menschen sind neidisch auf unser Glück, und es giebt keines mehr für uns auf dieser Erde; aber tröste Dich, eine geheime Stimme sagt mir, daß wir uns anderswo wiedersehen werden ...."" Und Silvio sah nun seinen zitternden Armen eine weiße Taube entschweben, welche dem Himmel zuflog. Unbeweglich vor Verwunderung und Schrecken, mit aufgehobenen Händen, als wolle er den angebeteten Gegenstand zurückhalten, war er keines Wortes mächtig. Die Geschichte fügt hinzu, daß die Götter, gerührt von dem Schmerz des jungen Sterblichen, Nisbe in ein glänzendes Gestirn ver-

wandelten, dem schönsten am gestirnten Himmelszelt, in denjenigen Stern, welcher vor Auroren aufgeht und am spätesten untergeht, um als Fackel glücklich Liebenden zu dienen, und welchen man seitdem den Schäferstern nennt".

Diese Legende, welche Giacomo mit aller Naivetät seiner Seele erzählt hatte, war sehr verbreitet in den Provinzen der Republik Venedig. Es ist ein Commentar der wohlbekannten Verse des ersten Buches Aeneide

Antenor potuit, mediis elapsus Achivis,
Illyricos penetrare sinus . . . .

in welchen der lateinische Dichter die Geschichte Antenor's erzählt, welcher glücklich in den Meerbusen von Illyrien drang, bis ins Reich der Liburnier vorrückte, wo er die Stadt Padua gründete, welche der Zufluchtsort der flüchtenden Trojaner ward. Diese Erzählung, worin sich alterthümliche Erinnerungen und neue Geschichte vermengen und durchkreuzen, und in welcher die Naturpoesie, wie die Griechen sie auffaßten, sich mit den frommen Legenden des Christenthums mischt, ist ein characteristischer Zug der zweifachen Civilisation, deren Schauplatz Italien gewesen ist. Aufrichtig gesagt, ist das Heidenthum niemals völlig besiegt worden, und Dante, indem er Virgil wählte, um ihn durch die geheimnißvollen Kreise der katholischen Stadt zu führen, hat auf faßliche, tiefe Weise diesen noch fortbestehenden Doppelcharacter der italienischen Civilisation ausgedrückt.

Unter den Volksfesten der Provinzen Venedig's, wo man noch Spuren dieser zweiseitigen Bildung fand, war das Fest der Geburt Christi eines der malerischsten. Den Tag vor dem heiligen Christabend war das bedeutendste Wirthshaus von la Rosâ auf ganz ungewöhnliche Art erleuchtet. Ein Theil der Bevölkerung war darin, in der Erwartung einer großen Begebenheit, versammelt. In der Mitte einer ziemlich geräumigen Küche hatte man eine Estrade gebaut, auf welcher ein mit einem alten Teppich behangener Lehnstuhl den Pomp eines königlichen

Thrones vorstellte. Eine Etagere, welche bis zur Decke reichte, war mit blanken Gefäßen und Vasen beladen, welche sich in der heitern Flamme eines Herdes spiegelten, auf dem ein halbes Dutzend schöner, saftiger, appetitlicher Gänse sich am Spieße drehten, wie Seelen im Fegfeuer. Eine lange Tafel mit weißem Tischtuch, besetzt mit Vasen voll Wein und allen andern nöthigen Gegenständen, bezeichnete die Vorbereitungen eines Festes, welches bald stattfinden sollte. Mit dem zehnten Glockenschlage hielt Battisto Grossolo, der reiche Pachter, dessen wir weiter oben gedacht haben, seinen Einzug in den Saal des Wirthshauses; angethan mit einem rothen Mantel, auf dem Kopfe eine Art ausgezackter Krone von Goldpapier, glich er einer jener alten biblischen Königsfiguren, welche als Wirthshausschild auf dem Lande in fast ganz Europa gefunden werden. Battista Grossolo bestieg die Estrade, setzte sich gravitätisch, und auf ein Zeichen, das er mit der Hand gab, verbeugten sich alle Anwesenden ehrfurchtsvoll. Nach einigen Augenblicken allgemeinen Schweigens, hörte man an die Thür der osteria pochen, und sah drei wunderliche Gestalten erscheinen, einen Greis, ein junges Mädchen, und ein Kind, gekleidet wie Magier vom Theater: Es waren Giacomo, Zina, die Tochter des Battista Grossolo und Lorenzo, welche die drei Weisen des Evangeliums vorstellten, mit dem eigenen Character, welchen die Tradition jeder dieser ehrwürdigen Personen beilegt. Giacomo hatte seine alte Guitarre genommen, und alle drei trugen am Halse, an einem rothseidenen Bande hängend, einen kleinen Koffer, welcher die durch die Legende geheiligte Opfergabe enthielt.

Die drei Weisen näherten sich dem Thron des Königs, und Giacomo fragte mit ehrfurchtsvoller Stimme: „Wo ist der König der Juden, der da geboren ward? denn wir haben seinen Stern gesehen, und kommen ihn anzubeten". Bei diesen Worten erhob sich ein großes Gemurmel unter der Menge. Herodes und sein Hof schienen bestürzt. Jedoch hieß man die

drei Weisen sich niedersetzen, erwies ihnen die Pflichten der Gastfreundschaft, wusch ihnen die Füße, und lud sie ein, sich für ihre weitere heilige Pilgerwanderschaft zu stärken.

Der König Herodes, die drei Weisen und die hauptsächlichsten Würdenträger des Hofes nahmen an der Festtafel Platz. Giacomo durch häufigen Genuß des Weins belebt, der Rolle mit der er bekleidet war, vergessend, wollte die Versammlung im Namen St. Peter und St. Pauls anreden und hatte schon die berühmten Eingangsworte heraus: Ecco cosa dicevano...., als man ihm bemerkbar machte, daß es ihm, als einem der Weisen, unmöglich sei, die zwei großen Apostel anzurufen, deren Episteln später seien als der Tod Jesu. Ohne vollkommen von der Richtigkeit dieser Bemerkung überzeugt zu sein, ließ sich Giacomo doch gefallen, seinen Vortrag zu verschieben. Nach dieser kleinen Episode stand man von Tische auf; der König Herodes bestieg nochmals seinen Thron, und sagte zu den drei Weisen, welche ihn anhörten: „Gehet, erkundigt Euch nach dem Kinde, und wenn Ihr es werdet gefunden haben, laßt mich es wissen, damit auch ich es anbete“.

Die drei Weisen beugten sich achtungsvoll und verließen den Saal. Sie fanden das Dorf erleuchtet. Die bedeutendsten Häuser waren mit Fackeln besetzt und umgeben von jungen Mädchen in bunten verschiedenartigen Verkleidungen, welche den Reisenden zuschrien: „Oho! Oho! Hier ist der König der Juden, den Ihr sucht“! und zugleich mit diesem Geschrei warfen sie den Reisenden einen Strohmann an den Kopf, der ein Kind in Windeln vorstellte. Die Pilger durchzogen diese mißliebige Menge im tiefsten Schweigen und schienen gefühllos gegen die Schmähung, deren Gegenstand sie waren.

So kamen sie aufs freie Feld, gefolgt von einer Rotte Kinder und Frauen. Ein zweiräderiger Wagen von alterthümlicher Form, von zwei Ochsen gezogen, fuhr voraus. Auf diesem Wagen, welcher denen ziemlich ähnlich war, die ehedem die

römischen Triumphatoren bestiegen, waren vier junge Bursche, von denen jeder eine lange Harzfackel hielt, deren grelle Flamme sich in die Lüfte erhob. Die Schatten, welche das Licht warf, hüllten den Wagen ein und entzogen den Augen der Menge gänzlich die Einzelnheiten dieser naiven Inscenesetzung, durch welche man die Beweglichkeit des prophetischen Sternes darstellen wollte.

Diese fromme und rührende Ceremonie ward in einer Nacht von wunderbarer Klarheit ausgeführt. Das Firmament war strahlend, die Sterne blinkten auf ungewöhnliche Weise, die Luft war mild, Dunkelheit und Schweigen herrschte in der Natur. Man hörte nichts als von Zeit zu Zeit das Blöken der in den benachbarten Meiereien eingesperrten Schafe, nichts als das klagende Geschrei irgend eines schlecht gebetteten Vogels, nichts als die verhallenden Töne einer entfernten Stimme. Eine süße unbestimmte Traurigkeit erfüllte die Herzen, als Giacomo einige Accorde auf seiner alten Guitarre anschlug und die drei Weisen ein naives Klaglied anstimmten, indem sie ihren Weg verfolgten. Dieses Klaglied war ein Bruchstück einer Litanei Lotti's, des berühmten venetianischen Componisten zu Anfange des 18. Jahrhunderts, dessen liebliche Melodie sich an die lachenden Ufer der Brenta verirrt hatte, wohin sie ohne Zweifel durch irgend eine Edeldame versetzt worden war, um dort Wurzel zu fassen, gleich Saamenkörnern, welche von Zugvögeln, den gehorsamen Boten einer geheimnißvollen Macht, ausgestreut werden. Die Melodie von Lotti, von unbekannter Hand für zwei Stimmen eingerichtet, war sehr gewöhnlich in den Provinzen des Festlandes, wo sie für einen der naiven Gesänge galt, die der fruchtbaren Erde zu entsteigen scheinen, wie die Düfte des blühenden Weißdorns. Giacomo war beauftragt die Baßpartie vorzutragen, während Zina und Lorenzo den Sopran unisono sangen. Folgendes sind die Worte dieses lieblichen Weihnachtsliedes:

„Geheimnißvoller Stern, dessen beweglichen, immer neuen Spuren wir so lange folgen, führe uns endlich zu

der Wiege des Kindes, das der Welt versprochen wurde, zur Glückseligkeit der Menschen. Benachrichtigt durch deine segensreiche Klarheit, kommen wir von den äußersten Enden des Orients, um den Christus anzubeten, der verkündiget ward von den Propheten; wir bringen ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen, was das Land unserer Väter Köstliches enthält. Gebeugt unter der Last der Jahre, kommen wir zu Dir, wunderbares Kind, damit Du die Finsternisse zerstreuest, die uns von allen Seiten umgeben, damit Du von unserm gebrochenen Herzen die schwere Last des Zweifels nehmest, welche der böse Feind uns vermacht hat. Sei tausend Mal gesegnet, o König von Israel! Möge Dein Licht leuchten über den Abgrund unseres Elends, möge Dein geheiligtes Wort unsere befleckten Seelen reinigen, möge dasselbe uns mit Gott dem Schöpfer aussöhnen! O Christus Erlöser, geheiliget werde Dein Name in Ewigkeit"!

Die rauhe Stimme Giacomo's und die angenehmeren Zina's und Lorenzo's, harmonisch neben einander gestellt, ergossen sich also in sanften Accorden, während der Zug seinen Marsch fortsetzte und die Weisen kehrten in jedes einigermaßen bedeutende Haus ein, das sie auf ihrem Wege fanden. Sie wurden mit frommer Herzlichkeit empfangen, und gingen in einen Winkel des Stalles, um sich zu den Füßen des Jesuskindes niederzuwerfen, das in der Krippe lag, umgeben von der heiligen Familie.

Nach diesen verschiedenen Stationen, setzten die Weisen den Lauf ihrer Pilgerreise fort, bis sie an das Gitter eines Schlosses angekommen waren, wo sie durch einen Livreebedienten eingeführt wurden. Man führte sie in einen großen Salon, angefüllt mit Herren und edlen Frauen. Giacomo grüßte demüthig die Gesellschaft und nachdem er auf seiner alten Guitarre die einzigen

zwei Accorde angeschlagen hatte, die ihm geläufig waren, stimmten alle drei das Weihnachtslied an, dessen Worte wir übersetzt haben. Die edle Versammlung schien von der Wirkung des Ganzen befriedigt, aber man bemerkte besonders die frische Stimme Lorenzo's, dessen kindliche Grazie schon die Blicke auf sich gezogen hatte. Ein junges Fräulein, welches zu gebieten schien, hieß Lorenzo sich nähern, und fragte ihn mit Sanftmuth:

„Hast Du Brüder und Schwestern, mein schönes Kind?

— No, signora, antwortete er, ein wenig erröthend, ich bin das einzige Kind meiner Mutter.

— Liebst Du Deine Mutter sehr?

— So wie ich den guten Gott liebe, sagte er ohne das geringste Stocken.

— Das ist eine Antwort, welche ein Herz verkündet, so rein wie Deine Stirne".

Und ein allgemeines Beifallsmurmeln begleitete dieses Lob.

Die gentildonna, indem sie Lorenzo näher zu dem Canapee zog, auf dem sie saß, fragte mit sanftem Lächeln:

„Gewiß möchtest Du nicht die Mutter verlassen, die Du so sehr liebst?

— Wenn es zu seinem Glück wäre! antwortete eilig Zina, die die ganze Tragweite dieser Frage einsah.

— Zum Beispiel, fuhr das edle Fräulein fort, indem sie die Augen auf einen schweigsamen Greis warf, welcher ihr gegenüber am andern Ende des Kamins saß, würde es Dir bei uns gefallen, liebes Kind?

— O santa Maria! rief nochmals Zina, welche in ihrer Liebe für Lorenzo, seinen Antworten zuvorkam, das wäre ein großes Glück für Mutter und Sohn.

— Nun gut! wir wollen morgen mehr davon sprechen, erwiederte das Fräulein"; und auf eine graziöse Bewegung ihrer Hand, zogen sich die drei Weisen zurück.

Eine kleine Stunde von la Rosâ, auf der schönen Straße, welche von Padua nach Bassano führt, besät mit malerischen Dörfern, zahlreichen Gasthäusern und reichen Baumgärten, befand sich das liebliche Dorf Cadolce, und in diesem Dorfe eine der entzückendsten Wohnungen des Festlandes. Sie hing an dem Abhange eines Hügels, gelehnt an den Saum eines Gehölzes, welches Kühle und wohlthätigen Schatten weithin verbreitete. Das Schloß, umgeben von Säulengängen, war geräumig und elegant. Sein italienisches Dach setzte sich von dem Grün ab, das es umgab und strahlte in der Sonne wie ein Feenraum. Dieses Schloß war aus dem 16. Jahrhundert; es ward durch Palladio erbaut, von den Ueberresten alter griechischer Monumente. Das Schloß war von der Straße durch einen breiten mit Wasser gefüllten Graben getrennt, und durch ein langes vergoldetes Gitter, welches in ein reiches Parterre sehen ließ, von Citronenbäumen und den seltensten Blumen, die von überschäumenden Springbrunnen erfrischt wurden. Eine große Menge hübscher Tauben und Pfauen mit schielerndem Gefieder wiegten sich immer auf dem Dache des Schlosses, das sie mit ihrem melancholischen Geschrei und ihrem verliebten Gurrlen erfüllten. Das Innere des Schlosses entsprach der Pracht des Aeußern. Große, kostbar dekorirte Zimmer, Gemälde, Statuen, eine gewählte Bibliothek, eine Kapelle, ein Theater, eine zahlreiche Dienerschaft, alles kündigte den Wohnsitz eines Großen an. Das Dorf umgab das Schloß und zog sich längs der Straße in artigen weißen Häuschen hin, bewohnt von einem arbeitsamen Volk.

Cadolce war das reinlichste Dorf, das es zwischen Padua und Bassano gab. Seine Bewohner standen im Ruf großer Jovialität; sie schwärmten für Vergnügen, und es war zum Sprichwort geworden, daß, wenn man Langeweile habe, man nach Cadolce gehen müsse. Auch eilte man an Festtagen in Masse dahin; man trank, man tanzte sich außer Athem. Das

Wirthshaus zur Luna war mit guten Cameraden gefüllt, die da auf die Tische schlugen und mit ihren nicht vorbereiteten Dissonanzen die Scheiben zerbrachen.

In einem schönen und großen Gemach der Villa Cadolce, mit alten Familienportraits geziert, unter welchen man mehrere Dogen bemerkte, unterhielten sich zwei Personen friedlich mit einander. Der eine dieser Beiden, gehüllt in eine lange schwarze Robe, die Hände auf dem Rücken, schritt, sein weißes Haupt leicht auf die Brust gesenkt, mit langsam gemessenen Schritten auf und ab. Von Zeit zu Zeit stieß er einen Seufzer aus und sprach einzelne Worte dazu, welche sich nur mühsam über seine dünnen geschlossenen Lippen zu drängen schienen. „Es ist vorbei“, sagte er leise, „ja es ist vorbei mit der Unabhängigkeit und Größe Venedigs“.

Nach einigem Stillschweigen, während er noch immer auf und abschritt, setzte er, indem er die Stimme erhob und sein sechszigjähriges Haupt ein wenig aufrichtete, hinzu: „Und doch, wenn der Senat mich hören wollte, könnten wir noch einige glanzvolle Tage erleben; wir würden Verbündete haben, Gold und Soldaten, uns zu vertheidigen“.

Er schwieg von neuem und hielt in seinem Gange ein, von dem er ermüdet schien. „Aber, ach“! sagte er, „wir sind alt, und Jedermann verläßt uns. Die Patrizier sind verdorbener, als das Jahrhundert, in welchem wir das Unglück haben zu leben, sie hängen mehr an ihren Reichthümern und ihrem feigen Müssiggange, als an der Unabhängigkeit des Vaterlandes. Wenn man sie nur auf dem Broglio spazieren und auf ihren casini soupiren läßt, reichen sie ihre Kehle dem Schicksal entgegen, das man ihnen bereitet“.

— Es scheint mir, daß Ew. Excellenz sich die Gefahren der Republik sehr vergrößern, sagte die andre Person, welche nachlässig auf einem sammetnen Sopha hingestreckt ein altes halbgeöffnetes Buch in der Hand hielt und von Zeit zu Zeit

darin zu lesen versuchte. Die der Unabhängigkeit Venedigs friedlichen Mächte sind mit ihren eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt, um daran zu denken, uns zu beunruhigen.

— Ach! nicht die Waffen der bei unserm Untergang betheiligten Nationen fürchte ich für mein Vaterland, erwiederte der erste Sprecher; ich fürchte den neuen Geist, der sich aus allen Winkeln des Horizonts erhebt. Unsere alten Institutionen werden von einem unheilvollen Prinzipe untergraben, das sich jeder Wachsamkeit entzieht. Die Provinzen werden unruhig, die Patrizier sind uneins und die Städte verlangen ganz offen eine Staatsreform.

Das geht bis auf unsere guten Gondoliers herab; sie sehen finster, grüßen uns mit weniger Respekt und singen die Stanzen des Tasso nicht mehr mit der seligen Heiterkeit wie ehedem. Ja, mein Freund, wir gehen augenscheinlich einer Auflösung aller Dinge entgegen.

— Ew. Excellenz wissen besser, als ich, daß die Republik ein altes Schiff ist, dessen Kiel zu tief in den Busen der Wellen taucht, um seine Segel beim geringsten Winde zu streichen. Beruhigen sich Excellenz also, per Bacco! Die Gesetze Venedigs sind das Werk einer vollkommenen Politik, und Horaz scheint die Begebenheiten, die uns bedrohen, vorhergesehen zu haben, wenn er sagt ....

— Abbé, Du irrst Dich. Horaz ist gewiß ein großer Poet, der vortreffliche Sachen gesagt hat über den Menschen und sein Geschick; aber ohnerachtet Deines gelehrten Auslegers, zweifle ich, daß er die Begebenheiten vorhergesehen hat, die uns bevorstehen. Glaube meiner alten Erfahrung: wir sind bestimmt eine der größten Revolutionen in der Geschichte zu erleben. Nichts von dem, was Du gelesen hast, kann mit dem verglichen werden, was ich befürchte. Es ist eine Welt, die zusammenstürzt. Venedig, das so viel Stürmen getrotzt hat und dessen Gesetze ein Werk der Zeit und der Gerechtigkeit sind, wird an der

Klippe zerschellen, die ich von fern bemerke. Ich wiederhole es, wir sind alt, das Leben entflieht, Venedig ist eine Lampe, welche im Verlöschen nur noch ein unstätes Licht ausstrahlt. Man sollte meinen, die Natur selbst trüge zur geheimen Auflösung bei, denn die Jahreszeiten, besonders der Frühling, sind nicht mehr das was sie unsern Vätern waren. Ja, ja, mein Freund, auch die Erde erkaltet im Raum; die Sonne hüllt sich in finstre Wolken ein, und der Mensch verliert von seiner Wärme und von seiner süßen Heiterkeit. Uns bleibt nichts übrig als zu sterben in Gottes Barmherzigkeit.

Indem er diese letzten Worte aussprach, sank der Greis auf einen Stuhl und bedeckte die Augen mit seinen magern Händen. „Per Bacco!“ Ew. Excellenz setzen mich in Erstaunen, versetzte der Abbé. Ich sehe nicht, daß die Sonne weniger strahlend, die Blumen weniger duftend und der Cyperwein weniger wohlthätig wäre als sonst. Eh via! Eh via! lassen Sie Ihre finstern Weissagungen. Gott und die Natur sind immer dieselben; das Uebel sitzt nur im Menschen. Laßt uns die gegenwärtige Stunde nicht durch unglückliches Voraussehen verbittern; laßt uns sanft mit dem Strome schwimmen, der uns treibt; singen wir mit Horaz:

Läetus in praesens animus, quod ultra est,
Oderit curare, et amara lento
Temperet risu. Nihil est ab omni
Parte beatum*).

Der erste der zwei Sprechenden war Marco Zeno, ein edler Venetianer, dessen Familie bis in die ersten Zeiten der Republik hinauf reichte. Alle diejenigen, welche ähnliche historische Ansprüche hatten, wurden Wahlfamilien genannt, weil sie glaubten von den zwölf tribuni abzustammen, welche im Jahre 679

*) „Zufrieden mit der Gegenwart, soll unser Geist vermeiden sich um die Zukunft zu sorgen! Mag er durch sanfte Heiterkeit die Bitterkeit des Lebens versüßen. Hienieden giebt es kein vollkommnes Glück“. (Horaz, Bd. IV. Buch II.)

den ersten Dogen erwählten. Marco Zeno mochte zur Zeit unserer Erzählung etwa sechszig Jahr sein. Er war ein großer magerer Mann, mit einer breiten freien Stirne. Er hatte eine ausdrucksvolle, aber strenge Physiognomie; sein ruhiges Wesen, sein kalter und abschreckender Blick flößte Achtung gemischt mit Furcht ein, welches Männern eigen ist, die zu befehlen gewohnt sind. Obschon wohlwollend gegen Personen seines vertrauten Umgangs, hatte dennoch sein Wesen nichts Mittheilendes. Man las in der Unbeweglichkeit seiner Züge, daß er in einer privilegirten, souverainen Kaste geboren war, deren Rechte er geachtet wissen wollte. Große Herzensergießungen waren seiner kalten Vernunft zuwider. Er konnte weder die rauschende Freude, noch zu große Gefühlsausbrüche ertragen. Er liebte die Geister, die sich beherrschen und sich mit Mäßigung kundgeben. Er kannte die Menschen zu sehr, um sich durch den Anschein täuschen zu lassen, er glaubte weder an eine gänzliche Uneigennützigkeit noch an eine grundlose Bosheit. Es war ein weitsehender Geist, erfahren in der Handhabung der Geschäfte. Da er fast an allen Höfen Europas Gesandter der Republik Venedigs gewesen war, so hatte er den Mechanismus der Regierungen studirt und kannte deren Stärke und Schwäche. Marco Zeno hatte für nichts Begeisterung, er mißtraute dem lügnerischen Worte, und verlangte positive Thatsachen, ehe er einen Entschluß faßte; dann aber handelte er ohne Zweifel und ohne Stocken. Er glaubte an die Liebe, den Haß, die Freundschaft, wie an Kräfte der menschlichen Natur, die man nutzbar machen kann. Obschon vollendeter Meister der Verstellungskunst, war er mit einer genugsam empfänglichen Seele begabt, um eine Rolle in dem Drama des politischen Lebens gut zu spielen, welches der große Ehrgeiz seines Lebens gewesen war. Er war einer jener Staatsmänner, deren Venedig viele besaß, eine jener italienischen Intelligenzen, leuchtend und stark, welche zu dem erhabenen Standpunkt des Lebens gekommen sind, wo alles klar wird, aber schmerzlich kahl.

Jedoch unter der rauhen Hülle dieses alten Senators, in diesem finstern, durch eine lange Erfahrung mit unseren Gebrechen vertrauten Manne, gab es doch einen geheimen Versteck, wohin sich alles was ihm von Lebenssaft übrig war, geflüchtet hatte: Dies war die Liebe zum Vaterland. Als Politiker etwa der Schule Machiavells, dessen berühmtes Buch im Grunde nichts als die Verherrlichung des glücklichen Erfolgs ist, war Marco Zeno in den Vorurtheilen dieser Oligarchie auferzogen, für welche die Nation gänzlich im Staate, und der Staat in einer auserwählten Minorität aufging. Dieses abstrakte Wort Staat war damals für Politiker das, was das Wort Seele noch in unsern Tagen für gewisse Philosophen ist, ein eifersüchtiger, schweigsamer und verhüllter Gott, welcher die Welt nur erschaffen zu haben scheint, um sie zu unterdrücken und zu vernichten. Obschon Marco Zeno unter Ludwig XV. in Frankreich gelebt, und mitten unter der philosophischen Phalanx sich bewegt hatte, welche bemüht war, das große Gesetz des beständigen Fortschrittes des menschlichen Geistes aus der Geschichte zu entwickeln, so war er doch undurchdringlich geblieben gegen das, was er die tollen Ideen einer neuen Zeit nannte. Seiner Meinung nach sollte die Macht immer das Theil der höhern Classen der Gesellschaft sein, mit der Bedingung jedoch, daß sie zum Besten Aller ausgeübt werde. Er sagte oft, daß das Gesetz wie die Sonne sein sollte, daß es die Völker erleuchten müsse, ohne daß diese es berühren dürften. Für Marco Zeno, wie für die ganze venetianische Aristokratie, bestand die politische Wissenschaft in dem wohlbekannten Spruch: Pane in piazza, e giustizia in palazzo.

Der Zweite dieser Sprechenden war der Abbé Zamaria, der Secretair und Freund Marco Zeno's. Er hatte ihn auf seinen Gesandtschaften begleitet und hatte alle Wechselfälle des Schicksals mit ihm getheilt. Es war ein kleiner, runder, lebhafter Mann, von sanftem und liebenswürdigem Character, der

eine wohlthätige und fast unvertilgbare Heiterkeit um sich verbreitete. Seine ungetrübte Einbildungskraft strahlte nur den lichtvollen und tröstlichen Theil des Lebens wieder. Sehr vertraut mit den alten Sprachen, kannte er auch noch fast alle modernen Sprachen Europas; Dichter, Philosoph und Musikkenner, vereinigte der Abbé alle Wissenschaften seiner Zeit, deren Tiefe er unter dem Lächeln eines Kindes verbarg. Er gehörte zu jener Familie liebenswürdiger, feiner Geister, zu den praktischen Philosophen mit gemäßigten Leidenschaften, mit zartem Geschmack, mit weichen beweglichen Glaubensansichten, welche sich mit dem Strome treiben lassen, der sie fortreißt, die frei von weitausgreifenden Plänen, ohne Ehrgeiz, von allen Früchten des Weges kosten, ohne Kummer und Reue. Der Abbé Zamaria war einer jener zurückhaltenden, verständigen Menschen, welche das Glück in der Mäßigung der Wünsche, in irgend einem friedlichen Winkel, an der Seite eines lieben Gegenstandes finden, einer der heitern Abbé's des 18. Jahrhunderts, die der Lebensweisheit des Horaz mehr huldigen, als den Lehren des Evangeliums, die das Leben piano, piano schlürfen und die Kümmernisse abwerfen, wie der Vogel die Thautropfen abschüttelt, die seine Flügel benetzen.

Marco Zeno und der Abbé Zamaria waren zwei ganz entgegengesetzte Charactere, welche ziemlich treu die zwei großen Elemente der venetianischen Gesellschaft repräsentirten, das heißt die oligarchische Minderzahl, welche die Vortheile und Sorgen der Gewalt hatte, und das sanfte und geistreiche Volk, welches sich weichlich auf den Lagunen wiegte und das Leben wie eine leichte Gondel dahin gleiten ließ sul mare infido. Marco Zeno war seit langer Zeit Wittwer. Eine einzige Tochter war die Erbin seiner Zärtlichkeit und seines Vermögens. In einem Winkel der Villa Cadolce lebte in stiller Zurückgezogenheit der heilige Abbé, von dem im Anfange dieser Geschichte die Rede war. Er war der jüngste Bruder des alten Senators.

Das Schloß, worin sich die eben beschriebene Scene zutrug, ist dasselbe, wo die drei Weisen aufgenommen wurden in der heiligen Nacht. Das junge Mädchen, welches das Kind Katharine Sarti's mit so viel Liebreiz aufnahm, war die Tochter des alten Senators, und folglich die Nichte des ehrwürdigen Geistlichen, dessen Herz Lorenzo zu rühren verstand. Mit dem Eintritt in diese altvenetianische Familie, erbte der junge Lorenzo so zu sagen etwas von dem Schicksal seines Vaters, welcher ein Schützling Marco Zeno's gewesen war, dessen Unterstützung sich auf die Wittwe erstreckt hatte, die von ihm eine Pension erhielt. Als Zeno's Tochter Lorenzo über die Zahl seiner Brüder und Schwestern ausfragte, wußte sie nicht, daß er der Sohn Katharine Sarti's war. Der anfangs nur instinktmäßige Antheil, den sie sogleich an einem Kinde nahm, das sie zum ersten Male sah, nahm einen ernsteren Character an, als sie erfuhr, welche Bande zwischen dem Vater Lorenzo's und ihrer eignen Familie seit langer Zeit bestanden. Ohne andern Grund, als den eines großmüthigen Wohlwollens im Hause Zeno's aufgenommen, gelang es dem Sohne Katharinens bald, die Liebe des alten Senators und besonders die seiner Tochter zu gewinnen.

Beata, die einzige Tochter des Senators Marco Zeno, mochte etwa fünfzehn Jahre zählen zur Zeit, da Lorenzo in ihrer Familie aufgenommen ward. Sie war ziemlich groß für ihr Alter, von zarter aufgeschossener Gestalt, und alle ihre Bewegungen verriethen ihre ausgezeichnete Abkunft. Ihr lieblicher Kopf, mit sanftem und zugleich strengem Ausdruck, ruhte auf einen biegsamen Hals, dessen wellenförmige Linien sich weich auf den zarten Achseln verloren, die bei der geringsten Bewegung bebten. Ihre bläulichschwarzen Augen waren mit langen seidnen Liedern geziert, die ihren Glanz milderten. Ihr tiefer zärtlicher Blick, fast immer in melancholisches Gewölk gehüllt, verrieth eine ernste Seele, und ihre edle, zuweilen etwas strenge Haltung war durch Zeichen einer theilnehmenden Güte gemildert, welche

ihr die achtungsvolle Liebe ihrer Dienerschaft und Untergebenen gewann. Ein reicher fast blonder Haarschmuck, am Hinterkopf durch einen reizenden Knoten festgehalten, enthielt eine natürliche Blume, mit der Beata sich gern schmückte, als Sinnbild der Jugend und Hoffnung. Da sie ihre Mutter sehr früh verloren hatte, ward Beata unter der Aufsicht ihres Vaters und der besondern Sorgfalt des Abbé Zamaria erzogen. Deshalb war auch in ihrer Erziehung, die vielseitig und besser war als die der gewöhnlichen Frauen ihres Landes und ihrer Zeit, etwas von dem ernsten Gedanken zu spüren, der ihren Lauf geleitet hatte. Beata kannte die französische Sprache, in der sie sich mit einer gewissen Leichtigkeit ausdrückte. Man kann wohl denken, daß bei der Erziehung einer edlen Venetianerin die Künste nicht waren vergessen worden. Die Tochter des Senators zeichnete ein wenig, malte anmuthig, und verstand besonders gründlich die Musik, über welche der Abbé Zamaria ihr die verborgensten Geheimnisse vertraut hatte. Ihr Mezzosopran von vollem, klarem Ton färbte sich mit dem lebhaftesten Widerschein der Empfindung, deren zarteste Nüancen sie auszudrücken verstand. Was ziemlich sonderbar scheinen wird, ist, daß Beata eine entschiedene Vorliebe für das Violoncello hatte, welches sie mit unendlicher Grazie spielte. Diese Neigung zu einem Instrument, welches einer zarten Frau nicht angemessen scheint, erklärt sich durch die damaligen Sitten Venedigs, dessen Musikschulen ausschließlich der Erziehung armer junger Mädchen gewidmet waren. Diese lernten darin alle nöthigen Instrumente spielen, um ein kleines Orchester zu bilden, welches den Uebungen des Hauses diente. Wir werden später Gelegenheit haben zu bemerken, wie groß der Einfluß dieser Einrichtung der Conservatorien Venedigs auf den musikalischen Geschmack der venetianischen Gesellschaft war. Die angenehmen Talente, die Reize und seltenen Vorzüge, die man an diesem edlen jungen Mädchen wahrnahm, waren jedoch nur Nebendinge und gleichsam ein

Abglanz der Eigenschaften eines höhern Standes. Ihr Geist, von ungewöhnlicher Stärke, war durch ernste und mannigfaltige Lectüre genährt worden, und ihr Urtheil, geweckt durch den Anblick einer ihrem Untergange entgegengehenden Bevölkerung, hatte eine Reife weit über ihre Jahre erlangt. Da sie die einzige Erbin des Vermögens und der Zärtlichkeit Marco Zeno's war, wollte ihr Vater, daß sie des Glanzes seines Hauses und des Ranges, den er im Staate einnahm, würdig sei. Nach den Ansichten des alten Senators, welche die der hohen venetianischen Aristokratie waren, sollte die Frau eines Patriziers über andere Frauen erhaben sein nicht allein durch die Vorzüge ihrer Geburt, sondern auch durch die Erhabenheit ihrer Gesinnungen. Er sagte oft, jedes gesellschaftliche Vorrecht, das nicht durch ein moralisches Uebergewicht gerechtfertigt werde, sei ein Uebergreifen der Gewalt. Er hatte also keine Sorgfalt gespart, damit Beata des Namens würdig sei, den sie trug, und schon sehr früh hatte er ihren jugendlichen Geist geübt, in den Tiefen des menschlichen Herzens zu lesen, ohne sich zu sehr zu beunruhigen. Diese strenge Richtung, die er der Erziehung Beatens gab, hatte glücklicherweise die Einfalt ihrer Seele nicht gestört. Geboren in einem verwegenen Jahrhundert, umgeben von einer sinkenden Bevölkerung, konnte sie alles hören, was man gegen die heiligsten Wahrheiten vorbrachte, ohne jemals Anlaß zur Befürchtung zu geben, als habe der Zweifel ihr Gewissen beunruhigt. Der Umgang mit ausgezeichneten Männern und das Lesen der verwegensten Schriften hatten weder der Bescheidenheit ihres Gesprächs, noch der Ausübung ihrer niedrigsten Pflichten Eintrag gethan. Sie verstand zu hören und zu schweigen, und ihre tiefe Abneigung gegen trockne und spitzfündige Discussionen des Verstandes hatte sie in dem Gedanken bestärkt, die Aufgabe des Weibes sei, die Männer durch die Reize des Gefühls zu einigen und zu versöhnen. Bei ihrem Erscheinen beruhigten sich die heftigen Leidenschaften, die Heiterkeit ihrer Stirn ver=

breitete sich über alle, die sie sahen und die einander abstoßendsten Gemüther versammelten sich um ihre Person und nahmen mit Freuden das Joch ihrer Herrschaft auf sich. Die Wissenschaft des Lebens, wenn es erlaubt ist diesen Namen den bloßen Vorgefühlen einer glücklich begabten Natur zu geben, hatte ihr Herz berührt, ohne einen Tropfen Bitterkeit darin zurück zu lassen. An ihrem sanften melancholischen Blick, an der himmlischen Sehnsucht, welche sich in den verschleierten Tönen ihrer ausdrucksvollen Stimme verrieth, und ihr Haupt sich neigen ließ, wie eine goldne Aehre sich unterm Hauch des Morgens biegt, an der Mischung von Zärtlichkeit und Willenskraft, von kindlicher Freude und ernstem Nachdenken, welche den Grundzug ihres Characters bildete, erkannte man eine vorzügliche Frau, eines jener auserwählten Geschöpfe, welche Gott auf die Erde zu senden scheint, um an ihnen den Cultus des Ideals zu befestigen. Wenn Beata während der friedlichen Abendstunden ihrer Sehnsucht in dem schönen Garten von Villa Cadolce nachhing, wenn sie unter Orangenbäumen und Blumen ihr Gesicht mit einem rosaseidnen Sonnenschirm bedeckte, dessen sanfter Wiederschein sich auf ihrem weißen fliegenden Kleide malte, wenn das Herz mit unbestimmten Empfindungen erfüllt war, wenn ihren schweigenden Lippen jenes halbe Lächeln entschlüpfte, welches der Grazie so gut steht, und sie in der Ferne die Gluth der Atmosphäre betrachtete, welche das Ende des Tages verkündet —, dann glaubte man das personifizirte Venedig zu sehen mit dem Vorgefühl seines Geschicks.

Beata hatte eine Jugendfreundin, die sie sehr liebte: Es war Tognina, die Tochter des Arztes von Cadolce, eine kleine graziöse Person, lebhaft, launig, geistreich. Bei dem geringsten Wort glänzte das frische weiße Gesicht Tognina's vor Freude, und ein sanftes Lächeln spielte auf ihren Rosenlippen wie ein Sonnenstrahl in einem Gefäß mit Milch. Leichtfertig und ein wenig boshaft, war Tognina eine ganz ächte Venetianerin,

deren Character einen glücklichen Gegensatz zu demjenigen Beata's bildete. Diese Verschiedenheit in Geschmack und Neigung hatte die Freundschaft dieser beiden Mädchen noch befestigt, welche kein Geheimniß für einander hatten.

Als der junge Lorenzo Sarti in der berühmten Familie, deren verschiedene Mitglieder wir soeben vorgeführt haben, aufgenommen war, ward er, wie schon gesagt, bald der Gegenstand von Beatens Nachdenken. Nur um einige Jahre älter, als dieses Kind, welches ihre Theilnahme durch die Anmuth seines Wesens und die Naivität seiner Antworten erregt hatte, fühlte Beata täglich den Keim einer Neigung wachsen, deren Character zu bezeichnen eben so schwer war, als den Ausgang derselben zu errathen. Es schien, daß Lorenzo eben zur rechten Zeit der Thätigkeit des edlen jungen Mädchens Nahrung gebracht hatte, deren Herz noch im sanften Schlummer der Jungfräulichkeit lag. Ihr Vater, welcher, außerhalb der Politik, keinen andern Willen als den seiner Tochter hatte, war sehr glücklich zu sehen, wie Beata den Sohn eines treuen Venetianers, der ein guter, der Familie Zeno ergebener Client gewesen war, sich verpflichtete. Sie sorgte für seine Erziehung, ließ ihm Lehrer geben, und es machte ihr Freude, seinen Verstand zu bilden und die guten Naturgaben seiner Seele zu wecken. Immer an ihrer Seite, war Lorenzo wie ihr Bruder geworden. Er begleitete sie überall hin, in die Kirche, auf dem Spaziergange, in die Gesellschaften, indem er bald ihren Sonnenschirm, bald ein Gebetbuch, oder auch einen Blumenstrauß trug. Nun giebt es aber unter allen unschuldigen Verführungen, welche zwischen zwei an Alter und Geschlecht verschiedenen Wesen stattfinden mögen, keine subtilere, als das Vergnügen, das wir empfinden, einer Creatur Gottes den Hauch geistigen Lebens mitzutheilen.

Ein junges Gemüth, welches noch in den Grenzen des Instinkts mit sich ringt, unter seinen Augen sich erschließen zu sehen, nach und nach die Nebel, welche seine Wiege umhüllen,

zu zertheilen, es von unserm Wesen zu nähren, zu fühlen, wie es unter unsern Umarmungen bebt, zu sehen, wie es durch das erste Lächeln, welches den aufgehenden Tag und den Sieg der Intelligenz ankündigt, unsern Anstrengungen entspricht, ist ein Glück, der Mutterfreude ähnlich, ein Geheimniß, welches zu dem großen Geheimniß der Schöpfung gehört. Auch ist die Geschichte reich an Beispielen dieser Art und man kann sagen, daß die schönsten Werke der Dichtkunst auf jenem Worte von tiefer Wahrheit beruhen, daß die Liebe keinen mächtigeren Verbündeten hat als die Anziehungskraft des Geistes *). Man weiß wie Dante diesen Gegenstand in der bewunderungswürdigen Episode der Franziska von Rimini behandelt hat.

Wenn es einen allmächtigen Zauber gewährt, den Funken des Lebens einem sich seiner noch nicht bewußten Geiste mitzutheilen, wenn die Wissenschaft einen Reiz enthält, der den, welcher sie austheilt ebensowohl als den, der sie empfängt verblendet, und oft die lebhaftesten Gegensätze des Alters und Vermögens vergessen macht, so bewirken die Künste und besonders die Musik noch viel überraschendere Wunder. Die Musik, diese geheimnißvolle Sprache der Seele, deren Reich beginnt, wo das des Wortes endet, wie einige Kirchenväter sehr gut gesagt haben; die Musik, welche zugleich eine sehr zusammengesetzte Wissenschaft und eine außerordentliche Kunst ist, welche die Vernunft befriedigt und durch ihre unendlichen Ausstrahlungen übertrifft; die Musik erschüttert die stärksten Fibern unseres Nervensystems und führt bis auf die Oberfläche des Herzens unbekannte Laute, welche unser ganzes Innere denen verrathen, die uns hören. So empört sich das sturmbewegte Meer bis in seine Tiefen, und wirft unbekannte Trümmer an's Ufer. Eine Frau zieht Euch durch ihre Schönheit an und entzückt

---

*) „Die Liebe giebt Geist, und sie erhält sich durch den Geist". (Pascal, Discours sur les passions de l'amour.) Anmerk. d. Verf.

Euch durch eine Unterhaltung, welche ein zartes Wesen, dem Ideal entsprechend, dem Ihr nachjagt, zu verrathen scheint. Höret sie singen, und wenn Euer Ohr geübt ist die gute Note zu entziffern, werdet ihr von der Verschiedenheit, welche oft zwischen diesen beiden Kundgebungen in einer und derselben Person stattfindet, überrascht sein. Das macht, weil in dem musikalischen Laut, in dem was man den Silberton der menschlichen Stimme nennt, das enthalten ist, was sich in dem Aroma der Blumen findet, die Quintessenz der Natur der Dinge. Eine Stimme, welche singt, ist ein Echo der Seele, welche Euch in wenig Minuten mehr sagt, als die längsten Gespräche. Man kann im Reden lügen, aber man kann nicht im Singen betrügen.

Beata war es, welche dem Lorenzo die ersten Anfangsgründe der Musik lehrte, und diese Aufgabe war ihr eben so süß als leicht zu erfüllen, weil ihr Schüler zur Erlernung dieser edlen Kunst schon gut vorbereitet war. Als er die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, als seine Sopranstimme biegsam genug war, um die schwersten Intervalle zu treffen, und er eine hinlängliche Kenntniß der Vortragszeichen, und ihres Werthes besaß, kam Lorenzo unter die Leitung des Abbé Zamaria, welcher auch übrigens die Ueberwachung seiner ganzen intellektuellen Erziehung hatte. Der Abbé Zamaria war ein tiefer Kenner der Musik, ein Forscher, welcher die Geschichte und die Theorie der Kunst fast eben so gut als der P. Martini zu Bologna kannte, dessen Freund und Correspondent er war. Als Schüler des Benedetto Marcello, dessen einfaches und großartiges Genie er mehr als irgend Jemand ehrte, war der Abbé Zamaria mit begierigem und sicherm Auge der Umwälzung, welche die Musik seit dem großen Zeitraum der Renaissance bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erlitten hatte, gefolgt. Aus der Geschichte der Musik Venedigs, seiner Theater und aller Institutionen, welche dahin gehören, machte er ein ganz besonderes Studium, und durch eben so

vielseitige als mühsame Einsicht und Gelehrsamkeit war es ihm gelungen, den Charakter dessen, was er die venetianische Schule nannte, die er für ebenso wirklich und ebenso abgegrenzt in der Musik, als in der Malerei und Architektur erachtete, zu erfassen. Die Vorliebe des Abbé Zamaria für alles, was den Ruhm seines Landes betreffen mochte, seine Neigung, den besondern Einfluß Venedigs auf die Entwickelung des menschlichen Geistes hervorzuheben, indem er vielleicht den Antheil, den es in der Geschichte der italienischen Civilisation in Anspruch nehmen konnte, bei sich übertrieb, waren bei ihm natürliche Gefühle, welche durch den Wunsch, seinem Freunde, dem Senator Zeno, gefällig zu sein, sehr erhöht wurden. Dieser alte Patrizier, dessen klare feste Umsicht sich keiner Täuschung über die Schwäche der Republik und der wahrscheinlichen Begebenheiten, welche von einem Tage zum andern ihre Unabhängigkeit mit fortnehmen konnten, hingab, hatte eine wahrhaft kindliche Zärtlichkeit für die entschwundene Größe der Königin des Adriatischen Meeres gefaßt. Er hatte sich der Vergangenheit zugewendet, um darin eine Zerstreuung gegen die Schmerzen der Gegenwart zu suchen, wie wir alle gern uns am Abend des Lebens an der Erinnerung unserer schönen Jahre erfreuen. Diese ehrgeizige Leidenschaft für den Ruhm seines Vaterlandes, welche das Herz des alten Marco Zeno erwärmte, ward von dem ganzen hohen Adel Venedig's getheilt; und aufrichtig gesagt, bildet sie einen charakteristischen Zug der Aristokratie aller Länder der Welt. Man hat in unsern Tagen sehen können, daß die Demokratie ziemlich leicht über die Territorialgrenzen, welche die verschiedenen Nationen Europa's trennen, hinwegschreitet; und das begreift sich leicht; denn der Geist, welcher die moderne Demokratie belebt, hat etwas von dem religiösen Geiste, dessen Stützpunkt in dem Gewissen und nicht in den willkührlichen Fictionen des Gedankens zu suchen ist. Die Aristokratie lebt von Ueberlieferung, weil in der Ueberlieferung sie die Titel ihrer Macht findet, während

die Demokratie sich nur im Namen eines Rechtsprinzips erhebt, das die Zeit gereift hat, und dessen Verwirklichung sie gebieterisch fordert. Auch zeigt uns die Geschichte die Aristokratie überall und immer treu dem Cultus der Hausgötter, bis zum letzten Hauch die Nationalität vertheidigend, deren lebendes Abbild sie ist, während die Demokratie übertritt, wie ein reißender Strom, den der Hauch Gottes bewegt.

Dieser heldenmüthige Kampf zwischen Patriziat und Demokratie, der den Knoten der allgemeinen Geschichte bildete, ist besonders merkwürdig und sehr entscheidend in der Republik Venedig gewesen, deren Unabhängigkeit den Fall der olichargischen Verfassung nicht um eine Stunde überlebt hat.

Jenes tiefe Gefühl von Anhänglichkeit an seinen Geburtsort, das die ganze Seele des ehrwürdigen Senators füllte, that sich in seiner Umgebung auf eine geistreiche und auffallende Weise kund. Sowohl in seinem Pallast zu Venedig, als auch in seiner Villa Cadolce, gab es nur Meubles und Kunstgegenstände, welche entweder aus der Hauptstadt oder aus irgend einer der Republik gehörigen Stadt waren. Es genügte, daß der geringste Luxusartikel von einem Venetianer oder irgend einem Unterthan der Republik gefertigt war, um ihm in seinen Augen einen unschätzbaren Werth zu geben. In seinen zwei prächtigen Pallästen hatte er nur Gemälde und Kupferstiche aus der venetianischen Schule aufgenommen; von Giovanni Bellini an bis auf Tiepolo, der die Reihe der großen Künstler, welche dieses Land der Dichtkunst und des Vergnügens berühmt gemacht haben, schließt, und bis auf die kleinen Genrebilder und zahllosen Carrikaturen herab, welche ein damals sehr beliebter, aber in unsern Tagen ziemlich unbekannter Sittenmaler Pietro Longhi (gestorben zu Venedig 1780) lieferte, und die man in den Gemächern Marco Zeno's mitten unter den Meisterwerken der Heroen der Malerei figuriren sah.

Gemälde, Kupferstiche, Gegenstände der Kunst und überhaupt alle Erzeugnisse des Geistes, waren nicht etwa nach ihrem gegenseitigen und anerkannten Werth geordnet, sondern nach dem Verwandtschaftsgrade, der sie mit der cara Venezia verband. Obenan, im ersten Range seiner Neigung und Achtung stellte Marco Zeno diejenigen Künstler, welche in der Stadt der Lagunen selbst geboren waren, auf der isola madre, wie er sie zu bezeichnen liebte. Darauf kamen die Werke der Unterthanen der Republik, und endlich alles was in Venedig von fremder Hand war geschaffen worden. Es war genug, daß ein Buch in der geliebten Stadt gedruckt worden war, um ihm ein Recht auf seine Theilnahme zu sichern, und dann war es ihm sehr schwer, es ohne ein wenig Partheilichkeit zu beurtheilen.

Um dieser tiefgewurzelten und fast geheiligten Vorliebe Marco Zeno's zu entsprechen, hatte der Abbé Zamaria die große Bibliothek seines Pallastes in Venedig, und die weniger beträchtliche in der Villa Cadolce, in eben so exclusivem Sinne geordnet. In erster Reihe standen in chronologischer Ordnung die Geschichtsschreiber, Philosophen, Moralisten und venetianischen so zahlreichen und so merkwürdigen Reisebeschreiber; dann kamen die Dichter, welche den süßen reizenden Dialekt, den man in den Lagunen spricht, berühmt gemacht haben, nach ihnen alle wichtigen und berühmten Bücher, welche seit Einführung der Buchdruckerkunst in Venedig, im Jahre 1467, herausgekommen sind. Der interessanteste Theil dieser Bibliothek war der, welcher den Werken der Musik gewidmet und nach einem systematischen Plan geordnet war, das Ergebniß einer großen, mit vieler Umsicht verbundenen Gelehrsamkeit. Man sahe zuerst die zahlreichen Sammlungen volksthümlicher canzonnette ohne Namen der Verfasser, bald so alt als die Republik von St. Marko. Nach diesen merkwürdigen Monumenten des Instinkts und der Volkspoesie, welche man in der Kindheit aller modernen Nationen findet, hatte der Abbé die Gesänge zu zwei, drei und selbst

vier Stimmen, die man frottole nannte, und welche das Erzeugniß einer schon interessant werdenden Kunst waren, aufgestellt. Auf diese verschiedenen, mehr oder weniger freien und volksthümlichen Kundgebungen der Phantasie kamen die gelehrten Madrigale von Adrian Willaert, welcher für den eigentlichen Gründer der sogenannten venetianischen Schule gilt; sodann die Werke des Costanzo Porta, der beiden Gabrieli, die Werke von Cypriano de Rore, von Johannes Croce, mit dem Zunamen il Chiozzotto, von Claudio Merulo, Lotti, Donato &c., eine zahlreiche Familie von Originalcomponisten, unter welchen Benedetto Marcello den ersten Rang einnimmt. In der der dramatischen Musik gewidmeten Abtheilung bemerkte man die ersten Opern von Monteverde, der ganz eigentlich als Schöpfer des lyrischen Drama's betrachtet werden kann; ferner die Werke von Cavalli, Cesti, Legrenzi, von Caldara, Gasparini, Galuppi, gefolgt von allen den zahlreichen Operncomponisten, welche, von Scarlatti bis auf Cimarosa und Paesiello, Venedig, diese Stadt der Wunder, besucht haben. Die Theoretiker waren gleichfalls nicht vergessen, von Zarlino und Nicolas Vicentino an bis auf Zacconi und Tartini herab, den der Abbé Zamaria persönlich gekannt hatte. Er hatte sogar die patriotische Gewissenhaftigkeit so weit getrieben, daß er in einer Note, welche er der Sammlung des Abt Gerbert, Scriptores ecclesiastici de musica sacra, beifügte, der Manuscripte eines berühmten Theoretikers aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, Marchetto von Padua, dessen Name seiner Geburtsstadt entlehnt war, Erwähnung that.

Man kann leicht denken, daß Lorenzo unter der Leitung eines solchen Meisters schnelle Fortschritte in der Musik machen mußte. Nicht nur daß der Abbé Zamaria ihn im Gesange nach den damals in allen guten Schulen Italiens üblichen Grundsätzen unterrichtete, er lehrte ihn auch Clavier, und vervollständigte seine Erziehung, indem er ihm Anweisung in der Harmonie gab, die allen denen unentbehrlich ist, welche die

Gesetze einer Kunst studiren wollen, die viel zusammengesetzter ist als man gewöhnlich glaubt. Uebrigens verfuhr der Abbé Zamaria mit seinem jungen Zögling, wie er schon mit Beata verfahren war, indem er die Methode seines Meisters Benedetto Marcello befolgte, welche darin bestand, daß er Lesen und Stimmbildung mit der Theorie zugleich in größerem oder geringerem Umfang und nach Maaßgabe der Fähigkeit des Schülers fortschreiten ließ. Die Stunden des Abbé Zamaria, denen Beata immer beiwohnte, waren durch den Geist und die Lebendigkeit, mit welcher er seine Ansichten über eine Kunst entwickelte, die er liebte, und wegen der erfinderischen und bisweilen tiefen Vergleiche, welche er zwischen der Musik und den verschiedenen Kenntnissen des menschlichen Geistes zu machen verstand, sehr anziehend. Seine heitere Laune, seine große, geistvolle Belesenheit ergoß sich beim geringsten Anstoß, und warf Licht über die dunkelsten Gegenstände.

„Siehst Du, Lorenzo", sagte oft der freundliche Abbé, „man lernt die Musik nicht wie die Mathematik. Stimme ist zum gut singen weniger nöthig als Gefühl; und um ein berühmter Componist wie Marcello oder der fröhliche Buranello zu werden, braucht man noch etwas anderes, als einige Lectionen Contrapunkt auf der cartella*) niederzuschreiben. Ein großer Dichter, den Du noch nicht kennst, und der Horaz heißt, hat bewiesen, daß, um gute Verse und gute Musik zu machen, Natur und Arbeit sich vereinigen müssen".

„Es wäre wirklich sehr bequem", sagte eines Tages der Abbé Zamaria, indem er mit der Hand über die Wange Lorenzo's strich, „wenn man hübsche Virtuosen, wie Dich, so aufziehen könnte, wie einen pappagallo, dem man mühsam einige Worte plaudern lehrt. Nein, nein, sagte oft mein Lehrer, der große Benedetto Marcello, zu mir, man kommt nicht mit Koffer

---

*) Ein Stück preparirte Eselshaut, um Noten darauf zu schreiben.

voll goldner zecchini ins Paradies, und, um in die Welt der schönen Dinge zu gelangen, muß man mit dem Zauberstab bewaffnet sein, ohne welchen man niemals die ewigen Ufer überschreiten wird. Nicht wahr, Signora Beata, Euch scheinen diese Grundsätze eben so gewiß als mir? Wenn die Rede von schönen Künsten ist, und besonders von Musik, ist das Urtheil der Frauen sehr wichtig".

Beata antwortete auf diese Anrede durch ein graziöses Lächeln, welches ihr schönes Gesicht mit hellem Glanz überzog. Auf diese substanziellen Plaudereien voll komischer Zwischenfälle folgten lebhaftere Auftritte, wo der Abbé Zamaria, so zu sagen, das Beispiel zu den Prinzipien gab, die er vorgetragen hatte. Dann mußte man ihn sehen, wie er vor seinem alten Klavier saß und mit seinen knöchernen Händen auf eine kleine Tastatur schlug, die nicht über fünf Octaven hatte, und deren herbe Töne denen einer Mandoline glichen. „Wohlan, mein Freund", sagte er zu Lorenzo, „laß uns zusammen das hübsche Duett von Clari singen, das Du neulich gelernt hast, und das die Musik besingt: Do, re, mi, che bella cosa che la musica! welch schönes Ding ist die Musik! Auf diese so einfachen Worte hat der Abbé Clari ein ausgezeichnetes Musikstück gemacht, einen Canon in der Unterserte, von erfinderischem und gelehrtem Bau. Du hast hoffentlich nicht vergessen, was man unter Canon versteht? Es ist ein längeres oder kürzeres Motiv, welches, nachdem es von einer Stimme vorgetragen worden ist, von der andern wiederholt wird bis zur Cadenz, welche den Haltepunkt bildet; dann fangen die Motive von Neuem an und folgen sich auf diese Art bis zum Schluß, wie ein Echo, welches in bestimmten Zwischenräumen den Ton, der es berührt hat, zurück giebt. Es giebt Canons zu zwei, drei, vier und sogar zu sechs Stimmen. Diese Form, welche zur Zeit des Abbé Clari, gegen die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts sehr Mode war, ist heutzutage ein wenig veraltet. Jener berühmte Componist, dessen

Erfindungsgabe voll Grazie war, ist 1669 in Pisa geboren. Er war Kapellmeister zu Pistoja, wo er 1720 eine zahlreiche Sammlung von Duetten und Terzetten mit einfach bezifferter Baßbegleitung herausgab, welche Meisterstücke von Eleganz sind. Der Abbé Steffani, ein nostro Venetiano, weil er zu Castellfranko, auf dem Territorium der Republik das Licht der Welt erblickte, hat mit Glück die Manier des Abbé Clari nachgeahmt; aber die Duetten des Abbé Steffani, der lange in München, dann am Hofe des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg lebte, wo er Händel kennen lernte, und der zu Frankfurt 1730 starb, die Duetten des Abbé Steffani, ich muß es gestehen, kommen denen des Abbé Clari nicht gleich, von denen er die Formen ohne die ihnen eigenen Grazie wieder gegeben hat. Wohlan, frisch, caro Lorenzo, nimm die erste Sopranpartie, und ich, ich will den Contralt singen: Do, re, mi, che bella cosa che la musica! do, re, mi, che bella cosa che la musica!" Und der Abbé Zamaria, mit seiner meckernden Stimme, welche ehemals ein Tenor mochte gewesen sein, gerieth in Feuer und Bewegung, wie ein Kind, das zum ersten Male ein Instrument spielt, dessen Gewalt es nicht kennt.

„Bravo! Lorenzo, recht so; gleite rasch über diese syncopirte Note, welche dem Schluß des vorgetragenen Themas vorhergeht; keine Kehllaute, reine freie Stimme, aber ohne Anstrengung.... Do, re, mi, che bella cosa.... Ja! gewiß, die Musik ist ein schönes Ding! rief der Abbé Zamaria, als er das allerliebste Duett geendigt hatte, und warf das kleine Sammetkäppchen, das ihm den Kopf bedeckte, auf's Clavier. Geh, mein liebes Kind, Du hast eine glückliche Organisation, die Dich würdig macht, die schöne Kunst zu fassen, welche wir alle in diesem Hause lieben, und die der größte Reiz des Lebens ist".

Dieses dem Lorenzo ertheilte Lob des Abbé Zamaria, der damit nicht eben freigebig war, entzückte Beatens Herz, und sie konnte ihre Bewegung nicht ganz verbergen. In dem Maaße,

als Lorenzo heranwuchs und sein jugendlicher Geist der auf ihn gerichteten Sorgfalt entsprach, wuchs auch die Neigung Beatens für dieses ihr vom Schicksal zugeführte Kind und füllte ihr Herz mit einer reizenden Befriedigung, die sie sanft zu mächtigeren Gefühlen hinzog, deren Natur und Allgewalt sie nicht kannte. Sie war ganz glücklich, diese junge Pflanze, welche Gott ihrer Obhut anvertraut hatte, sich entfalten, glücklich, ihre Mühe mit Erfolg gekrönt zu sehen und sich sagen zu können, daß ihr Gefühl sie nicht irre geleitet habe, als sie den Gedanken faßte, sich des Sohnes der Katharine Sarti anzunehmen. Diese Aufnahme, welche weit eher das Werk des Zufalls als das Resultat eines gefaßten Entschlusses gewesen war, stimmte übrigens mit den Gewohnheiten der hohen Aristokratie Venedigs zusammen, welche gern die Zweige ihrer Macht weithin erstreckte und alle unter ihren Schutz nahm, die diese Wohlthat nachsuchten. Beata hing also ihrer Neigung nach, ohne sich um die Zukunft zu kümmern und ohne Furcht, das unbestimmte Gefühl, welches sie für Lorenzo empfand, könne jemals einen für die Heiterkeit ihrer Seele gefährlichen Charakter annehmen. Als Tochter eines Großen, die stolz auf ihren Namen und von Kindheit an an die Achtung gewöhnt war, welche ihrer Familie gebührte, konnte Beata sich nicht über den Umgang mit einem jungen Burschen beunruhigen, der vier Jahr jünger war als sie und dessen bescheidene Herkunft übrigens ein genugsames Hinderniß unmöglicher Träume gewesen sein würde. Die Verschiedenheit des Alters, weit fühlbarer im Süden als im Norden, der Unterschied des Standes Beatens und Lorenzo's, ein Unterschied, der, ohnerachtet der Sittenverderbniß und des Verfalls alter Institutionen, in Venedig noch mehr als in einem andern Lande Europas beobachtet wurde, alle diese Gründe, verbunden mit Beatens Charakter und den seltenen Vorzügen ihrer Natur, erlaubten ihr nicht, sich für die Zukunft einer Neigung wegen zu beunruhigen, die sich ihr unter dem Anschein einer schwester=

lichen Zärtlichkeit darstellte. Auch verbarg sie ihre Freude über Lorenzo's guten Erfolg nicht, und nahm mit reizender Naivität den Antheil, welcher ihr bei seiner Erziehung zukam, für sich in Anspruch. Sie hatte ihn mit ihrer Sorfalt umgeben, worin sich ihr unbewußt die geheime Anziehungskraft des Geschlechts mischte, das sich immer fühlbar macht, selbst zwischen den verschiedenen Gliedern der keuschesten Familie.

Beata, indem sie die Strahlen der Jugend Lorenzo's Stirn umleuchten sah, sagte leise bei sich:

„Ich bin es, die ihn zu dem gemacht hat, was er ist; ich war es, die ihn der Strenge eines blinden Schicksals entriß! Er ist mein Werk, er ist das Echo meiner Seele. Hat er gleich von seiner Mutter körperliches Leben, mir verdankt er geistiges".

Auf diese Art ließ Beata die ersten Regungen ihres Herzens laut werden, ohne deren Ursache nachzuspüren; so segelte sie auf dem gefälligen Strom dahin, ohne der Gefahren seines Laufs zu achten. Gewiegt in liebliche Träume, mit halbgeschlossenem Augenlied, entfernte sie den Tag, der sie wecken konnte: Er ist so süß, der Morgenschlaf! Lorenzo, indem er unter der Pflege Beatens heranwuchs, entwickelte in der That jeden Tag die glücklichsten Anlagen, die ihn mehr und mehr des Wohlwollens seiner Beschützer werth machten. Lenksam, fleißig und sehr dankbar für die Mühe, die man auf ihn wendete, entwickelte sich sein liebenswürdiger Charakter ohne Anstrengung und schien allen Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte, zu entsprechen. Musik, Sprachen und Geschichte bildeten die Hauptelemente seines Unterrichts, und auf diesen soliden Grund, der sich mit der Zeit noch erweitern ließ, warf Lorenzo's geschäftige Einbildungskraft die lebhaftesten Farben.

Er fühlte sich glücklich, da zu leben, wo ihn das Schicksal hingeführt hatte; er stürzte sich mit strahlender Freude, in welche sich ein gerechter Stolz auf eine unerwartete Selbständig-

keit mischte, in die ihm eröffnete Laufbahn. Sein lebhafter Verstand hatte fast ohne Mühe die ersten Schwierigkeiten überwunden und er arbeitete mit einer solchen Hast, daß man oft genöthigt war, seinen Eifer zu mäßigen.

Die französische Literatur des 18. Jahrhunderts, welche in ganz Europa verbreitet war, und mit welcher der Abbé Zamaria ihn bekannt gemacht hatte, begann jedoch in Lorenzo's Geist einige Keime der neuen Lehre zu legen, welche die Welt aufrütteln und ihre Geschicke ändern sollte. Die Werke Locke's, Condillac's, Voltaire's und besonders Rousseau's, wurden nach einander verschlungen und brachten in seiner Einbildungskraft eine Gährung hervor, welche die frommen Rathschläge seiner Mutter, die ihn oft in Villa Cadolce besuchte, nicht immer beruhigen konnten. Diese beunruhigende Seite von Lorenzo's Charakter, welche in einem Augenblick das noch unsichere Gebäude seines Glücks hätte niederreißen können, gab sich nur durch jugendliche Exclamationen kund, welche der Grazie nicht ermangelten und vielmehr geeignet waren, den betrübten Blick des alten Senators zu erheitern. Ohne die Achtung aus den Augen zu setzen, die er seinen Beschützern schuldig war, ohne die Kluft zu vergessen, die ihn von seiner Wohlthäterin, deren zärtliche Gefühle für ihn er nicht ahnen konnte, trennte, war Lorenzo nichts desto weniger stolz, den verhängnißvollen Zirkel durchbrochen zu haben, welchen Geschick und menschliche Institutionen um seine Wiege gezogen hatten. Nach Kenntnissen gierig, belagerte er den Abbé Zamaria mit tausend Fragen, welche die Thätigkeit seiner Geisteskräfte verriethen. Lorenzo war kindlich glücklich, dieser verzauberten Welt anzugehören, die Sprache der Patrizier zu reden und in sich etwas zu fühlen, das ihn dem Geschlechte der Halbgötter näher brachte. Alles lachte seinen Wünschen, alles ebnete sich unter seinen Fußtapfen, er schiffte mit vollen Segeln, und sein Herz floß vor unendlicher Hoffnung über. Aber wie segnete er auch die Hand, die ihn über die Erde gehoben, wie

betete er den Engel an, der ihm die Pforten des Paradieses geöffnet hatte!

Das Leben, das man im Pallaste Cadolce führte, war reich an Zwischenfällen, welche fast jeden Tag Abwechslung in die Vergnügungen des Landlebens brachten. Es gab oft Empfang hochgestellter Personen des Festlandes, glänzende Gastmahle, Concerte und lange Ausflüge, bald zu Fuß bald zu Wagen, welche fast immer zu einem herrschaftlichen Landsitz führten, wo eine befreundete Familie wohnte, die man besuchen wollte. Oft machte man auch kleine Reisen in benachbarte Städte, nach Bassano, Treviso, Verona und besonders nach Padua, wohin Marco Zeno oft durch seinen alten Freund Foscarini gezogen ward, der damals in dieser Stadt die Stelle eines venetianischen Senatsmitgliedes bekleidete. Bei diesen angenehmen Ausflügen, wo Beata und Lorenzo so oft Gelegenheit hatten, sich zu nähern und die Empfindungen, welche der Anblick unbekannter Gegenden in ihnen erweckte, einander mitzutheilen, fand ihr Herz neue Nahrung für die keimende Leidenschaft, deren Gewicht sie zu fühlen begannen. Wenn die Liebe das tiefste und mächtigste Gefühl der menschlichen Natur ist, wenn sie, gleich dem fabelhaften Vogel, im Verborgnen keimt und sich verzehrt, ohne daß man noch je hat entdecken können, welches die Keime ihres Entstehens oder die Ursachen ihres Verlöschens sind, so ist doch zum wenigsten gewiß, daß die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten, die sich ihr in den Weg legen, ihr Feuer beleben und ihre Täuschung verlängern.

Wenn Marco Zeno, begleitet von seiner Tochter, vom Abbé Zamaria, von Lorenzo, Tognina und einem Theil seines Hauses sich in eine benachbarte zur Republik gehörige Stadt begab, mußte man sehen, mit welcher Ehrerbietung Seitens der Autoritäten und des herbeieilenden Volkes dieser einfache Senator empfangen ward, der in einer Falte seiner Toga das Geschick auch des geringen Bürgers zu tragen schien. Seit der Zeit des alten

Roms hatte nie eine politische Macht mit so viel Energie über die besiegten Völker sich zu behaupten verstanden, als das aristokratische Gouvernement von Venedig. Ein edler Venetianer, dessen Einfluß in den Lagunen durch seine Standesgenossen und Nebenbuhler beschränkt war, ward, sobald er den Fuß auf die eroberte Erde setzte, ein Proconsul, um dessen Gunst die ersten Größen sich bewarben. Dieses hohe Ansehen der Gewalt, welches weder die Anhänglichkeit an die Hauptstadt, noch die aufrichtige Achtung für ihre Einrichtungen ausschloß, hatte sich trotz des Auftauchens neuer Ideen und des Herannahens schwerer Zeiten noch nicht sehr vermindert. Bei der Ankunft Marco Zeno's in einer Stadt öffneten sich alle Thore, er hatte nur ein Wort zu sagen, um dem Abbé Zamaria den Zutritt in die Bibliotheken, Museen und in alle gelehrten Anstalten zu erleichtern, wo dieser hinlänglich seinen Wissensdrang befriedigen konnte. Und gewiß der Abbé machte reichlichen Gebrauch von diesem Credit, und, begleitet von Lorenzo, Beata und ihrer unzertrennlichen Freundin Tognina, versäumte er keine Gelegenheit seine Kenntnisse zu zeigen, welche seine Zuhörer entzückten und belehrten. Man kann sich leicht denken, daß die Musik eine große Stelle in den gelehrten Gesprächen des Abbé Zamaria einnahm, welcher wohl Acht gab, keine Jahrzahl, keine wichtige Thatsache, die etwa seiner doppelten Leidenschaft als Venetianer und Forscher schmeicheln konnte, zu übergehen.

Als sie durch Vicenza kamen und einige der herrlichen Palläste besuchten, welche diese reizende Stadt schmücken, die in Wahrheit würdig ist, der Aufenthalt eines Patriziervolkes zu sein, sagte der Abbé, der sich vorzugsweise an Lorenzo wendete, dessen naive Aufmerksamkeit dem gelehrten cicerone sehr gefiel: „Alle diese Wunder sind das Werk Palladio's, der 1518 in dieser Stadt geboren ist, und dessen einfach großartiges Genie einige Aehnlichkeit mit dem Paläſtrina's seines Zeitgenossen, des erhabenen Schöpfers der geistlichen Musik, bietet. Ich will Dir

ein andermal das Treffende dieses Vergleichs, den ich heute nur andeuten kann, zeigen, und füge nur noch hinzu, daß in eben dieser Stadt auch Nicolas Vicentino 1511 *) geboren ward. Er war ein gelehrter Musiker, lebte in Rom, wo er 1551 eine musikalische Streitfrage anregte, welche die gelehrte Welt in zwei feindliche Parteien theilte. Nicolas Vicentino, dessen Character sehr unverträglich war, behauptete, daß das diatonische, chromatische und enharmonische Klanggeschlecht der alten griechischen Musik mit der modernen Harmonie, wie sie im 16. Jahrhundert bestand, vereinbar sei **). Um seiner Behauptung mehr Nachdruck zu geben, ließ er ein Instrument bauen, welches er archicembalo nannte, das mehrere Tastaturen enthielt, worauf sich die verschiedenen Tonleitern der griechischen Musik mit ihren eigenthümlichen Intervallen befanden. Diese Frage, welche seitdem so viel Mal durchgefochten worden ist, wurde zum Nachtheil Vicentino's entschieden, welcher verurtheilt wurde, an seinen Widersacher, Vicenzo Lusitano, zwei Thaler in Gold auszuzahlen. Es ist jedoch deshalb nicht weniger wahr, daß Vicentino zu seiner Zeit eines großen Rufs genoß, da man ihm zu Ehren mehrere Medaillen fertigte, deren eine eine Orgel mit folgender Umschrift vorstellt: Perfectae musicae divisionisque inventor“.

In Padua, welches Lorenzo zum ersten Male sah, führte der Abbé Zamaria seine erfreuten Schüler sogleich in die alte Kirche von St. Antonio, deren Kapelle eine der berühmtesten in Europa war. Diese Kapelle, durch die Freigebigkeit der Republik und die Großmuth mehrerer edlen Familien reich dotirt, besaß damals vierzig Musiker, acht Violinen, vier Bratschen, vier Contrabässe, vier Blasinstrumente und sechszehn Sänger,

---

*) Nach dem Tonkünstlerlexicon von Gerber war Vicentino 1513 in Rom geboren. (Anm. d. Uebers.)

**) Vicentino entwickelte seine Ansichten in der Schrift L'antica musica ridotta alla moderna practica etc., Rom 1555, Folio. (Anm. d. Uebers.)

unter denen acht Castraten waren. Das Chor hatte vier große vergoldete Orgeln, die man abwechselnd, auch manchmal alle zusammen, spielte, welches eine ungeheure Klangentwicklung hervorbrachte und die Stimmen deckte, anstatt sie zu begleiten. Die Kapelle des Santo, wie man zu Padua sagt, war seit einem halben Jahrhundert von dem berühmten Tartini, einem Violinisten ersten Ranges und umsichtigen Theoretiker, welcher den 16. Febr. 1770 in dieser Stadt starb, dirigirt worden. Tartini, in Pirano in Istrien geboren, stammte aus einer würdigen Familie, welche ihn auf die Universität Padua geschickt hatte, um dort Jurisprudenz zu studiren; aber die Musik und ein Romanstreich, der ihm beinahe das Leben kostete, entschieden anders, und machten aus Tartini einen der größten Künstler seiner Zeit. Er gründete zu Padua eine berühmte Violinschule, welche nach Europa und besonders nach Frankreich die geschicktesten Virtuosen sendete, unter denen man besonders L. Nardini, Frau von Sirmen, Pagin und la Houssaye anführen muß. Er hat viel für sein Instrument componirt, und seine Werke enthalten mechanische Schwierigkeiten, wie sie sich kaum in unsern Tagen finden.

Tartini war gleichzeitig Capellmeister und erster Soloviolinist in der Kirche St. Antonio. denn man muß wissen, daß seit Anfang des 17. Jahrhunderts, also vor Corelli, es fast in allen Kirchen Italiens Gebrauch war, während des Gottesdienstes Violinstücke zu spielen. Diese Art Gott zu loben muß den nordischen Völkern, welche nur in die Kirche gehen, um die Vergnügungen und Freuden dieser Welt zu beweinen, mindestens sonderbar vorkommen. Die südlichen Völker aber, und besonders die Italiener, betrachten den Tempel wie einen dem Cultus geweihten Ort, und sie gehen hinein, um der Vorsehung zu danken, daß sie sie auf einer mit den himmlischsten Schätzen geschmückten Erde hat geboren werden lassen. Sie sind lebensfroh, und bringen daher dem Schöpfer aller Dinge ein Herz

bar, erfüllt von Melodieen und Segnungen. Deshalb hatte auch die geistliche Musik, welche die Kapelle von Padua aufführte, nichts von der rührenden Würde, die den herrlichen Compositionen Paläſtrina's und der römischen Schule überhaupt eigen sind; sie glich etwas zu sehr im Styl den lächelnden, manierirten Gemälden Tiepolo's, welche in großer Menge die Kirche St. Antonio zieren.

Es war zur Zeit der Messe, die im Monat Juni gehalten wird, als Zeno mit seinem Gefolge Padua besuchte. Zu dieser glänzenden Zeit war diese große sonst stille Stadt voll von Fremden, und besonders Venetianern, welche an den Festen, die man drei Wochen lang gab, Theil nehmen wollten. Das Theater von Padua wurde dann von den größten Künstlern Italiens, die man mit vielen Kosten kommen ließ, unterstützt, und die Kapelle entwickelte all ihre Pracht, um das Fest ihres Patrons würdig zu begehen. An dem Tage wo der Abbé Zamaria, der Senator Zeno und die übrige Gesellschaft in die Kirche St. Antonio gingen, waren alle Musiker der Kapelle unter der Direction des P. Valotti, des Schülers und Nachfolgers Tartinis, vereinigt, um zum Glanz des Gottesdienstes beizutragen. Nach einem Preludium auf den vier großen Orgeln, welche abwechselnd ein und dasselbe, dem Gregorianischen Kirchengesange entlehnte Thema variirten, führte man eine Messe mit Begleitung des Orchesters vom P. Valotti auf. Diese Messe, von etwas blumenreichem Styl, war nicht ohne Verdienst, und näherte sich dem Styl der geistlichen Musik Jomelli's. In der Mitte der Ceremonie, nach einem Chor zu vier Stimmen, dessen Wirkung angenehm war, sahe man auf der Tribüne einer der Orgeln den Violinisten Pasqualini erscheinen, welcher eine Sonate di chiesa spielte. Pasqualini war ein starker Mann von etwa funfzig Jahren, von ramassirter Gestalt und heiterm Gesicht, das unter seiner breiten, weiß gepuderten Perücke hervorleuchtete, wie eines der Fratzengesichter, deren sich die Baukunst bedient,

um die Nacktheit der Linien zu unterbrechen. Pasqualini schickte sich mit der Emphase eines buffo caricato an, sein andante religioso zu beginnen. Als er an den brillanten Theil seines Satzes gekommen war, wo sich alle Künste der Geige, staccati, Doppelgriffe und die ausgedehntesten Harpegio's, zusammendrängten, geberdete sich Pasqualini wie der Teufel in einem Weihkessel, und bei jedem Bogenstriche entquoll seiner Perücke eine Wolke Staub, welche den Organisten und die Sänger auf der Tribüne einpuderte. Bei dieser Scene, welche besser für eine Komödie, als für die Würde einer kirchlichen Feier paßte, konnte der Abbé Zamaria sich des Lachens nicht enthalten, indem er leise zu Lorenzo, der neben ihm saß, sagte: „Das ist ein alter parruccone, den man auf den Jahrmarkt schicken sollte, um die Landleute zu belustigen; da würde er besser hin passen als in eine Kirche".

Glücklicherweise sang unmittelbar nach dieser lächerlichen Episode, welche nur wenige Minuten dauerte, eine klare Stimme, deren sonderbarer Charakter Lorenzo in Erstaunen setzte, eine Motette, welche den Umständen besser angemessen war. Nie hatte Lorenzo etwas dieser Stimme Aehnliches gehört, welche einer Frauenstimme glich, ohne jedoch deren Klarheit zu haben. Er schien durch einen Blick den Abbé Zamaria zu fragen, welcher sich sehr an seiner Befremdung, die er weder Zeit noch Lust hatte aufzuklären, belustigte. In dem Maaße als der Sänger die Gewalt seines Talents entwickelte und diese geheimnißvolle Stimme sich in den höheren Registern bewegte, machte das Erstaunen im Herzen Lorenzo's einer Bewegung Platz, und diese Bewegung ward von Beaten, obschon ihr Ohr jenem Phänomenen weniger fremd war, getheilt. Das Stück, welches der Virtuose sang, war von schönem Gehalt, fromm und pathetisch zugleich, und man schrieb es Stradella, einem berühmten Sänger und Componisten des 17. Jahrhunderts zu, welcher es, wenn man der Legende glauben darf, componirte, um seinen

Gefühlen bei einer sehr bekannten Begebenheit seines abenteuerlichen Lebens Ausdruck zu geben. Als der Sänger im zweiten Theil des Satzes zu der schönen Stelle in Gdur gekommen war, deren schwere und klagende Töne sich zum Himmel zu erheben schienen, wie ein lange im Herzen verhaltener Schrei des Erbarmens, ward er so pathetisch und entwickelte einen so großartigen Vortrag, sein Athemholen war so gut eingetheilt, und er schien so von den Gefühlen durchdrungen, die er in einem Styl der seltensten Vollkommenheit vortrug, daß Beata, trotz des Bemühens, ihre Rührung zu bemeistern, die Thränen nicht zurückhalten konnte, welche ihr schönes Gesicht benetzten. Ihre Seele, schon reich durch eignen Werth und reicher noch durch den göttlichen Hauch, welcher begann sie zu durchbeben, öffnete sich beim geringsten Anstoß, wie eine würzige Blume, die den Strahlen des Tages den Duft entgegen bringt, der sie erfüllt. So leiht die Jugend gern dem ersten besten Gegenstand, der sie fesselt, das überströmende Leben, das in ihr ist; so verbirgt die Liebe, welche die ewige Jugend ist, die Natur der Dichtkunst, die doch ihr innerstes Wesen bildet, und glaubt überall endlose Fernen zu erblicken, chelche oft nur das Spiegelbild ihrer eignen Täuschungen sind. Wo ist der gebildete Mensch, der berühmt gewordene Künstler, der sich nicht mit Entzücken eine einfache Geschichte, ein naives Bild oder eine ländliche Melodie aus seiner Kindheit zurückriefe, deren Eindruck ihm unauslöschlich geblieben ist, trotz Allem, was sein Geschmack ihn seitdem gegen jenes Lallen der populairen Muse hat einwenden mögen. Diese Gegensätze sind weit öfter in der Musik, als in den andern Künsten, und mancher große Componist, der die Welt mit dem Lob seiner Meisterwerke erfüllt, kann nicht ohne Sehnsucht und Rührung den klagenden Refrain hören, der ihm ein Andenken aus dem Lande seiner Heimath bringt.

Die Täuschung Beatens war nicht ganz von derselben Art, denn der Virtuose, dem es gelungen war, ihr Thränen zu

entlocken, war nichts Geringeres als der berühmte Guadagni, einer der besten Sopranisten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der Lieblingssänger Glucks, der für ihn die Rolle des Orpheus componirt hatte. Lorenzo, welcher sich noch immer nicht die Natur der Stimme Guadagni's erklären konnte, und dessen Bewunderung des Virtuosen mit einer unbestimmten Unruhe vermischt war, fragte den Abbé Zamaria beim Herausgehen:

„Maestro, wie heißt der Sänger, den wir eben gehört haben, und was ist das für eine Stimme, die aus dem Munde eines Engels zu kommen scheint"?

„Das ist ein Castrat", versetzte der Abbé lachend, „ein seltner Vogel, den man mit großen Kosten aufzieht zur Ergötzung der Müssiggänger und vornehmen Damen, die ihn der Nachtigall des Waldes vorziehen, weil er weniger wild ist und das ganze Jahr singt. Uebrigens wirst du das Vergnügen haben, ihn diesen Abend zu sehen und sein Verdienst noch besser zu würdigen, denn Se. Excellenz haben mich beauftragt, ihn nach Villa Cadolce einzuladen".

Obschon der Abbé Zamaria kein sehr leidenschaftlicher Liebhaber der Malerei war, so behauptete doch diese in Venedig so blühende Kunst in seinem Geist und seinem Patriotismus eine zu hohe Stelle, als daß er die Gelegenheit hätte versäumen sollen, die Meisterwerke zu bewundern, welche ihm Veranlassung zu sinnreichen Vergleichen gaben.

Deshalb wollte auch der Abbé, bevor er Padua verließ, die alte Kirche Dell' Arena besuchen, wo die berühmten Fresken Giotto's sich befinden, des geistreichen Vorläufers, der die Malerei vom Joche hieratischer Tradition befreite. Bei der Betrachtung dieser ersten Anfänge einer Kunst, welche so viel Aehnlichkeit mit der Musik hat, machte der Abbé Zamaria seine gewöhnlichen Zuhörer darauf aufmerksam, daß in der Zeit, wo Giotto die große Umwälzung, die die Geschichte ihm zuschreibt, bewerk=

stelligte, die Tonkunst noch in Windeln lag, wie man sich durch die Schriften des Marcherto von Padua überzeugen kann, der am Ende des 13. Jahrhunderts lebte.

Während dieser Ausflüge in die Umgebungen von Cadolce, die nur unternommen wurden, um einige Freunde zu besuchen, ließ sich der Senator Zeno, immer mit dem Schicksale der Republik beschäftigt, durch keinen alltäglichen Zufall beirren. Durch die Schwäche seiner Gesundheit seit einigen Jahren an das Festland gebunden, suchte er die durch die Aerzte gebotene erzwungene Ruhe zu benutzen, indem er die Erregung der Gemüther beobachtete und die Wachsamkeit der Obrigkeiten gegen die geheimen Umtriebe der Neuerer rege machte, die von Tag zu Tage immer zahlreicher wurden. In den Städten Brescia, Verona, Vicenza, Padua herumreisend, sah Zeno nur die Männer von Belang, die er als Anhänger der Herrschaft Venedigs kannte. Er feuerte ihren Eifer an, suchte ihre Befürchtungen über die traurigen Ereignisse, die sich zutragen könnten, zu zerstreuen, und wie ein Staatsmann, der gewöhnt ist, das Geheimniß seiner Gedanken für sich zu behalten, ließ er nur das durchschimmern, was ihm für den beabsichtigten Zweck nützlich schien. Neben dieser ernsten ehrwürdigen Persönlichkeit, deren durchdringenden Blick keine Täuschung blenden konnte, bewegten sich Beata, Lorenzo und sogar der Abbé Zamaria wie Kinder, die ein Nichts erfreut, und die in sich das Licht tragen, womit sie den Horizont erleuchten, der sie entzückt. Trotz seines Alters, trotz des Scharfsinnes seines Verstandes und seiner umfassenden Gelehrsamkeit, war der Abbé Zamaria doch nur ein mit den Details mehr als mit dem Inhalt des Lebens beschäftigter Künstler, dessen glückliche Sorglosigkeit nie vor schweren Aufgaben zurückschreckte. Ein altes Buch, eine durch die Zeit zerstörte Mauer und einige Seiten unbekannter Musik waren für ihn weit wichtigere Gegenstände, als Politik und ihre Wechselfälle. Wäre es möglich, daß

Venedig jemals aufhören könnte, Königin des Adriatischen Meeres zu sein? Würde man wagen, die Hand an dieses Nest von Seevögeln zu legen, das seit so vielen Jahrhunderten auf der Oberfläche der salzigen Meeresfluth schwamm? Nein, nein, die schwarzen Vorahnungen des Marco Zeno waren für den Abbé nur Wolken ohne Bestand, die vor seiner lachenden Einbildungskraft vorüberschwebten, ohne die Heiterkeit seines Lebens zu verdunkeln; wenn er ja einmal genöthigt war, Thatsachen der Geschichte mit einander zu verbinden, und ein Gesetz über den Erscheinungen zu bemerken, welche die Oberfläche berühren, so geschah es, um sich über die Fortschritte der Tonkunst Rechnung abzulegen, und desto besser die entscheidenden Perioden derselben zu characterisiren. Das war die einzige Seite seines Geistes, durch welche ein Plan durchschimmerte, eine gewisse Einheit in der Folgereihe von wechselnden Bildern, woraus das Schauspiel des Lebens besteht.

Was Lorenzo und Beata betrifft, die ihr Alter vor den traurigen Vorahnungen der Zukunft schützte, so lebten sie ganz im Genusse der Gegenwart und der schönen Dinge, welche sich ihren Blicken darboten. Alles was sie sahen, was sie hörten, diente dazu, die Neigung, die sie an einander zog, zu enthüllen, wie zwei Töne, die eine innere Verwandtschaft bestimmt, einen geheimnißvollen Accord zu bilden. Sie waren sich nur selbst bewußt; kein äußerer Umstand konnte ihre Sicherheit trüben, und wenn sich Beata über die Natur des Gefühles täuschte, welches ihr der Sohn von Katharina Sarti einflößte, so war Lorenzo noch weniger im Stande einzusehen, welch gefährlicher Gährungsstoff sich in die lebhafte Dankbarkeit mischte, die er für seine edle Wohlthäterin empfand. Der Schaum der Jugend machte beide trunken. Sie lauschten mit Entzücken der Harmonie ihres Herzens, ohne deren Sinn zu verstehen, und die Schönheiten der Kunst ebensowohl als die Erhabenheit der Natur, welche auf ihren Spaziergängen sich ihnen darbot, verlängerten

ihnen die glückliche Täuschung eines so einzigen Lebensabschnittes. Beata, welche ein geheimes Vergnügen in diesen Spaziergängen fand, die ihren Geist wie ihr Herz erfreuten, ohne die Heiterkeit desselben zu trüben, und auch übrigens noch der Gesundheit ihres Vaters günstig waren, suchte sie durch mehr oder weniger erfinderische Vorwände zu vervielfältigen, was Marco Zeno gern geschehen ließ. Als sie Padua verließen, bestimmte sie ihn in der Umgegend einige Freunde zu besuchen, unter denen die Familie Grimani sich befand, deren Villa auf dem linken Ufer des Canals der Brenta lag.

Die weite prächtige Ebene, auf welcher die Stadt Padua ausgebreitet liegt, und die in sanften Abhängen von den Tiroler Alpen bis zur Mündung der Brenta abfällt, bildet einen der schönsten Landstriche, die es in der Welt giebt. Mit einer üppigen Vegetation ausgestattet, mit einer beträchtlichen Anzahl kleiner Städte, Flecken und malerischer Dörfchen, die von der Hand der Grazien dahingegossen zu sein scheinen, giebt diese fette fruchtbare Erde Alles, was man von ihr verlangt, und bei dem geringsten Hauche menschlicher Thätigkeit erschließt sie sich liebevoll, indem sie wunderbare Ernten hervorbringt. Oliven, Citronen, Feigen und Maulbeerbäume, Früchte aller Art, feurige und verschiedenartige Weine, Alles gedeiht daselbst in Fülle und beinahe ohne Mühe. In diesen lachenden Gefilden, die unausgesetzt sanfte Lüfte erfrischen, welche von den Gebirgen und von dem Adriatischen Meere herüberwehen, breitet der Weinstock seine edle Pracht in zierlichen Gewinden aus, die das Auge ergötzen und das Herz erfreuen. Korn, Roggen, hochaufgeschossener Mais wachsen ohne Hinderniß mitten in diesen beglückten Feldern, deren Horizont durch sanft anschwellende Hügel begrenzt ist, die Schatten und Kühlung umher verbreiten.

Ueppige Triften, zahlreiche Heerden Schaafe, Rinder mit hohem Hals, lachende Meiereien, eine thätige Bevölkerung, Alles kündet die Stärke und Fruchtbarkeit des gelobten Landes

an. Ich weiß nicht mehr, welcher Dichter der alten Welt gesagt hat, daß der Frühling seinen Aufenthalt in diesem glücklichen Thale genommen zu haben scheine, dessen bezaubernde Landschaft einen griechischen Kaiser zu äußern veranlaßte, daß, wenn man nicht die Gewißheit hätte, daß das irdische Paradies in Asien zu suchen sei, man glauben könnte, daß Gott in diese Venetianischen Gefilde sein erstes Geschöpf gesetzt habe, um ihm eine Idee von der höchsten Glückseligkeit zu geben. Alles ist da so frisch, so fröhlich, die Natur ist so fruchtbar und so reizend, daß die zahlreichen Dichter, die die Mundart von Padua hervorbrachte, nichts schöneres ersinnen konnten, als die Wirklichkeit, welche vor ihren Augen ausgebreitet lag. Alle haben die Vergnügungen und häuslichen Beschäftigungen des Landlebens besungen.

Eine Meierei und ihre lärmende Munterkeit, die Erntezeit mit ihren Guirlanden von Korn und Mohnblumen, fröhliche Weinleser, die mit Weinreben bekränzt auf dem Plane nach dem Klange irgend eines ländlichen Instruments herumspringen, ein verliebtes Stelldichein beim Mondenschein, ein Kuß in einer wohlduftenden Weinlaube gegeben, das sind die Gegenstände, welche die Dichter zu behandeln liebten, die aus dieser Gegend von Padua hervorgegangen sind. Wenn man sie hört, sollte man meinen, sie besängen ein immerwährendes Fest der Natur, ohne Schmerz, ohne Geheimniß und ohne Ideal.

In dieser herrlichen Ebene, in mitten dieser reichen Vegetation, welche überall den lachenden Anblick eines mährchenhaften Zaubergartens gewährt, hatten die vornehmen Venetianer zierliche Palläste bauen lassen, in denen man einen verschwenderischen Aufwand und alle Weichlichkeiten der verfeinerten Civilisation antraf. Die südlichen Völker, namentlich die Italiener, verpflanzen auf das Land gern die Vergnügungen und Illusionen der Stadt. Wie die Griechen und Römer, von denen sie abstammen, besitzen sie von Natur nicht jenes tiefe und religiöse

Gefühl, daß die Völker des Nordens begeistert. Es sind die Errungenschaften des Geistes, die Freuden und Ueppigkeiten des Lebens, die vor Allem ihre Bewunderung erregen und ihre Thätigkeit anstacheln. Wald, Wiesen, Wasser und die vielgeliebte Erde sind für die südlichen Racen nur die nothwendigen Elemente, um das Dasein des Menschen zu verschönern, das Spielzeug seiner Fantasie, welche sich nicht über den Horizont erhebt, der seine Blicke begrenzt. Die nordischen Völker im Gegentheil scheinen auf ihren Wanderungen durch die ungeheuren Steppen und weiten Wälder, wo sie sich lange Zeit niedergelassen hatten, bevor sie der südlichen Civilisation sich näherten, eine weit tiefere Kenntniß der Natur und ihrer heiligen Mysterien geschöpft zu haben. Daher gefällt sich auch ihre durchaus lyrische Dichtkunst darin, die verschiedenen Harmonien der materiellen Welt wiederzugeben, welche für sie das Symbol einer höhern unendlichen Welt ist. Die Venetianer, welche etwas von dem politischen Geiste der Römer und der weichen Zierlichkeit der Hellenen besitzen, hatten das Landleben in ein Fest der Kunst verwandelt. Im Innern einsamer Gebüsche, wohin sie während der großen Hitze des Sommers sich zurückzuziehen pflegten, vernahmen sie gern Gelächter und gesellige Concerte.

Wenn man die Ebene von Padua verläßt, um sich nach Venedig zu begeben, stößt man auf den Canal der Brenta, der zwischen dem Festlande und dem adriatischen Meere gleichsam einen Gedankenstrich bildet. Dieser Canal, welcher eine Strecke von 6 französischen Meilen durchläuft, und auf dessen sanften Fluthen leichte Barken, die man Peoten nannte, hinabglitten, bot am Ende des vorigen Jahrhunderts eine wahrhaft entzückende Augenweide dar. Die beiden Ufer dieses Flusses waren mit Häusern, casini und reizenden Villen besetzt, in denen der venetianische Adel seine ganze Prachtlust entwickelte. Diese Palläste, erbaut von den berühmtesten venetianischen Architecten

aus der Renaissancezeit, wie Sanmicheli, Sansovino, Scamozzi, und vor Allem von Palladio, alle geschmückt mit zierlichen heitern Statuen, die auf ihren Gipfeln zu tanzen schienen, wie die Stunden eines wolkenlosen Tages, glänzten in gewissen Entfernungen von einander in den Strahlen der Sonne bis zu dem Beginn der Lagunen, und bildeten auf diese Art einen wahrhaft bezaubernden Horizont, an dessen Saume man allmählich dem Busen der Wellen jenen Traum der Poesie, den man Venedig nennt, entsteigen sah. Die bedeutendsten dieser Landhäuser, welche sich in den Fluthen der Brenta spiegelten, waren die, welche den Foscarinis gehörten und unter diesen wieder glänzte die Villa Pisani, welche über vier Millionen Franks gekostet hatte. Der Garten dieser fürstlichen Wohnung erstreckte sich in Gestalt eines Amphitheaters bis zu den Ufern des Canals, von wo aus die Vorüberfahrenden die seltensten Blumen, Citronenbäume, künstliche Grotten, bewundern konnten, unter deren erquickenden Schatten die gentildonne in der Abenddämmerung Schutz suchten. Die Ufer der Brenta wurden von allen Dichtern besungen, vor allem von venetianischen Volksdichtern, die ihnen den wohlverdienten Namen des neuen Arkadiens, L'Arcadia de' tempi nostri, gegeben hatten.

Die Villa Grimani, wohin sich Marco Zeno und seine Begleitung begaben, war eine Meile von Padua auf dem linken Ufer der Brenta gelegen, an welche der Garten, durch eine Brustwehr von weißem Marmor umgrenzt, stieß. Eine schattige Hagenbuchhecke lief längs dieser Marmoreinfassung hin, von welcher aus man die mit Reisenden besetzten Barken, die theils nach Venedig gingen, theils von dort herkamen, vorbeifahren sehen konnte. Von der Familie Grimani erwartet, wurde Marco Zeno von weitem erkannt, und Alles war bald am Fuße der Treppe, wo die beiden Peoten anlangten, welche den Besuch enthielten.

Die Familie Grimani, eine der bedeutendsten der Republik, war seit langer Zeit mit der Familie Zeno verbunden. Ein Sohn des Senators Grimani, der ungefähr 25 Jahre zählen mochte, ließ die Möglichkeit durchleuchten, noch näher die Interessen der beiden adeligen Familien zu verknüpfen; die Aufnahme war herzlich und glänzend. Beata, von einer zahlreichen Gesellschaft umgeben, die sich auf der Villa vereinigt fand, wurde veranlaßt, den prächtigen Garten zu durchwandern, während die beiden alten Senatoren sich von den Angelegenheiten der Republik unterhielten. Nach der Mittagstafel, die in einer geräumigen Gallerie statt fand, die schöne Fresken von Paul Veronese enthielt, und den Blick auf eine mit Blumen geschmückte Terrasse gewährte, welche zum Hintergrunde die Ufer der Brenta hatte, erhob der Abbé Zamaria, dessen gute Laune stets überzulaufen bereit war, plötzlich seine flötenähnliche Stimme unter dem allgemeinen Getöse, das gemeiniglich den Beschluß eines fröhlichen Festes bildet.

Meine Herren, sagte er, mir fällt ein sonderbarer Gedanke bei! Im Angesicht des schönen Gartens, der vor uns liegt, des schönen Flusses, der den Horizont begrenzt, der prächtigen Landhäuser, welche auf so hohe Art Zeugniß von dem Geschmack und der Größe unsers theuern Vaterlandes ablegen, gedenke ich der umherschweifenden Völkerschaften, welche die Barbaren vor sich herjagten, wie eine Heerde Schafe, und die gegen Ende des 5. Jahrhunderts auf diesen einsamen Inselchen des adriatischen Meeres einen Zufluchtsort suchten. Was würden sie sagen, diese einst versammelten Väter von Venedig, wenn sie heute die bewundernswürdige Stadt sähen, deren Gründer sie gewesen sind, und wenn sie von den Veränderungen sich überzeugen könnten, welche die Zeit und die menschliche Hand auf diesen Landstrich der Brenta hervorgerufen haben, deren verlassene Ufer sie flohen? Kommen die Erzählungen der Dichter jemals diesem Bilde gleich, welches sich vor unsern Augen aufrollt? und

Griechenland in seinen reizenden Träumen, ist es nicht von dem Genius Venedigs übertroffen worden, welcher die Ufer der Brenta zu einem wahrhaft würdigen Aufenthalt der olympischen Götter gemacht hat?

„Sehr gut gedacht! mein theurer Abbé, sehr schön, wiederholte der Senator Zeno mit einem bedeutungsvollen Tone. Du läßt unserm Vaterlande die Gerechtigkeit widerfahren, die es verdient. Aber man darf nicht vergessen hinzuzufügen, daß es die Aristokratie war, welche die Größe Venedigs bewirkte, wie es der Römische Senat war, der die Macht der ewigen Stadt schuf. Rom und Venedig, welche beinahe denselben Ursprung haben, insofern Flüchtlinge, fuorusciti, ihren Grund legten, werden auch, fürchte ich, dasselbe Schicksal haben, und an dem Tage, an welchem das eifersüchtige Volk, das nach der Macht strebt, über die Hindernisse, die man ihm entgegenstellt, gesiegt haben wird, an diesem Tage wird auch die Republik von St. Marco zu existiren aufgehört haben, sowie das römische Volk, durch parteisüchtige Tribunen aufgewiegelt, das Reich zu Grunde richtete, welches Weisheit der Patricier aufgebaut hatte".

„Ew. Excellenz werden mir verzeihen, wenn ich Ihre traurigen Vermuthungen nicht theile, fügte sehr lebhaft der Abbé Zamaria hinzu, der fürchtete, das Gespräch möchte sich der ernsten Seite der Politik zuwenden. Trotz des Geredes einiger Schwätzer haben die guten Bürger Venedigs doch nicht üble Laune genug, um eine Macht zurückzufordern, durch welche sie sehr in Verlegenheit kommen würden. So lange sie in Frieden leben, singen, und ihre Waaren verkaufen dürfen, was liegt ihnen daran, woher das Licht kommt, welches sie beleuchtet, und die Gerechtigkeit, welche sie beschützt? Sie sind wahrhaftig zu klug, um ihre Zeit in dem großen Rathe zu versitzen, und sich mit Geschäften der Republik abzugeben, anstatt ihren Handel zu betreiben. Panem et circenses, forderte das römische Volk;

Brot, Schauspiele, und chichera di cafè, ein Schälchen Kaffee, das ist's, was das Volk Venedigs braucht".

„Bravo, Herr Abate", rief der Chevalier Grimani, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, welcher an der Seite Beatens saß, von der er ganz eingenommen war. „Ich theile vollkommen diese Sicherheit und glaube nicht, daß wir bei dem Ende der Welt angelangt sind, weil es einigen gallsüchtigen Menschen gefällt, ganz leise gegen die Regierung der Signoria zu murren. Ist es nicht recht, daß der Kopf dem Leibe befiehlt und daß, um mich eines Gleichnisses zu bedienen, das Sie ohne Zweifel billigen werden, der Kapellmeister das Werk aufführt, das er im Schweiße seines Angesichts geschaffen hat? Es möchte den Krämern des Markusplatzes schön stehen, die Politik Europa's zu entscheiden! Aber lassen wir diese unnützen Befürchtungen und beschäftigen wir uns mit einem weit interessanteren Gegenstand. Die Zeit flieht, e tu fuggir lo lasci, mein theurer Abbé, ohne zu bedenken, daß wir uns glücklich schätzen würden, die Stimme der Signora Beata zu hören, die so bewundernswürdig sein soll. Umsomehr da die Sonne erblaßt und die Vesper nahe ist, fuhr der liebenswürdige Chevalier fort, dessen Geist weder der Anmuth noch der Bildung ermangelte. Die Musik ist ein nothwendiger Schlußstein eines so glücklichen Tages, wie der, welcher so eben verflossen ist".

Bei diesen letzten Worten warf der Chevalier einen unverhüllten Blick auf Beaten, welche ihm durch eine leichte Neigung des Kopfes schweigend antwortete. Man erhob sich von Tische, und die Gäste, in verschiedene Gruppen sich zerstreuend, wie der Zufall oder die Neigung sie gebildet hatte, begannen in dem Garten spazieren zu gehen, der nach der Buchenhecke zu durch einen sanften Abhang führte. Beata, Tognina und der Chevalier Grimani verloren sich in eine einsame Allee, während Lorenzo, den der Abbé Zamaria bei der Hand hielt, mit zerstreuten Ohren die endlosen Gespräche seines Lehrmeisters anhörte,

der inmitten von fünf oder sechs Personen, die ihm unter schallendem Gelächter folgten, laut perorirte. Die Nacht fing unterdessen an, dem Schooße der Erde zu entsteigen und den Horizont mit durchsichtigen Schatten zu bedecken. Der Mond löste sich leise aus einer nebelichten Luftschicht los, die ihn wie einen mit goldnen Funken übersäeten Gazeschleier umhüllte, und seine Scheibe verbreitete jenes süße und geheimnißvolle Licht, welches selbst die verstocktesten Herzen rührt, und die mattesten Verstandesmenschen poetisch stimmt. Die edle Gesellschaft, nachdem sie sich nach verschiedenen Richtungen hin ergangen, hatte sich unter der Buchenhecke um einen halbrunden Tisch vereinigt, auf welchem einige Bücher und eine Mandoline lag, ein der Laute verwandtes und in Italien damals sehr verbreitetes Saiteninstrument. Beim Anblicke dieses Schwarmes junger schöner Damen, die mit ihren großen Fächern, auf denen allerlei malerische und verliebte Scenen gemalt und gezeichnet waren, kokett spielten, die in lange Roben von geblumten Stoffen der buntesten Farben gekleidet waren und schwatzend und lachend in jener Fülle von Scherzen sich ergingen, welche Wohlbefinden des Körpers und Heiterkeit des Geistes verräth, hätte man meinen sollen, einen großen Vogelbauer mit Vögeln von goldenem, purpurrothem und blauem Gefieder zu sehen, die sich bei dem Neigen des Tages durch melodisches Gezwitscher erfreuen.

Es war eine von jenen heitern Nächten, welche die Phantasie selbst der kargsten Naturen wecken und erschließen, indem sie den geheimnißvollen Ton anschlagen, welchen Gott in den Grund aller Herzen gelegt hat. Ein weißer verschwiegener Strahl stahl sich durch das dichte Blätterwerk der Hecke und zitternde Schatten, welche die feine Gesellschaft umgaukelten, ließen desto besser die Hauptseite der Villa Grimani hervortreten, welche sich im Hintergrunde der Landschaft erhob, und auf der sich die eleganten Statuetten wie eine Art Krönung darstellten. Die

Luft war mild, l'onda placida e tranquilla, als der Chevalier von neuem den Wunsch anregte, Signora Beata zu hören, welche, nachdem sie sich mit dem Abbé Zamaria besprochen hatte, sich nebst ihrer Freundin Tognina erhob. An einander geschmiegt, die Brenta von der Balustrade herab betrachtend, fingen diese beiden jungen Mädchen ein Duett von Clari zu singen an, das sie auswendig kannten, und zu welchem sie der Abbé Zamaria auf der Mandoline begleitete. Es war ein anmuthiges Tonstück, ein frisches Madrigal, vollkommen passend für den Augenblick und seine leichte Melodie schwamm auf der Oberfläche der Seele, wie eine Blume auf der Fläche eines ruhigen Sees:

Cantando un di sedea
Laurinda al fonte.

„Eines Tages saß Laura an einer Quelle und sang": Diese Worte wurden auf den Flügeln einer reißendschnellen Phrase getragen, die beide Stimmen abwechselnd mit der höchsten Zartheit wiederholten. Angelangt an der Stelle, wo Laura den Zephir bittet „die erhitzte Luft mit seinem Hauche zu erfrischen", ließ Beatens Stimme mit außerordentlichem Geschmack jene Modulation erklingen, die die Schlaffheit treffend ausdrückt, welche man bei starker Hitze im Sommer empfindet. Mit Anmuth auf dem dissonirenden Tone d verweilend, der das Hauptmotiv wieder in die Tonart Adur zurückleitet, fingen die beiden Stimmen ihr reizendes Spiel wieder an, das man hätte mit einem Hirtengedichte Virgils vergleichen können, wie es von Cimarosa in Musik gesetzt ist*).

Diese beiden jungen Mädchen, rein wie die Strahlen des Mondes, der sie beschien, an den Ufern eines Stromes, dessen

*) Dieses Duett von dem Abbé Clari, dessen hier Erwähnung geschieht, ist in Paris seit einer Reihe von 30 Jahren bekannt. Anfangs wurde es bei den Uebungen der Schule Choron gesungen; Liebhaber und Künstler haben es in der Folge in die Salons und in die öffentlichen Concerte verpflanzt. (Anmerk. d. Verf.)

klares Wasser ihr Bildniß zurückwarf, eine süße Melodie singend, welche die Lüfte verwehten, wie einen Wohlgeruch — machten ein Bild aus, das man nur einmal im Leben sieht und das in der Einbildungskraft unauslöschliche Erinnerungen zurückläßt. Jeder Ton, der dem Munde Beatens entglitt, fiel in das nächtliche Schweigen der Nacht, wie ein goldner Stern, der sich am Himmelsgewölbe heraushebt, und beide Stimmen, von verschiedener Klangfarbe, verbanden sich zu einem harmonischen Zusammenklange. — Ein langes Stillschweigen folgte diesem Gesangstücke. Jeder schien so lang als möglich die köstliche Stimmung, von der man erfaßt war, zu erhalten, als man entfernt über dem Canal ein Geräusch verwirrter Stimmen vernahm. Die Stimmen näherten sich der Villa Grimani, und man erkannte eine Barke mit Seidenarbeitern, die von Venedig zurückkehrten, nachdem sie ihren Tagelohn erworben hatten. Sie sangen eine Volksmelodie von melancholischer Färbung, deren Worte eine freie Uebersetzung einer Strophe aus dem befreiten Jerusalem in venetianischer Mundart waren *), „Die Blume der Jugend währt nur einen Augenblick, sie entflieht mit dem Tage der sinkt. Der Frühling kommt wieder, aber die Jugend mit ihm nicht. Pflücket die Rose des Lebens, welche bald ihre Frische verliert. Laßt uns lieben so lange man uns noch Gegenliebe zollt"! Die Barke glitt reißend hinab und verschwand wie ein Glückstraum.

Die Scene, die wir eben beschrieben, hatte auf Lorenzo einen tiefen, lebhaften Eindruck gemacht. Die Stimme Beatens, die Zierlichkeit ihrer Figur, die Vertraulichkeit, mit welcher der Chevalier Grimani zu ihr sprach, hatten in seinem Herzen ein Gefühl der Bangigkeit erregt, welches er noch nicht empfunden hatte. Zurückgekehrt nach Cadolce fand er die ruhige Freude von früher nicht. Eine unfreiwillige Zerstreuung störte seine

*) Die 15. Strophe des 16. Gesanges. (Anmerk. d. Verf.)

Studien, ein unerklärlicher Unmuth veränderte seinen Character, der bis dahin so weich und fügsam gewesen war. Was aber empfand er? War es das Feuer der Jugend, oder war es gährende Eifersucht, welche schon ihre Bitterkeit unter die Hoffnungen seines aufkeimenden Lebens mischte? Fühlte er sich gedrückt, einer so ausgewählten Gesellschaft nicht anzugehören, in welche er nur durch eine große Gunst zugelassen war? Oder war dieß das erste Erwachen eines köstlichen Gefühls, welches ihn plötzlich mit Trunkenheit füllte, wie eine geistige Essenz, die ungestüm aus dem Gefäße sich befreit, das sie enthält? Von allem war Etwas in der Verwirrung, die der junge Lorenzo empfand, dessen Character sich zu bilden begann. Es verhält sich mit den Gefühlen des Mannes, wie mit den übrigen Fähigkeiten: Nach einem kurzen oder länger anhaltenden Schlafe, der von der Natur angeordnet ist, um das Hervorkeimen zu begünstigen, reicht der geringste Anstoß hin, um sie hervorzulocken. Noch nie hatte sich Lorenzo in der Mitte einer so großen Anzahl ausgezeichneter Persönlichkeiten befunden. Das Leben, das er bisher geführt hatte, arbeitsvoll und zurückgezogen, hatte ihm nur die günstige Seite seiner Lage durchschimmern lassen. Die beinahe väterliche Zuneigung, die ihm der Abbé Zamaria bewiesen hatte, die zärtliche und geheime Neigung, die ihn an Beaten fesselte, das Wohlwollen der Untergebenen, hatten ihn geblendet, und ihm die Wirklichkeit der Welt und der Dinge entzogen. Rief ihm doch der alte Bernabo, Zeno's Kammerdiener, manchmal zu: „Bravo, Lorenzo, fahren Sie fort zu studiren, Se. Excellenz ist mit Ihnen sehr zufrieden". Dieser erste Zauber nach der denkwürdigen Abendgesellschaft am Fuße der Brenta war ein wenig geschwunden. Der Anblick des Chevalier Grimani, und sein Benehmen gegen die Signora hatten in seinem Gemüthe Argwohn erweckt. Es war, als ob man einen Stein in den Grund einer kleinen Quelle geworfen hätte, welcher den Behälter in seinen Tiefen aufwühlt. Weswegen hatte

man ihn ganz bei Seite gelassen, während dieser köstlichen Abendgesellschaft? Niemand schien sich um seine Gegenwart zu bekümmern, nicht einmal die reizende Tognina, welche doch gewöhnlich ihn mit ihren eigensinnigen Neckereien gern herausforderte? Nicht ein Blick war auf ihn gefallen und Signora Beata, die ihn sonst immer mit ihrer Sorgfalt umschloß, hatte nicht wissen mögen, daß er da war, ganz nahe bei ihr, in Mitten dieser Gesellschaft, die von ihrer Anmuth, und von ihrer seelenvollen Stimme ganz hingerissen war. War er etwa in dem Hause Zeno's nichts als ein Spielzeug, ein lebendes Zeugniß der Freigebigkeit eines großen Herrn, ein Ding, das man, sobald der Kreis der Freunde sich erweitert, in den Schatten zurückdrängt? Das waren die Fragen, die der junge Mann sich heimlich vorlegte, und die sein Herz mit einer unendlichen Verwirrung erfüllten. Gesättigt durch mannigfaltige Lecture, die nicht immer von einem sehr strengen Geschmacke geleitet war, da er aus Moderomanen, aus Dichtern und vor Allem aus den französischen Philosophen schöpfte, die der Abbé Zamaria seiner Neugierde lieferte, eine Nahrung, nach der er begierig war, — ließ das Gemüth Lorenzo's die Merkmale eines hastigen, leicht verstimmten Zustandes sehen. Seine erhitzte Einbildungskraft gefiel sich in romanhaften Combinationen, er verrieth eine ungewöhnliche Reizbarkeit, die innerlich gährte und einen Ausweg suchte, ein von Zärtlichkeit erfülltes Herz, das lange Zeit vom Respect und dem Schlafe des Jünglingsalters zurückgehalten, plötzlich erwachte und trotzig überschäumte, wie um sich seiner eigenen Lebensfähigkeit zu versichern. Nichts ist weniger einfach als die Jugend; alle Keime des zukünftigen Lebens finden sich in dem Herzen des Kindes schon angesammelt, und aus diesen ersten, dunkel begriffenen Gefühlen webt das Schicksal seine Gewebe. Nehmet euch also wohl in Acht und vergesset euch ja nicht vor diesen beweglichen Blicken, welche über Alles hinwegzugleiten scheinen. Lasset diesen kleinen Geschöpfen nie etwas

Unreines oder Zweideutiges sehen, welche sich üben die Erscheinungen zu verstehen, die sich vor ihnen aufrollen. Von dem Instinct und einer göttlichen Anschauung geleitet, werden sie später den verborgnen Sinn eurer Worte und eurer Handlungen verstehen. Wie die Metallplatte durch Kunst so zubereitet ist, das Licht darin wiederzugeben, so dringen auch auf die Seele des Kindes die Erscheinungen der äußern Welt ein, setzen sich als Kruste an und zeichnen Bilder darauf, die die Zeit enthüllen wird. —

Lorenzo las endlich in seinem eigenen Herzen; er fühlte sich bewegt durch den Anblick Beatens und begriff den Sinn dieser Bewegung, über die er erschrack. Durfte er jemals ein so verwegenes Gefühl zu gestehen wagen? Was würde man sagen, wenn man erführe, daß der Sohn von Katharina Sarti gewagt hätte, seine Augen zu einer edlen Venetianerin zu erheben, welche ihn in seiner Kindheit und Armuth aufgenommen hatte? Er floh die Gelegenheiten sie zu sehen; er war furchtsam, bestürzt in ihrer Gegenwart, er stotterte bei der Beantwortung der wohlwollendsten Fragen, die sie an ihn richtete. Er suchte die Einsamkeit und die Bücher, die seine Täuschung nähren und vermehren konnten. Die Natur, die Landschaft, und ihre geheimnißvollen Schönheiten, die das gemeine Volk unempfindlich lassen, und die sich nur gebildeten Augen durch den innern Brennpunkt des Gefühls enthüllen, sprachen zu seiner Einbildungskraft eine neue Sprache. Alles was er sah, alles was er las und was er hörte, nahm die Gestalt des liebenswürdigen Gegenstandes an, der sich in seiner Seele wie ein leuchtendes Gestirn erhob. In einer solchen Beschaffenheit des Gemüthes fand Lorenzo zufällig die neue Heloise von Rousseau. Dieses berühmte Buch, welches das 18. Jahrhundert bewegte, und in alle Sprachen Europa's übersetzt worden ist, übte auf die Einbildungskraft dieses jungen Mannes eine mächtige Wirkung aus. Die künstliche Welt, die sich Rousseau schuf —, diese Mischung von Ideal und Wirklichkeit, wo ewige Gefühle des

menschlichen Herzens sich mit Sophismen des Verstandes vermengen —, wo philosophische Untersuchungen oft die Herzensergießung verhindern, — wo die Charactere mehr eine Personificirung abstracter Principien, als aus der Natur genommen zu sein scheinen, — alle diese Schwächen, denen man häufig in dem Roman von Jean Jaques begegnet, werden niemals verhindern, daß es von den zartesten und poetisch begabtesten Naturen mit Begierde gesucht und gelesen wird. Man mag sagen, was man will, die Jugend hört nicht auf Vorstellungen und lacht über die kalten Pädagogen, welche von der Liebe wie von einem Gift sprechen, dessen süße Bitterkeit sie nicht kosten dürfte. Weit entfernt sich von der Gefahr, die man ihr anzeigt, abschrecken zu lassen, stürzt sie sich hinein und nur erst nachdem sie sich aus dem Schiffbruch gerettet hat, ist sie geneigt auf die Warnung zu hören, die man ihr vorher weissagte. So geschieht's, daß jede Generation dieselbe Reise beginnt und das ewige Lied des Frühlings singt. Die Jugend ist daher nicht empfänglich für die reine Wahrheit ohne Zusatz. Was sie vor Allem anzieht, ist das Schauspiel der moralischen Größe im Kampf mit dem Schicksale, der Streit der Gefühle mit den Vorurtheilen, der Triumph der Leidenschaft über den Egoismus der Familie. Dies sind auch die Eigenschaften, welche die neue Heloise zu einem Buche von seltener Anziehungskraft für zärtliche Herzen und erhitzte Gemüther machen. Der Character des Saint-Preux, seine untergeordnete Stellung in der Familie der Julie, die Mittel, durch welche er die Herzen zu rühren bewirkt, die Hindernisse, auf welche er stößt, die beiden jungen Mädchen, die so eng mit einander verbunden doch in ihrer Geistesrichtung so verschieden sind, — die Nebenpersonen, welche sich um die beiden Liebenden gruppiren, — die kühnen Ideen, die der Verfasser aufstellt, — die bewundernswürdige Landschaft, in welche Rousseau die Träume seines Genies verlegt hat, — alle Einzelnheiten einer häuslichen Oekonomie und eines bürgerlichen

Lebens, wo die Musik und die italienische Poesie einen so bedeutenden Platz einnehmen, — mußten unsern Jüngling erschüttern. Auch verschlang er die beredten Blätter, die die geheimen Bewegungen seines Herzens zu übersetzen schienen. Er setzte sich an die Stelle des Helden, dessen Schicksal er gern getheilt hätte. Er verfolgte ihn in die Gebüsche von Clarens, und ließ sich mit ihm in Juliens Arme führen, die auf seine Lippen den verhängnißvollen und göttlichen Kuß drückte. Alle jene Begebenheiten dieser rührenden Erzählung, worin Rousseau gleichsam ein Bild der Gestalten entworfen hat, die in seiner Seele lebten, erregten um so mehr das Interesse Lorenzo's, als er darin auch eine gewisse Aehnlichkeit mit seiner eigenen Lage in dem Hause des Senators fand.

Hinter dem Gehölz, welches die Höhen der Villa Cadolce umgab, war ein kleiner Fußweg (un stradotto), ein krummer einsamer Gang, der bis zu dem Dorfe la Rosâ führte, und anderer Seits auf die große Straße von Cittadella ausmündete. Dieser Weg war von der einen Seite durch die Böschung des Parks und durch einen Bach eingefaßt, der ihn benetzte, von der andern Seite durch eine lebendige Hecke, die buschigt und sehr unregelmäßig angepflanzt war und deren üppiger Wuchs sie im eigentlichen Sinne niederbeugte. Zweige vom Weißdorn und von wildem Maulbeerbaum entsprossen der Hecke, die sie nicht in Schranken halten konnte, und mit den Zweigen der Bäume sich verflechtend, bildeten sie gleichsam ein grünes Baumdach, das den Weg vor der Sonnenhitze schützte. Eine große Baumallee durchschnitt den Park und im Hintergrunde dieses Lustweges sah man das Dach der Villa, auf welchem die Pfaue ihr goldnes Gefieder zur Schau ausbreiteten, und die Luft mit ihrem kläglichen Geschrei erfüllten.

An einem schönen Frühlingsmorgen ging Lorenzo in der großen Allee des Parkes der Villa Cadolce spazieren. Das Herz mit Unruhe, und von dem Wonnefieber erfüllt, welches der

erste Anfall des heiligen Leidens verursacht, hatte er plötzlich sein Zimmer verlassen, und ging ohne Zweck vor sich hin, in langen Zügen die flüssige und mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft einathmend, welche die Morgenröthe um sich verbreitete, gleichsam um die Ankunft des Tages anzukündigen. Die Blätter der Bäume, triefend von Thau, warfen tausend verschiedene Farben, die das Auge ergötzten und ein köstliches Gefühl der Frische hervorriefen. Die Vögel zwitscherten im Gebüsche und mitten in ihrem gleichen und doch stets neuem Concerte hoben sie einige durchdringende Töne hervor, die die lebhafteste Freude und das tiefste Gefühl zu offenbaren schienen. Ich weiß nicht, welcher indische Dichter gesagt hat, daß die Sprache der Vögel eines Tages von einem Liebespaare, das zum Vergnügen in dem Schatten des Waldes spazieren ging, verstanden worden sei, und daß es ihm gelang, sich mit den beredtesten dieser wunderbaren Sänger zu unterhalten. Diese geistreiche Dichtung schließt, wie alle ursprüngliche Poesie, eine tiefe Beobachtung in sich, und die rührende Geschichte von der Philomele und Prokne bietet, gleichwie alle Verwandlungen der alten Fabel, uns ein Zeugniß von dem allgemein verbreiteten Glauben, daß die Liebe die Quelle der Poesie, der Musik, und der Wissenschaft aller überirdischen Dinge sei.

Die Sonne erhob sich über den Horizont und begann die leichten Morgenwölkchen zu zertheilen, die sie wie einen Heiligenschein umgaben. Eine Atmosphäre schon lauwarm ganz mit Wohlgerüchen, mit Glitzern und fröhlichem Summen gesättigt, durchwehte die Seele des jungen Lorenzo mit einem unaussprechlichen Wohlsein. Am Fuße der großen Allee angekommen, übersprang er den Bach, der dem Parke zur Grenze diente, schlug den Weg ein, der nach la Rosâ führte, und verlor sich in dem grünen Baumgewölbe. Weiße Kirschblüthen bedeckten den Weg, und in den hellen Streifen der leuchtenden Gebüsche sah man Myriaden von Insecten, Schmetterlingen und furchtsamen

Grasmücken blitzen und sich bewegen, die um die junge Brut herumgaukelten. Der Schatten, die Morgenkühle und die Stille luden zu Träumereien ein, und ließen den Geist mitten in diesem dumpfen und geheimnißvollen Gewirre, das das Leben der Natur ist, herumirren, welches Beethoven in dem zweiten Theile der Pastoralsymphonie so einzig zu schildern verstand. Lorenzo ging langsam dahin, bei sich selbst die süßesten Hoffnungen nährend, als eine etwas abgenutzte Stimme sich in der Ferne hören ließ. Tra, la, la, ... Und dieser Refrain, der einen ländlichen Gesang schloß, verbreitete sich in den Krümmungen des Weges, wie die fortgesetzten Schwingungen eines ländlichen Instrumentes. Nach augenblicklichem Stillschweigen wiederholte die Stimme ihren Satz und ließ von neuem dieselben Töne la .. la .. wieder hören, die lange Zeit in den Lüften schwebend einen Duft von frischer und unschuldiger Heiterkeit ausströmten, und die Aufmerksamkeit Lorenzo's fesselten, weil er die Stimme Giacomo's zu erkennen glaubte. Er war es in That, der rittlings auf einen Esel wie ein Ueberglücklicher singend daher geritten kam. Eh viva, il nostro caro Lorenzo, rief er, sich ihm nähernd. Es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben, per Bacco! und wie seid ihr groß geworden! Warum vergeßt ihr doch eure Freunde von la Rosâ, und wir sprechen doch so oft von Euch? Gestern noch sagte ich zu Zina, die ihr kennen werdet: Ich möchte diesen braven Lorenzo sehen, seit er ein so schöner junger und verständiger Herr geworden ist, wie der Geistliche von Cittadella! Ach, antwortete sie, er denkt nicht mehr an uns armen Leute, wir haben nicht die schöne Sprache, noch die schönen Manieren der cavalieri, unter denen er lebt!

Ihr thut mir Unrecht, mein lieber Giacomo, eine solche Denkweise mir unterzuschieben, entgegnete lebhaft Lorenzo. Ich bin kein Signore, wie Ihr wohl glauben möchtet, und ich bin weit entfernt, die guten Menschen vergessen zu haben, die mich

haben aufwachsen sehen, und meine Kindheit mit einer so herzlichen Zuneigung umgeben haben. —

Ihr dürft Euch nicht über meine Worte ärgern, antwortete Giacomo mit Gutmüthigkeit, denn ich dachte nichts übles, wenn ich die Plaudereien dieser schlechten Junge von Zina euch mittheilte, die Euch noch sehr liebt, und ganz stolz darauf ist, ein wenig mit zu Eurem Glück beigetragen zu haben. Erinnert Ihr Euch noch, theurer Lorenzo, der schönen Weihnachtsnacht, wo wir zum ersten Male nach der Villa Cadolce eingeladen waren? Mit welcher Gegenwart des Geistes antwortete Zina auf die Fragen, welche ihr die Signora über Eure Aufführung vorlegte! Meiner Treu! — Nun sind schon einige Jahre verflossen, und Ihr habt Euch seit der Zeit sehr verändert: per Bacco! Ihr seid gleichsam der Sohn Sr. Excellenz, und da man gesehen hat, wie Könige Schäferinnen geheirathet haben, warum sollte die Tochter eines Senators nicht .....

Bildest du dir denn ein, Giacomo, daß die Dinge dieser Welt sich wie in der schönen Geschichte von Sylvio und Nisbe zutragen, die ich dich habe so oft erzählen hören? antwortete Lorenzo, indem er dem Sprecher hastig das Wort abschnitt. Das sind Narrheiten, die man den Erzählungen der Ammen überlassen muß, aus denen du sie geschöpft hast. Signora Beata ist eine zu hochgestellte Dame, um an einen armen Burschen wie ich zu denken, der keine andere Zukunft hat, als den Schutz, den ihm ihr Vater zu Theil werden läßt. Die Tochter eines Venetianischen Senators ist nicht so zugänglich, als die Tochter eines Königs, die geboren wurde wie die reizende Nisbe, unter dem Kusse eines Halbgottes. —

— Bah, bah, sagte Giacomo, man hat schon überraschendere Dinge gesehen, und St. Peter und Paul sagen bestimmt, daß alle Dinge zusammenkommen können, außer die Berge. Addio Herr Lorenzo, der Tag rückt heran, und ich muß nach Citadella gehen. Auf Wiedersehen! Fort du Schalk, sagte er,

mit beiden Fersen das klägliche Reitthier spornend, daß nach dem Sprichworte forttrabte: Chi va piano va sano.

Giacomo entfernte sich, indem er noch einmal seinen fröhlichen Schlußvers im Walde ertönen ließ, welcher in der Luft wiederhallte, und sich nach und nach wie das fröhliche Morgengezwitscher der Lerche verlor, die sich in den Aether schwingt und sich plötzlich unterbricht, um sich selbst zu hören, und die Annehmlichkeit ihres eignen Concerts zu genießen.

Qual ladoletta ch' n aere si spacia,
Prima cantando, e poi tace contenta
Dell ultima dolcezza, che la sazia *).

(Gleich einer Lerche, die sich in die Lüfte erst singend hebt, und dann zufrieden schweiget, ersättigt von dem letzten süßen Ton. Philalethes, Uebersetzung, Vers 73 — 75.)

Ganz bewegt von dem Gespräch, das er soeben mit Giacomo geführt hatte, der die empfindlichste Seite seines Herzens berührt hatte, kehrte Lorenzo, anstatt seinen Weg zu verfolgen und nach la Rosâ zu gehen, wie es seine Absicht war, traurig in das Schloß zurück. Der Morgen war schon weit vorgerückt, und die glänzende Sonne beschien die große Parkallee mit ihren durchdringenden Strahlen, die die schattigen Winkel zu suchen nöthigten, welche der Ruhe so günstig sind. In der Nähe des Pallastes wandte er sich links in eine kleine Querallee, die auf ein Bosket führte, wohin Beata sich während gewisser Tagesstunden zu flüchten gewöhnt war. Dieses mit Ruhebänken versehene Lustwäldchen wurde durch ein dichtes Gehölz, das mit Fruchtbäumen aller Arten gemischt war, gebildet, die diesem stillen Plätzchen das Ansehen eines kostbaren Obstgartens gaben, wo das Nützliche mit dem Angenehmen sich paart, gemäß der Poetik des Palladio betreffs der Landhäuser. Eine Weinlaube mit Jelängerjelieber und mit Schlingpflanzen behangen, ließ in

---

*) Dante, Paradies, Canto XX., terzina 24. (Anmerk. d. Verf.)

dieses Heiligthum nur ein gebrochenes Licht durchfallen, das das Laub färbte, ohne es zu durchdringen. Statuen, die Musen mit ihren verschiedenen Attributen darstellend, standen die Allee entlang, an deren Ende der Blick auf ein Beet fiel, wo Rosen, Nelken und Citronenbäume ein Marmorbassin einfaßten, das ein unversiegbarer Wasserstrahl plätschernd füllte. Dieses Plätzchen schien angelegt worden zu sein, um zu süßen Herzensergießungen einzuladen.

Lorenzo, der sich langsam dem Gebüsche nahte, wo er so oft mit Beaten zusammengetroffen war, glaubte durch das Blätterwerk den Schein eines weißen Kleides zu bemerken, der ihn schauern machte. Er wagte nicht, einen Schritt weiter zu thun, seine Beine zitterten unter ihm, und sein Herz schlug heftig in seiner Brust. Er suchte sich zu fassen und an der Seite vorbeizugehen, ohne die Augen aufzuschlagen, eine Gleichgültigkeit und Ruhe heuchelnd, in welche die Leidenschaft sich oft einhüllt, um ihre Schwäche besser zu verbergen; aber er konnte nicht weiter gehen und blieb unbeweglich hinter einem Lilabusch stehen, der ihn glücklicherweise dem Blicke entzog.

Was ist es doch für eine geheimnißvolle Macht der ersten Liebe, welche den geliebten Gegenstand plötzlich umändert, und ihn in einen magischen Kreis einhüllt, der sich allem mittheilt, das ihn berührt? Dieses weiße Kleid, dessen entfernter Schimmer Lorenzo zittern macht, hatte er schon so oft gesehen, ohne irgend eine Bewegung zu empfinden, und ohne zu vermuthen, daß es je für ihn der Gegenstand unauslöschlichen Andenkens werden könnte. Nun wird er es nie vergessen, und bis zu seinem letzten Seufzer wird es vor seinen Augen als ein Sinnbild seiner Jugend und seiner überirdischen Hoffnungen schweben. O ihr Weisen, die ihr nicht an Wunder glauben wollt, selbst nicht an die, welche Gott jeden Tag unter euren Augen bewirkt, was ist doch die Liebe anderes, als ein bleibendes Wunder, das eben so alt, wie das Herz des Menschen ist?

Lorenzo's Bestürzung hatte sich ein wenig gelegt und er richtete seine Blicke furchtsam durch die durchsichtigen Lücken der Hecke; er sah Beaten und Tognina, die mit einander plauderten. Beata war in der That in ein weißes Kleid gekleidet, das ihre Taille heraushob, und ein Halstuch von schwarzer Seide, nachlässig über die schönen Schultern geworfen, bedeckte nur unvollkommen unaussprechliche Reize, indem es den Glanz und die Zartheit ihres Teints noch besser hervorhob. Eine Rose, in der Mitte des Busens befestigt, zwei Haarflechten, die auf ihren graciösen Hals herabfielen, gaben ihrem reizvollen Gesichte ein gewisses ernstes und rührendes Ansehen, welches sich mit der Heiterkeit des Tages und der Frühjahrsfrische der Landschaft glücklich verband. Sie hielt in der Hand einen Sonnenschirm von geblümter Seide, der sie vor den tausend kleinen Insecten schützte, welche wie närrisch im Gefolge eines Sonnenstrahles umherschwärmten. Tognina, nicht ganz so groß und noch lebhafter in ihren Bewegungen, trug ein Kleid von weißem Grund mit buntfarbigen Arabesken geziert, und ihr schönes schwarzes Haar schmückte ein kleiner Zweig von Jasmin, der über ihr linkes Ohr herabfiel. Wenn man sie so nachlässig herumwandeln sah, mitten in einer bezaubernden Landschaft, die die Kunst ihren Gesetzen unterworfen hatte, gewährten diese beiden reizenden Mädchen, deren Schatten sich in der einsamen Allee malten, wo man nur das Geräusch des sprudelnden Wassers hörte, ein treffliches Bild der feinen Welt eines Zeitalters des behaglichen Genusses.

Um die ganze Lieblichkeit eines solchen Bildes zu versinnlichen, um die Harmonie auszudrücken, welche aus dem Gegensatze zweier zarten Frauen von guter Abkunft entspringt, die der verfließenden Stunde das innerste Geheimniß ihrer Herzen vertrauen, bedürfte es der Musik Mozarts: z. B. des Duetts aus der Hochzeit des Figaro, zwischen der Gräfin und Susanna, wo

sie auf eine Melodie, so durchsichtig wie der schönste Tag, tändelnd singen:

Che soave zefiretto
Questa sera spirerà!

„Weißt du wohl, meine Liebe", sagte Tognina, mit ihrem Fächer spielend, „daß Lorenzo, meiner Treu, ein schöner Junge wird, und daß es nicht mehr erlaubt ist, ihn ohne Zurückhaltung zu behandeln"?

„Ich weiß es nur zu gut", antwortete Beata in einem traurigen Tone.

„Ich sehe nicht ein, daß man wegen eines so einfachen Falles Trauer anlegen müßte", antwortete Tognina, „und Du hast doch nicht glauben können, daß Dein Mündel immer ein Osterlamm von reiner Wolle bleiben würde".

„Nein, ohne Zweifel", entgegnete Beata, „aber ich sehe den Augenblick mit Aengstlichkeit kommen, wo ich mich von ihm trennen muß."

„Dich von Lorenzo trennen! und warum das? Du bist reich, einzige Tochter, Herrin Alles zu thun, was Du willst. Man müßte rasend melancholisch sein, um ein so schönes Verhältniß zu verderben".

„Du sprichst wie es Dir gut dünkt, theure Tognina, und Du verkennst die Schwierigkeiten meiner Lage. Die Tochter eines Venetianischen Senators gehört zuerst der Republik und dann ihrer Familie, die über sie verfügt, je nach den Staatsinteressen oder den Rücksichten der Gesellschaft. Du bist hundertmal freier als ich, und es giebt Tage, wo ich das Schicksal Theresens, meines Kammermädchens, beneide, die zum wenigsten den Eingebungen ihres Herzens folgen kann".

„Man möchte behaupten, wenn man Dich hörte, daß Lorenzo in das Deinige sehr stark eingedrungen sei", erwiederte Tognina boshaft. „Bei alledem, wo wäre auch etwas Böses dabei, wenn Du von den Eigenschaften eines jungen Mannes

gerührt wärest, den Du erzogen hast, und der Deinen Erwartungen entsprochen hat? Du zählst nur vier Jahre mehr als er, und man übersteigt wohl Schwierigkeiten, wenn man liebt; die Geschichte der berühmten Bianca Capello ist ein Beweis dafür".

Ohne auf diese letzte Bemerkung direct zu antworten, welche auf das lebhafteste ihre Stimmung berührte, wechselte Beata das Gespräch und lenkte die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand. Junge Busenfreundinnen lassen sich das Wort, das alle ihre theuersten Gedanken zusammenfaßt, nicht widerstandslos rauben, und verrathen ihr Geheimniß nur in der Zerstreuung oder aus dem Bedürfniß, sich in ihren Gefühlen bestärkt zu sehen. Beata vor allem war von großer Zurückhaltung, und die Idee, welche sie von ihrer Würde hatte, machte sie sehr vorsichtig in ihren Worten. Nach einem kurzen Stillschweigen, das Tognina sich wohl hütete zu unterbrechen, fügte Beata, wider Willen zu dem Gegenstande hingerissen, der ihr Herz erfüllte, nachlässig hinzu: „Ich habe gestern eine lange Unterredung mit meinem Oheim gehabt, dessen Neigung für Lorenzo du kennst".

„Nun wohl! Was hat der heilige Abbé gesagt"?

„Daß es Zeit wäre sich mit der Zukunft dieses jungen Mannes zu beschäftigen, und daß man wohl thun würde, ihn auf die Universität zu Padua zur Vollendung seiner Studien zu schicken. Wir sind im Begriff nach Venedig zu reisen, habe ich ihm geantwortet, und wollen dort einen entscheidenden Entschluß fassen. — Möchte dies so bald als möglich geschehen, meine Nichte — sagte er darauf, mir zärtlich die Hand drückend".

— Einige Tage nach diesem inhaltsvollen Gespräche, von dem Lorenzo nur einige Worte ohne Zusammenhang vernehmen konnte, war großer Empfang in der Villa Cadolce. Die Familie Grimani war zum Gegenbesuche zum Senator Zeno gekommen, und Guadagni befand sich unter der Zahl der Eingeladenen.

Dieser berühmte Virtuose konnte ungefähr 60 und einige Jahre zählen. Nachdem er Europa durchreist und nach und nach Paris, London, Lissabon, Wien, München, Berlin und die Hauptstädte Italiens besucht hatte, hatte Gaetano Guadagni überall die lebhafteste Bewunderung erregt. Er war zu Lodi um 1725 geboren, und hatte sich im Jahre 1777 zu Padua niedergelassen, wo er sich unter die Sänger der Kapelle hatte aufnehmen lassen, und wo er auch im Jahre 1797 starb. Seine Stimme, die vormals den Character und den Umfang eines Mezzosopranes von außerordentlicher Weichheit und Annehmlichkeit gehabt, hatte zwar einige Töne in der Höhe verloren; aber das Alter hatte seinen Geschmack gereift, und seine große Weise das Recitativ zu declamiren und ausdrucksvolle Sätze zu singen, erhob ihn immer noch zu dem ersten Sänger seiner Zeit. Man ging ganz besonders nach Padua, um ihn zu hören, und er zeigte sich ebenso zuvorkommend gegen die Wünsche der Kunstfreunde, als edel in dem Gebrauche, den er von seinem großen Vermögen machte. Guadagni war mit den bedeutendsten Componisten des 18. Jahrhunderts bekannt. Er hatte Händeln bei seiner ersten Reise nach England im Jahre 1749 kennen gelernt, und dieser Meister hatte ihm eine Parthie bei der Aufführung seiner beiden großen Oratorien Messias und Samson anvertraut. Ebenso hatte er in Verbindung mit Piccini gestanden, der für ihn mehrere Opern componirt hatte, und vor Allem mit Gluck, dessen männlicher und kräftiger Geist Gesänge voll von Zärtlichkeit für die ungewöhnliche Stimme und für das große Talent seines Lieblingsvirtuosen zu erfinden wußte. Ausgestattet mit einer schönen Figur, ausgezeichnet genug als Schauspieler, um die Lobsprüche Garrick's, der selbst ihm Rath gab, zu verdienen, trefflich als Musiker, da er sich selbst mehrere Scenen componirt hatte, die er oft in die Opern einlegte, welche ihm anvertraut waren, hatte Guadagni ein zorniges Temperament, und war einigemale mit einer außerordentlichen Unverschämtheit

gegen die Theaterunternehmer und gegen die armen Componisten ohne Ruf aufgetreten, deren Musik er sich herabließ zu singen. Piccini, trotz der außerordentlichen Weichheit seines Characters, wußte doch seinen Willen bei Guadagni durchzusetzen, und nie hat er ihm erlaubt nur eine Note in den Rollen zu ändern, die er ihm anvertraute. Was Gluck betrifft, der schon die großen Revolutionen vorbereitete, die er in dem lyrischen Drama bewerkstelligen sollte, so war er nicht der Mann, der geduldet hätte, daß ein Sänger den Gedanken zu verändern wagte, dessen Ausleger er war.

Von mittlerer Größe, mit einer Leibesstärke, wie fast alle Castraten nach der ersten Jugend sie haben, hatte Guadagni, mit seinem gelben Teint, seiner hohen Brust und seinem tief in die Achseln eingedrückten Hals, fast das Aussehen einer alten Marquise. Er hielt immer in der Hand eine prächtige, goldene, reich mit Diamanten besetzte Schnupftabaksdose, die er zwischen den Fingern hin und hergleiten ließ, und die er zuvorkommend zeigte. Sie war ein Geschenk von Friedrich dem Großen, und das reichste, das jemals dieser ebenso haushälterische wie gesangliebende König verschenkte. Guadagni hatte die Ehre gehabt, vor ihm in Potsdam im Jahre 1776 zu singen. Es war sehr komisch zu hören, wenn er von den großen Persönlichkeiten zu sprechen anfing, denen er nahe getreten war, und seine Urtheile über Componisten und berühmte Künstler seiner Zeit waren vollkommen treffend. „Von allen Meistern, welche ich in meinem langen Lebenslaufe gekannt habe, sagte er zum Abbé Zamaria, der ihn mit Fragen überhäufte, sind Händel und Gluck die bedeutendsten gewesen. Beides Deutsche, hatten sie, was ihre körperliche Beschaffenheit sowohl, als auch ihren Character und ihren Geist betrifft, mancherlei übereinstimmende Züge mit einander gemein. Groß und stark wie ein Türke, hatte Händel ein Gesicht voller Adel und ein Temperament von außerordentlicher Heftigkeit. Man durfte ihm nicht wider=

stehen, noch sich die geringste Aenderung in seiner Musik erlauben, wenn man nicht mit ihm die heftigsten Auftritte haben wollte. Eines Tages war er im Begriffe die Cuzzoni zum Fenster hinauszuwerfen, und sein Streit mit dem berühmten Sänger Senesino theilte die vornehme Welt Londons in zwei feindliche Lager. Was mich betrifft, ich habe mit diesem großen Musiker nur in der angenehmsten Verbindung gestanden. Nach London berufen, um in seinen beiden prächtigen Oratorien, dem Messias und Samson zu singen, deren wunderbare Wirkungen ich nie vergessen werde, habe ich für meine Leistung mir große Anerkennung von Seiten des Meisters erworben, der mir eines Tages mit der ihm eignen trockenen Vertraulichkeit sagte: „Nun wahrhaftig, du verstehst es, wie man meine Musik declamiren muß. Du bist kein Eselsohr (asino d'orecchiante), du verstehst die Composition, und du weißt, daß man ein Tonstück in einem ernsten religiösen Style nicht wie eine Arie von Bononcini singt, mit dem Lächeln auf den Lippen und dem Munde im Herzen". „Ich gestehe, fuhr Guadagni fort, daß ich die Arien und Duetten von Händel nicht mehr gern singe, die des Reizes entbehren und beständig in einem fugirten Style geschrieben sind; ich spreche von den Duetten, wo der Ausdruck der Worte nur zum Vorwand für die Kunst der Nachahmungen dient; aber seine Recitative und vorzugsweise seine Chöre sind bewunderungswürdig, und ich werde nie die tiefe Bewegung vergessen, in welche mich der Messias versetzte, als ich ihn zum erstenmale im Theater zu Covent=Garden hörte, dieses Meisterwerk, das er in einem Zeitraume von 24 Tagen componirte".

„Dies ist vielleicht nicht so erstaunlich als Sie glauben, mein lieber Guadagni, antwortete der Abbé Zamaria, dessen Gelehrsamkeit und Vaterlandsliebe stets bei der Hand waren. Händel, den wir beinahe als einen Zögling der Venetianischen

Schule betrachten können, da er der Schüler *) und geistige Nachfolger des Abbé Steffani, unseres Landsmannes, war, der Kapellmeister am Hofe zu Hannover war, verwendete in dem Oratorium, das Sie mit Recht so sehr bewundern, eine große Anzahl melodischer Gedanken, die schon, wenngleich unter einer andern Form, niedergeschrieben waren. Mit Wohlwollen von dem Abbé Steffani aufgenommen, der sich am Hofe zu Hannover einer großen Aufmerksamkeit erfreute, veröffentlichte Händel in dieser Stadt, gegen 1711 oder 1712, eine Sammlung von 18 Duetten und Terzetten mit Begleitung des Basso continuo, welche er der Prinzessin Caroline widmete, und die in mehreren Ausgaben existirt. In diesen merkwürdigen Duetten, zu denen die Texteswort ebenfalls von einem italienischen Dichter Ortensio Mauro sind, erkennt man die Schreibweise des Abbé Steffani, und man findet darin die Keime von beinahe allen großen Compositionen, die Händel später geschrieben hat. Wollen Sie davon einen Beweis? fügte der Abbé Zamaria hinzu. Es ist nicht ohne Interesse; folgen Sie mir".

Als sie in dem Bibliothekszimmer angekommen waren, sagte der Abbé zu Lorenzo: „Nimm dieses große Buch, das Du da oben stehen siehst, es ist die Partitur zum Messias, und hier ist die Duettensammlung, von der ich soeben sprach".

Indem er sich an das Klavier setzte, begann der Abbé Zamaria das Heft zu durchblättern, das er in der Hand hatte, und sagte:

---

*) Schüler und Nachahmer (imitateur) Steffani's ist Händel wohl nicht gewesen. In welchem geistigen Verhältnisse beide Männer zu einander standen, hat Chrysander in dem Leben Händels, Band I., Seite 309—377 uns mit kritischer Schärfe auseinandergesetzt.
(Anmerk. d. Uebers.)

„Aus dem ersten Motiv des zweiten Duetts*), das hier steht:

Nò, di voi non vuò fidarmi,

hat Händel das Chor in dem ersten Theile des Messias**), „Denn es ist uns ein Kind geboren", gemacht. Das dritte Motiv desselben Duetts:

Só per prova i vostri inganni,

ist das Hauptthema zu dem Chor aus dem zweiten Theile: „Wie Schaafe gehn, wir flohn zerstreut". Und ist in dem dritten Duett für zwei Sopranstimmen das Motiv, welches zu den Worten erscheint:

Quel fior, che all' alba ride

nicht Note für Note dasselbe, wie zu dem Chore, welches den dritten Theil des Messias schließt? Mit dem vierten Motive aus demselben Duett componirte Händel das erste Duett seines Oratoriums Judas Maccabäus. Ich könnte diese Auseinandersetzung fortführen, und es würde mir leicht sein, zu beweisen,

---

*) Der Verfasser ist hier den Angaben Winterfelds (Evangelischer Kirchengesang, Tom. III. 168—169) fast wörtlich gefolgt. Allein diese bedürfen der Berichtigung. Das erwähnte Duett, Nò, di voi non vuò fidarmi, „Nein, ich will euch nicht trauen, blinder Amor, grausame Schönheit, ihr seid zu lügnerische Gottheiten; früher einmal habt ihr wohl das treue Herz mir zu fesseln vermocht, aber nun kenne ich euren Trug, zwei Tyrannen seid ihr allezeit" — ist nicht der erste Satz des zweiten Duetts, sondern das 18. Duett und gehört nicht zu den hannöverschen Kammerduetten aus den Jahren 1710—1712. Es ist erst den 3. Juli 1741 geschrieben. Das Duett ferner: Quel fior, ch' all' alba ride. „Die Blume, welch' der Morgenröthe zulacht, tödtet die Sonne bald darauf und sie hat ihr Grab am Abend", ist nicht das dritte aus den hannöverschen Kammerduetten, sondern erst den 1. Juli 1741 entstanden allerdings nach einem Trio, das Händel in Neapel 1708 componirte.

(Anmerk. d. Uebers.)

**) Ich gebe hier die Uebersetzung nach der allgemein bekannten Mozart'schen Bearbeitung. (Anmerk. d. Uebers.)

daß das Thema zu der ersten Fuge, die man in dem Alexanderfest findet, und zu andern Stücken dieser bewundernswürdigen Cantate schon in dieser Sammlung von Duetten niedergelegt ist, die Händel unter dem unstreitigen Einflusse des Abbé Steffani gearbeitet hat. Im Ganzen genommen, fügte der Abbé Zamaria hinzu, hat Händel dessen Genie nicht ohne eine Aehnlichkeit mit dem unsers Benedetto Marcello, seines Zeitgenossen, ist, gehandelt wie alle überlegten Männer, die aus den Erinnerungen und aus den unschuldigen Bewegungen der Jugend das Thema zu ihren reifern Kunstgebilden schöpfen. Ist das nicht beinahe ganz so die Art, in welcher sich Alles in der Welt entwickelt, und ist die Civilisation nicht wie ein hundertjähriger Baum, dessen Saft durch Cultur ohne Unterlaß erneuert immer neue Früchte bringt".

„Zur Unterstützung Ihrer eben so tiefen, als scharfsinnigen Beobachtung, antwortete Guadagni, kann auch ich das Beispiel meines ausgezeichneten Freundes des Ritters von Gluck anführen. Die Werke, welche ihm in Frankreich einen so großen Ruf verschafften, sind so zu sagen nur eine Umgestaltung derer, die er in seiner Jugend componirte. Die Ouverture zur Armide, zum Beispiel, ist dieselbe, wie die zu seiner Oper Telemach, die er für mich vor ungefähr einem Zeitraume von dreißig Jahren schrieb, und mit dem Motiv eines Chores aus derselben Oper machte er die Introduction zu der Ouverture von der Iphigenia in Aulis. Ich habe nicht nöthig Ihnen zu sagen, daß die Alceste und Orpheus, die er für die Königl. Academie der Musik zu Paris arrangirte, wenige Stücke ausgenommen, dieselben Stücke sind, die er für den Hof zu Wien im Jahre 1762 und 1764 componirte. Ach! was für Erinnerungen erweckt in mir das merkwürdige Jahr von 1762, das die Partitur des Orpheus *) entstehen sah, zu der ich mir

*) Orpheus und Euridice wurde zu Wien den 5. October 1762 in dem Theater zur Burg in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes

schmeicheln kann, wenigstens die erste Idee gegeben zu haben. Ich war damals noch jung, fügte Guadagni mit einem tiefen Seufzer hinzu, in der Fülle meiner Thätigkeit, und ich konnte ohne Furcht den Blicken eines Publicums mich entgegenstellen, das mich zu hören begierig war. Ich glaube noch die schöne Maria Theresia in ihrer kaiserlichen Loge zu sehen, umgeben von ihrem Hofstaate, ihr Schnupftuch über ihre mit Thränen erfüllten Augen haltend, während der Ausführung dieser göttlichen Musik! Gluck war in Entzücken und umarmte mich hinter den Coulissen wie ein Kind, und als nach der achten Vorstellung die Kaiserin ihn in ihre Loge rufen ließ, um ihm ihr Wohlgefallen mit den Worten zu bezeugen: „Wo haben Sie nur, Herr Kapellmeister, alle diese schönen Sachen gefunden, die wir eben gehört haben"? — antwortete er, „in dem Wunsche Eurer Majestät zu gefallen und hier, seine Hand auf die Brust legend".

Während die Aufmerksamkeit des Abbé Zamaria nur allein auf Guadagni sich gelenkt hatte, widmete Beata, die die Honneurs ihres Hauses mit vollkommenem Anstand machte, alle ihre Sorgfalt der Familie Grimani. Der Chevalier verließ sie nicht einen Augenblick, und sie schien mit Vergnügen die angenehmen Reden anzuhören, die er an sie mit jener Ungezwungenheit und Selbstzufriedenheit richtete, die wohlerzogene Leute unter ihre Privilegien rechnen. Lorenzo, indem er Beaten so aufmerksam für ihren Gast sah, wie sie den Kopf neigte, um besser zu hören, was er sagte, und durch ein Lächeln auf die Worte des Chevalier antwortete, empfand ein zwischen Eifersucht und De-

---

aufgeführt. Guadagni sang die Rolle des Orpheus, eine Sängerin Namens Bianchi gab die der Euridice, und Glebero-Clavarau die des Amor, die für die Sopranstimme geschrieben ist. Siehe Christian Willibald Ritter von Gluck von Anton Schmid, pag. 92 u. 98.
(Anmerkung des Verfassers.)

müthigung gemischtes Gefühl, das man empfunden haben muß, um dessen Bitterkeit zu kennen. Weder Geist, noch selbst ein von Allen anerkanntes Genie können in einem gewissen Kreise die Anmuth des Benehmens und die Feinheit des Ausdrucks ersetzen, die man durch Geburt und Erziehung erlangt. Manch mittelmäßiger Mensch gleitet ohne Mühe und leichten Fußes über das Parquet eines Salons, während ein Dichter oder großer Denker im Winkel zittert.

Jener junge Mensch von zartem Bau, der seine Abkunft andeutet, der mit schwacher Fassungskraft auf der Oberfläche aller Dinge hinfährt, in keines eindringt, dessen Herz durch Rücksichten gezähmt ist, und der von seinen Rosenlippen einige wenige einsilbige Worte ohne Accent und Leben fallen läßt, ist der Sohn einer vornehmen Familie, der Held der Frauen von hoher Abkunft, die er durch den Schnitt seines Kleides und durch eine unzerstörbare Zuversichtlichkeit verführt. Der Chevalier Grimani gehörte zu dieser Gattung der Leander, der Lindor und der Ottavios, die in unseren gebrechlichen Gesellschaften so zahlreich werden, und deren Ahnherr von höchster Anmuth, die Ruhe Griechenlands trübte. Ja, es war der schwache Paris, der der schönen Helena den Kopf verrückte und der sie ihren Hausgöttern entführte, und diesem schwachen Sprößling aus dem Geschlechte des alten Priamus, überließen ebenfalls die drei Göttinnen die Schlichtung ihres Streites. Ach! die Frauen, auch wenn sie Göttinnen sind, bleiben nichts desto weniger Wesen ihres Geschlechts, und die weise Minerva selbst hat dem Paris nie seinen Ausspruch zu Gunsten der Venus verziehen.

Der Chevalier Grimani, der jung und von hoher Geburt war, hatte alle liebenswürdigen Eigenschaften eines Weltmannes. Er besaß ein angenehmes Aeußere, einen hinlänglich gebildeten Geist, eine vollkommen vornehme Haltung und war gewiß würdig, die Aufmerksamkeit Beatens auf sich zu ziehen.

Auch konnte Lorenzo ihn nicht sehen, ohne schmerzhaft berührt zu werden, und ohne sich Rechenschaft zu geben, was er empfand, betrachtete er doch mit neidischem Auge den edlen und glänzenden Venetianer, der durch seine Gegenwart die unschuldigen Träume seines Herzens trübte. Sei es nun, daß Beata wirklich empfänglich war für die geschäftige Sorgfalt, die ihr der Chevalier zu Theil werden ließ, sei es, daß sie die Gewohnheiten unterbrechen wollte, welche ihr gefährlich zu werden schienen, so ist doch soviel gewiß, daß sie seit einiger Zeit gegen Lorenzo die äußerste Zurückhaltung zeigte. Kaum daß sie vor der Welt zu bemerken schien, daß er da war, in einem Winkel ihre geringsten Bewegungen belauschend. Man muß arm gewesen und durch das Schicksal in Mitten einer auf ihre Privilegien eifersüchtigen Gesellschaft geworfen worden sein, man muß eine Frau geliebt haben, welche durch das Blendwerk eines etwas reiferen Alters, durch den Zauber der Geburt und Schönheit all unsern Hoffnungen entrissen wurde, um die peinliche Lage des jungen Lorenzo zu ermessen. Er befand sich in diesem Pallaste nicht wohl, wo er mit so viel Güte war aufgenommen worden; er war gedemüthigt durch den Platz, den er in der Familie Zeno einnahm; sein Character ward durch ein Gefühl verbittert, das er Niemand zu gestehen wagte, und er fing an, düstern Gedanken nachzuhängen, die er aus seinen Büchern und vor allem aus Rousseau geschöpft hatte.

Die Personen von Rang, die in den Umgebungen von Cadolce wohnten, waren eingeladen worden, einen Tag im Schlosse zuzubringen. Man wollte die Familie Grimani würdig ehren, die den Tag darauf abreiste, und den Sommeraufenthalt auf eine glänzende Weise schließen. Man wußte, daß die Gesundheit des Senators Zeno sich gekräftigt hatte, und er bald das Festland verlassen und nach Venedig zurückkehren würde, wo wichtige politische Geschäfte ihn erwarteten. Niemand fehlte daher bei dieser Zusammenkunft, und es war eine herrliche

Augenweide, den Park von Cadolce mit schönen Damen und mit vornehmen Herren übersät zu sehen, die ihnen ihre Sonnenschirme trugen, und sie durch geistreiche witzige Reden unterhielten, welche ein schallendes Gelächter veranlaßten. Es existirt ein hübsches Gemälde von Tiepolo, welches eine gleiche Scene von liebenswürdiger Galanterie und süßem dolce far niente darstellt, unter welches der Graf Agarotti zwei Verse gesetzt hat, die beinahe die ganze Moral der venetianischen Gesellschaft am Ende des letzten Jahrhunderts in sich enthalten:

Vario è il vestir, ma il desir è un solo
Cercan tutti fuggir tristezza e duolo.

„Verschieden ist die Kleidung; aber Alle haben nur einen gleichen Wunsch, Traurigkeit und Schmerz zu fliehen".

Ach! wie die Zeiten sich geändert haben! Wie weit sind wir entfernt von jener Heiterkeit des Geistes, die sich nur mit der gegenwärtigen Stunde beschäftigt, und sich nicht scheut, das Glück unter einem frischen Baumschatten zu genießen, ohne sich um das Morgen zu bekümmern!

Der Abend war gekommen und die ganze Gesellschaft hatte sich in dem Salon versammelt, der sehr geräumig war und der ebenen Fußes in den Garten führte. Der Thür gegenüber stieg der Wasserstrahl der Fontaine empor, weiter hinter stand die große Allee, und das Gebüsch, welches den Horizont schloß. Das Abendessen erwartend, welches um Mitternacht stattfinden sollte, nach der Sitte des venetianischen Adels, der seine Abendgesellschaften bis zum Morgen auszudehnen pflegte, ruhte man sich aus, die Kühle des Abends genießend. Der Tag war sehr heiß gewesen und die Atmosphäre, von einem Lüftchen durchweht, das von den Tiroler Alpen kam, enthielt noch die angenehme Feuchtigkeit, die zum Genusse weckte. Der Senator Zeno, den Kopf mit einem breiten italienischen Strohhut bedeckt, seine beiden Hände auf ein langes Rohr mit goldnem Knopf gestützt, hatte sich der Thür gegenüber niedergelassen, in der Mitte eines

Halbzirkels, den die zahlreichen Gäste um ihn herum bildeten. Beata tändelte mit dem Chevalier, ihre Freundin Tognina zur linken, während der Abbé Zamaria sich mit Guadagni unterhielt, dessen Erinnerungen wieder zu beleben er sich bemühte.

„Mein theurer Guadagni", rief plötzlich der Abbé, „die schönsten Worte gelten nichts, wenn es sich um Musik handelt. Ein kleines Beispiel davon. Um uns besser den Unterschied zu verdeutlichen, welcher zwischen dem Orpheus von Gluck und dem besteht, den unser Landsmann Bertoni zu Venedig mit so großem Erfolg im Jahre 1776 aufführen ließ, in welche Oper Ihr eine Arie Eurer Composition eingelegt habt, die von den Kennern sehr gerühmt wurde, singet uns etwas aus der schönen Partitur des berühmten Deutschen. Es wird der edlen Gesellschaft ein großes Vergnügen sein, einen Virtuosen zu hören, der vierzig Jahre lang die Wonne Europa's war".

Obgleich Guadagni sich ein wenig bitten ließ und über die Unzulänglichkeit seiner Mittel sich entschuldigte, war er doch nicht böse, daß man ihm einen gelinden Zwang anthat und er fügte sich der Aufforderung des Abbé. Er setzte sich an das Pianoforte, das rechts von der Thüre stand, die zum Garten führte. Der Salon war noch nicht erleuchtet, die Sterne funkelten und warfen auf den bläulichen Hintergrund der Nacht jenen ungewissen Schimmer, welcher der Einbildungskraft unendlichen Spielraum eröffnet. Der Duft der Citronenbäume, das Geräusch des plätschernden Springbrunnens, ich weiß nicht welch süße Sehnsucht und welch geheimnißvolles Schweigen, gaben dieser improvisirten Scene eine beinahe religiöse Stimmung, die zu dem Gluck'schen Geiste trefflich stimmte. Im Innern des Gebüsches auf dem Wipfel eines der hervorragendsten Bäume, ließ eine Nachtigall ihren rührenden Gesang erschallen, der einen glücklichen Gegensatz zu der bewundernswürdigen Kunst des Virtuosen bildete. Nach einem ausdrucksvollen Vorspiele begann Guadagni mit einer etwas näselnden und zitternden Stimme

das köstliche Recitativ zu declamiren, das der Arie im dritten Acte des Orpheus vorangeht. Je mehr das Recitativ die unsterblichen Klagen des unglücklichen Gatten laut werden ließ, desto mehr wuchs die Stimme des Virtuosen, und die Schwächen seines Alters schienen unter der Pracht dieses unvergleichlichen Vortrages zu verschwinden. Mit welch tiefer Bewegung stieß er den Klagschrei: „Euridice! Euridice"! aus, der in dem nächtlichen Schweigen wiederhallte, als ob er von den Echos der Unterwelt zurückgeworfen würde! Und als am Ende dieses schönen Klaggesanges Orpheus ausruft: Son disperato! fühlte Jeder im Grund des Herzens sich erschüttert. Es wäre unmöglich mit Worten die Art auszudrücken, mit welcher der Künstler den erhabenen Gesang, der dem Recitative folgt, vorzutragen wußte:

Che farò senza Euridice
Dove andrò senza il mio bene?

Dieser lächerliche Alte, dessen weibische Manieren mehr Widerwillen als Bewunderung zu erregen geeignet waren, wurde ein gottbegeisterter Zauberer, als er diese hochpathetische Melodie sang, was den Abbé Zamaria zu äußern veranlaßte, daß nachdem er solches Stück gehört habe, man nur noch mit dem Dichter ausrufen könne:

Ah! miseram Eurydicen, anima fugiente vocabat
Eurydicen toto referebant flumine ripae.

Lorenzo war dem Gesange Guadagni's mit dem doppelten Interesse der Neugierde und der Leidenschaft gefolgt, da er in den Klagen des Orpheus eine Nahrung für seine eigenen Gefühle fand. Auf der Thürschwelle stehend, seine Augen fest auf Beaten geheftet, deren Bewegungen er belauschte, die Eifersucht zurückhaltend, die ihn verzehrte, identificirte er sich mit der dargestellten Person, und die Gluck'sche Musik sowohl wie das Talent ihres Darstellers erregten seine Bewegung bis zu Thrä=

nen. Er floh aus Scham, und verbarg sich hinter einem großen Citronenbaum, um seinem Schmerze freien Lauf zu lassen.

Beata, beunruhigt über dieses Verschwinden, aber zurückgehalten von gesellschaftlichen Rücksichten und von der Furcht sich zu verrathen, erhob sich langsam und indem sie that, als ob sie sich ein wenig ergehen wollte, nahm sie den Arm Tognina's und begab sich in den Garten. Sie bemerkte Lorenzo, der in einem Winkel schluchzte. Ohne es zu wagen ihn anzureden, wie sie anderemale es gethan hätte, ging sie um ihn herum, wie eine unentschiedene Seele, welche ansteht den letzten Schritt, der die Scham von der Liebe trennt, zu wagen. Sie beobachtete ihn von fern, indem sie auf ihn einen Blick voller Unruhe und Zärtlichkeit warf.

Den andern Morgen nach dieser Abendgesellschaft verließ die Familie Grimani die Villa. Es war im Monat October. Die Abreise des Senators nach Venedig war unwiderruflich festgesetzt und sollte in wenig Tagen stattfinden. Lorenzo, der seine Mutter einige Zeit nicht gesehen hatte, und von dem neuen Gefühl ganz hingerissen war, das seine Seele erfüllte, beschloß von ihr Abschied zu nehmen, und einen Tag in la Rosâ zuzubringen, wo er seit seinem Eintritte in die Familie Zeno nur selten Besuche gemacht hatte. Das Gerücht von der Ankunft Lorenzo's hatte sich in dem Dorfe verbreitet, eine Menge Neugieriger lief bald herbei und füllte das kleine Haus der Katharina Sarti. Zina, die seit einigen Monaten verheirathet war, ihr Vater Battista Groffolo und Giacomo wurden eingeladen, an einer einfachen Mahlzeit Theil zu nehmen, die Katharina zubereitet hatte, um die Anwesenheit ihres Sohnes zu feiern. Mitten in der Freude und herrlichen Gemüthlichkeit, die bei dieser Vereinigung in der Familie herrschten, richtete Jeder der Theilnehmer an Katharina Lobsprüche über Lorenzo, über seine schönen Manieren, über die Bildung, die er gewonnen hatte, und über das glückliche Loos, das er gezogen habe. Die

arme Mutter, immer ängstlich in ihren Ahnungen, empfing diese Glückwünsche nur mit Traurigkeit: sie konnte sich nicht verhehlen, daß die Abreise Lorenzo's sie der größten Freude ihres Lebens berauben würde, und daß, wenn sie schon viel gelitten hatte, seitdem er von dem Senator Zeno an Kindes Statt angenommen war, sie ungleich mehr noch dulden würde durch eine Trennung, deren Ende sie nicht absehen konnte. Ohne Zweifel würde es ihr leicht sein, von Zeit zu Zeit nach Venedig zu gehen, um ihn zu sehen; und Lorenzo andrer Seits würde auf den geringsten Wunsch Katharina's herbeikommen können; aber dergleichen Vernunftschlüsse sind nie ausreichend, die Unruhe einer Mutter zu zerstreuen. Daher hörte sie mit Thränen in den Augen alle die schönen Dinge, die man von ihrem Sohne erzählte und vergeblich war es, daß Giacomo ihr in gelehrter Doctorweise die Auctorität von St. Peter und Paul anführte, um ihr zu lehren sich mit Ergebung dem Willen Gottes zu fügen: Sie antwortete nichts und weinte still. Nach dem Abendessen, das sich etwas spät in die Mitternacht verlängerte, nahm Katharina, nachdem die Gäste unter fröhlichen Glückwünschen sich entfernt hatten, Lorenzo bei der Hand, und hieß ihn sich zu ihr auf die Steinbank zu setzen, die unter der Weinlaube vor dem Hause angebracht war. Ein schöner Herbstabend hatte kaum begonnen, und die untergehende Sonne warf ihre vergoldeten und schwachen Strahlen auf die Weinlaube und auf den Feigenbaum, der ihre Stütze war, was allen Gegenständen einen süßen melancholischen Anblick gab. Die halbgeöffnete Thüre des Hauses ließ ein bescheidenes Innere wahrnehmen, aber von ausgesuchter Reinlichkeit. Am Kopfende des Bettes sah man ein Crucifix von Elfenbein mit einen Weihkessel unter einem Buchsbaumzweig; über dem Kamine eine Madonna mit dem Christkind, ein Portrait des Senators Zeno und einen alten Kupferstich, einen Dogen der Republik von Venedig darstellend. Eine Mandoline war nebst einer Mohrentrommel auf

der entgegengesetzten Seite aufgehangen, und die Decke war mit Weintrauben, die für den Winterbedarf an einem Faden aufgezogen waren, garnirt. Lorenzo bei der Hand haltend, setzte sich Katharina auf die Steinbank, wo sie ihn so oft mit ihren Küssen bedeckt hatte, und richtete mit einer bewegten Stimme einfache Worte an ihn, die in dem Gedächtniß des Chevalier eingegraben blieben und auf sein Leben einen großen Einfluß ausübten.

„Mein Sohn, Du willst abreisen, und dieses schöne Land verlassen, wo Deine Kindheit so glücklich und so heiter war, willst weit weg von diesem Hause ziehen, wo Gott mir die Gnade zu Theil werden ließ, Dir das Leben zu schenken. Ich weiß nicht auf wie lange Zeit wir von einander getrennt sein werden, noch ob es mir vergönnt sein wird, Dich noch einmal, bevor ich sterbe, wieder zu sehen; aber was auch in dieser Hinsicht der Wille Gottes sein möge, ich unterwerfe mich ihm ohne Murren, wenn auch nicht ohne Schmerz. Du warst und wirst bis zu meinem letzten Athemzug der einzige Gegenstand meiner lebhaftesten Gedanken sein. Nachdem Du, ach! nur zu früh das Unglück hattest, Deinen Vater zu verlieren, habe ich Dir alle Zärtlichkeiten meiner Seele zugewendet. Ich trug besondere Sorge für Deine Erziehung, ich habe in Dein Herz den Saamen der reinsten Lehren gepflanzt, ich habe es genährt mit dem stärkenden Brote des Evangeliums, und diese frommen Gefühle, die Dir schon so freigebige Beschützer gewonnen haben, werden Dir allenthalben den Segen Gottes und die Achtung ehrbarer Menschen erwerben. Bewahre, mein Sohn, diesen stets unveränderlichen Schatz im Grunde Deiner Seele. Möge die Religion die Führerin aller Deiner Handlungen sein; das ist das sicherste Mittel glücklich zu werden in dieser und jener Welt; denn „mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht“, sagt der Herr, „und wer mich bekennet vor den Menschen, den werde ich auch bekennen vor meinem Vater, der im Himmel ist“.

„Bleibe demüthig im Herzen, erweise den Großen die Achtung, die ihnen gebührt, und beneide nicht irgend Jemand seiner Ueberlegenheit wegen; denn es ist der Wille Gottes, daß es in dieser Welt Reiche und Arme, Schwache und Mächtige gebe. Ich verlange nicht, daß man Ungerechtigkeit erdulden soll, ohne sich zu beklagen, noch mit Gleichgültigkeit den Sieg der Bosheit mit ansehe. Im Gegentheil, es ist gut, daß das Gewissen nie in ein feiges Erstarren gerathe und daß es wenigstens stillschweigend die strafbaren Handlungen brandmarke, welche, wenn auch nur auf Zeit der Gerechtigkeit der Menschen entgehen; aber man muß sich hüten, den Unwillen, der immer das Böse meiden soll, mit dem Stolze zu vermengen, der die Heiterkeit der Seele trübend die Wahrheit zu erkennen hindert. Alles steht in uns im Zusammenhange, mein Sohn, und ein Fehler des Herzens erzeugt bald einen Irrthum des Geistes. Ist es nicht eben so mit den ungehorsamen Engeln, welche, weil sie den Ruhm Gottes nicht ertragen konnten, seine Allmacht verachteten, und der schlechtesten aller Leidenschaften den Verlust der höchsten Glückseligkeit zu verdanken haben"?

„Ich bin nur eine einfache Frau, und habe nur eine bescheidene Erziehung genossen, aber Dein Vater, der sehr aufgeklärt war, und viel studirt hatte, um sich würdig zu machen, der Republik zu dienen, sagte mir oft, daß das, was man die Wissenschaft nenne, nur eine sehr schwache Hülfe für die Prüfungen des Lebens sei. Nur durch den Character sind die Menschen groß und stark, sagte er, und der Character bildet sich langsam durch Zucht und gutes Beispiel. Daher ist es wichtig, sich bei Zeiten zu gewöhnen, das Gute zu lieben und namentlich auszuüben, denn Grundsätze, die nicht kräftige Handlungen hervorbringen, gleichen dem unfruchtbaren Baum, von dem das Evangelium sagt, „daß es gut sei, ihn in das Feuer zu werfen". Daher hege Mißtrauen gegen schöne Worte, „öffne Deine Seele nicht aller Art Menschen", wie der Evangelist sagt; sei klug

und zurückhaltend mit Unbekannten. Eine Seite aus dem Leben eines Mannes wird Dich über seinen Character weit sicherer aufklären, als die schönsten Gespräche. Der Geist ist eine Fackel, die eines Trägers bedarf, und deren Licht nur eine zweifelhafte Klarheit auswirft, wenn sie nicht vom Hauche des Gefühls genährt ist".

„Als Jesus einst in dem Hause eines gewissen Simeon bei Tische saß, kam eine junge Frau, eine Alabaster=Vase mit ausgesuchten Specereien tragend, die sie auf das Haupt des Herrn goß. Die Jünger widersetzten sich diesem unüberlegten Gebahren, indem sie sagten, daß man mit einer so kostbaren Sache einen edleren Gebrauch würde machen können. Jesus, der sie angehört hatte, antwortete ihnen: „Betrübet nicht diese Frau, sie hat ein gutes Werk an mir gethan". Durch dieses Beispiel hat unser Herr die Klugheit der Weisen beschämen und zeigen wollen, wie unfähig die Vernunft ist, die Wunder der Liebe zu verstehen. Ja, mein Sohn, es giebt im Himmel und auf Erden nichts süßeres und mächtigeres als die Liebe ... und wir würden wohl sehr gering sein ohne die Gnade, welche unsern Willen erweckt und befruchtet".

„Gott legte daher in die Tiefe unsers Herzens den Begriff des Guten und Bösen, zur Richtschnur selbst für die Niedrigsten seiner Creaturen und zum Schutze gegen alle Widerwärtigkeiten. Höre daher diese innere Stimme, die wie ein Echo jede Deiner Handlungen begleitet; sie wird Dich nie täuschen. Es ist sowohl für unser Glück wie für unser Seelenheil wichtig, das Herz vor allem Schmutz zu bewahren und es durch Gebet von Eigenwillen zu reinigen, wie das Feuer das Gold von allen falschen Metallen reinigt. Das ist unsre Stärke, das ist die Quelle unsrer moralischen Größe. An diesem großen Feuerherde magst Du, mein Sohn, die Begeisterung schöpfen, die Dich durch das Leben führen soll, und die auch dem Genie die

Keime der schönsten Gedanken mittheilt, denn „das Reich Gottes ist in uns", sagt der Evangelist".

„Halte stets Deinem Verstande diese große Wahrheit gegenwärtig, die der Grund aller andern ist, daß es einen allmächtigen Gott giebt, Schöpfer Himmels und der Erden, dessen Vorsehung über uns wacht, und unsre Herzen lenkt. Wenn wir auch nicht die Gewißheit von der Existenz eines höhern Daseins durch die Offenbarung, durch das Evangelium und durch die lebende Kirche hätten, wir würden doch den Beweis dafür in dem Anblick des Weltalls finden, in den edlen Gefühlen, die uns die Tugend einflößt, in dem Abscheu, den uns das siegende Laster empfinden läßt, in der Begeisterung, welche schöne Handlungen und Werke des Genius in uns erregen. Das sind die verschiedenen Beweise von der Unsterblichkeit der Seele, die sich ihres heiligen Ursprungs erinnert. Geboren in der Sünde, sind wir durch das Blut Jesu Christi erlöst worden, dessen göttliche Fürsprache uns unsern freien Willen wieder gegeben hat. Herr zu wählen zwischen Gutem und Bösem, ist der Mensch um so mehr verantwortlich für seine Handlungen, da er seine Willenskraft mit Hülfe der Gnade stärken kann, die sich in die Herzen Aller derer niedersenkt, welche ihn mit Ehrfurcht anbeten".

„Sei fest in Deinen guten Entschlüssen, mein Sohn, tritt kühn in die rechten Fußtapfen Jesu Christi, und möge auch kommen, was da wolle, laß Dich nicht einschüchtern, weder durch die Spöttereien der Freigeister, noch durch die Drohungen der Bösen. Laß deinen inneren Friede nicht von der Zunge der Menschen abhängen. Thue das Gute und rechne auf die Gerechtigkeit Gottes. Wenn es irgend eine Freude auf dieser Welt giebt, so ist sie das Erbtheil eines reinen Herzens, und wenn es einen Ort giebt, wo Trübsal und Unruhe herrschen, so ist es ein schlechtes Gewissen. „Mache Dich auf Unfälle und auf Enttäuschungen in deinen Unternehmungen gefaßt: bereite Deine

Seele vor, Ungerechtigkeit zu leiden, und Deinen Körper, Schmerz zu erdulden. Dieses Leben ist nur eine Vorbereitung zu einem höhern Leben, eine Prüfung, welche uns auferlegt wird, um unsern Muth zu erproben. Alles was von Menschen kommt ist unvollkommen und vergänglich; die sinnlichen Vergnügungen erschöpfen sich bald und vergehen wie ein Schatten; unendlich sind nur die Vergnügungen des Geistes, der sich selbst die großen Wahrheiten zu beweisen sucht, die aus dem Glauben und dem Gefühl stammen".

„Ehe ich diese Unterredung schließe, in welcher sich mein Herz mit so viel Erguß ausgesprochen hat, als wenn ich eine Vorahnung hätte, daß ich Dich zum letzten Male sehe, und in der, wie mir dünkt, Gott mir Gedanken und Worte eingegeben hat, die weit über meinen Verstand gehen, als wenn er durch meine Stimme zu Dir reden wollte, laß mich endlich vor einer ohne Zweifel nur eingebildeten Gefahr Dich warnen; aber die meine Schuldigkeit ist, sie Dir zu bezeichnen. Muß ich Dich erinnern, wie hoch das edle Mädchen von Dir geachtet werden muß, die Dich aufnahm und die Dich mit einer schwesterlichen Liebe beehrt hat? Du bist ihr Alles schuldig, die Erziehung, die Du empfangen hast, das Wohlsein, dessen Du Dich erfreust, und die glänzende Zukunft, die Dich erwartet. Wenn Du je fühlen solltest, daß Dein Herz von unerfüllbaren Träumen dahingerissen wird, so hege ich die feste Zuversicht, daß Du einen strafbaren Gedanken von Dir zurückstoßen werdest, der Dir Schande und Unglück brächte. Ich will mich nicht weiter erklären", fügte Katharina hinzu, indem sie auf ihren Sohn einen forschenden Blick warf, der ihn erblassen machte. Nach einem augenblicklichen Stillschweigen, das für Lorenzo eine Ewigkeit schien, setzte sie hinzu:

„Jetzt habe ich Dir nichts mehr zu sagen, mein Sohn, als Dich zu bitten, das Andenken an diesen Abend zu bewahren. Bleibe treu dem Glauben Deiner Mutter, denke über die schönen

Grundsätze Deines Vaters nach, und ehre sein Andenken. Vergiß niemals, daß unter dieser gesegneten Erde, auf der Du so zerstreuten Fußes schreitest, die Bösen in ewiger Nacht stöhnen, und daß über Deinem Haupte, da, von wo aus diese Sonne uns bescheint und mit ihrer Klarheit umgiebt, der Aufenthalt der Seligen, der Engel und des Herrn ist". Katharina erhob sich nun, und nachdem sie ihren Sohn gesegnet hatte, preßte sie ihn mit tiefer Rührung an ihr Herz. Nachdem sie die Thüre ihres kleinen Hauses verschlossen und den Schlüssel in ihre Tasche gesteckt hatte, traten sie beide aus der Weinlaube hervor, wo der arme blinde Stieglitz schon lange nicht mehr seinen Gesang ertönen ließ. An den letzten Häusern des Dorfes angelangt, verließen sie die große Straße und schlugen den Weg ein, der quer durch das Feld nach der Villa Cadolce führte. Es war die Zeit der Weinlese. Die Bevölkerung von la Rosâ war unter die hohen und buschigten Reben vertheilt, die diesen schönen Landstrich bedecken, und sich liebevoll um kräftige Bäume schlingen, welche in Zwischenräumen gepflanzt wie Säulen einer Arkade dastehen. Aus dem Innern des schon vergilbten und herbstlichmatten Laubes erscholl Geräusch, schallendes Gelächter und fröhliche Gesänge, die die arme Mutter betrübten, deren Herz von so viel Angst beklommen war. Die Vorübergehenden, welche in das Dorf zurückkehrten, grüßten Katharina und blieben stehen, um Lorenzo zu seiner Abreise Glück zu wünschen, von der alle Welt unterrichtet war. Lebewohle und Glückwünsche wollten nicht endigen. Der Abend war vorgerückt; die Sonne warf nur noch blasse und röthliche Strahlen, die der Landschaft ein düsteres religiös stimmendes Ansehen verliehen. Die Erde von ihren Früchten entblößt, hauchte einen für den Arbeiter wohlthuenden und süßen Duft aus. Katharina und Lorenzo gingen ohne ein Wort zu reden, und ohne zu wagen dieses beredte Schweigen zu unterbrechen, das zwischen zwei Seelen sich einstellt, die sich im Einklange mit einander fühlen. So waren

sie ohne es zu bemerken auf ein großes Stoppelfeld gekommen, auf der eine Heerde Schaafe umherlief, und zerstreut bis an den Fuß eines Hügels weidete, der den Horizont begrenzte. Das Angelus Domini läutete vom Thurm la Rosâ und kein menschliches Geräusch war in Mitten dieser Felder zu vernehmen, wo die Unendlichkeit der Nacht sich mit der Unendlichkeit des Schweigens verband, als die monotone Stimme eines Hirten sich erhob, der nachlässig an dem Abhange des Hügels hingestreckt lag, von wo aus er seine Heerde bewachte; er ergötzte sich in seiner Ruhestunde mit einem jener traditionellen Gesänge, deren Ursprung man nicht kennt. Aus wenigen Tönen bestehend, die eine bestimmte Tonart nicht ausdrückten, ergoß sich diese ländliche Melodie, die der Hirte über seine sorglosen Lippen schlüpfen ließ, wie ein Seufzer der Natur zu Worten, die deren Poesie ausdrückten: „Vogel, schöner Vogel, warum fliegst du so weit von mir? Du fliegst fort Auroren zu, meine Jugend und meine Liebe unter deinen Flügeln mit fortnehmend"! Und der Gesang endigte sich mit dem melancholischen Refrain:

Ah! partenza amara!

Ach! rief der Chevalier Sarti, nachdem er mir diesen ersten Theil seines Lebens erzählt hatte, welch traurigsüße Erinnerungen habt Ihr in mir erweckt!

III.

Venedig.

III.

Venedig.

Lorenzo Sarti war fünfzehn Jahr, als er mit der Familie Zeno im Monat November des Jahres 1790 nach Venedig kam. Der Augenblick, diese berühmte Stadt zu sehen, war günstig. Eine große Anzahl Fremder, vorzüglich französischer Emigranten, war in dieser Hauptstadt des Vergnügens zusammengeströmt, um, wie sie glaubten, daselbst das nahe bevorstehende Ende jenes großen Trauerspieles abzuwarten, das fünfzig Jahre dauern sollte. Die Anwesenheit dieser Fremden, die beinahe alle den höhern Ständen der europäischen Gesellschaft angehörten, gestaltete Venedig zu einem Herd politischer und galanter Intriguen, in welchem die Pläne zu einer Gegenrevolution in Mitten närrischer Maskeraden und freudiger Feste entworfen wurden.

Die französische Revolution vom Jahre 1789 war mitten im allgemeinen Frieden und einer glücklichen Eintracht ausgebrochen, die sich zwischen Völkern und Regierungen einzustellen begann. Die Revolution theilte auf einmal Europa in zwei feindliche Lager. Hochherzig bei ihrem ersten Auftreten, wie eine Aufwallung eines seit langer Zeit durch die Bemühungen aufgeklärter Köpfe vorbereiteten Gefühls, veränderte sie sich bald in ihrem Prinzip und überschritt den Zweck, den ihr die wirk-

lichen Bedürfnisse der Nation angewiesen hatten. Nach Unterdrückung der Mittelklasse und nach dem Falle der Monarchie, welche seit Jahrhunderten mit einander im Einverständnisse an dieser ruhmvollen Emancipation der allgemeinen Vernunft gearbeitet hatten, wurde Frankreich zum Raube einer Horde Sophisten, welche die Gesellschaft und die Civilisation der Wuth der niederen Demagogie Preis gaben. Die drei entscheidenden Perioden der französischen Revolution, die sich kurz zusammenfassen lassen als die Zeit der Nationalversammlung, die Zeit der gesetzgebenden Versammlung und die Zeit des Nationalconvents, bezeichnen zugleich die verschiedenen Stufen von Sympathie, die jene große nationale Bewegung Europa einflößte. Sie hatte die kühnsten Ideen des 18. Jahrhunderts erschöpft und überschritten.

Der Geist des 18. Jahrhunderts, wie er aus der Gesammtmasse seiner Arbeiten und Handlungen zu Tage tritt, war ein Geist der Freiheit, der zum Zweck die Emancipation der menschlichen Natur hatte. An der Hand des Christenthums und unter der Vormundschaft der Kirche war der Mensch nur ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung, ein Spielzeug der Gnade gewesen, deren geheimnißvolle Wege zu ergründen ihm nicht erlaubt war. Das 18. Jahrhundert erlöste ihn von dieser blinden Unverantwortlichkeit, es zerbrach die Siegel, welche das Buch des Lebens verschlossen und stellte die durch Vernunft aufgeklärte Willenskraft künftighin als den einzigen Stützpunkt unserer Bestimmung auf. Das ist das vornehmste Geschenk von dem, was man die Philosophie des 18. Jahrhunderts nennt, die das Werk der Renaissance fortsetzt, deren logische Folge sie ist. Zwar die Bewegung der Renaissance, so trefflich durch Descartes in seinem Discours sur la Methode characterisirt, stockt einen Augenblick im 17. Jahrhundert, um eine Art Vergleich mit der traditionellen Auctorität zu versuchen, woraus nur eine schüchterne Reform in der innern Kirchenzucht des

Katholicismus erfolgt. Aber nach diesem unfruchtbaren Vereinigungsversuche nimmt der befreiende Hauch von neuem seinen Anlauf, und reißt alles über den Haufen, was ihn hindert. Bald endlich erfüllte sich die von Baco prophezeite glückliche Verbindung des menschlichen Geistes mit der Natur, deren Weihe er schon im Voraus verfaßt hatte. Aus dieser fruchtbaren und wegen der Eifersucht der Kirche lange Zeit verzögerten Ehe wird „ein Geschlecht von Riesen und Heroen geboren werden, welche die Vernunftschlüsse der Scholastik beseitigen, das menschliche Geschlecht von Unwissenheit befreien, und die Erde von aller Ungerechtigkeit reinigen werden". Mit diesen herrlichen Ausdrücken kündigt das Genie Baco's die Ankunft der modernen Wissenschaft an, die das ganze 18. Jahrhundert von Voltaire bis auf Kant begeistert hat.

Von da an sieht man wie durch Zauberei eine Masse lebhafter, kühner Geister erstehen voll Vertrauen auf die Hülfsquellen des menschlichen Geistes, dessen Grenzsteine sie zurückgeschoben zu haben glaubten, mit allen Gegenständen anbindend, alle Bande der altväterischen Zucht zerreißend, alle alten Lehrmethoden reformirend, eine Vergangenheit, die so viel Irrthümer und so schreiende Ungerechtigkeiten aufgehäuft hatte, verachtend. Die hervorragendsten Männer des 18. Jahrhunderts vereinigten sich zu dem ungeheuren Unternehmen, die Gestalt der Civilisation zu ändern und eine neue Aera zu beginnen. Geschichte, Gesetzgebung, Finanzen, Politik, Moral, Literatur, Wissenschaft, Alles wurde nach einem neuen Princip umgearbeitet und umgeschmolzen, das von der Sinnenwahrnehmung ausgehend zur Herrschaft der Vernunft führen mußte. Daher die fruchtbare Thätigkeit dieser merkwürdigen Epoche. Auf die Willenskraft wie auf einen Hebel sich stützend, dessen Macht man bisher verkannt hatte, eilte das 18. Jahrhundert mit Entzücken der Zukunft entgegen, wo es in leuchtender Ferne das Reich der Gerechtigkeit und der Liebe erblickt. Und welche

Freude, welcher Jubel, welche Begeisterung brachen aus der Mitte dieser bethörten Generation hervor, die aus einem Kerker herauszugehen, und zum ersten Male die frische stärkende Luft der Freiheit zu athmen scheint! Jedes schüttelt seine Windeln ab, jedes löst seinen Gürtel, jedes beeilt sich das alte Kleid von sich zu werfen, wie einen Bußgürtel, der zu lange schon der Leichtgläubigkeit des menschlichen Geistes aufgebürdet gewesen war. Die alte Gesellschaft wird von allen Seiten angegriffen, die Auszeichnungen der Geburt und des Vermögens machen denen des Geistes Platz, man nähert sich, man vereinigt sich, man breitet sich nach außen aus, man überläßt sich ohne Zwang den liebenswürdigen Vergnügungen des Lebens, indem man von dem Glücke zukünftiger Geschlechter träumt. Alles ändert sich, alles wechselt, alles gewinnt ein festliches, jugendliches Aussehen. Die Künste, die Poesie, und vor Allem die Musik durchbringt ein tieferes Gefühl, und die Frauen, die eine so wichtige Rolle in einem Jahrhundert gespielt haben, das offen bekannte, daß „große Gedanken aus dem Herzen kommen" — Pensées de Vauvenargues — scheinen sie nicht auch die tiefe Umwälzung zu verrathen, die in Ideen und Sitten vorgeht, nicht allein, indem sie sich mit mehr Hingebung den Gefühlen überlassen, die sie begeistern, sondern auch, indem sie jene alten Costüme ablegen, welche ihre Reize gefangen hielten, und jene eleganten Kleider mit den bunten freudigen Frühlingsfarben anziehen, aus denen man einen ausgesucht feinen Geschmack und eine bewunderswürdige Phantasie hervorleuchten sieht? Zwei geheiligte Worte, die in aller Welt Munde waren, können kurz den Geist und die Tendenz dieser großen Emancipationsepoche zusammenfassen: das Wort Humanität, das schon durch einen sonst unbekannten Schriftsteller Abbé de Saint Pierre in Brauch gekommen war, und das auf bewundernswürdige Art das Bedürfniß nach Gerechtigkeit, Gleichheit und nach socialen Reformen ausdrückte, nach denen Aller Herzen sich sehnten: und

das Wort Natur, durch welches man die wissenschaftliche Bewegung bezeichnete, welche den menschlichen Geist drängte, die Erscheinungen der äußern Welt zu studiren.

Von diesem fruchtbaren Streite, in welchem die Elemente einer neuen Gesellschaft sich herausarbeiteten, von dieser tobenden Auflehnung gegen das Mittelalter und gegen die Institutionen der Vergangenheit ist uns ein eigenthümliches Denkmal geblieben, die Encyclopädie, eine große Niederlage von etwas verworrenen Kenntnissen, aber wo sich der göttliche Geist thätig beweist, wie er sich in dem Chaos thätig erzeigte, das der Erschaffung der Welt vorausging. In der That, dieser Babylonische Thurm wurde durch eine Generation von furchtlosen Arbeitern aufgeführt, welche ein glühender Glaube an den Sieg der Vernunft durch die Fortschritte des menschlichen Geistes belebte. Die Idee des Fortschrittes, das heißt einer allmählichen Ausbildung unserer Fähigkeiten und unserer Kenntnisse, einer Veredelung unserer Bestimmung, ist ohne Zweifel keine ganz neue Idee, da sie aus dem Gefühl unserer innern Thätigkeit und aus der Betrachtung der Geschichte entspringt. Sie schimmert schon in der alten Welt durch, und vor mehr als zweitausend Jahren konnte der Philosph Xenophon aussprechen: „Nicht die Götter allein haben den Sterblichen Alles gegeben, es ist der Mensch, der mit Zeit und Arbeit sein Schicksal verbessert hat“. Indessen ist die Fortschrittsidee, welche der heilige Augustin, welche Vico, Pascal und vor allem Leibnitz mit mehr oder weniger Evidenz nachgewiesen haben, nur erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Turget, d'Allembert und Condorcet in Frankreich, durch Herder und Lessing in Deutschland wissenschaftlich festgestellt worden.

Begabt mit Kräften, die einer Vervollkommnung fähig sind, erleuchtet durch seine Vernunft und unterstützt von seinem freien Willen, ist der Mensch seines Schicksals Meister. Bis dahin zurückgehalten durch falsche Abstractionen, welche ihm die

Wahrheit der Dinge verborgen hatten, geblendet durch die vermeintlichen metaphysischen Principien, welche ihm die eifersüchtige Auctorität vorgespiegelt hatte, um seine Unwissenheit zu verlängern, ist der Mensch dahin gelangt, diese leeren Traumbilder der Scholastik, die ihm das bewunderungswürdige Schauspiel der Natur verhüllten, zu zerstreuen. Durch seine Sinne in unmittelbare Berührung mit der äußern Welt gebracht, durch sein Gefühl von der Existenz der Naturerscheinungen überzeugt, studirte er deren Gesetze, und in diesen Gesetzen wird er das Geheimniß finden, die Materie zu bezwingen, sie mit seinem Hauch zu beleben, und sie seiner Größe dienstbar zu machen. Die Kenntniß des Guten und Bösen, des Rechten und Unrechten, dessen Keim im Schooße des Instincts vergraben blieb, wird sich zur Klarheit des Verstandes entwickeln und das Gewissen, weit empfindlicher und strenger geworden, wird seine Gerichtsbarkeit über eine größere Anzahl von Fällen ausdehnen. Die Moral wird nicht mehr eine verwirrte Masse von willkührlichen und verschiedenartigen Vorschriften sein, sondern ein von der Vernunft und von dem Gefühl sanctionirter Codex genau bestimmter Gesetze. Der geheimnißvolle Gott der Legende, ein von Widersprüchen und mährchenhaften Erzählungen strotzender Gedanke, wird einer höchsten Intelligenz Platz machen, deren nothwendiges Dasein durch die Ordnung des Weltalls und durch die Gesetze des menschlichen Geistes bewiesen werden wird, und die das Gebäude der Wissenschaft krönen wird, anstatt deren Negation zu sein. Das ist das Glaubensbekenntniß dieses 18. Jahrhunderts, von dem die Revolution von 1789 ausging, welche die Gestalt Europa's veränderte und den Grund zu einer neuen Civilisation legte. Man lese das merkwürdige Kapitel, das Condorcet's: Esquisse d'une histoire des progrès de l'esprit humain schließt, und man wird darin das von der Hand eines Märtyrers geschriebene Testament einer heldenmüthigen Generation finden, welche mit Bacon und den großen

Geistern der Renaissance an die Wunder der Wissenschaft glaubte, die wir unter unsern Augen sich erfüllen sehen.

In Frankreich erzeugt, durch die Schriften Voltaire's, Rousseau's, Montesquieu's, Buffon's, und durch die Encyclopädie verbreitet, ergoß sich diese Bewegung der Wiedergeburt über ganz Europa. Von allen Seiten fing man an die Abschaffung alter Mißbräuche zu predigen, geheiligte Gebräuche lächerlich zu machen, Utopien aufzuführen, welche alle nur die Wiedergeburt des menschlichen Geschlechtes zum Zweck hatten. Die Fürsten, welche auf ihr Ansehen am eifersüchtigsten waren, wie Katharina von Rußland, Friedrich der Große, Joseph II., die Könige von Schweden, von Portugal und Spanien, durch den Geist des Jahrhunderts mit fortgerissen, versuchten alle die Verwaltung zu verbessern, zu vereinfachen, die bürgerlichen und peinlichen Gesetze menschlicher zu machen, den Staatskörper von den Banden der Feudalität zu befreien, und Bildung zu verbreiten, indem sie die Völker zu einer bessern Zukunft einluden. Italien empfand ebenfalls sehr stark den Einfluß dieser neuen Ideen. Diese alte Erde des Saturnus, welche so viele merkwürdige Revolutionen an sich vorübergehen sah, wurde damals von schwachen Fürsten regiert, welche aus philosophischer Schöngeisterei, aus angeborner Sanftmuth und aus der tiefen Sorglosigkeit, die sie seit dem Aachener Frieden genossen, aber auch aus Staatsklugheit von einem Geiste der Billigkeit sich beseelen ließen, der sich jeden Tag durch heilsame Reformen kund gab. Man rühmte die ökonomische Regierung von Piemont und die von Parma, wo ein Zögling von Condillac unter der Vormundschaft eines geschickten und allmächtigen Ministers regierte; Beccaria schrieb zu Mailand sein kühnes Buch: Dei delitti e delle pene, dessen edle Grundsätze durch Leopold, Großherzog von Toscana, zu Gesetzen gestempelt wurden. Rom sah auf dem apostolischen Stuhle einen Clemens XIV., einen Ganganelli, einen Pius VI. sitzen, erleuchtete Statthalter Christi, die sich bestrebten, die

Moral des Christenthums auch in der Politik geltend zu machen. Zu Neapel, in dem Vaterlande eines Vico, Giannone und Filangieri, der einen wichtigen Posten in der Verwaltung bekleidete, hatte sich der Geschmack für Reformen selbst des Königs Ferdinand IV. bemächtigt, der, um Abwechselung in seine Vergnügungen zu bringen, eine Art idealer Gesellschaft nach dem Vorbilde der Salente de Fénélon gegründet hatte *).

Dem Schaume des Meeres entstiegen, gleich einer Venus, war Venedig, nachdem es die erste Seemacht des Mittelalters gewesen war, und ein halbes Viertheil des römischen Kaiserreichs besessen hatte, nachdem es die christliche Civilisation von der Barbarei der Türken errettet und der Eifersucht der europäischen Fürsten, die zu Anfange des 16. Jahrhunderts gegen Venedig verbunden waren, entgangen war, allmählich eines Theiles seiner entfernten Besitzungen, wie der Inseln Cypern, Candia, und endlich Morea beraubt worden. Die Königin des Adriatischen Meeres war ganz sanft bei dem Geklingel ihrer Schellen und bei ihren reizenden Festen entschlafen. In der That hatte sich seit dem im Jahre 1718 geschlossenen Frieden von Passarowitz, der dem letzten Kriege ein Ende machte, den Venedig gegen das ottomanische Reich zu führen hatte, tödtliche Langeweile dieser wilden Patricierrepublik, die so vielen Ungewittern getrotzt hatte, bemächtigt. In ihren Lagunen kauernd, ließ sie das ganze 18. Jahrhundert vorübergehen, ohne sich in irgend eines der politischen Ereignisse zu mischen, die in Europa vorfielen,

---

*) Die Colonie di San Leucio wurde im Jahre 1789 durch ein Decret des Königs von Neapel gegründet, in welchem man folgende Stellen bemerkt: „Das Verdienst allein unterscheidet die Colonisten von San Leucio; der Luxus ist unbedingt verboten, und es herrscht in der Kleidung eine vollkommene Gleichheit: Junge Ehegatten wählen sich frei, und die Eltern haben kein Recht, sich der Vereinigung zu widersetzen. Siehe: L'histoire du royaume de Naples, par le Général Coletta. Tom. I. (Anmerkung des Verfassers.)

keine andere Sorge kennend, als ihre Ruhe zu bewahren, und sich vor der Berührung mit neuen Ideen zu hüten, die aller Seits in Italien keimten. Durch Wollust und Thatenlosigkeit entnervt, wurde die Republik plötzlich aus ihrer langen Schlaftrunkenheit durch die französische Revolution geweckt, die für ihre Macht ebenso gefährlich werden sollte, als die Entdeckung des Caps der guten Hoffnung, die ihr das Handelsmonopol der Welt geraubt hatte. Zwei Partheien theilten sich damals in die Regierung der Republik; die eine, sehr zahlreiche, die in dem großen Rathe die Mehrheit der Stimmen besaß, wollte die Fortsetzung der Neutralität; die andere Parthei, die thatkräftigere, rieth, ein von der Erfahrung gerichtetes trauriges System zu verlassen, und an der Bewegung Theil zu nehmen, in welche unausbleiblich die Großmächte Europa's verwickelt werden würden. Diese letztere Partei theilte sich wieder in zwei Unterfractionen, von denen die eine ein Bündniß mit Oesterreich, die andere ein Bündniß mit Frankreich wollte. Der Senator Marco Zeno, der schon in dem ersten Theile dieser Erzählung erwähnt wurde, war einer von denen, die am stärksten für ein Bündniß mit Oesterreich sprachen.

In der ersten Zeit seiner Ankunft in Venedig war Lorenzo von dem großartigen Schauspiel geblendet, das vor seinen Augen sich enthüllte. Alles, was er von dieser einzigen Stadt gelesen hatte, alles, was ihm über sie erzählt worden war, blieb weit hinter dem Eindrucke, den er davon empfing. Seine hitzige und romantische Einbildungskraft hatte ihm noch nichts geboten, was mit dem St. Markusplatze, dem Dogenpallast, mit dem C a n a l a z z o vergleichbar gewesen wäre, mit jener Milchstraße, welche die Stadt durchzieht und in zwei ungleiche Theile theilt, die durch die Brücke R i a l t o wieder mit einander verbunden sind, ein Bild des mächtigen Willens, der das Schicksal der Republik geleitet hatte. Sein Herz schwoll vor Stolz bei dem Anblicke dieser prachtvollen Palläste, von denen jeder Stein

den Ruhm dieses Volkes von Edelleuten, Künstlern und Seeleuten bezeugt. Er begann die Geschichte Venedigs leidenschaftlich zu studiren, welche Stoff zu einem Gedichte, einem epischen Gedichte bietet, wo die Größe der Begebenheiten sich zu dem Heroismus der Charactere und der Mannichfaltigkeit der Episoden gesellt. Er fühlte sich gehoben, einer Nation anzugehören, die eine so eigenthümliche Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat, und er war in seiner Eitelkeit als junger Mann nicht böse, durch irgend ein Band an diese stolze Aristokratie geknüpft zu sein, die den Ruhm und die Macht Venedigs als ihr Erbtheil betrachtete.

Diese Zerstreuungen des Geistes, dieses erste Erwachen des Triebes, die Dinge zu erkennen und zu bewundern, weit entfernt das Gefühl, das Lorenzo für Beaten empfand, zu schwächen, vermehrte nur dessen Stärke. In diesem zugleich ehrgeizigen und zärtlichen Character sog die Liebe aus allen Lebensverrichtungen Nahrung und concentrirte sie wie in einem Feuerherde, der ihre Macht verdoppelte. Seitdem er in Venedig war, fühlte Lorenzo sich selbst gegenüber viel stärker. Auf ein größeres Theater versetzt, schien er auch weniger durch den Abstand verwirrt, der ihn von seiner Wohlthäterin trennte, und im Innersten seines Herzens zweifelte er nicht, eines Tages die Schwierigkeiten zu überwinden, die man seinen Wünschen entgegenstellte. Ohne Zweifel waren diese Träume eines jungen Mannes von fünfzehn Jahren ebenso weitaussehend, als das Ziel, das er zu erreichen sich vorsetzte. Es war, so zu sagen, eine Art Luftspiegelung, die ihn in der Ferne die ersehnte Quelle sehen ließ, die höchste Belohnung seines Strebens. So schritt Lorenzo kühn auf der Laufbahn vor, die ihm seine Einbildungskraft eröffnete. Bezaubert von der gegenwärtigen Stunde, stolz, schon zur kleinen Zahl der Auserwählten zu gehören, glücklich zu leben und seine Fähigkeiten zu entwickeln, stürzte er sich in die Zukunft mit jenem Selbstvertrauen und jener brausenden Fröhlichkeit der

Jugend, welche lächelnden Blicks die größten Hindernisse übersteigt.

Lorenzo arbeitete mit der Geduld eines Benedictiners und mit dem Eifer eines Neubekehrten, der sich seinen Platz auf dem Banket des Lebens erwerben will. Geschichte, alte und neue Literatur, Philosophie, und vor Allem Musik waren die Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zogen. Unter den zahlreichen Büchern, die die unersättliche Wißbegierde Lorenzo's ihm unter die Augen führte, waren die Gespräche des Plato und die göttliche Komödie von Dante nebst den Werken Rousseau's diejenigen, welche auf seine Einbildungskraft den lebhaftesten Eindruck machten. Plato und Dante, der Dichter des antiken Ideals und der des christlichen Ideals, welche den Tendenzen und Vorurtheilen des 18. Jahrhunderts so fern lagen, entsprachen in bewunderungswürdiger Weise der denkenden und leicht gerührten Natur des jungen Venetianers. Sein glücklicher Instinct verleitete ihn, die Thatsachen auf eine kleine Anzahl Principien zurückzuführen, aus seiner Lectüre nur die wirklich nahrhaften Theile einzusaugen, die Goldstückchen zu gewinnen, die das Wesen allgemeiner Wahrheiten bilden, und in dem erhabenen und rührenden Gemälde des Paradieses und der Hölle fand Lorenzo einen Dichter, der seiner Leidenschaft schmeichelte, einen Dichter, der sein Leben und ein bewunderungswürdiges Genie der Verewigung eines Liebestraumes gewidmet hatte.

Unterdessen hatte sich die Haltung Beatens Lorenzo gegenüber seit ihrer Rückkehr nach Venedig sehr geändert. Erschrocken über die Festigkeit, welche die Anfangs ganz unbefangene Zuneigung gewann, die ihr der Sohn der Katharina Sarti eingeflößt hatte, überrascht durch ein ernstes Gefühl, dessen Wirkung sie nicht hatte vorhersehen können, beschloß sie dieses zweideutige Verhältniß kurz abzubrechen, welches für sie nur ein unglückliches Ende haben konnte. Wie sollte sie es aber machen, um

plötzlich und ohne ihr Geheimniß zu verrathen, das Verhältniß von Wohlwollen und Schutz zu brechen, das zwischen ihr und Lorenzo bestand? Dieser junge Mann, dessen glückliche Physiognomie zum wenigsten sie ebenso interessirte, als die Anmuth seines Characters und die Lebhaftigkeit seines Geistes, hatte nicht verdient, daß man es versuchte, ihn aus einer Familie zu entfernen, die ihn freiwillig aufgenommen hatte. Woher einen Vorwand nehmen, um zwischen ihr und Lorenzo einige Jahre Trennung zu bewirken, die ihr Zeit geben sollten, ein Gefühl zu ersticken und zu dämpfen, das eine stürmische und unglückliche Leidenschaft zu werden drohte? Der Vorwand, den ihr der Scharfsinn ihres Oheims, des geweihten Priesters, an die Hand gegeben hatte, Lorenzo zur Beendigung seiner Studien auf die Universität nach Padua zu schicken, wäre der rathsamste gewesen, hätte nicht Beata Einwürfe gefürchtet von Seiten des Abbé Zamaria, der an seinem Zögling um so lebhafter hing, als dieser eine ausgesprochene Vorliebe zur Musik, und eine große Geschicklichkeit zeigte, aus seinem Unterrichte Nutzen zu ziehen. Beata würde ohne Zweifel dieses letzte Hinderniß überwunden haben, wenn sie ihren Vater veranlaßt hätte, sich in das Mittel zu legen; aber wenn sie dieses äußerste Mittel anwendete, so mußte sie fürchten, ihre Schwäche verrathen zu sehen. Mit Ausnahme von Tognina, welche verstohlener Weise von diesem geheimnißvollen Roman etwas bemerkt hatte, der in dem Herzen ihrer Freundin sich zu entwickeln begann, argwöhnte Niemand im Hause, aus welch' tiefer Quelle die Sorgfalt Beatens für ihren angenommenen Bruder Nahrung schöpfte.

In dieser Unentschlossenheit zwischen der Furcht, Aufsehen zu erregen, und dem festen Willen einer Gefahr zu begegnen, die ihre Scham erregte, faßte Beata einen Entschluß, welcher ihr Gewissen beruhigte, ohne sich ein allzuschmerzhaftes Opfer aufzuerlegen. Sie richtete ihre Lebensweise so ein, daß sie die Gegenwart Lorenzo's möglichst vermied; sie nahm ein ernsthaftes

Ansehen an, und gab ihrem Gesicht eine Miene, um aller Welt und vor Allem dem, der die Ursache dazu war, die Zärtlichkeit zu verbergen, welche sich in ihr Herz eingeschlichen hatte. So in sich selbst verschlossen, duldete diese hohe Jungfrau, deren Seele ebenso edel als ihr Verstand war, und die mit einem ernsten Character jene Anmuth der Gestalt, und jene liebenswürdige Sehnsucht verband, die das schönste Attribut ihres Geschlechts sind, schweigend, und verzehrte ihr Feuer in einem Kampfe, der ihre Ruhe gefährdete. Es war nicht die bescheidene Abkunft Lorenzo's, noch irgend ein gewöhnliches Vorurtheil, welches die Tochter des Senator Zeno bestimmte, eine Neigung zu bekämpfen, die ihre Unerfahrenheit überrascht hatte. So ernste und bestimmte Gedanken hatten sich noch nie in ihrem Gemüthe entwickelt. Sie fürchtete ihren Vater durch eine Neigung zu betrüben, welche einen häuslichen Kummer zu dem großen Schmerze hinzugefügt haben würde, den ihm die Staatsangelegenheiten verursachten; aber sie wurde vornehmlich von einem Gefühle persönlicher Würde zurückgehalten, und dieses vortreffliche Gefühl hatte etwas von den erhabenen Zweifeln einer Schwester oder einer Mutter. Sie erröthete über ihre Schwäche gegen einen jungen Mann, den sie, so zu sagen, unter ihren Augen hatte aufwachsen sehen.

Sie war bei dem Gedanken entrüstet, daß sie ihr Alter und die Pflichten, welche sie sich selbst auferlegt hatte, habe vergessen können, daß sie der reizenden Verwirrung, die ihre Wachsamkeit eingeschläfert hatte, Zugang zu ihrem Herzen gewährt habe. Wie viel Anstrengung kostete es ihr daher, den Zauber zu vernichten, der sie unmerklich an den Rand des Abgrundes gebracht, und ihre Seele aus einer unschuldigen Falle zu befreien, die ihr die Liebe gestellt hatte.

Sobald sie Lorenzo begegnete, grüßte Beata ihn mit einem kalten und würdevollen Worte, und floh dann zitternd wie ein Schatten davon. Sie erkundigte sich nicht offen nach dem,

was er that; sie vergönnte ihm nur das Wort, um seine Fragen in einem gleichgültigen Tone zu beantworten, der alles Vertrauen zurückscheuchte. Ihr Blick wich dem seinen aus, und nur von fern wagten ihre schönen blauen Augen voller Zärtlichkeit ihn unstät zu verfolgen. In der Welt, in den Gesellschaften, wo sie sich gezwungener Weise mit Lorenzo zusammen fand, war Beata ausgesucht heiter. Sie suchte sich zu betäuben, ihre Traurigkeit durch leere Reden zu zerstreuen, und die Aufmerksamkeit durch kleine Kunstgriffe weiblicher Coquetterie abzulenken, welche mit der Ernsthaftigkeit ihres Characters im Widerspruche stand.

Alle diese Kunstgriffe der Leidenschaft waren für Lorenzo ein Räthsel, der nicht wußte, wie er sich diesen Wechsel in Bezug auf ihr Benehmen deuten sollte. Er mochte sich noch so sehr fragen und ausforschen, durch welche Unbesonnenheit, durch welchen Mangel an Hochachtung er sich die Ungunst einer höher gestellten Frau zugezogen haben konnte, die ihre geringsten Worte abmaß; so fand er nichts, was die Kälte und das beinahe verächtliche Benehmen rechtfertigte, das man seit einiger Zeit gegen ihn annahm. Wollte man ihm auf eine indirecte Art zu verstehen geben, daß er endlich die Augen öffnen müsse, über die wahre Lage in die man ihn versetzt hatte? Er hatte nie vergessen, was er seiner Wohlthäterin schuldete, auch nicht den Abstand, der den Sohn der Katharina Sarti von einer Venetianischen gentildonna trennte. Was also konnte die geheime Ursache zu dieser übertriebenen Zurückhaltung Beatens gegen ihn sein? Sollte es etwa eine Art von aristokratischer Eifersucht sein, die sich der Tochter des Senators bemächtigt hatte, als sie Lorenzo emporsteigen sah, und wollte man etwa seinem Ehrgeiz entgegentreten, um ein relatives Uebergewicht zu bewahren, von dem er sich zu befreien suchte? Man täuschte da sich sehr, wenn man hoffte, seinen Muth abzukühlen, und seinen Ehrgeiz in den engen Kreis einzuschließen, in welchem ihn der

Zufall hatte geboren werden lassen. Er würde durch seine Thätigkeit und durch seinen Verstand beweisen, daß er würdig der Theilnahme sei, die man ihm erzeigt hatte, und daß, wenn man ihm die Hand geboten, sich aus der Menge emporzuarbeiten, man nur einen Act der Gerechtigkeit erfüllt hatte. Diese Anfälle von Hochmuth und plebegischer Eitelkeit, die den Geist des jungen Mannes durchfuhren, verdoppelten sein Feuer, in der Achtung einer Frau zu wachsen und zu steigen, deren wahre Gefühle er so gröblicherweise verkannte. Er wollte die Aufmerksamkeit Beatens auf sich ziehen, ihre Strenge mildern, und sie zwingen, in ihm etwas anderes als einen armen Clienten ihrer Familie zu sehen, den sie ihrer Protection werth gehalten hatte.

Der Pallast Zeno lag auf dem linken Ufer des großen Canales, in sehr geringer Entfernung von dem alten Pallaste Grimani. Er war eine der bedeutendsten Arbeiten des Scamozzi, des Schülers von Palladio, dessen eleganten und großartigen Styl er nachgeahmt hatte. Aus istrischem Stein gegen die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaut, wie beinahe alle Baudenkmale, die zu den beiden Seiten dieser langen und prachtvollen Siegesstraße liegen, war der Pallast Zeno zu drei Stockwerken angelegt, die mit einer Plattform gekrönt waren, auf der eine Masse mythologischer Statuen sich erhob. Die eine, mitten in der Facade, stellte das Schweigen vor, das Sinnbild der geheimnißvollen Politik Venedigs, die den Zeigefinger auf den Mund legend, den Vorüberfahrenden zuzurufen schien: Schaut! aber redet nicht! Guardate, ma non toccate! und vor Allem schweiget! Zwei Eingänge, der eine am Canale Grande, und der andere auf der entgegengesetzten Seite, führte zu diesem Pallast, wo man die Pracht einer Patricierfamilie entfaltet sah, die in ihren Annalen einen Dogen, einen Helden, mehrere Cardinäle und eine große Anzahl Gesandter und Procuratoren von St. Marco zählte. Im Innern eines breiten Vestibuls,

wo sich die Gondoliere und die facchini des Hauses aufhielten, führte eine Treppe von bewundernswürdiger Leichtigkeit auf einen Marmorabsatz, von dem aus sich ein langer und geräumiger Corridor öffnete, der sich in jeder Etage wiederholte, und sie in zwei Theile theilte. Ein großer viereckiger Salon, der den mittelsten Raum der ersten Etage einnahm, und ein Speisesaal, der zweihundert Personen bequem hätte fassen können, zeigten die Gewohnheiten einer mächtigen Oligarchie an, die sich mit ihren Clienten und ihres Gleichen gern umgab. Auf der einen Seite des Salons war das Zimmer Beatens, und auf der andern das ihres Vaters. Der Abbé Zamaria wohnte in dem zweiten Stock, ebenso auch Lorenzo, dessen Zimmer unmittelbar über dem Zimmer Beatens sich befand.

Die Dienerschaft bewohnte die dritte Etage, mit Ausnahme Theresens, welche in einem camerino neben ihrer Herrin schlief. Gegenüber dem Salon war die Bibliothek, eine der Merkwürdigkeiten Venedigs sowohl durch die Seltenheit der Bücher, die sie enthielt, als auch durch die Ordnung, in welche sie der Abbé Zamaria gebracht hatte. Zur Linken der Bibliothek befand sich die Kapelle. Der Salon, der Speisesaal, die Bibliothek und selbst die Kapelle waren mit Bildern von Meistern geschmückt, die Züge aus der Venetianischen Geschichte darstellten, in welcher irgend ein Glied der Familie Zeno eine Rolle gespielt hatte. Die geringsten Einzelnheiten dieses Pallastes ließen die Freigebigkeit und die Persönlichkeit eines alten Patriciers erkennen, welcher ebensowohl seine Rechte, wie seine Pflichten fühlt.

Der Pallast Zeno war eines der besuchtesten Häuser Venedigs. Er bildete den Sammelplatz der höhern Gesellschaft, eleganter Frauen, und Männer der Mode, welche durch Geist, Benehmen, oder liebenswürdige Talente glänzten. Es kam selten ein Fremder von Belang nach Venedig, welcher sich nicht dem Abbé Zamaria vorstellen ließ, der den großen Haushofmeister und den Richter über Alles machte, was sich auf die Vergnü-

gungen des Hauses bezog. Er berieth sich anfangs darüber mit Beata, und wenn er ihre Zustimmung erhalten hatte, war alles geordnet; denn der alte Senator gab sich mit diesen kleinlichen Einzelnheiten des häuslichen Lebens nicht ab. Was in den Pallast Zeno eine so große Anzahl ausgezeichneter Persönlichkeiten zog, war weniger die freigebige Gastfreundschaft, mit der man daselbst aufgenommen wurde, als vielmehr die hohen Vorzüge Beatens, das Wissen und die große musikalische Gelehrsamkeit des Abbé Zamaria. Mitglied der Philharmonischen Gesellschaft zu Bologna, Freund und Correspondent des Pater Martini, Schüler von Benedetto Marcello, war der Abbé Zamaria, nicht allein ein Contrapunktist ersten Ranges, sondern auch ein Mann von Geschmack, dessen Rath man suchte. Alle berühmte Componisten und Virtuosen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden im Pallast Zeno aufgenommen, wo sie sicher waren, die Elite der venetianischen Gesellschaft anzutreffen. Daselbst sah man der Reihe nach Sacchini, Paesiello, den sanften und unglücklichen Cimarosa, neben einem Caffarelli, Pacchiarotti, Marchesi, Gabrielli, und die berühmtesten Sängerinnen, die der Gunst des Abbé sich empfehlen wollten, dessen Protection schon als ein Erfolg galt. Che ne dice l'abate? Was sagt der Abbé? fragte man sich zu Venedig, wenn irgend ein unbekannter Sänger in Frage stand, oder von irgend einer neuen Oper die Rede war, deren Darstellung man erwartete. Bedurfte man eines Orgelpunktes, einer brillanten Cabaletta, irgend einiger verwickelter gorgheggi (Colloraturen), um die Bravour einer Primadonna hervortreten zu lassen, so suchte man den Abbé Zamaria auf, der mit einem Federzuge die heftigste Unruhe besänftigte, oder die wildeste Eifersucht erregte. Wie viel Stücke von seiner Composition wurden nicht in die Opern der berühmtesten Meister eingelegt! Wie viele dergleichen hat er auf das Notenpapier geworfen, die man gemeiniglich arie di baule (Kofferarien) nannte, sogenannte Arien für die Reise, welche

die Virtuosen im Innern ihrer Mappen mit sich herumtrugen, und die sie in allen Städten sangen, welches auch das Stück war, in dem sie zuerst auftraten! —

Die berühmtesten Namen der Republik, die Namen eines Pisani, Foscarini, Grimani, Tiepolo ertönten in diesem Pallaste mitten unter Gelehrten, Künstlern, Dichtern und den berühmtesten Kunstkennern Venedigs und selbst Europas. Göthe, Alfieri, der Graf Algarotti, Piedemonte Cesarotti, der Uebersetzer des Homer und Ossian, der eine Professur der griechischen Literatur an der Universität zu Padua bekleidete, waren in diesen Salon gekommen, wo sie Beweise ihrer Zufriedenheit in einem prächtigen Album hinterlassen hatten, das man sorgfältig aufbewahrte. Es war ein einziges Schauspiel einer dieser glänzenden conversazioni beizuwohnen, die alle Wochen im Pallast Zeno statt fanden, und in ein und demselben Salon die entgegengesetzten Charactere vereinigt zu sehen: Goldoni, und die beiden feindseligen Brüder Karl und Gasparo Gozzi z. B., die sich anderswo bei den Haaren genommen haben würden, anstatt sich hier mit beißenden Epigrammen zu schlagen; Francesco Pesaro, Guiseppe Farsetti, Antonio Capello, der Gesandter der Republik in Frankreich war, als die Revolution von 1789 losbrach, ein großer Liebhaber der schönen Künste und Beschützer Canova's, dessen Talent er ahnete; Francesco Gritti, Cornelia Barbaro, seine Schwägerin, eine Frau von der höchsten Bildung, die Freundin des Metastasio war; die junge und reizende Comtesse Benzoni, an der Seite des Dichters Lamberti sitzend, der sterblich in sie verliebt war, und der sie in der hübschen in ganz Europa bekannten Barcarole besungen hat:

La biondina in gondoletta,
L'altra sera go menà.

Der Ruhm Beatens bestand darin, daß sie über die Eifersüchteleien zu triumphiren wußte, die sehr häufig die Männer trennen, die sich mit den Künsten des Geistes beschäftigen. Der

ausgesuchte Takt dieses jungen Mädchens hatte sie sehr frühe gelehrt, wie wichtig es für eine Frau sei, ihren Verstand unter der Anmuth und Bescheidenheit ihres Geschlechtes zu verbergen. Schweigsam, besonnen, mit wahrhafter Anspruchslosigkeit, wußte sie geduldig die Schwätzereien der mittelmäßigen Leute anzuhören, und gab ihren entschiedenen Beifall, wenn auch immer mit Zurückhaltung, nur den wahrhaft schönen Dingen, die ihre Seele rührten. Man befragte sie gern, man hatte Vertrauen zu der Richtigkeit ihres Urtheils, welches sich nur bei Bemerkungen über das Einzelne kund gab, die mehr einen Vorzug Seitens des Gefühles als einen Tadel Seitens des Verstandes anzeigten. Sie beherrschte naturgemäß alle Herzen durch den Reiz ihres melancholischen Blicks, durch die Zierlichkeit ihres Wuchses und ihres Benehmens, die eine höhere Natur, würdig aller Huldigungen, offenbarte. Auch reichte ein Lächeln ihres liebenswürdigen Mundes hin, die größten Wolken zu zerstreuen, und sobald ihr blondes Köpfchen sich neigte, einem Freunde entweder zu schmälen oder ein Geständniß zu hören, das man ihr zu machen hatte, war man entzückt so viele Reize von einer so großen Einfachheit gehoben zu sehen. Sie war eine Muse, die alle begeisterte, die sich ihr näherten, und nicht weniger eine Syrene, die durch die Pracht ihrer Schönheit zu verführen suchte.

Der Abbé Zamaria war sehr bekannt in der Gesellschaft Venedigs. Die Sängerinnen und gentildonne rissen sich um die Wette um diesen kleinen Abbé, der von der christlichen Moral nur den Rock hatte. Man sah ihn überall, in den Theatern, in den ridotti (Spielhäuser), in den Kaffeehäusern, in den Kirchen, aber nicht um darin Buße zu thun. Ueberall wo es Vergnügen gab, geistiges so wie musikalisches, war man sicher, den liebenswürdigen Abbé zu begegnen, der wie eine Elster schwatzte und wie ein Kind lachte. Als Freund von Carlo Gozzi, seinem Mitbruder an der Akademie buffone der

Granelleschi, machte er sich mit ihm über die alten in die Geleise der Seicentisti gerathenen Classiker lustig, die er parrucconi (Perücken) und unerträgliche brontoloni (Griesgram) nannte. Er war den Neuern nicht viel günstiger, welche, wie Goldoni, sich bemühten, die Würde und die Wahrheit des französischen Theaters in Venedig einzuführen. „Sie wollen uns ersticken", sagte er, über diese Neuerer sich auslassend, „mit den chiacchere filosofiche, mit philosophischem Geschwätz, und mit urli francesi. Bewahren wir unsern Geist, unsre Sitten, unsere Heiterkeit und bleiben wir Venetianer. Wir brauchen weder die deutsche Musik, noch die französische Literatur, vollgestopft, wie sie ist, impastate, mit Reflexionen und melancholischen Modulationen".

Lorenzo folgte dem Abbé Zamaria in den Irrgängen des venetianischen Lebens, wie Dante dem Virgil in die finstern Kreise der göttlichen Stadt. Der Abbé fühlte sich geschmeichelt, einen jungen gebildeten Mann mit lebhaftem Blick und offenem Gesicht in die Welt einzuführen, der wie ein Engel sang, und dessen musikalische Erziehung er mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt geleitet hatte. Er stellte ihn als seinen Schüler den vornehmen Frauen, den Virtuosen, den Componisten vor, und bildete sich auf den Erfolg seines Schülers, den man überall nur maestrino nannte, nicht wenig ein. Er führte ihn in die ersten Häuser ein, bei den Mocenigo, den Dolfin, wo Lorenzo mit einer gewissen Auszeichnung aufgenommen wurde, schon wegen der Zuneigung, die der Abbé Zamaria für ihn hegte; und vielleicht, auch weil man voraussetzte, daß der Senator Zeno besondere Absichten über die Zukunft dieses jungen Mannes hätte. Lorenzo, an welchem die Frauen schon eine schlanke Taille, hohe Stirn und schöne schwarze, feurige, glühende Augen bemerkten, genoß das Glück des neuen Daseins, das sich vor ihm öffnete. Er besuchte die Salons, die Theater, die casini, die Akademien, bald in Begleitung des Abbé Zamaria,

der unter seiner Perücke die Weisheit Minervas nicht verbarg, bald ohne einen andern Führer, als den Instinct für schöne Gegenstände, und die Furcht vor dem unbekannten Etwas, welche die Schamhaftigkeit der jungen Leute ist. Wie war er entzückt, sich in dieser Stadt der Freude zu sehen, des Abends auf dem Markusplatze zu verweilen, mitten in diesem fröhlichen Gewühle von Spaziergängern jeden Ranges und jeden Landes, den Canale grande zu durchfahren, bequem in einer leichten Gondel liegend in die Ferne zu schweifen nach einer jener isole beate, glücklichen Inseln, jenen Nestern der Liebe und des Vergnügens, von denen Venedig wie von Satelliten umgeben ist, die in seinen Strudel mit hineingezogen werden! Ist das wohl der Sohn von Katharina Sarti, sagte er sich ganz leise mit Entzücken, der diese Duo's mit einer Badoer singt, der auf dem Cembalo eine Dolfin begleitet, deren weiße und runde Hand sich holdselig auf seine Achsel legt, der sich über Philosophie und Literatur mit einem Mocenigo unterhält, und welchen der Componist Furlanetto seiner Vertraulichkeit würdigt.

Das Glück in einer höhern Sphäre zu sein und zu leben, das stumme Zittern des erwachenden Gefühles, eine unbestimmte Ahnung von den Ideen des Jahrhunderts, das Vertrauen, das er in seine Thätigkeit zu setzen anfing, der Rausch der Liebe, alles dieß machte Lorenzo's Herz schwellen, alles dieß ließ aus seiner aufgeregten Seele diese tausend Wünsche, diese tausend unendlichen Hoffnungen hervorquellen, die wachsen, ans Licht treten, und sich in dem Raume verbreiten, indem sie der Einbildungskraft das göttliche Gedicht, die merkwürdige Symphonie der Jugend singen, die wir alle in unserm Leben einmal gehört haben, und deren entferntes Echo zu erhalten nur dem Genie gelingt.

— Aber in welche Zeit und in welche Gesellschaft war auch Lorenzo versetzt worden! Venedig rang mit dem Tode! es starb vor Entkräftung wie eine erschöpfte Courtisane, die Stirn

mit Rosen bekränzt, das Lächeln auf den Lippen, banquettirend, Feste feiernd, umringt von ruffiani, von Sängern, von Tänzern, Improvisatoren, Gaunern und Spionen, dem letzten Hülfsmittel gesunkener Regierungen. Unter einer mürrischen, schweigsamen, argwöhnischen Aristokratie, die mit den Vorrechten und Sorgen der höchsten Auctorität Wucher trieb, bewegte sich ein Volk von Kindern, das über alles lachte, sich über alles amüsirte, und nur den Genuß der gegenwärtigen Stunde kostete. Was sollte es auch arbeiten, nachdenken, und sich wegen der Zukunft beunruhigen, dieses liebenswürdige sanfte Volk, das von confetti, von Kaffee, Sonetten, von Musik und Liebe lebte? So lange die Republik nach außen mächtig war, nahm das Volk Theil an den politischen Ereignissen und nährte sich wenigstens von nationaler Eitelkeit; die Leidenschaft für Ruhm erhob und veredelte seinen Muth; aber seitdem die Oligarchie in Venedig, den Gang der Zeit und die Principien seiner Größe verkennend, jede Bewegung und jede Berührung mit neuen Ideen abgewiesen hatte, war das Volk auf sich selbst beschränkt, ohne Ausdehnung nach außen und ohne Freiheit nach innen, einer zügellosen Anarchie der Sitten hingegeben, die dem Falle der Staatskörper stets vorangeht. Gesetze, Institutionen, den Schein der Kraft bewahrend, welche sie geschaffen hatte, waren ohnmächtig die Geister zu lenken, und die Polizei des Rathes der Zehn, in einem Grade inquisitorisch, wie sie es nie gewesen war, war fast die einzige Stütze des Staates. Dieser tiefe Verfall war nur den Augen eines Philosophen oder eines Staatsmannes, wie Marco Zeno, sichtbar. Die Masse, die Fremden und die Jugend, waren von einem in den Annalen der Geschichte einzigen Schauspiele befangen und geblendet. Man stelle sich nur eine unaufhörliche Reihenfolge von prächtigen Festen vor, welche die großen Erinnerungen der Geschichte Venedigs zurückriefen! Ein Carneval, der drei Monate dauerte, acht Theater, beinahe alle Abende offen, vier Conservatorien oder

Musikschulen, casini, ridotti, Kaffeehäuser, wo man die ganze Nacht spielte und schwatzte, eine Bevölkerung, die sich einen großen Theil des Jahres verkleidete, gleichsam um dem Ernst des Lebens zu entfliehen; eine durch das Gesetz und den Gebrauch begünstigte Unverletzlichkeit der Masken, die dazu diente, den Staatsinquisitor, den Kirchenfürsten, den Reichen, den Armen, den Ehemann und Geliebten, den Beichtvater eben so gut als den Büßenden zu verbergen. Akademien aller Art, Klöster, in denen man mehr tanzte und sang als betete; reizende Frauen, blond, zärtlich, üppig in einem wohlklingenden Dialecte sprechend, der das Ohr berauschte, endlose Muße, eine ausgesuchte Geselligkeit, gewürzt durch Fröhlichkeit ohne Bosheit, durch Geist, Geschmack, Prunksucht und Bildung, ein reizendes estro, ein non so chè von Anmuth und Hingebung, vor allem Musik, überall und immer Musik; das waren die Elemente und die Episoden jenes merkwürdigen Festes der Phantasie und Sinnlichkeit, womit die Existenz Venedigs schloß.

„Wer ist doch die sonderbare Person, die sich auf einem dünnen Beine hin und herwiegt, seinen Busenstreifen auf wichtige Art zerkrümpelnd"? fragte Lorenzo einen Unbekannten, der sich an seiner Seite sitzend in einem Kaffeehause des St. Markusplatzes befand, zu einer Stunde, wo die ganze Gesellschaft Venedigs hin ging, um daselbst die anziehende Mannigfaltigkeit ihrer Trachten und Sitten zur Schau zu stellen?

„Das ist der Graf Lazara von Padua", anwortete man ihm, „der begünstigte Liebhaber der schönen gentildonna, welche an seiner Seite geht und ihrem Gatten den Rücken zukehrt, der ihnen folgt, wie ein mit den groben Arbeiten der Haushaltung belasteter facchino; das sind drei Personen von Stande, welche in vollkommener Eintracht leben. Weiter entfernt", fügte der Unbekannte hinzu, der nicht böse darüber war, eine Gelegenheit zu ergreifen, die man ihm darbot, im Vorübergehen die Charactere dieser wunderlichen Gesellschaft zu scizziren, „sehen

Sie da den langen Herrn, mager, attempato, kokett geputzt, den Arm einer Dame bietend, die beinahe ebenso alt ist wie er? Das ist der jüngere Bruder eines Mitgliedes des Rathes der Zehn, der seit fünfundzwanzig Jahren in die Frau verliebt ist, die er alle Tage mit einer seltenen Beharrlichkeit auf diese Weise spazieren führt. Er hat eine glänzende Laufbahn dieser Verbindung geopfert, die durch keine andere Bande befestigt ist, als durch die Erinnerungen an die Vergangenheit und durch die Gewohnheit sich gegenseitig zu sehen. Diesem glücklichen Paar folgen drei Personen, die in dem vollen Glanze der Jugend stehen: Das sind zwei Neuverheirathete, mit dem Cicisbeo der Signora, der so lange wartet bis die Flitterwochen vorüber sind, um Besitz von seiner Stellung zu nehmen. Es ist ein Liebhaber in spe, den der Ehemann selbst auf den Grund des Hochzeitkorbes als Unterpfand des häuslichen Glücks gestellt hat. — Betrachten Sie einmal diesen kleinen rundlichen netten Mann in einem Phantasiekleide von gelblicher Farbe, der den Hut auf dem Ohre, eine Blume im Knopfloch, für sich selbst lacht, und vorzieht allein zu gehen, um besser bemerkt zu werden? Das ist der Cavaliere Zerbinelli, ein Mann von Geist, angenehmer Dichter zugleich; der eben ein Sonett auf die canarini (Kanarienvögel, Kastraten) veröffentlicht hat, das großen Beifall findet. Halt! Sehen Sie! Er wird im Augenblick von diesem dicken Manne mit dem Ellebogen gestoßen, welchen Sie wie einen stralunato vorschreiten sehen, den Hut in die Augen gedrückt, den Hals in die Achseln gezogen, theatralisch eingehüllt in einen rothen strappazato Mantel, verdorben, abgelebt, abgenutzt; das ist der Signor Strabotti, classischer Dichter von einiger Derbheit, der stark von der Kritik gemißhandelt, sicher über irgend ein gutes Epigramm gegen seine Feinde nachsinnt. Hinter ihm kommt eine Gruppe von vier Personen, welche Sie schallend lachen hören; diese lustige Gesellschaft ist zusammengesetzt aus einem Bischof, der einen Fächer in der Hand hält, aus einer Sängerin,

die Aufsehen im Theater San Samuele macht, aus einem Procurator von St. Markus, der mit dem Monsignore die Gunstbezeugungen der Primadonna theilt, in welche alle beide sterblich verliebt sind, und aus einem alten Castraten Grotto, der a la diva Rath ertheilt, und die Krümchen des Festes sammelt. Sie werden heute Abend zusammen speisen und sich wahrscheinlich nur bei den ersten Strahlen des Tages trennen".

„Mit Erlaubniß, mein Herr", sagte Lorenzo zu seinem Nachbar, „nennen Sie mir doch, wenn ich Ihre Gefälligkeit nicht allzusehr in Anspruch nehme, den Namen des Herrn, den ich da unten, im grünen Rock mit goldnen Knöpfen sehe, dessen lange Beine und schlecht befestigte seidene Strümpfe auf die Fersen herabhängen und einen Ruhepunkt zu suchen scheinen? Er betrachtet alle Frauen mit einem zärtlichen Gesicht, das meine Neugierde reizt". —

„Ich glaube es wohl", antwortete der Unbekannte, „das ist das liebenswürdigste Original von Venedig; der Signor Frangipani, den man l'innamorato morto genannt hat, der sterblich Verliebte in alle Frauen, die er von fern anbetet, wie die Madonnen, indem er ihre Fingerspitzen zärtlich küßt, als ob er ein Sorbet mit kleinen Löffeln schlürfte? Es ist ein Mann von Stande, ein ausgezeichneter Dilettant, der die Worte und die Musik zu einer Menge von hübschen Canzonetten componirt hat, die er selbst mit vielem Geschmacke vorträgt. Es giebt darunter, welche populär geworden sind, wie il sospiro (der Seufzer), il zefiro e la Rosa (der Zephir und die Rose), il Canto degl' Augeletti, et il Lamento degl' Agneletti (der Gesang der Vögel und die Klage der Lämmlein), la Gondola incantata (die bezauberte Gondel), il Papagallo felice (der glückliche Papagey) und viele andre". — „Betrachten Sie, mein Herr", fuhr der Sprecher fort, „dieses schöne prächtige Geschöpf, welches aller Blicke auf sich ziehend daherkommt: Das ist die Zanzzerra, die berühmte Buhlerin, welche von dem Ausplündern

großer Herren köstlich lebt, die sich den Besitz dieser Reize um schweres Gold streitig machen. Es ist eine Frau von Geist, die lateinisch spricht, wie der Cardinal Bembo, und die Künstler beschützt. Ihr Haus ist eine wahre Akademie, stets den Unglücklichen und den ausgepfiffenen Dichtern offen, die sie mit ihrer Wohlthätigkeit wieder erwärmt. Ihr folgt hinterdrein eine Gruppe von fünf oder sechs Personen aus den höchsten Ständen, die das Leben wie ein Glas ausgezeichneten Rosoglio schlürfen, unter denen sich die Contessa Zoppi befindet, die, hübsch und blond, immer lacht, als ob man sie kitzelte, mit jenem hübschen kleinen Kichern, das dem Gezwitscher eines Vogels gleicht. Sehen Sie, wie sie so kokett mit dem Fächer spielt, indem sie mit einer spöttischen Miene den dicken Tölpel betrachtet, mit dem feierlichen Gange, mit den buschigten Augenbrauen, gleich den Borsten eines Stachelschweines? Das ist ein Gelehrter, großer Sammler von Medaillen und historischen Lumpereien, was ihm in zwei oder drei Akademien einen Platz verschaffte. Mit einer stierartigen Geduld und der Stätigkeit eines Esels begabt, ist der Signor Stentato der Grundtypus jener Geister, die ihr Leben damit hinbringen, Muscheln zu sammeln und auf Grund von Citaten, Quiproquos und von spropositi (Ungereimtheiten) den Beweis zu liefern, daß die Kinder zur Zeit des Sokrates weinten, wenn man sie züchtigte ... Sehen Sie! mein Herr, sagte nochmals der Unbekannte, Sie müssen Ihre Aufmerksamkeit mehr auf diese schöne Person richten, die von dort unten von der Seite der Piazetta heraufkommt. Sehen Sie, welch' ein edler Gang, welch eine strenge und sanfte Haltung, die Achtung und Vertrauen einflößt? Bemerken Sie auch, wie Jedermann ausweicht, um sie vorbeizulassen! Man sollte meinen, daß das Licht ihrer Seele auf alles, was sich ihr nähert, zurückfällt, und um ihre Person eine göttliche Klarheit verbreitet. Es ist die Tochter des Senator Zeno, eine der vollendetsten Frauen Venedigs. Sie giebt ihrem Vater den Arm, einem

vornehmen Herrn, der des Ranges würdig ist, den er im Staate einnimmt. Sie ist von dem Chevalier Grimani begleitet, einem jungen Patricier voller Liebenswürdigkeit, von dem man sagt, daß er ihr Verlobter sei".

Bei diesen Worten verlor Lorenzo die Fassung. Er fühlte eine Beklemmung des Herzens, sein Athem stockte, er wußte nicht, was er sagen oder antworten sollte, und wäre beinahe umgesunken, als sein Nachbar sich von dem Stuhle erhob und zu ihm ohne Umstände sagte: „Junger Mann, das Schauspiel, welches sich vor Ihren Augen aufthut und das Sie ohne Zweifel zum erstenmale sehen, denn ich bemerke, daß Sie in dieser Stadt fremd sind, ist einzig in der Welt. Die Gesellschaft, welche auf diesem prächtigen Theater auftritt, wo sich so viele bemerkenswerthe Ereignisse zugetragen haben, ist die vorgerückte Frucht einer merkwürdigen Civilisation, die keinen Saft mehr hat. Jene eleganten Frauen, die Sie an der Sonne glänzen sehen, wie die Schmetterlinge mit bunten Flügeln, jene liebenswürdigen und gesitteten Männer, die in Nichtsthun und Galanterie aufgehen, jene prunkvollen Patricier, vor denen sich die ganze Welt beugt, jenes liebenswürdige reizende Volk, welches sich nur mit Canzonetten und Gebeten an die Madonna beschäftigt, jene Masse von Dichtern, von Musikern, und Eintagskünstlern, jener ungeheure fröhliche lärmende Haufen, den das Vergnügen mit in seinen Strudel reißt, jene nie endende Maskerade, welche so viele Geheimnisse deckt und die Verwirklichung eines phantastischen Traumes scheint .... Alles das wird bald durch den Hauch Gottes weggekehrt werden"! Indem der Unbekannte diese Worte betonte, machte er eine drohende Bewegung mit der Hand und verschwand.

Lorenzo in diesen Strudel geworfen, betäubt durch das laute Lachen, das diese untergehende Gesellschaft aufschlug, hatte sich gegen tausend Verführungen zu schützen, welche sich ihm auf jedem Schritte darboten. Da er gehen und kommen durfte,

wenn er wollte, ohne daß irgend Jemand Rechenschaft von dem Gebrauche seiner Zeit verlangte, so setzte ihn sein Aeußeres, sein Geist, und seine Jugend ohne Unterlaß erneuten Gefahren aus, die vorauszusehen unmöglich war. Unter den neuen Bekanntschaften, die er, seitdem er in Venedig war, gemacht hatte, befand sich auch eine junge Sängerin vom Theater San Benedetto, die Vicentina hieß, weil sie zu Vicenza von einer sehr armen Familie geboren war. Es war eine pikante Brünette von achtzehn Jahren, die eine vorzügliche Stimme und einen Geist wie ein Dämon hatte. Er hatte sie zum erstenmale in den Coulissen des Theaters San Benedetto gesehen, wo ihn unkluger Weise der Abbé Zamaria hingeführt hatte. Sie war ganz neuerdings in einer Oper von Galuppi zum erstenmale aufgetreten, und hatte einen großen Beifall erhalten, der ihrem Lehrer, dem Castraten Grotto ebensowohl wie der Erziehungsanstalt la Scuola de' Mendicanti Ehre machte, in welcher sie erzogen worden war. Sie hatten sich seitdem bei Pacchiarotti getroffen, einem berühmten Sopranisten, der damals zu Venedig war, wo er auch seine glänzende Laufbahn beschloß. Der Abbé Zamaria hatte gewünscht, daß Lorenzo bei diesem bewundernswürdigen Virtuosen einige Gesangsstunden nehmen sollte, und hier sah der junge Venetianer oft die Vicentinerin, welche gleichfalls von den Unterweisungen dieses vollendeten Meisters Nutzen ziehen wollte. Die Vicentinerin wurde von einem alten Herrn Zustiniani protegirt, der sie eines Abends auf dem St. Markusplatze bemerkt hatte, wo sie noch in ganz kindlichem Alter vor einem Kaffeehause sang. Betroffen von der klugen Physiognomie und der hellen und weichen Stimme dieses hübschen kleinen Mädchens, hatte Zustiniani sie in die Scuola de' Mendicanti unterbringen lassen, von welcher er einer der Administratoren war.

Es wird hier der geeignetste Ort sein, die Organisation dieser Musikschulen etwas näher kennen zu lernen, welche während

des ganzen 18. Jahrhunderts eine so große Berühmtheit in Europa erlangt hatten. Unter den zahlreichen wohlthätigen Stiftungen, welche es in Venedig gab, und welche Zeugniß von der Freigebigkeit dieser Patricierrepublik ablegen, befanden sich auch vier Ordenshäuser oder Zufluchtsstätten, deren Gründung bis in das 16. Jahrhundert hinaufreicht. Sie waren dem Ursprunge nach nur fromme Zufluchtsörter, in denen man Waise, Kranke und arme verlassene Mädchen aufnahm, die man daselbst auf Kosten des Staats und durch Mithülfe der Privatmildthätigkeit erzog. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Musik ein wesentlicher Theil der Erziehung, die man diesen jungen Mädchen gab, und der Erfolg entsprach den Erwartungen dergestalt, daß diese Institute unmerklich den Character wirklicher Schulen annahmen, wo die Tonkunst nach allen ihren Seiten durch die berühmtesten Meister Italiens gelehrt wurde. Diese vier Schulen, von denen Rousseau in dem siebenten Buche seiner Confessions enthusiastisch spricht, waren die Pietà, die älteste unter allen, die der Mendicanti, die der Incurabili und das Ospedaletto des St. Johann und Paul. Sie wurden von einer Gesellschaft vornehmer Herren und Bürger verwaltet, die Geschmack für Musik und Wohlthätigkeitssinn zu einem so edlen und schönen Werk vereinigte. Diese glückliche Mischung von praktischer Nützlichkeit und Freigebigkeit, wo die Poesie aus der Wirklichkeit sich entwickelt wie ein Wohlgeruch, findet sich in allen Anstalten Venedigs wieder, und bildet, so zu sagen, den hervorragenden Zug seiner Geschichte.

Jede dieser Schulen enthielt eine mehr oder minder beträchtliche Anzahl junger Mädchen, die bisweilen bis auf hundert stieg, und selten unter fünfzig war. In der Pietà und bei den Incurabili waren beinahe immer 70 Zöglinge. Um in eine dieser Anstalten versetzt zu werden, mußte das junge Mädchen arm, mit irgend einem Gebrechen behaftet, und in dem Gebiete der Republik geboren sein, obgleich diese letzte Bedingung nicht

immer nothwendig war, denn mit Protectionen und einer schönen Stimme konnte man leicht die Strenge der Statuten erweichen. Die Zöglinge empfingen eine sehr sorgfältige Erziehung, bei welcher die Musik einen Hauptgegenstand bildete. Sie blieben darin bis zu dem Alter, wo sie sich entweder verheirathen, oder einen Gebrauch von ihren Talenten machen konnten. Sie gingen auf die Theater, in die Kapellen, oder bestimmten sich für das Unterrichtsfach. Einige blieben in der Anstalt, wo sie erzogen worden waren, nahmen daselbst den Schleier, und übernahmen dann die Stelle der Unterlehrerinnen. Man theilte die Zöglinge jeder dieser Schulen in zwei große Gattungen ein: in Novizen, und in provette oder Bewährte, die schon einige Jahre den Aufenthalt in der Anstalt genossen hatten.

Diese lehrten den andern die ersten Anfangsgründe der Musik unter der Ueberwachung des Lehrmeisters, dessen Mitgehülfen sie waren. Die jungen Mädchen, welche Stimme hatten, widmeten sich vorzugsweise der Gesangskunst. Die andern lernten ein Instrument spielen, die eine die Violine oder Viola, die andre den Baß; diese gab Unterricht auf dem Horn, jene übte sich auf der Oboe, auf der Clarinette, auf dem Fagott, und das Ganze dieser verschiedenen Instrumente bildete ein vollständiges Orchester. Beinahe alle spielten das Pianoforte und verstanden die Harmonie, das sie in den Stand setzte, vom Blatt einen bezifferten Baß zu spielen und aus der Partitur zu begleiten. Da diese Schulen eine Art Klöster waren, so gab es unmittelbar an dem Hospiz eine Kirche, wo die Zöglinge, hinter einem Gitter verborgen, dem Gottesdienst beiwohnten und Theil an den heiligen Handlungen nahmen. Zweimal die Woche, Sonnabends und Sonntags Abends, ohne die außerordentlichen Feste zu rechnen, sang man die Vespern mit Musik oder irgend eine ausdrücklich für diese jungen Mädchen von dem Kapellmeister, der die Schule leitete, componirte Motette. An diesen Tagen war die Kirche mit einer Menge Neugieriger und

Dilettanten angefüllt, die diese jungfräulichen von dem reinsten Kunstgefühl beseelten Stimmen bewundern wollten. Man führte Chöre aus, Motetten zu einer, zwei und drei Stimmen, bald ohne Begleitung, bald mit Hülfe des Orchesters oder der Orgel. Sehr häufig auch producirte sich die schon bekannte und berühmte Stimme eines dieser jungen Mädchen allein mit einer einfachen Begleitung der Violine, oder des Violoncello. Eine Art von symphonieähnlichen Zwischenspielen in einem mehr oder weniger religiösen Style dienten, das Ohr von der Wiederholung derselben Effecte ausruhen zu lassen und das liturgische Drama auf angenehme Art zu unterbrechen. Zu großen Festlichkeiten, zum Feste des Patrons der Anstalt oder auch anderer Heiligen, führte man Oratorien aus, zu denen das Textbuch, luxuriös gedruckt und die Namen der bedeutendsten Zöglinge enthaltend, unentgeldlich an den Kirchthüren ausgetheilt wurde. So fand im Jahre 1677 in dem Hospiz der Incurabili die Ausführung einer dramatischen Scene dieser Gattung zur Erinnerung an den heiligen Franz Xaverio statt, der sein Noviciat in diesem frommen Asyle bestanden hatte. Dieser Gebrauch, der in der Geschmacksrichtung der Renaissance und überdieß in dem Geiste des Katholicismus wurzelte, hat sich bis auf die letzten Tage des 18. Jahrhunderts fortgepflanzt.

Bei den großen Staatsceremonien, oder wenn eine erlauchte Person nach Venedig kam, die würdig zu empfangen der Republik zukam, traf man eine Auswahl unter den Zöglingen jeder dieser Anstalten, und führte unter der Leitung eines dazu bestimmten Dirigenten irgend eine große Musik pomphaft auf. So wurde Bertoni, Kapellmeister bei den Mendicanti, beauftragt, eine Cantate zu componiren, die im Pallast Rezzonico in Gegenwart des Kaisers Joseph II. von hundert jungen Mädchen ausgeführt wurde, zu denen jede Schule ihr Contingent gestellt hatte. Der Doge, die Procuratoren von St. Markus, welche die Oberaufsicht über diese Schulen hatten, der Adel und

die reichen Bürger, welche ihre Administratoren waren, ließen häufig in ihre Palläste und selbst auf ihre Landsitze einige dieser jungen Mädchen kommen, um zu dem Glanze ihrer Familienfeste mit beitragen zu helfen. Gegen ein unbedeutendes Honorar, von dem ein Theil zu ihrer Ausstattung in die Welt diente, brachte man sehr leicht ein Concert zu Stande, das aus den geschicktesten Zöglingen einer dieser Schulen zusammengesetzt war; sie wurden dann von einer Lehrerin in gesetzten Jahren begleitet, welche die Ausführung leitete. Es war ein sehr eigner Anblick, in einem Salon, oder in einem schönen Garten, an den Ufern der Brenta, zehn bis zwölf junge Mädchen zu sehen, von denen die einen ein Duett oder ein Terzett sangen, die andern auf irgend einem Instrumente spielten, und auf diese Weise ein kleines Orchester bildeten. Es war zwar statutenmäßig festgesetzt, daß kein Mann, mit Ausnahme des Lehrers, welcher die Zöglinge unterrichtete, in das Innere dieser Anstalten dringen durfte; allein es ging mit dieser Regel wie mit vielen andern; man umging sie leicht durch Protection. So wurde Rousseau gestattet, die Schule der Mendicanti zu besuchen, und er erzählt uns in seinen Confessions, wie sehr er überrascht gewesen sei, als er in der Nähe die Gestalt dieser Sirenen gesehen, von deren klangvollen Stimme er so gerührt worden sei, als er sie zum erstenmale in der Kirche gehört habe. Seine Einbildungskraft hatte sich von mehreren dieser armen Waisenmädchen ein Ideal von Anmuth und Schönheit gebildet, das durch die Wirklichkeit vernichtet worden war. Dreißig Jahre nach Rousseau, im Jahre 1770, erhielt Burney gleichfalls die Erlaubniß, die Schule der Mendicanti zu besuchen, die damals von Bertoni geleitet wurde. Man gab ihm ein kleines Concert, dessen Beschreibung er uns in seinem Reisetagebuch hinterlassen hat. Die erste Violine wurde von Antonia Cubli, einer Griechin von Geburt, gespielt; Francesca Rossi saß am Flügel und dirigirte das Chor; Laura Rifregari, Giacoma Frari, sangen Bravour-

arien von erstaunungswürdiger Schwierigkeit, während Francesca Tomy und Antonia Lucuvich Stücke in einem mehr getragenen Style vortrugen. Burney fügt hinzu, daß er ebenso über die Haltung und den Anstand dieser jungen Mädchen erbaut gewesen sei, wie von ihren Talenten erfreut *). Der glückliche Fortgang einer jeden dieser Schulen wechselte je nach dem Verdienst und dem mehr oder weniger ernsten Geschmack des Lehrers, der die Leitung derselben hatte. Im Instrumentalfach und durch die Güte ihres Orchesters zeichnete sich vor allem die Pietà aus, während die Scuola de' Mendicanti immer berühmt war durch die Zahl der schönen Stimmen und durch die Vollendung in der Gesangskunst. Bei den Mendicanti wurde die berühmte Faustina Bordoni erzogen, eine jener großen Sängerinnen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und aus derselben Schule ist gleicherweise auch Rosana Scalfii, ein armes Mädchen aus dem Volke, hervorgegangen, die der berühmte Benedetto Marcello, verführt durch die seltene Schönheit ihrer Stimme, heimlich heirathete. Galuppi, der lange Zeit die Schule der Incurabili dirigirte, hatte ihr gegen die letzten Jahre des 18. Jahrhunderts einen großen Glanz verliehen. Burney spricht davon mit den größten Lobeserhebungen. Seine eigenen Worte sind: „Einige unter ihnen hatten ungemeines Talent zum Gesang, besonders die Rota, Pasqua Rossi, und die Ortolani; die beiden letztern sangen einen Wechselgesang. Die einleitende Symphonie, wie die ganze Composition, war für zwei Orchester geschrieben. In der Symphonie, welche viele reizende Einzelnheiten hatte, machten die Orchester eins um das andere das Echo. Sie wurden dabei von zwei Orgeln unterstützt. Ich war von der Ausführung sehr entzückt, so wie auch die zahlreiche Zuhörerschaft, die mit mir in der Kirche war". — Unter

*) Burney, Tagebuch einer musikalischen Reise durch Frankreich und Italien. Tom. I., Pag. 135, der deutschen Uebersetzung. (Anmerk. d. Uebers.)

der Direction von Sacchini hatte das Ospedaletto gleichfalls einen Glanzpunkt, der jedoch nach dem Weggange dieses großen Meisters zu schwinden begann. Man ging in die Kirchen dieser Schulen wie zu einem Concert; man sprach acht Tage vorher davon, wie von einem Schauspiel, welches unterhaltend zu werden versprach, und nach einer schönen Ceremonie, welche das Volk zu den Mendicanti, zu der Pietà oder nach dem Ospedaletto gelockt hatte, unterhielt man sich von dem Werke, das man gehört hatte, man lobte die Ausführung des Ensemble, und wenn irgend eine Schülerin durch irgend eine hervorstechende Eigenschaft sich bemerkbar gemacht hatte, wurde ihr Name alsbald die Beute der Dichter der Mode, die ihn in die Welt schleuderten, und ihm dadurch eine frühzeitige Berühmtheit verliehen. „Haben Sie die Rosalba bei den Mendicanti gehört"? fragte man sich bei den Unterhaltungen der guten Gesellschaft. Welch eine prachtvolle Stimme und welche Biegsamkeit! Sie ist ein Wunder der Natur, è un prodigio". — „Ja, ich bin bei der Pietà gewesen", antwortete eine andere Person, „wo ich die Symphonie und namentlich die Albaneserin bewunderte, welche auf der Violine eine Sonate von Locatelli mit einer seltenen Meisterschaft des Bogenstriches ausführte". — „Ich", setzte ein Dilettant von einem sehr schwer zu befriedigendem Geschmacke hinzu, „habe die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen wollen, in der Kapelle der Incurabili das berühmte Miserere zu hören, welches Hasse für diese Schule componirte, dessen Director er am Anfange dieses Jahrhunderts war. Dieses merkwürdige Stück wird nur einmal des Jahres gesungen, und ich wollte mich überzeugen, ob die Tradition des Sachsen sich noch unangetastet daselbst erhalten hat". —

Das war die Einrichtung der musikalischen Anstalten Venedigs, die einen so großen Ruf erlangten, und von denen alle Reisende Europa's mit Lobeserhebungen sprechen; sie wurden wechselsweise von den ersten Meistern Italiens dirigirt, besonders

aus der neapolitanischen Schule, von Alexander Scarlatti, ihrem Gründer, Porpora, Hasse, Jomelli, Sacchini, Anfossi, Cimarosa, Sarti. Die Venetianischen Componisten Caldara, Gasparini, Lotti, Galuppi, Bertoni, Furnaletio haben ebenso mächtig zu dem Gedeihen dieser frommen Stiftungen beigetragen, wo die Kunst unmerklich als ein Luxus der Wohlthätigkeit aufblühte.

Die Conservatorien zu Neapel für Männer, und die Schulen Venedigs für Frauen, sind zwei große Herde der Gesangskunst während des 18. Jahrhunderts gewesen. Wenn Neapel die Farinelli, Caffarelli, Gizzielo und beinahe alle berühmten Sopranisten hervorbrachte, die Europa in Erstaunen setzten, so sind aus den Schulen Venedigs die großen Sängerinnen hervorgegangen, welche Italien seit der Entstehung der Oper bis zu der französischen Revolution berühmt machten. Zu der Zeit, wo wir in dieser Erzählung angelangt sind, litten die Musikschulen Venedigs an derselben allgemeinen Schwäche wie alle andern Einrichtungen. Die Pietà, die älteste von allen, überlebte die drei andern, ging aber ebenfalls einige Jahre nach dem Falle der Republik ein. Unter der Direction Francesco Caffi's erhob sich 1811 eine philharmonische Gesellschaft, welche einige Hoffnungen gab, die aber auch bald wieder verschwanden. Eine andere Gesangsschule wurde im Jahre 1822 gegründet, um der St. Markuskapelle junge Knaben für das Chor zu liefern; von einem Schüler des Furnaletto, Ermagora Fabio geleitet, ist diese Schule das letzte Echo eines großartigen Concerts, das zweihundert Jahre währte.

Nach Bianca Sacchetti, war die Vicentinerin die letzte verdienstvolle Sängerin gewesen, die aus der Schule der Mendicanti hervorging. Sie besaß eine kostbare Stimme, von einer großen Biegsamkeit, die sehr gut von ihrem Lehrer, dem alten Grotto, gebildet worden war. Ihr erstes Auftreten hatte großen Erfolg gehabt. Aber seit der Ankunft Pacchierotti's zu Venedig,

hatte sie eingesehen, daß der Unterricht eines so großen Virtuosen für sie von unschätzbarem Werthe sein würde. Auch kam sie mit Zustimmung des Grotto und Justiniani, der die Stunden bezahlte, die Woche zweimal zu diesem berühmten Sopranisten, und da traf sie mit Lorenzo zusammen. Dieser war, da seine Stimme wegen Mutation gebrechlich wurde, zu großer Vorsicht genöthigt. Man weiß, daß während dieses geheimnißvollen Ueberganges das Stimmorgan des Mannes einer vollkommenen Umgestaltung unterliegt. Es fällt um eine Octave und geht aus dem weiblichen Stimmumfange in die tiefere Lage der musikalischen Tonleiter über. Während dieser Umwälzung, die kürzer oder länger dauert, und deren Gesetze die Physiologie nicht kennt, wie sie auch ihre völlige Entwickelung nicht vorausbestimmen kann, muß der Schüler, welcher sich der Gesangskunst widmet, jede Art von Studium unterlassen. Es giebt vor Allem einen kritischen Moment, wo das Stimmorgan den eignen Character der Kindlichkeit verloren, und den der Männlichkeit noch nicht erhalten hat, wo der junge Mann innerhalb zweier Register schwebt, und buchstäblich nicht weiß, in welchem Tone er sprechen und singen soll. Die geringste Anstrengung kann dann die schönste Stimme von der Welt untergraben. In den Conservatorien zu Neapel sowohl, als auch in den Musikschulen Venedigs (denn die jungen Mädchen entgehen nicht ganz dieser Mutationscrisis, die aber weit weniger gefährlich für sie, wie für die Knaben ist) wendeten die Zöglinge die Zeit, welche diese Umwandlung dauerte, dazu an, die Composition zu studiren, oder irgend ein Instrument zu spielen. Es war ihnen untersagt zu singen, ja selbst laut zu sprechen, oder auf irgend eine Art das Organ zu ermüden, dessen Genesung man geduldig abwartete. Das erstemal, als die Vicentinerin sich vor Pacchiarotti in einigen Musikstücken von Zeitgenossen hören ließ, die Lorenzo auf dem Clavier begleitete, bewunderte er sehr die Stärke, den Umfang und die Fertigkeit ihres soprano sfogato.

— „Cara mia", sagte ihr der berühmte Virtuose, nach einer Arie von Nasolini, die sie mit einer staunenswerthen Bravour ausgeführt hatte, „Sie erinnern mich an die berühmte Gabrielli *), die außerordentlichste Sängerin in Bezug auf Schönheit und Biegsamkeit der Stimme, welche je existirt hat; sie hatte, wie Sie, einen bewundernswürdigen Umfang von beinahe zwei und einer halben Octave, von einer vollkommenen Gleichheit und mächtigen Tonfülle. Die Natur hatte sie reich begabt, sie war schön, geistreich, ziemlich musikalisch, phantastisch und launenhaft wie ein Dämon, una matta, eine wahre Närrin, welche die Theaterdirectoren und Intendanten zur Verzweiflung brachte. Ebenso hatte sie häufige Streitigkeiten mit der Behörde, und sie wurde mehremale für ihren Muthwillen und ihren Ungehorsam gegen die öffentliche Ordnung in das Gefängniß gesetzt. Das ist dieselbe, die der Kaiserin Katharina von Rußland die bekannte Antwort gab, als diese über den Preis von 40000 Rubel, den die Sängerin verlangte, um an ihrem Hofe zu singen, sich entsetzte. „Vierzigtausend Rubel!" — rief die Kaiserin, „aber das ist die Besoldung eines Reichsmarschalls"! — „So lassen Eure Majestät einen Reichsmarschall singen"! erwiederte die Prima Donna, welche nicht weniger eigenmächtig als die Zaarin, in ihrem Königreiche der Laune und der Phantasie war. Die Gabrielli schuldete einen großen Theil ihres Rufes dem Guadagni, der lange Zeit von ihren Reizen ein-

---

*) Katharina Gabrielli war zu Rom um 1730 geboren, und erregte schon im Jahre 1745, als sie auf dem Theater zu Lucca mit Guadagni sang, allgemeine Bewunderung. Um 1765 ging sie nach Sicilien, wo sie der Vicekönig einstmals wegen nachlässigem Gesange in der Oper, zwölf Tage in das Gefängniß setzen ließ. Daselbst hielt sie die prächtigste Tafel und bezahlte die Schulden aller armen Mitgefangenen. Im Jahre 1769 ging sie mit einem Gehalte von 6500 Rubel nach Petersburg, und kehrte von da im Jahre 1780 nach Italien zurück. (Anmerkung des Uebersetzers.)

genommen war. Er lehrte ihr unter andern die Kunst des Athemholens zu rechter Zeit, die Stärke der Stimme zu mäßigen, die Härten ihrer prunkvollen Gesangsentfaltung zu mildern, die wie ein schäumender Gießbach dahinbrauste, indem er sie anwies, die Töne im Innern der Kehle zu verbinden, anstatt sie zu hämmern und einzeln unter Kinnschlägen herauszustoßen, wie es die Mehrzahl der neuern Sängerinnen macht. Dieser Fehler, von dem Sie keine Ausnahme machen, fügte Pacchiarotti liebenswürdig hinzu, ist in den Schulen unter dem Spottnamen der cavallina bekannt, weil die Wirkung für das Ohr ähnlich dem Wiebern des Pferdes ist. Trotz des Unterrichts eines so ausgezeichneten Lehrers konnte die Gabrielli doch nichts als ein Wunderkind sein, das Europa durch die Künste ihrer unvergleichlichen Kehle in Erstaunen setzte. Es fehlte ihr Geschmack und Vortrag, und sie sang nur die Musik mittelmäßiger Componisten gern. Sie war vorzugsweise für die Erzeugnisse eines gewissen Misliweczeck eingenommen, der für sie mehreres geschrieben hat, und dessen dürftige Gedanken sie zur Geltung brachte. In einer Oper dieses unbedeutenden Componisten, Olympiade, die zu Neapel im Jahre 1779 gegeben wurde, kam eine Arie vor: Se cerca, se dice, mit welcher die Gabrielli einen betäubenden Beifallssturm erregte. Sie sang sie überall, und sagte vornehm zu Jomelli, zu Piccini, zu Sacchini, d. h. also zu den größten Componisten Italiens, daß kein Componist die Natur ihres Talents so verstanden habe wie Mysliweczek".

„Ich spreche etwas zu ausführlich von der Gabrielli", fuhr Pacchiarotti fort, „aber diese berühmte Frau hat ein so lebhaftes Interesse erregt, daß Sie versucht sein könnten, ein so gefährliches Vorbild nachzuahmen. Sie haben einige ihrer guten Eigenschaften, theure Vicentina, hüten Sie sich vor ihren Fehlern. Der Gesang ist vielleicht der zarteste Theil des umfassenden Ganzen, das man die Tonkunst nennt. Die Stimme selbst, das physische Element, die natürliche Leichtigkeit, der so

schwierige und verwickelte Mechanismus der Stimmentwickelung sind nur die Mittel, das wahre Ziel der Kunst zu erreichen, nämlich den Ausdruck der Gefühle in einer gegebenen Situation. Sowohl der Virtuose wie der Componist muß die Töne wohl überlegen, die er hervorbringt, oder die er zusammen verbindet, wie der Dichter und der Maler die Worte und die Farben wohl überlegen muß, die er zur Verwirklichung seiner Eingebungen bedarf. Das sind Elemente, die nur Werth erhalten durch den Gedanken oder durch das Gefühl, welches sie offenbaren sollen. Ich behaupte nicht, daß in den Tönen einzeln genommen, und für sich als einfache Erscheinungen der Natur betrachtet, es nicht eine materielle Eigenschaft gebe, mit der man sich beschäftigen müsse; das hieße die Klarheit des Tages läugnen, und von einem Extrem in das andere fallen. Wir sind empfindende und verständige Wesen, und um unser Herz zu rühren, oder unsern Verstand zu überzeugen, muß man durch unsre Sinne zu „diesen elfenbeinernen Pforten der göttlichen Stadt" gelangen".

„Bravo", rief der Abbé Zamaria enthusiastisch aus, der bei dieser seltsamen Lection zugegen war, von der er kein Wort verloren hatte, „das ist die höchste Philosophie. Sie sprechen wie ein Alter, mein theurer Pacchiarotti, Horaz oder Quintilian könnten nicht besser sprechen. Das ist eine allgemeine Wahrheit, die auf alle Künste Anwendung erleidet, auf die Poesie, auf die Beredtsamkeit ebensowohl, als auf die Musik, und von welcher das Alterthum so durchdrungen war, daß es daraus eine wesentliche Regel für alle Offenbarungen des menschlichen Geistes machte. Aristoteles, Theophrast, Longin, Dionysius von Helicarnassus, Cicero, die größten Philosophen, die berühmtesten Rhetoriker Griechenlands und Roms haben sich sehr lange mit dem materiellen Theile der Sprache beschäftigt, und legten eine so große Wichtigkeit dem bei, was wir die Melodie des Vortrages nennen könnten, daß sie so weit

gingen, die Worte, und selbst die Sylben zu bezeichnen, welche zur Ergötzung des Ohres mitwirken sollten. Diese feinen Beobachter der Natur hatten vollkommen verstanden, daß der Mensch nicht eins ist, wie Hippocrates vortrefflich sagt, sondern daß unsere Seele mit einem Netz von zarten Organen umhüllt ist, worin sie lebt und sich bewegt, wie eine Spinne mitten in ihrem Gewebe. So haben auch die wahren Dichter, die Redner und dieses Namens würdige Schriftsteller alle den Anforderungen unserer Sinne weithin Rechnung getragen; sie haben uns die Wahrheit dargeboten, wie Tasso will, daß man dem Kinde die heilsame Arznei beibringt. Dies war die Lehre des Alterthums, die man in dem bekannten Sprichwort zusammengefaßt findet:

Gratior et pulchro veniens in corpore virtus.

„Die Tugend ist angenehmer, wenn sie in einem schönen Körper wohnt“.

Dieses glückliche Gleichgewicht zwischen Schönheit und Wahrheit wurde durch die Dazwischenkunft des Christenthums getrübt, welches eine Hälfte der menschlichen Natur verneinte, um die Macht des Geistes zu erheben. Die Renaissance, diese köstliche Bewegung, welche Italien entstehen sah und ganz Europa mittheilte, war eine gesetzmäßige Reaction gegen den Ascetismus der Kirche, und eine Wiedereinsetzung der verkannten Sinnlichkeit“.

— „Es kommt mir nicht zu, Herr Abbé“, antwortete bescheiden Pacchiarotti, „Ihnen in diese hohen Regionen der Geschichte zu folgen. Mein Bereich ist glücklicherweise viel beschränkter, und ich berufe mich auf die Autoritäten, die mir mehr zur Hand sind. Planelli hat in seinem vortrefflichen Buche l'Opera in Musica *) eine Definition von den schönen

*) Dieses vorzügliche Buch erschien in Neapel 1772. 8. Es handelt in sieben Abschnitten von der Geschichte der Oper, sowohl in poetischer, als in musikalischer Hinsicht, von den schönen Künsten über-

Künsten gegeben, die vollkommen zu Ihren Ansichten paßt, und deren Richtigkeit ich beurtheilen kann: „Die schönen Künste werden deswegen so genannt", sagt er, „weil sie uns zu bewegen suchen, indem sie unsern Sinnen schmeicheln. Sie werden nicht wie die Wissenschaften von einem ruhigen und überlegten Gedanken erzeugt. Sie sind von dem menschlichen Geiste in der Aufregung der Leidenschaften empfangen worden". Dies bewahrheitet sich vor Allem in der Musik und in der Gesangskunst, welche der ausgesuchteste Theil derselben ist, und welche direct auf unser Gefühl wirkt. Deswegen haben auch unsere geachtetsten Lehrer, wie Pistochi von Bologna, sein Schüler Bernachi, Tosi und Mancini, die in ihren Schriften die Grundsätze derselben zusammengestellt haben, Porpora von Neapel und seine ruhmwürdigen Schüler, wie Farinelli und Caffarelli, dem Gesangsvirtuosen ein langes, geduldiges Studium des Stimmmechanismus anempfohlen, ehe sie zu dem Ausdruck der Worte übergehen und die Schwelle des Heiligthums überschreiten. Wer weiß nicht, daß der alte Porpora seinen Schüler Caffarelli Jahre lang bei einer Seite Solfeggien aufgehalten hat, ohne ihm zu erlauben, auch nur ein einfaches Lied zu singen? Der Schüler, gelangweilt, wie ein Vogel immer dasselbe zu zwitschern, fragte eines Tages den Meister, wänn es ihm wenigstens erlaubt sein würde, die Seite umzuwenden? „Wenn du dein Handwerk verstehen wirst", antwortete ihm Porpora ungestüm. Und zwei Jahre darauf sagte er ihm, indem er ihn bei dem Ohre nahm: „Jetzt kannst du singen, was du willst, denn du bist der erste Virtuose Italiens"! —

„Ohne dieser Erzählung mehr Werth beizulegen, als dergleichen Anecdoten verdienen", fügte Pacchiarotti hinzu, „so ist doch so viel gewiß, daß die größten Wirkungen in der Kunst

---

haupt, von der Poesie, Musik, Malerei, dem Tanze, und von den Pflichten eines Dirigenten. (Anmerk. d. Uebers.)

von der Benutzung technischer Vortheile bei der Ausführung abhängen, ohne welche das glücklichst begabte Genie den Zweck verfehlt, den es sich vorsetzt. Ein Wort, ein Pinselstrich, ein Accord an der richtigen Stelle, verändert bisweilen die Physiognomie eines ganzen Werkes. Das Ohr vor Allem empfindet geheimnißvolle Reize, die oft mit der Bewegung des Herzens sich mischen, und deren Quelle nicht immer leicht zu ergründen ist. In der That, was liegt nicht alles in einer schön vorgetragenen Scala, in welcher jeder Ton auf einem melodischen Grunde, der niemals ermattet, sich loshebt? Was liegt nicht alles in einem hellen Triller, der wie ein Diamant funkelt, oder in einer einfachen Note, die man nach und nach anschwellen läßt vom Hauche des Lebens? Und welche Nüancen giebt es in dem, was wir das Metall einer Stimme nennen, in der mehr oder weniger feinen Verwebung, in dem glücklichen Tragen der Töne, das ein harmonisches Ganze bildet, und das Ohr mit einer so angenehmen Klangfülle ergötzt, wie eine schmackhafte Frucht den Mund mit Wohlgeruch durchzieht! Man hat ohne Zweifel diese Feinheiten im Vortrage gemißbraucht; anstatt sie nur als eine Zierde für die wahre Empfindung zu gebrauchen, hat man sie ohne Geschmack und ohne Maaß angewendet, wie mittelmäßige Schriftsteller Bilder und die concetti des Witzes anbringen. Giebt es nicht Maler, die mit der Farbe ihr Spiel treiben, sowie es Musiker giebt, die nicht drei Tacte ohne zu moduliren schreiben können? Muß man deswegen Farbe und Modulation gering achten, wie es gewisse Anachoreten behaupten, die des gesunden Verstandes ebensowohl, als des Gefühls entbehren?

Dahin jedoch würde das Uebertreiben gewisser von einem berühmten Componisten ausgesprochenen Grundsätze führen. Ich spreche von dem Chevalier Gluck, dessen schönes Genie mehr galt, als die falsche Theorie, die unter seinem Namen verbreitet worden ist. Weil er ausschweifenden Sängerinnen begegnet

war, wie z. B. der Gabrielli, die weder dem Gedanken des Componisten, noch dem Character der Situation Rechnung tragen wollten, und ihren Launen freien Lauf ließen und nichts anderes im Sinne hatten, als nur das Ohr zu ergötzen, so wollte er, daß der Gesangskünstler ebensowohl als der Componist, so zu sagen vergäßen, daß sie Musiker seien, um Werkzeuge des Dichters und passive Dollmetscher logischer Wahrheit zu werden. Wenn ein solches System jemals überwiegend vorherrschend zur Geltung kommen sollte, so würde dies die Negation aller Künste sein. Oder waren ein Farinelli, oder ein Guadagni, oder ein Millico, diese bewundernswürdigen Gesangskünstler, weniger pathetisch, weniger rührend? Man hat jenseits der Alpen ein großes Aufsehen gemacht, über das, was man den dramatischen Ausdruck nennt, den man mit der Bewegung des Herzens zu verwechseln scheint, was mir ein großer Irrthum zu sein dünkt. Ich überlasse es gelehrteren Männern als ich bin zu entscheiden, ob der dramatische Componist von der menschlichen Stimme Wirkungen fordern darf, welche ihren Reiz vernichten, und das Gemälde der Leidenschaft bis zu einem Thiergebrüll übertreiben. Alles was ich meiner Ueberzeugung nach zugeben kann, ist, daß Gluck ein wahres Princip übertrieben hat, und daß sein System nur bei einer des musikalischen Instinctes entblößten Nation Aufnahme finden konnte, wo er schließlich nur eine Schule unerträglicher Declamatoren hervorbrachte".

— „Das ist vortrefflich, das ist unvergleichlich", schrie der alte Grotto nachdrücklich, der in einem Winkel kauerte, wo er wie ein Besessener gesticulirte, indem er seine großen Eulenaugen umherrollen ließ; „Pacchiarotti, du bist der erste Mann unserer Zeit, tu sei il primo uomo della nostra età", sagte er, indem er von seinem Stuhle aufstand, mit einem Tone, der nicht weniger komisch war, als das sonderbare Compliment, welches er dem berühmten Sänger machte.

Nach dieser Abschweifung, welche die Vicentinerin sehr angenehm unterhielt, sagte der Abbé Zamaria: „Es ist unmöglich, erhabenere und gereinigtere Ansichten über eine Kunst auszusprechen, die jeder allgemeinen Betrachtung sich zu entziehen scheinen könnte, und Ihre Worte, mein theurer Pacchiarotti, haben um so mehr Gewicht, als Sie vollkommen unpartheiisch in der Sache sind, welche Sie so gut vertheidigen, weil Sie durch die Mäßigung im Vortrage, durch die großartige Manier, das Recitativ zu declamiren und die Leidenschaft auszudrücken, über alle Ihre Nebenbuhler den Sieg davon tragen, und namentlich über den frostigen, schönen Marchesi. Schließlich", fuhr der Abbé fort, „ist es nicht unnütz, beiläufig zu erwähnen, daß der Mißbrauch mit Gesangsfiguren und mit den Verzierungen des Vortrags, gegen welche Marcello schon lange vor Gluck in seinem vortrefflichen Werkchen il Teatro alla moda*) eiferte, älter ist, als man glaubt. Man hat behauptet (vorzüglich der Graf Algarotti) daß Bernachi und Pasi, alle beide Schüler von Pistochi, es gewesen seien, die gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in die italienische Musik diesen Aufwand von Coloraturen eingeführt hätten, die für die Gesangskunst das sind, was für die Composition die erfindungsreichen Combinationen der Contrapunctisten des 16. Jahrhunderts. Es würde mir sehr leicht fallen, Ihnen zu beweisen, daß die Griechen den Künsten der Kehlfertigkeit nicht fremd waren, welche schon den

*) Dieses Buch ist eine scharfe Satyre auf das ganze Opernwesen der damaligen Zeit. Schon der Titel ist höchst witzig, und stellt für alle zum Theater gehörige Personen, von dem Dichter und Componisten an, bis auf die Copisten und Mütter von Sängerinnen, die nöthigen Rathschläge in Aussicht. Es erschien ohne Namen des Verfassers und ohne Jahreszahl in mehreren Ausgaben, wahrscheinlich 1721 zum erstenmale. Trotz dieser Ausgaben ist es sehr selten, denn Marcello selbst suchte des darin enthaltenen beißenden Witzes wegen alle Exemplare aufzukaufen. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Tadel der Philosophen erregten, und daß man selbst in dem Gregorianischen Kirchengesang, der unter dem Namen cantus firmus bekannt ist, zahlreiche Vortragszeichen findet, welche in die moderne Notation übertragen, ziemlich complicirte Wirkungen der Stimmentwickelung an den Tag legen. Spricht nicht Guido von Arezzo, der im 10. Jahrhunderte lebte, in dem 25. Capitel seines Microloges von einem gewissen Zittern der Stimme, welches genau derselbe Effect ist, den wir heutigen Tags vibrato nennen, eine Art Zittern, das man dem Stimmorgan mittheilt, um die Bewegung der Seele vorzustellen? Bei einem andern Theoretiker des 13. Jahrhunderts Hieronymus von Mähren, wird man die Erklärung einer Masse von Verzierungen und von Gesangsmanieren finden, welche man bei den breiten Melodien des Gregorianischen Kirchengesanges instinctmäßig anwendete. Es kommt einer guten Kritik zu, nicht entfernter liegenden Ursachen das aufzubürden, was sich ganz natürlich durch das Spiel unserer Fähigkeiten erklärt. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat man mehr oder weniger die Künste der Vocalisation angewendet; aber wenn ich die Wahrheit bekennen soll, machte der Gesang im Anfange des 18. Jahrhunderts, als die Melodie sich wie eine wurzelreiche Blume ausbreitete, die lange Zeit von dem Strauchwerk des Contrapunktes und den Spitzfindigkeiten der Madrigalmusik unterdrückt worden war, plötzlich einen erstaunlich großen Fortschritt, und gab die Veranlassung zu jener merkwürdigen Kehlenfertigkeit, welche die Welt in Erstaunen setzte. Bernachi, Pasi, der bewunderswürdige Caffarelli, die Gabrielli, von der Sie so eben sprachen, Marchesi und so viele andere große Sänger, die ich anführen könnte, haben nicht das erfunden, was in der Natur der Dinge lag; aber sie haben die Kunst, das Ohr durch allerlei Launen der Vocalisation zu ergötzen, bis zum Raffinement vervollkommnet. Glauben sie nicht, mein theurer Pacchiarotti, daß dies da eine vereinzelte Erscheinung in der Kunst sei, die Sie in so großer

Vollkommenheit lehren. Man hat dies auch anderwärts hervortreten sehen, und die Poesie hat ebenso gut ihre Virtuosen wie die Beredsamkeit. Es giebt in der Geschichte der Werke des Geistes gewisse Momente, wo der Mensch ganz eingenommen von einer neuen Errungenschaft, die er sich erkämpft hat, mit der materiellen Form sein Spiel treibt, wie ein Kind mit der Kinderklapper, die seine Neugierde reizt. Man möchte ihn für einen Emporkömmling ansehen, der sich nicht enthalten kann, vor Aller Augen die Zeichen seines neuen Reichthums auszukramen. Der Mensch belustigt sich alsdann, Worte und Reimklänge, Bilder und Farben zusammenzustellen, die in die Sinne fallen, und ihn von dem Ziele ablenken, nach dem er anfangs strebte. Diese Momente gehen der großen Epoche der Kunst theils voran, theils folgen sie ihr nach, den Epochen der vollen Reife, welche gemeiniglich das goldne Zeitalter genannt werden. Vor oder nach diesem höchsten Gipfelpunkte der Civilisation giebt es nur noch Handwerker, die sich damit beschäftigen, die Sprache zu schaffen, oder Taschenspieler, welche damit Wirkungen erzwingen wollen. Die zahlreichen und bewundernswürdigen Sänger, die Italien seit dem Anfange dieses Jahrhunderts bis auf unsere Tage entstehen sah, waren Phantasten, die sich den Antheil von Freiheit größer dachten, welcher dem Gesangskünstler bei der Ausführung eines musikalischen Werkes zukommt. Es giebt nichts schwereres für den Menschen, als Extreme zu meiden, und in den Gränzen der schönen Wahrheit zu bleiben".

Diese Betrachtungen des Abbé Zamaria setzten Lorenzo etwas in Verwunderung, der selten aus dem Munde seines Lehrers so außerordentlich ernste Worte von so großer Bedeutung vernommen hatte. Sein Verstand erschloß sich leicht den allgemeinen Betrachtungen, welche die Fragen der Schule und des Handwerkes auf ein allgemeines Princip zurückführen, welches sie vereinfacht. Mit lebhafter Theilnahme folgte er einem

Gespräche, das den Bestrebungen seiner Natur entsprach. Auch verlor er kein Wort von dem, was Pacchiarotti, und vor Allem der Abbé Zamaria sagten, dessen aufgeweckter Geist und kindlicher Character nur dann ein wenig Würde annahm, wenn man seinen Lieblingsgegenstand berührte. Der Abbé sah die Welt nur mit den Augen der Tonkunst, und die Fragen des Geschmacks waren für ihn die einzig wichtigen Wahrheiten des Lebens. Vicentina im Gegentheil, die von dieser Metaphysik der Kunst zu gefallen, von welcher sie nur die Wirkungen schätzte, nicht viel verstand, fing an sich zu langweilen, der Gegenstand für so gelehrte Beweisführungen zu werden, und schien mit ihren schönen, verwunderten und boshaften Augen Lorenzo zu fragen: „Will man eine Philosophin oder eine Sängerin aus mir machen"?

Pacchiarotti, welcher auf der Stirn seiner schönen Schülerin leichte Wolken bemerkte, deren Ursache er errieth, sagte ihr sogleich: „Figlia mia, Sie müssen bessere Musik singen, als das Stück dieses armen Nasolini, das Sie uns haben hören lassen. Ein Sänger, der nur die Werke seiner gleichzeitigen Meister kennt, wird keinen Vortrag haben, d. h. keine breite, gehaltene, ungezwungene Manier, wo die melodische Phrase sich mit Adel entwickelt und Umsicht, so zu sagen Composition und eine verständige Vertheilung von Schatten und Licht erheischt. Folglich müssen Sie, um diesen Zweck zu erreichen, auf die Tradition entschieden zurückgehen, die im 18. Jahrhundert mit den Werken und den Cantaten von Scarlatti und Porpora, mit der ergreifenden und angenehmen Musik des Leo und des Jomelli, seines unsterblichen Schülers, beginnt. Außer dieser merkwürdigen Epoche hat es ohne Zweifel einige Sänger von Verdienst gegeben, wie Stradella und Baldassar Ferri im 17. Jahrhunderte, aber keine Schule, noch irgend einen Inbegriff von Lehrsätzen, mit denen man sich beschäftigen müßte. Mit der dramatischen Musik, die nur erst beim Ausgange des 18. Jahr-

hunderts eine für uns schätzenswerthe Form angenommen hat, beginnt die moderne Kunst; was die Sänger der Renaissancezeit betrifft, und jene zahlreichen Interpreten der Madrigalmusik und der Canzonen a liuto ed a ballo, die der Entstehung der Oper vorangingen, so ist dieß ein Geschichtsmoment, der nur Gelehrte, wie den Herrn Abbé Zamaria oder den Pater Martini interessirt. „Versuchen Sie nur zum Beispiel", fuhr Pacchiarotti fort, „ein wenig mit uns über eine von jenen Cantaten von Porpora zu sprechen, welche da unter Lorenzo's Augen stehen und die zur Bildung der größten Gesangskünstler dienten, welche dieser Meister angeleitet hat, wie Farinelli, Caffarelli, Salimbeni, Porporino, Mingotti und die Gabrielli, die auch von dem berühmten Schüler Scarlatti's Unterricht erhalten hat, von dem sie nichts profitirt hat. Dies wird um so mehr den Herrn Abbé Zamaria interessiren, als Porpora die schönsten Jahre seines Lebens in Venedig zugebracht hat, wo er seine bessern Cantaten veröffentlichte und das Hospiz Ospedaletto dirigirte".

Pacchiarotti begann nun eine Sammlung Cantaten von verschiedenen Componisten durchzublättern, Cantaten von Carissini, Scarlatti, Marcello, Bassani, Barbaro Strozzi, einem edlen Venetianer, und von dem Sicilianer Astorga, bis sein Blick auf eines der reizendsten Kunstgebilde Porporas fiel. Es war eine Cantate für eine Sopranstimme, welcher ein dem Anscheine nach sehr einfaches Recitativ vorausging, dessen Schwierigkeit jedoch der Virtuos durch die unendlichen Feinheiten, die er darin nachwies, begreiflich machte.

Fra gli amorosi lacci	Wie unter verliebten Fallstricken
Come s' arda e s' agghiacci	Mein Herz in einem einzigen Augenblick
A un punto sol,	Brennen und erstarren kann,
Tu m'insegnasti, o cara!	Hast Du, Vielgeliebte, mir gelehrt.

Ueber diesen etwas gesuchten Text, welcher zwar nicht die Wechselfälle der Liebe, wohl aber das Verlangen einer leicht

bewegten Phantasie ausdrückt, schrieb Porpora ein elegantes und in der Modulation sehr wechselndes Recitativ, das einem hübschen Cantabile zur Einleitung dient.

Vicentina mit ihrer mächtigen Stimme begann in pomphafter geräuschvoller Weise dieses einfache Recitativ zu singen, das im Gegentheil nur über die Lippen hingehaucht zu werden verlangte, wie ein leichtes Vorspiel, wo die Seele das höchste Wort zu finden sich bestrebt, welches sie nicht auszusprechen wagt. Pacchiarotti sagte daher nach einigen Takten zu ihr: „Sie irren, mein Kind; Sie geben diesem Recitativ einen so leidenschaftlichen und baldanzoso Accent, der weit mehr für die Musik von Gluck, oder für die von Jomelli passen würde. Es giebt weder in dem Werke von Porpora noch in denen der ersten neapolitanischen Meister eine einzige Seite, welche einen solchen Aufwand von Klangfülle erlaubte. Ich hatte doch wohl Recht, Ihnen zu sagen, daß ein Sänger, der nicht zu der Tradition seiner Schule zurückgeht, niemals die Mannigfaltigkeit des Vortrages besitzen wird, die für einen großen Künstler nöthig ist. Hören Sie mich", sagte er, und das Beispiel der Vorschrift anpassend, sang Pacchiarotti das Recitativ, das wir erwähnt haben und welches Lorenzo am Pianoforte begleitete. Er ließ anfangs nur einen kaum musikalischen Ton vernehmen, der dem Worte näher, als der eigentlich sogenannten Melodie stand. In dem Maaße als das Recitativ eine lebhaftere Gefühlsschattirung ausdrückte, erweiterte sich sein Ton mehr und mehr, und wuchs an Klangfülle. Als er bei der Stelle angelangt war, wo der Geliebte seine Geliebte beschwört, ihn mit weniger Strenge zu behandeln, und um diesen Preis die Vergangenheit zu vergessen verspricht, entwickelte der liebenswürdige Gesangskünstler eine Phrase voller Anmuth, bei der er einen Augenblick auf einem verminderten Septimenaccord verweilte, um desto sehnsüchtiger nach dem Schlusse zu machen, den er mit einem bewegten doch immer gemäßigten Accente vortrug.

Die Arie wurde überdieß von dem Virtuosen mit einer Koketterie und einer unnachahmlichen Flüssigkeit des Vortrags ausgeführt, die sehr gut im Verhältniß zu den Worten liebenswürdiger Galanterie standen:

Ch'io mai vi possa	Daß ich je könnte aufhören
Lasciar d'amare	Euch zu lieben!
No, nol credete,	Nein, glaubet es nicht
Pupille care,	Theure Augäpfel,
Ne men per gioco	Nicht einmal im Scherz
V' ingannerò!	Möchte ich euch täuschen!

Dieses Madrigal von Metastosio regte auch in unsern Tagen die Phantasie Rossini's an. Es bildet das erste Stück der Soirées musicales eines Meisterwerkes von melodischer Anmuth und ausgesuchter Harmonie, das für das Genie des Componisten des Wilhelm Tell das ist, was die capitoli oder die Elegien für Ariost sind. Wenn man die Arie Porpora's mit der Canzone Rossini's vergleicht, sieht man in der Entfernung von hundert Jahren und bei allen Veränderungen und Fortschritten der Kunst dennoch die Unveränderlichkeit des leichten, eleganten und immer klaren italienischen Genies.

In der Cantate des neapolitanischen Meisters, wie sie ist angefüllt mit Figuren und unzähligen Trillern, die aus einer koketten und sehr geistreich begleiteten Melodie hervorquellen, empfindet man gleichsam den frischen Hauch einer Muse, die mehr Launen als Leidenschaft hat*). In der Cantate Rossini's,

*) In dem sehr viel gelesenen Romane Consuelo der Madame Sand findet man im Vordergrund dieses hübschen Bildes venetianischen Lebens die Figur des alten Porpora. Wir werden ohne Zweifel Niemand zunahe treten, wenn wir sagen, daß Madame Sand dem neapolitanischen Meister die Farben ihrer Einbildungskraft geliehen hat. Madame Sand ist weniger Geschichtsschreiberin als Dichterin. Daher hat auch Porpora, wie sie ihn sich geschaffen hat, beinahe nichts mit dem Componisten der in Frage stehenden Cantate gemein.
(Anmerk. d. Verf.)

die so bewundernswürdig modulirt ist, daß beinahe jede Note eine Dissonanz ausdrückt, die wie ein Wunsch dahinflieht, scheint es, als ob man das Geständniß eines Gefühles vernehme, das lacht und scherzt, um das Ohr, das es vernimmt, nicht abzuschrecken. Man möchte es eine ländliche Sommeraufenthaltsscene nennen, eine süße Unterhaltung in einer schattigen Allee bei dem Neigen eines schönen Tages.

„Haben Sie wohl die verschiedenen Nüancen bemerkt, die ich in dem Recitativ von Porpora zur Geltung brachte"? fragte Pacchiarotti Vicentina, welche dem bewundernswürdigen Virtuosen mit Entzücken zugehört hatte. „Indem ich von dem Recitiren, das sich mehr dem gewöhnlichen Worte näherte, bis zur höchsten Klangfülle überging, wie sie nur in wahrhaft musikalischer Form entwickelt werden darf, bin ich der Tradition der großen Sänger gefolgt, die instinctmäßig ein wesentliches Gesetz des Geschmacks sich aneigneten. Dieses Gesetz ist sehr einfach, und wenig Worte reichen hin, es zu erläutern. Allemal wo das Recitativ Thatsachen erzählt, welche mehr auf das materielle Leben Bezug haben, als auf das des Gefühls, muß man mehr sprechen, als singen. Erhebt sich das Recitativ über die Alltäglichkeiten des Lebens, muß auch der Ton mehr musikalisch als prosaisch sein, und tritt es endlich in die Region der Seele, so muß die Stimme zum vollen Ausbruche kommen und das Wort mit ihrer Herrlichkeit decken. Diese Steigerung der Klangfülle, welche der Logik der Leidenschaften entspricht, bildet die große Schwierigkeit des Recitativs, das man heut zu Tage mit einer ermüdenden Einförmigkeit declamirt".

„Vortrefflich gesprochen"! rief der Abbé Zamaria, „und wenn ich nicht fürchtete, Sie noch einmal durch pedantische Wiederholungen zu unterbrechen, so würde ich hinzufügen, daß die Alten beinahe gleiche Grundsätze lehrten, die sie nicht allein auf den Gesang, sondern auch auf den rednerischen Vortrag und auf alle Formen der Dichtkunst anwandten. Daher ist es

nicht gleichgültig, ob man die Alten in Dingen des Geschmacks für sich habe, denn es giebt keine moderne Kunst, die nicht auf eine in der alten Welt bekannte Wahrheit zurückgeführt werden könnte. Der heilige Augustin berichtet in dem zehnten Buche seiner Confessiones, daß der heilige Anastasius die Psalmen mit einer so gemäßigten Stimme habe singen lassen, daß deren Wirkung mehr dem Worte als der Musik glich, was den heiligen Isidor von Sevilla glauben machte, daß die ersten Kirchenväter das Lob Gottes so und nicht anders gefeiert wissen wollten. So viel ist gewiß, mein theurer Pacchiarotti, daß die drei Grade von Klangfülle, deren Gesetz Sie soeben uns erklärt haben, dem Scharfsinne Quintilians nicht entgangen sind, der dem Redner ausdrücklich anempfiehlt, die äußersten Tonfälle zu vermeiden, und sich in der Mitte des Stimmumfangs zu halten, mediis igitur tenendum sonis, zwischen der eigentlich sogenannten Musik und dem gewöhnlichen Worte".

„Ich bin glücklich zu erfahren, Herr Abbé, daß die Vorschriften unserer Kunst im Nothfalle sich auf so gewichtige Auctoritäten stützen könnten", antwortete Pacchiarotti, „aber wie wenig wahrscheinlich ist es, daß Vicentina jemals die Confessiones des heiligen Augustin liest! Ich möchte daher hinzufügen, daß die berühmtesten Sängerinnen des 18. Jahrhunderts, die ich beinahe alle gehört habe, durch ihr Beispiel die Grundsätze bestätigten, die ich soeben aussprach, und die Sie Ihres Beifalls gewürdigt haben. Welch ein Jahrhundert, das der Reihe nach Sängerinnen glänzen sah, wie die Faustina, von unvergleichlicher Anmuth und Koketterie; die Cuzzoni, ihre Nebenbuhlerin, deren bezaubernde Stimme Beifallsstürme erregte, die Mingotti, ihre Zeitgenossin, die in dem Ausdrucke erhabener Gefühle nicht ihres Gleichen hatte, die Astrua, von bewundernswürdiger Bravour, die Bastardella (Lucrezia Agujari), deren Stimme an Beweglichkeit und Umfang die der Gabrielli übertraf, die Mara, von Geburt

eine Deutsche wie die Mingotti, und, wie jene, eine große Musikerin, welche mit der Gabrielli die Bewunderung Europas theilte, die schöne Grassini und die Todi, deren ausdrucksvolle Altstimme jener die Palme des canto di portamento streitig machte, die Morichelli, diese ausgezeichnete Schauspielerin von reizendem Frohsinn, die Billington, die Banti, die wie Sie, meine theure Vicentina, einen bescheidenen Ursprung gehabt hat, und die cantante di piazza genannt wurde, weil sie damit anfing auf den Straßen zu singen. Die Banti besaß, obgleich ihre Erziehung sehr vernachlässigt worden war, und sie beinahe ebenso unwissend als häßlich war, doch eine so kostbare Stimme, und einen so vollkommenen Instinct, daß sie heutzutage die letzte große Gesangskünstlerin ist, die uns aus dieser wunderbaren Epoche übrig ist".

„Wo gehen Sie hin, Lorenzo"? fragte eines Tages Vicentina, indem sie aus Pacchiarotti's Wohnung trat, wo sie sich zum erstenmale allein gesehen hatten, ohne irgend eine der Personen anzutreffen, welche diesen interessanten Lehrstunden gewöhnlich beiwohnten.

„Ich kehre in den Pallast Zeno zurück", antwortete er ihr.

„Sie sind wohl sehr beeilt, sich wieder in Ihre Bücher zu vertiefen, und Signora Beata wiederzusehen, für die, wie ich vermuthe, Sie wohl etwas mehr als bloßen Respect haben"?

„O, darin täuschen Sie sich"! sagte er erröthend.

„Nun wohlan, wenn ich mich täusche, beweisen Sie mir es, indem Sie mir den Arm geben. Begleiten Sie mich einen Augenblick nach Hause und dann wollen wir ein wenig spazieren gehen, wenn Ihre Philosophie es Ihnen erlaubt. Ich bin heute ganz frei, habe keine Proben, und singe diesen Abend nicht".

Ueberrascht durch eine Einladung, die er weit entfernt war zu erwarten, wußte Lorenzo anfangs nicht, was er antworten sollte. Er stammelte einige unbedeutende Worte und folgte

Vicentina aus einer falschen Scham, unhöflich zu erscheinen, und aus jener unklaren Bewegung, welche die Jugend bei dem Anblicke einer Gefahr empfindet, die sie anzieht. Als sie bei der Vicentina, welche nahe bei dem Theater San Benedetto wohnte, in einem prächtigen Quartier angekommen waren, wo der leichtfertigste Aufwand einer Tagesgöttin herrschte, sagte sie zu ihm, indem sie ihn in ein elegantes Boudoir führte, das ganz mit Gegenständen der Verführung angefüllt war: „Setzen Sie sich einen Augenblick; ich will nur einige Anordnungen treffen, und dann bin ich den ganzen Tag für Sie da".

Lorenzo blieb allein in diesem kleinen Heiligthume, wo Wohlgerüche aller Art dufteten. Auf ein weiches Sopha geworfen, das ihn nicht zur Buße stimmte, durchlief er verwundert die tausend kostbaren Nippsachen, welche eine Vorrathskammer weiblicher Koketterie bilden. Gegenüber einem großen schönen Spiegel aus Murano mit reich verziertem Goldrahmen, stand ein hübsches Pianoforte mit Perlenmutter ausgelegt, damit die Primadonna sich sehen konnte, wenn sie sich übte, um sich nicht üble Gewohnheiten anzueignen und stets ein unwandelbares Lächeln auf ihren Rosenlippen zu erhalten. Eine große Anzahl Kupferstiche, nach Pietro Longhi, einem Sitten- und geistreichen Caricaturenmaler, verschiedene Episoden aus dem galanten Leben darstellend, schmückte die Wände, und verrieth den Augen aller Welt die geheimen und wenig melancholischen Gedanken Vicentina's, deren Portrait von zwei Amoretten gehalten mit einer Blumenguirlande aufgehangen war. Der eine dieser bausbäckigen Liebesgötter blies eine Trompete, der andere die Flöte, ein bezeichnendes Sinnbild der doppelten Berühmtheit, die sich schon die schöne Schützlingin Zustiniani's erworben hatte. Was aber besonders die Aufmerksamkeit Lorenzo's auf sich zog, war eine Reihenfolge kleiner Bilder, in einem etwas zweideutigen Geschmacke, welche die verschiedenen Situationen eines berühmten Romanes: la Ballerina infelice, die unglückliche

Tänzerin, darstellten. Man sah sie in der Strohhütte als kleines Kind, unter dem Schutze einer unsichtbaren Fee wachsen, die sie mit allen Reizen begabt hatte, dann sah man, wie sie mit einem jungen vornehmen Herrn ihr Dorf verließ, sich unter den Beifallsbezeigungen eines begeisterten Publikums auf das Theater schwang, auf dem Gipfel der menschlichen Glückseligkeit, von Anbetern umringt; dann, wie sie von einem ernsten Gefühl betroffen ward, welches mitten in ihren leichtsinnigen Vergnügungen sie überraschte, und wie sie plötzlich den unglücklichen Hügel wieder hinabstieg. Verwelkt vor der Zeit, arm, alt und verlassen, sah man sie hinter dem Pfeiler einer Kirche niedergekauert, wo sie mit zitternder Hand in den Almosenkasten zur Linderung der Verstorbenen den letzten Heller warf, der ihr geblieben war. Hier nun erfüllte sich ein wahres Wunder. Dieser Heller der Mildthätigkeit entfuhr dem Opferstock unter der Gestalt eines Engels, der eine Seele aus dem Fegefeuer zu befreien eilte, und sie verklärt in den Aufenthalt der Seligen führte. Bestürzt, eine so ernste Idee in einer Volksfabel zu finden, hatte sich Lorenzo erhoben, um das Bild näher zu betrachten, welches die Tänzerin in der Mitte ihrer Anbeter darstellte, als Vicentina in aller Stille eintrat, und indem sie sich holdselig auf die Achsel Lorenzo's stützte, welcher der Thüre den Rücken zukehrte, sagte sie ihm ganz leise ins Ohr: „Was meinen Sie zu dieser traurigen Geschichte, mein Freund? Das wird vielleicht auch mein Schicksal sein, ohne daß ich hoffen kann, daß ein Engel eines Tages kommen wird, mich von meinen Leiden zu befreien“.

„Was haben Sie sich doch zu vergeben, daß Sie eine so lange Sühne zu fürchten haben“? antwortete Lorenzo, indem er sich plötzlich nach Vicentina umkehrte, welche hinreißend schön in dem neuen Anzuge war, den sie angelegt hatte.

Ein schöner rosaseidner Mantel umhüllte ihre kurze geschmeidige Taille, die ein mit lebhaften Farben geblümtes Corsett

kaum umhüllte. Ein gestickter venetianischer Schleier, durch einen großen Schildkrötenkamm befestigt, der das Gebäude ihres üppigen Haarwuchses überragte, bildete zu dem rosigen Mantel einen lieblichen Gegensatz und fiel in Wellenfalten auf einen vollen Busen nieder, den ein würziger Hauch bewegte. Eine schöne Purpurnelke, der eigenthümliche Schmuck jeder Venetianerin, hing an der linken Seite ihres schönen schwarzen Haares herab, das ihre beiden Schläfe mit kleinen Löckchen umgab, die man Liebesköcher nannte. Fügt man zu diesem Ganzen noch zwei schöne von Geist und Witz sprühende Augen hinzu, einen hochrothen Mund mit feingesäumten Lippen, die ein verzuckertes Lächeln, inzucherà, wie die Dichter der Lagunenstadt es nannten, überzog, das süßer als Götterspeise war, ferner kleine niedliche Füße in Sammetpantoffel gekleidet, auf welchen eine Rose ohne Dornen glänzte, — und man hat eine ziemlich vollkommene Idee von dieser reizenden Person, deren ganzes Wesen nur Poesie, Laune und sinnliche Wollust zu athmen schien.

„Sie sind beißend", sagte Vicentina, indem sie ein wenig ihre Augen senkte, um eine Traurigkeit zu heucheln, die ihrem Herzen fremd war, denn sie war über die Wirkung entzückt, die ihr hübscher Anzug auf Lorenzo hervorgebracht hatte. „Wenn ich Ihnen meine Geschichte erzählt haben werde", fügte sie hinzu, indem sie einen kleinen scheinheiligen Seufzer ausstieß, „so werden Sie sehen, daß ich keinen andern Fehler mir vorzuwerfen habe, als in meinen Neigungen zu aufrichtig gewesen zu sein. Warum habe ich nicht auch wie die Bellerina eine Seele gefunden, die die meinige verstand! Ich hätte weder Elend noch die Leiden des andern Lebens zu fürchten".

Es war ziemlich schwer zu sagen, wie viel Wahres in dieser kleinen von Vicentina gespielten Gefühlsscene lag, die schon seit langer Zeit auf Lorenzo einen lüsternen Blick geworfen hatte. Dieser junge Mann, der glücklich unter dem Hauche des Lebens sich entfaltete, und ungeduldig schien, auf unbekannten

Ufern zu landen, hatte Anfangs die Neugierde und dann das Interesse der glänzenden Primadonna erweckt, welche, wie ein freistehender Baum in Wind und Wetter aufgewachsen, nicht zur glücklichen Stunde geblüht hatte. Durch sinnliche Leidenschaften gewelkt, welche ihre Kindheit verzehrten, hatte sie vielleicht noch nicht jene innere Erschütterung empfunden, die Berge hebt und Abgründe ausfüllt. Lorenzo war wahrscheinlich für Vicentina, was sie selbst für den Gründer ihres Glückes gewesen war, eine Morgenblume, deren ersten Duft man gern einathmet. Aber wenn das Herz des Weibes ein Räthsel ist, welches dem Scharfsinne des am wenigsten leichtgläubigen Beobachters Trotz bietet, wie vielmehr das einer angebeteten Sängerin, welche, wie Jupiter, den Olymp mit einem Rollen ihrer Augäpfel zittern machen kann? Wo hört die Täuschung auf in diesen liebenswürdigen Ungeheuern, und wo ist der nicht wahrnehmbare Punkt, Ove le due nature son consorti*), wo die Sinnenlust mit dem Gefühle der Seele sich mischt? Lorenzo war am wenigsten im Stande, eine so schwere Aufgabe zu lösen und wenn Vicentina wirklich diese Scene darauf angelegt hatte, um sich der Einbildungskraft unsers Jünglings zu bemächtigen, so muß man gestehen, daß sie die Umstände auf bewundernswürdige Weise benutzt hatte.

„Fiorilla“, rief Vicentina zu ihrem Kammermädchen, „ist die Gondel bereit“?

„O, Signora, seit mehr als einer Viertelstunde sind Tonio und Guiseppe schon da, um Sie zu erwarten“, antwortete ein Silberstimmchen, indem sich die Thüre des Boudoir öffnete.

„Wenn dem so ist“, erwiderte die Primadonna, „so können wir gehen“.

Sie nahm eine Maske, welche auf ihrem Toilettentisch unter Musikalienheften und mehreren Fächern lag, und stieg

---

*) Dante, Hölle, 12. Gesang.

behend die Marmortreppe hinab, an deren Fuße die Gondel angebunden lag. Die Gondelführer beeilten sich das kleine Thürchen zu öffnen, durch welche man rückwärts in diese Muschel der Venus, conchiglia di Venere einging; und nachdem sie Lorenzo, wie um sich ihrer Beute zu versichern, hatte einsteigen lassen, rief sie den Gondelführern zu: „Nach Murano", all orto di San Stefano, zu dem Garten des St. Stephan".

Nachdem das Thürchen wieder geschlossen, und die beiden Gondelführer ihren Platz eingenommen hatten, der eine auf dem Vordertheil, der andere auf dem Hintertheil, flog die Gondel pfeilschnell dahin. Es war im Monat Juni. Nach dem Carneval und bevor die Zeit des Landlebens gekommen war, hatte die venetianische Gesellschaft die Gewohnheit, Ausflüge zu machen und zur Unterbrechung der Bußfasten eine der kleinen Inseln zu besuchen, die Venedig umgeben, und den adriatischen Meerbusen besäen, wie bezauberte Boskets. Murano, zwei Meilen westwärts von Venedig, war der von der guten Gesellschaft bevorzugte Versammlungsort. Diese durch ihre Glasfabriken in ganz Europa bekannte Insel enthielt eine große Anzahl Klöster, Vergnügungsörter, Gärten und fröhlicher „Akademieen". Die vornehmen Großen hatten hier ihre Lusthäuser, bevor die Republik festen Fuß auf dem Festlande gefaßt und Padua am Anfange des 16. Jahrhunderts erobert hatte. Murano wurde als die Wiege venetianischer Civilisation betrachtet. Die Vivarini hatten daselbst die ersten Malerschulen gegründet, und Paul Veronese, Tintoretto, Bassano und viele andere haben daselbst zahlreiche Beweise ihres Genies hinterlassen. Nachdem die Gondel den kleinen Canal de' Mendicanti durchschnitten hatte, schwamm sie auf dem offenen Meere an einem jener Tage, wo die Natur Bewußtsein von dem Leben, das sie durchdringt, zu haben scheint, und uns einladet, ihr Glück zu theilen. Die strahlende Sonne hatte noch nicht Kraft genug, um mit ihrer Hitze zu belästigen, und ihre Strahlen, abgekühlt durch die mit

Frühjahrsdüften geschwängerten Lüfte, glitzerten auf den Meereswellen, sie mit tausend Widerscheinen färbend. Einige Vögel flatterten an dem azurblauen Horizont; Seegras, Ueberbleibsel von Kräutern und Blumen, welche die eben erfolgte Ueberfahrt der fruttuoli oder Fruchthändler verriethen, die alle Morgen von den Inseln kamen, um die Hauptstadt zu verproviantiren, schwammen zerstreut umher auf der Oberfläche der salzigen Fluthen, gleichsam als wenn die Morgenröthe sie hätte aus Unbedachtsamkeit von der Höhe des Himmels fallen lassen. Lorenzo saß wollüstig neben Vicentina, welche ihn fortwährend mit zärtlichen Blicken betrachtete; er war unruhig und gleichsam von der Lage verwirrt, in der er sich zum erstenmale sah; nicht wissend was er sagen sollte, athmete er kaum, und glaubte in der Verwirrung seiner Gedanken die Ursache des leichten Unwohlseins, das er empfand, zu finden. Vicentina, welche deutlicher in seinen Augen als Lorenzo in seinem eigenen Herzen las, und sich innerlich der Macht ihrer Reize freute, schien seine Bewegung erblickend ihm zu sagen:

O jeune adolescent! tu rougis devant moi.
Vois mes traits sans couleur; ils pâlissent pour toi,
C'est ton front virginal, ta grâce, ta décence:
Viens! Ils est d'autres jeux, que les jeux de l'enfance!
(André Chenier, Idylles.)

O geliebter Jüngling! Du erröthest vor mir. Sieh meine Züge farblos! sie bleichen für Dich! Es ist Deine jungfräuliche Stirn, Deine Anmuth und Deine Bescheidenheit. Komm! Es giebt noch andere Spiele, als die Spiele der Kindheit! —

Sich Lorenzo nähernd und ihm den Arm um den Hals legend sagte sie mit einer einschmeichelnden Stimme zu ihm: „Was haben Sie doch? Thut es Ihnen leid, diesen schönen Tag mir gewidmet zu haben und wünschen Sie nach Venedig zurückzukehren, um Signora Beata über Ihr Schicksal zu beruhigen“?

„Ich habe Ihnen schon gesagt", antwortete Lorenzo lebhaft, „daß die edle Tochter des Senator Zeno nur ein Recht auf meine Hochachtung hat, und daß sie sich keineswegs über den Gebrauch beunruhigt, den ich von meiner Zeit mache".

„Verzeihen Sie mir", erwiederte die Sängerin boshafterweise, „wenn ich das Vorhandensein eines in Ihrer Lage so natürlichen Gefühles argwöhnte. So eine vornehme Dame Signora Beata auch ist, könnte sie sich doch Glück wünschen, eine Neigung einzuflößen, die wohl den Neid mancher Frau erregen würde ... Denn, mein theurer Lorenzo, Sie sind nicht ein gewöhnlicher Mensch. Ich weiß zwar nicht, welche Entwürfe für die Zukunft Sie hegen und welche Laufbahn Sie einzuschlagen gedenken; aber mit Ihrem Geiste und mit Ihren Kenntnissen können Sie kühn darnach trachten, sich einen Namen zu machen, den zu tragen man sich glücklich schätzen würde".

Diese Worte einer feinen Coketterie zerstreuten einigermaßen die Unruhe Lorenzo's, dessen Eitelkeit nicht so geschickt angeregt zu werden brauchte, um leicht an der Lockspeise hängen zu bleiben, die man ihr vorwarf. Bei seinem noch unentschiedenen Character, in welchem sich Einbildungskraft und Gefühl mit dem frühzeitigen Wunsche nach Unabhängigkeit verbanden, reichte ein Wort hin, um seinen Ehrzeiz, weniger schüchtern und unterwürfig zu scheinen, als er es in der That war, rege zu machen. Gleichwohl brachte der Name Beatens, den Vicentina in einer solchen Situation aussprach, in dem Herzen Lorenzo's eine Unruhe verschiedener Art hervor. Eine geheime Stimme sagte ihm, daß um die Achtung des Mädchens, das er anbetete, zu verdienen, er nicht den rechten Weg einschlüge. Er fühlte unklar, daß, indem er sich so unbeständigen Verbindungen überließ, er das edle Gefühl entweihte, das in seinen eigenen Augen der Anspruch war, welchen er auf die Liebe Beatens hatte. Während dieses innern Kampfes bedeckte sich die Stirn Lorenzo's mit leichten Falten, deren Ursache Vicentina sogleich errieth.

Erfahren wie sie war in den Künsten der Verführung, nahm sie sich wohl in Acht, lästige Fragen zu thun. Lächelnd sich zu ihm hinneigend und ohne ein Wort hervorzubringen, begann sie ganz leise in sein Ohr eine Canzonette zu lispeln, deren Worte auf verdeckte Weise das ausdrückten, was sie ihm in einer vertraulicheren Sprache nicht sagen wollte:

Cosi pensieri malincolici	Mit so melancholischen Gedanken
Non ti star a tormentar;	Quäle Dich nicht.
Vien con mè, montemo in gondola	Komm mit mir, laß uns die Gondel besteigen
Ce n'andremo in mezzo al mar.	Und hinaus auf das offene Meer fahren.
Passeremo i porti e l'isole	Laß uns bei den Häfen und Inseln vorübergleiten
Che contorna la città	Welche die Stadt umgeben.
E sul mare senza nuvole	Und auf dem Meere wird der Mond
La luna nascerà.	Ohne Wolken aufgehn.

Vicentinens Stimme, durch eine Bewegung gemäßigt, die wahrhaft gefühlt sein konnte, hauchte langsam die süße Melodie aus, die den Versen, die wir soeben angeführt haben, zum Ausdrucksmittel diente; und welche nur der Anfang eines langen Gesanges an die Freude waren. In breiten Tönen, welche ein schwankender Rythmus zusammen verband, der den Bewegungen der Gondel folgte, drückte die Canzonette in bewundernswürdiger Weise jene heitere Wollust aus, die mit einer leichten Wolke von Melancholie gemischt den eigenthümlichen Character der Kunst und der Poesie Venedigs bildet. Umschlungen fast von den Armen der jungen und schönen Sängerin, gewiegt von den sanften Schwankungen der Gondel, die die Wogen durchschnitt wie ein verliebter Schwan, berauscht von dem leisen Zittern ihrer Stimme, deren klangreiche Schwingungen gedämpft und geschwächt ihm wie ein Gesang der Syrenen vorkamen, die sich in den Tiefen des Meeres erheitern, verlor sich Lorenzo in einen schwindelnden Traum, und das göttliche Bild Beatens verschleierte sich in seinem Herzen. Es war nicht mehr der be-

scheidene Sohn der Katharina Sarti, der ein frommes Ohr den mütterlichen Ermahnungen lieh. Der Nimbus einer gesegneten Kindheit umschwebte nicht mehr sein Haupt. Er hatte seine Windeln abgeschüttelt und seine Wünsche loderten hell auf wie ungestüme Renner, vor Ungeduld wiehernd, die Laufbahn zu durchrennen, die sich vor ihnen aufthat. „Blaset, blaset, die lustige Fanfare, o schöne Jahre meiner Jugend"! sagte er zu sich mit Entzücken. „Leben heißt genießen; die Leidenschaften sind ein göttliches Feuer, das den Verstand erwärmt und erweitert. Leere Schreckbilder einer knabenhaften Erziehung, Gewissensbisse einer beschränkten Frömmigkeit, unter denen man die menschliche Natur ersticken möchte, ihr seid wie ein Nebel verschwunden, der mir das Licht der Wahrheit auffing! Ich bin ein Mann endlich, ich empfinde, ich sehe, ich erkenne, daß diese gemachte Welt, in der ich erzogen wurde, ein Nebelbild von Unwissenheit und eigennütziger Heuchelei ist, um die Kindheit des menschlichen Geschlechts zu verlängern. Meine Augen sind geöffnet, das Unendliche liegt vor mir, das meinen Thätigkeitstrieb erregt, wo es kein Hinderniß für meinen Ehrgeiz mehr geben wird, als das meines eigenen Willens. Vorwärts daher, vorwärts, folgen wir unsern Wünschen, die ich da unten in der leuchtenden Ebene wirbeln sehe, singen wir den Hymnus des Lebens, mitten in den schönen Leidenschaften der menschlichen Natur, die im Chore tanzen und Gesänge von unaussprechlicher Harmonie ertönen lassen"! Und sein Geist schwang sich in der That empor, wie ein furchtloser Ritter, der:

Dinanzi polveroso va superbo,*)

im Raume verschwindet.

Nach dieser Vision, welche die Einbildungskraft Lorenzo's wie ein Blitz des Gefühles durchzuckte, der plötzlich auflodernd die Tiefe des Characters hell beleuchtet, fühlte sich Lorenzo

---

*) Dante, Fegefeuer, Gesang 9. 23. u. 24. Terzine.

Vicentina gegenüber stärker, und er vollendete die unterbrochene Canzonette, die auch er seit langer Zeit schon kannte.

„Als ich eines Tages träumte, ich sähe die Venus auf dem Meere in einer goldnen Muschel schwimmen, warst Du es nicht, o meine Geliebte, die Du mir in einer Gondel leicht wie Dein Herz erschienst? Du bist schön, Du bist jung und frisch, wie eine Blume; zerstreue die traurigen Vorgefühle, die Dich umlagern, lächle und liebe“.

Ridi adesso
E fa l'amor.

Auf diesen letzten Worten, die die Canzonette schlossen, löste sich die klagende Melodie, die sie begleitete, wie ein vor Wollust strahlendes Lächeln auf*).

Denkt man sich diese auf der azurblauen Meeresfluth schaukelnde Barke, denkt man sich dieses reizende Paar, welches der Zufall vereinigt hatte, wie sie die Luft anrufen, die ersten Stunden des Tages zu ihren Füßen gleichsam entblättern und wie ihre bewegten Stimmen wechselsweise eine Melodie singen, die den Lippen irgend eines unbekannten Gondelführers entsprungen war, der den Rythmus nach seinen Herzschlägen abgezählt hatte, denkt man sich dazu diesen Archipel von glücklichen Inseln, die gleichsam von der Natur wie die verschiedenen Töne eines harmonischen Accordes gruppirt waren — so rollt sich nicht ein Werk der Phantasie vor unsern bezauberten Augen auf, sondern eine gewöhnliche Episode aus dem venetianischen Leben. Man möchte es ein Seestück von Canaletto nennen, illustrirt von dem Dichter Lamberti, den man mit Recht den Anacreon der Lagunen genannt hat.

---

*) Die Canzonette deren hier Erwähnung geschieht, wurde unter den Papieren des Chevalier Sarti im Manuscript gefunden. Es ist eine köstliche Melodie in Gmoll mit einem wellenhaften Rythmus, der in einer Cadenz in Gdur mit entzückender Wirkung abschließt. (Anmerk. d. Verf.)

In Murano angelangt, ließ Vicentina die Gondel an einem marmornen Landungsplatze anlegen, wo eine niedrige Thüre einen geheimnißvollen Zugang eröffnete. Es war der Garten des St. Stephan, wo die Wollüstlinge, discrete Liebende und Politiker unter dem Schatten frischer Gebüsche, die für die Venetianer eine seltene Anziehungskraft haben, ihr geheimes Wesen trieben. Rund um diesen recht hübschen Garten befanden sich camerini oder elegant möblirte Zimmerchen, wo man Frühstücke und ausgesuchte Mittagsmahlzeiten sich verabreichen ließ. Unter dem Schutze eines dichten Weingeländers, welches längs eines Theiles des Gartens hinlief, gewährten diese Kabinets, welche bis zu sechs Personen aufnehmen konnten, die Aussicht auf das Meer, das den Blicken der Gäste einen Horizont voll angenehmer Abwechselung bot. Man konnte nur eintreten, nachdem man dreimal an die Thüre geklopft hatte, um denen, die sich der Neugierde der Diener entziehen wollten, Zeit zu geben, sich mit einer Maske zu bedecken, die man bei ähnlichen Fällen immer bei sich trug. Im übrigen war Verschwiegenheit die Eigenschaft nicht allein der Gondelführer, welche sie zu einem Ehrenpunkt machten, sondern auch aller Leute, welche ein Gewerbe betrieben. Unter einer argwöhnischen Regierung, welche ihre Schwäche unter dem Anschein einer scheinbar unfehlbaren Scharfsichtigkeit verbarg, wurden Schweigsamkeit und Zurückhaltung zum nothwendigen Gesetz in dem Verkehr des gewöhnlichen Lebens. Daher war auch der Character des venetianischen Volkes eine Mischung von Klugheit und liebenswürdiger Unbesonnenheit.

Nachdem sie sich ein Frühstück hatten geben lassen, das aus Früchten, verschiedenen Pasteten und einem ausgezeichneten Cypernwein bestand, der für die Venetianer das war, was der Champagnerwein für uns ist, die nothwendige Würze eines verliebten Abenteuers, sagte Lorenzo mit ungezwungenem Anstand, indem er aus einem Muranoglase kleine Schlucke trank, das er

wie einen Kelch mit beiden Händen hielt, die Ellnbogen auf den Tisch gestützt: „Ich möchte wohl wissen, was Dein Beschützer Justiniani sagen würde, wenn er uns hier beisammen sähe! Denkst Du, daß er gestimmt wäre, uns seinen Segen zu geben“?

„Ach, warum nicht“? antwortete Vicentina, etwas überrascht über die Verwegenheit, mit welcher er ihr eine solche Frage vorlegte. „Ich bin nicht seine Frau, noch seine Verlobte, und mein Herz wird nur dem gehören, der mir zu gefallen weiß“.

„Ich will es wohl glauben“, sagte Lorenzo mit mehr Bosheit, als er dachte, „daß Justiniani nicht den Dünkel hat, Dich heirathen zu wollen, und daß er so vernünftig ist, das Unmögliche nicht zu verlangen; aber bei alle dem schuldest Du ihm viel, und wenn gleich er nur das Recht hat, Deine Aufführung als Sängerin zu überwachen, so wird er wahrscheinlicher Weise wenig erbaut sein, uns allein zu wissen, allein in diesem camerino, von wo aus wir wie aus einer Theaterloge den Glockenthurm von St. Markus am Horizonte herausragen sehen, der uns anschaut wie ein Neugieriger“.

Die Primadonna machte bei dieser Entgegnung große verwunderte Augen; so eine gute Schauspielerin sie auch sein mochte, hatte sie doch eine so schnelle Umwandlung eines jungen Mannes nicht erwartet, dessen Zunge sie so zu sagen erst gelöst hatte. Sie verbarg den Verdruß, den ihr die Worte Lorenzo's verursachten, dem sie eben so rein hätte erscheinen mögen, als Venus, wenn sie aus dem Meere steigt; denn es giebt keine Frau, die, so tief gefallen sie auch sei, nicht wünschte, die Achtung desjenigen zu gewinnen, der ihre augenblickliche Gunst besitzt, und die sich nicht zum wenigsten bestrebte, einen Schleier über eine schmerzliche Vergangenheit zu werfen.

„Wenn Sie mein Leben kennen sollten“, sagte sie zu ihm mit einer tiefen Bewegung, „so würden Sie nachsichtiger gegen ein armes Mädchen sein, das in einem Alter von sechs Jahren

ihr Brod auf den Straßen mit Liedersingen erbetteln mußte. Ich bin nicht wie Bellerina von einer wohlthätigen Fee, noch auf dem Schooße einer auf meine Schmerzen eifersüchtigen Mutter erzogen worden. Gleich einem Vogel habe ich das Nest verlassen müssen, als ich kaum Flügel hatte, um meine Nahrung durch die Gottesgabe des Gesanges zu suchen. Was habe ich geduldet und wie viel habe ich innerlich geweint, während auf meinen Lippen ein betrügerisches Lächeln schwebte! Ich mußte wohl Freude und Sorglosigkeit, die in meiner Seele nicht waren, heucheln, um die Blicke der Welt anzuziehen, die sich nur für diejenigen interessirt, welche glücklich scheinen. So geschah es, daß ich nach tausend Drangsalen nach Venedig kam, wo ich in Zustiniani einen großmüthigen Beschützer fand. Ich will mich nicht besser machen, als andre", fügte sie mit einer weniger bewegten Stimme hinzu, „indem ich mich für ein makelloses Opfer des Schicksals ausgebe. Wenn ich gefehlt habe, so geschah es, weil grausame Zöllner auf meine Unschuld im Voraus einen Tribut erhoben, den ich nicht anders bezahlen konnte. Ach! ich habe diese unfreiwilligen Fehltritte wohl gebüßt, denn mein Herz hat Liebe nie gekannt"!

Lorenzo war gerührt von der einfachen Erzählung Vicentina's, die mehr oder weniger beinahe die Geschichte der Mehrzahl dieser armen Theaterheldinnen ist, die die kalten Moralisten mit so viel Härte beurtheilen. Da er keine Erfahrung vom Leben hatte, noch von der grausamen Nothwendigkeit, welche es aufbürdet, so war es nicht sowohl die Absicht, die reizende Sängerin zu kränken, als vielmehr die Eitelkeit, über der neuen Lage, in der er sich befand, zu stehen, was ihm die verwundenden Worte erpreßt hatte, die wir so eben wiedergegeben haben.

„Idolo mio", sagte er, indem er sich hastig vom Tisch erhob, und Vicentina nach dem Fenster zog, „verscheuche Deine Traurigkeit, welche den Glanz Deiner schönen Augen trübt, und

verzeihe mir die unbesonnenen Aeußerungen, die mir entfallen sind. Ich möchte das Glück, mit welchem Du mich heute überhäuft hast, nicht mit Undankbarkeit bezahlen. Was willst Du"? fuhr er fort, indem er sie umfaßte und sich über den Rand des grünumlaubten Fensters bog. „Ich bin zu jung noch, um die Tragweite meiner Worte zu ermessen, und Deine Küsse würden auch einen stärkeren Geist, als der meinige ist, verwirren".

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als eine Maske den Kopf aus einem benachbarten Cabinet steckte, und sich hastig wieder zurückzog, nachdem sie beide Liebende einen Augenblick beobachtet hatte. Diese waren zu sehr mit einander beschäftigt, um diese Erscheinung zu bemerken, die sie ohne Zweifel vorsichtiger gemacht haben würde. Zum Fenster hinausgelehnt und den Blick auf die Stirn ihres jungen Geliebten heftend, der ihren Leib noch immer umschlungen hielt, sagte Vicentina mit unterdrückter schmeichelnder Stimme: „Mein Leben würde ein Paradies sein, wenn ich es mit Dir verbringen könnte". „Du solltest mein Meister und Gebieter sein, und wir würden um die Welt gehen, ich, die Werke Deines Genies singend, das vielleicht in meiner Zärtlichkeit die Eingebungen schöpfen würde, die Deinen Ruhm hervorbrächten. Alle Tage empfange ich glänzende Anerbietungen zu Engagements nach London, Madrid, Petersburg und nach den Hauptstädten Italiens, und nichts hindert mich, sie anzunehmen, wenn Du mir folgen und mein Glück theilen wolltest". „Nun wohlan, mein Freund"! fragte sie ihn nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „was hältst Du von meinem Vorschlage? Die Aussicht, Deinen Geist zu erweitern, indem Du ohne Aufhören neue Länder und Menschen siehst, scheint sie Dir nicht einen hinreichenden Ersatz für den Kummer, Venedig zu verlassen, wohin wir ja reich und unabhängig wieder zurückkehren können"?

„Es fehlt Deinem schönen Traume, um Wirklichkeit zu werden", erwiederte Lorenzo, indem er seine Lippen auf

die Vicentina's drückte, „nur das Genie, welches Du mir mit so vieler Freigebigkeit beimissest. Ich bin nur noch ein Schüler, und wenn man mich bestimmt, die so schwierige Laufbahn eines Componisten zu ergreifen, so muß ich erst viele Dinge lernen, die ich nicht kenne".

„Kannst Du nicht auch anderswo, als in Venedig studiren, und giebt es nur den Abbé Zamaria auf der Welt, um Dir diesen ermüdenden Contrapunkt zu lehren, von dem ich euch so häufig sprechen höre? Ist es wohl nöthig, seine Jugend zu verbringen, große Noten ohne Bee und Bequadrate zu gruppiren, um eines dieser Duette schreiben zu lernen, welche die Begeisterung des Publikums erregen, und den Ruf eines maestro gründen? Cimarosa, Paesiello, die größten Componisten Italiens, haben nicht anders angefangen, und wenn Du mir glauben willst, so lässest Du Deine dicken Zauberbücher, die ich immer in Deinen Händen sehe, und welche der Begeisterung des Componisten eben so hinderlich sein müssen, als den modernen Sängern die gelehrten und dunklen Betrachtungen Pacchiarotti's. Ich lasse ihn reden, und habe nicht Lust, meine Zeit und Mühe zu verschwenden mit Anhörung dieser endlosen Abhandlungen über Feinheiten des Ausdrucks, die Engel allein schätzen können. Ich meines Theils singe mit dem Herzen, und mag den heiligen Augustin nicht erst um die Erlaubniß bitten, un' occhiata zu werfen, oder einen flüchtigen Blick, der dem Publikum gefällt, das ich bezaubern will. Pacchiarotti und Zamaria sind alt, und wir sind jung; sie haben die Sorgen der Erfahrung ihres Alters; laß uns die Launen, die Unvorsichtigkeit und die Hoffnung des unsrigen haben. Reisen wir also zusammen, theurer Lorenzo; laß uns glücklich sein, ehe wir klug werden, und wir können eines Tages mit Lamberti, dem Dichter der Liebe und leichten Freude, singen:

Dov' è quei di beati
Che un merendin bastava
Che ambrosia el deventava
Solo da te tocà?

Ne ranghi, ne tesori,
Te dava allora el cielo
Ma el fresco, el bon, el bello,
E un cuor inzuccherà.

Wo sind die glücklichen Tage, wo ein Stück Brot uns genügte und zum Ambrosia wurde, sobald es von Dir berührt ward?

Weder Stand, noch Schätze, gab Dir bis jetzt der Himmel, aber Jugend, Schönheit, Güte und ein liebend Herz.

Indem diese hübschen kleinen Verse von dem Rande ihrer Lippen wie von einer Honigscheibe herabträufelten, näherte sich Vicentina mit ihrem Munde dem Lorenzo's, und ihre Seelen flossen in einem langen harmonischen Kusse zusammen. Während dieses kurzen augenblicklichen Rausches erschien die Maske an dem Fenster des benachbarten Cabinets noch einmal, gleichsam als ob sie unruhig über die Stille wäre, welche auf das Gespräch folgte, das man so eben gelesen hat. Sie betrachtete die beiden Liebenden, und verschwand bei der Bewegung, welche Lorenzo machte, um sich aus der Umarmung der schönen Sängerin zu reißen.

Unterdessen war der Tag vorgerückt und die erbleichende Sonne zeigte Vicentina an, daß es zu spät sei, um nach Venedig zur Mittagsmahlzeit zurückzufahren. „Beschließen wir daher dieses von der Liebe improvisirte Fest", sagte sie zu ihrem Freunde, „und nehmen wir eine leichte Mahlzeit ein, die uns gestattet, die erwünschten Schatten des Abends abzuwarten. Tauchen wir noch einmal unsere Lippen in dieses freigebige Glas, dem ich den ersten glücklichen Augenblick verdanke, den

ich in meinem Leben gekostet habe. Du, der Du gelehrt bist", fuhr sie, ihre Arme auf Lorenzo's Schulter stützend, fort, „sage mir, ob dieser ausgezeichnete Wein nicht der der Venus geweihte Trank ist? Ich weiß nicht mehr, wo ich gelesen habe, daß die Insel Cypern einstmals der blonden Tochter Jupiters gehörte, die sie den Venetianern nur unter der Bedingung abtrat, daß sie ihrem reizenden Cultus immer geweiht bliebe. Deshalb ist sie, wie man versichert, so oft von unsern Dichtern und Musikern besungen worden. Daher giebt es nicht einen Maler Venedigs, der nicht mehreremale auf der Leinwand das strahlende Bild der Mutter der Vergnügungen wiedergegeben hätte".

Es wurde eine nahrhafte und ausgesuchte Mittagsmahlzeit aufgetragen; dann wartete man unter fröhlichen Gesprächen und herausfordernden brindisi so lange, bis die Stunden des Tages gänzlich hinter dem Horizont verschwunden waren, der sich nach und nach mit sanftern Farben bedeckte.

Die Nacht näherte sich in der That mit ihrem Gefolge von goldnen Sternen, die am Firmament glitzerten, um ihr auf ihrem geheimnißvollen Lauf zu leuchten; ein leichter Zephir kräuselte die Wogen und trieb aus Venedig einen Schwarm Gondeln heraus, die sich mitten auf dem Meere ergötzten, beladen mit gentildonne und cavalieri, welche die Frische des Abends genießen wollten. Allerlei Lärm, Geräusch von Stimmen, der fröhliche Gruß, den die Seeleute unter sich wechselten, die Glocken von Murano und den benachbarten Inseln, die dem Tage ein melancholisches Lebewohl zuriefen, — Alles dies stimmte die Seele zu den süßesten Betrachtungen. Lorenzo und Vicentina bewunderten, auf das Fenster des camerino gelehnt, dieses Schauspiel, ohne ein Wort zu sagen, ihren Gedanken freien Lauf lassend, und angenehmen Träumen nachhängend. Unterdessen wuchsen die Schatten, und bedeckten das Meer mit einer weniger durchsichtigen Dunkelheit, der Lärm schwieg, wie Dissonanzen bei dem Herannahen eines Accordes, der sie auflöst,

indem er sie verschlingt, und die Stille der Nacht folgte endlich dem Geräusche des Tages. Während dieser kurzen Zwischenzeit einer vollständigen Dunkelheit, die den Abend von der heitern Nacht scheidet, mitten in der Sammlung, die dem Erwachen der Vergnügungen vorangeht, erschien der Mond bescheiden am Rande des Horizontes, seine Silberscheibe nach und nach ausbreitend, wie eine kokette Göttin, die sich versichern will, ob irgend ein eifersüchtiges Gestirn ihren unstäten Lauf belausche. Dann vernahm man aus der Tiefe des Meeres, das dem Auge die Durchsichtigkeit und die Umrisse eines ruhigen See's darbot, von verschiedenen Seiten Musik, Stimmen und Instrumente, die sich vermischten, sich durchkreuzten und sich in der Ferne und in dem Schweigen unendlich reizvoll in vorübergehenden Klängen verloren. Man unterschied anfangs nur die besser betonten Sylben in diesem harmonischen Geräusch, das man für das entfernte Echo eines glänzenden Festes hätte halten können. Waren es Musen, welche kreisförmig in dem Gewölbe des Himmels sitzend, diese Harmonie der Sphären hören ließen, welche Pythagoras und den göttlichen Plato bezauberten? Oder hatten die Nereiden ihre unterirdischen Grotten verlassen, um sich auf der Oberfläche der Meereswellen zu ergötzen? Nein, es war Venedig, Venedig ganz eigentlich, das auf den Lagunen wogte, das Glück zu leben und zu athmen singend. Wenn man dann diesem geheimnißvollen Summen ein aufmerksameres Ohr lieh, unterschied man bald Rythmen und freudige Klänge, welche die Einbildungskraft einwiegten, und ihr weniger großartige als reizende Aussichten eröffneten. Violinen, Guitarren, Mandolinen mit einigen Blasinstrumenten vermischt spielten Symphonien und Stimmen sprachen dazwischen, antworteten sich von einer Barke zur andern in einfachen Worten, die mehr zu verstehen gaben, als sie ausdrückten: Vieni nice, „komm, die Frische auf den Lagunen zu genießen“ la fresc' aura a respirar. Und diese glücklichen Worte einer gesegneten Sprache entflohen den Lippen, wie ein

poetischer Duft, und durchdrangen den Hörer mit einer süßen Sehnsucht.

Was ist doch die Musik und was drückt sie aus? Ist sie ein Wunsch, ein Vorgefühl, die Rückerinnerung einer empfundenen Seligkeit, oder vielmehr das Schauen einer unseren Hoffnungen versprochenen Zukunft? Endliche Wesen, wie wir sind, warum genügt uns das Ende nicht und warum machen uns am Busen des Ueberflusses und des Vergnügens einige aus der Ferne vernommene ländliche Accorde zittern, und erfüllen unsere Seele mit einer Unruhe ohne Gegenstand? Indem Lorenzo dieses Concert eines fröhlichen Lebens, dieses Geschrei, diese Gesänge und hellen Melodieen hörte, die auf den Wellen dahinglitten und sich mit den Strahlen des Mondes zu vermischen schienen, deren geheimnißvolles tremolo sie nachahmten, indem er seine Gedanken nach dem Gewimmel von Sternen irren ließ, welche die Tiefe des Himmelsraumes bevölkerten, wurde er von einer unbestimmten Schwermuth erfaßt, die sein Herz mit reizenden Träumen füllte. Ach! wie süß ist es zu träumen auf der Reise des Lebens, und sich von thörichten Hoffnungen einwiegen zu lassen! Die Naturen sind sehr glücklich, die des Abends in dem Versteck eines Gehölzes, oder in einer einsamen Gegend gern verweilen, um das Säuseln des Windes zu vernehmen, gern den Wolken, die vorüberziehen, folgen, den Stern, der glänzt, befragen, sich in die Unendlichkeit ihrer Wünsche vertiefen, und sich von unsterblichen Gebilden nähren! Die goldnen Träume der Jugend gestalten sich zu Quellen der Poesie, aus denen die Begeisterung höherer Menschen Nahrung zieht. Sollte das Genie nicht ein Traum sein, der ewig währt und die Welt nicht die Frucht eines göttlichen Traumes?

Eine süße klangreiche Stimme, welche sich nach und nach steigerte, erhob sich wie ein Seufzer über dieses fröhliche Gesumme, fesselte plötzlich die Aufmerksamkeit Lorenzo's und zerstreute die Bilder seiner Einbildungskraft. Er hörte anfangs

etwas zerstreut dieser Stimme zu, deren Klang ihm nicht ganz unbekannt war; aber bei einem verlängerten Ton voll innerer Bewegung, der auf dem Meere widerhallte und das Stillschweigen wie eine flüchtige Klarheit unterbrach, fühlte er sich durch dieses Klagelied einer verlassenen Seele erschüttert, das die Nacht anrief: „O Nacht, verzögere deinen Lauf, laß mich noch träumen! O, daß ich nicht sähe, niemals sähe, was du vielleicht unter deinem Schatten verbirgst, und nimm mit dir, wenn es möglich ist, meine traurigen Ahnungen"! —

Bei diesem breiten und klagenden Gesange, der mit dem, was vorhergegangen war, einen so schneidenden Gegensatz bildete, erhob sich Lorenzo, wie aus einem langen Schlafe, und sagte hastig zu Vicentina: „Laß uns aufbrechen, es ist hier nicht gut sein".

„Du hast Recht, mein Freund", antwortete sie, „es ist besser, wir mischen uns unter diese fröhlichen Gondeln, die da unten im Mondenscheine tanzen".

Ich weiß nicht, welcher Philosoph von Alexandrien, Plotin, glaube ich, das menschliche Leben mit einem Concert verschiedenartiger Stimmen verglichen hat, die sich zu gleicher Zeit erheben. In Mitten dieses verworrenen Geräusches, das sie von allen Seiten bestürmt, hört die Seele nicht mehr jene göttliche Stimme, die aus der Tiefe ihres Wesens ertönt. Der Mensch muß den Reizen widerstehen, die ihn mit fortreißen, und bisweilen das Ohr den Klängen der äußern Welt verschließen, um den Gesang zu vernehmen, che nell' anima risuona, der in seiner Seele widerhallt. Dieser Gesang der Seele war es, den Lorenzo mitten unter dem Taumel vernahm, in welchem er seit dem Morgen sich befand.

In die Gondel eingestiegen, die sie am Fuße der kleinen Treppe von St. Stephano erwartete, begaben sich Lorenzo und Vicentina langsam nach Venedig zurück. Das Wetter war herrlich. Der Mond leuchtete, und über dem entschlafenen

Meere sah man hier und da zahlreiche Barken umherirren, die sich näherten, sich von einander entfernten und wie die Schwalben neckten, die die Wellen streifen und sich mit fröhlichem Gezwitscher verfolgen. Gelächter, Addios und Felicenotte wollten nicht enden. Die Gondoliere riefen sich an, nannten sich bei ihren Familiennamen, und warfen sich lazzi, lächerliche Harlekinsgeberden zu, in denen die Sorglosigkeit und die gesegnete Heiterkeit dieses liebenswürdigen Volkes sich aussprachen.

„Guarda sta furbetta", sagte Guiseppe, einer von den beiden Gondelführern der Vicentina, „sieh einmal diesen kleinen Schelm von Mond, was er uns für ein Gesicht schneidet", come si fa l'occhietto!

„Traue dem nicht, compare, denn der ist beinahe ebenso falsch wie das Meer, che il mare infido.

„O, davon spricht man dem Guiseppe Fieramosca nicht", erwiederte der erste Sprecher lachend.

„Taci, bricone, schweig Du nur", antwortete Antonio mit einer unterdrückten Stimme, „Du möchtest unsere beiden jungen Leute aufwecken, die, wie ich glaube, wie zwei Vögel in dem Neste schlafen".

„Che bella vita"! erwiederte der erste mit noch leiserer Stimme, „und wie sind sie glücklich! per Bacco! Sie können ohne Brillen in dem Buche der Liebe lesen"!

„Und Du, birbante", antwortete Antonio, indem er sich über das Ruder lehnte, mit einer geheimnißvollen Miene, „hast denn Du ein cannocchiale oder ein Fernglas nöthig, um die beiden schönen Augen Deiner Blondine zu betrachten, welche ich Dich heute Morgen cocolare sah, als wenn Du Dich nach dem Zimmet- und Pfefferland einschiffen wolltest"! —

Diese unschuldigen witzigen Einfälle eines Volkes von Improvisatoren, das von Natur jene comedia dell' arte spielte, die die Italiener nach ganz Europa übertrugen, und von der unser altes Meßtheater nur eine schwache Nachahmung ist,

hinderten keineswegs die conversazioni und Gespräche der höhern Stände.

„Che vita beata“! sagte man entfernter; „wie glücklich ist Venedig einen so reinen Himmel zu besitzen! Hier ist das Paradies! und wir haben nicht Ursache es in einer andern Welt zu suchen“!

„Giebt es noch eine andere Welt, als die, in welcher wir das Vergnügen haben zu leben? Hat der liebe Gott irgend etwas schöneres erschaffen können, als unsere Lagunen“?

In diese zusammenhangslosen Gespräche, die den Lippen wie einem Gefäße, das überläuft, entschlüpften, mischten sich Seufzer, Geständnisse, Erklärungen, Neckereien und rimproveri, Vorwürfe, so leicht wie die Lüftchen, welche die Gondeln mit frischem Hauch berührten. Nur Paesiello verstand es, in seiner Introduction zum König Theoderich, il dolce mormorio, das harmonisch Weiche einer jener wollüstigen venetianischen Nächte wiederzugeben, das den Sansovino schon im 16. Jahrhundert zu der Aeußerung veranlaßte: La musica aveva la sua propria sede in questa città: „Die Musik hatte ihren eigenen Sitz in dieser Stadt“!

Diese Barcarolen und diese arie di batello, welche die Volksmusik Venedigs bildeten, theilten sich in zwei sehr unterschiedene Familien. Die einen waren breite und schwankende Melodieen von schwermüthigem Character, und wenigstens eben so alt, wie die Republik. Beinahe alle in Molltonarten geschrieben, hielt man sie für Bruchstücke griechischer Musik, welche die Zeit verschont habe. Marcello hat sich in mehreren seiner Psalmen durch sie begeistert, und Rossini ahmte ihren Character in der bewundernswürdigen Canzone nach, welche der Gondelführer im 3. Akte des Othello singt. Die andern, heiterer, lebendiger, besser rythmisirt und bei weitem jünger, waren die Frucht eines Volkstriebes, oder einiger liebenswürdiger Componisten, welche diese leichte Gattung angebaut haben. Solche

waren Chiozzotto (Johannes Croce), Bassani, Bonagiunta, Sänger der herzoglichen Kapelle, Angelo Colonna, und jener Barbier Apollini, der die Violine nicht weniger geschickt wie sein Rasirmesser zu handhaben wußte, und der am Anfange des 18. Jahrhunderts eines außerordentlichen Rufes genoß, den M. Perrucchini, der letzte der Venetianer, in unsern Tagen fast wieder erneuert hat. Diese beiden Gattungen von Melodieen waren wie die beiden Elemente, aus denen die venetianische Gesellschaft bestand. Die einen zeigten den edlen und ernsten Character der Aristokratie; die andern, die Heiterkeit und Sorglosigkeit eines Volkes, das von Träumen, Sorbets und Concerten lebte.

Eingehüllt in eine Art klingenden Dunstkreis, der sich aus allen diesen fröhlichen Gondeln erhob, näherte sich das Fahrzeug Vicentina's Venedig, ohne daß Lorenzo gewagt hatte ein Wort zu sprechen. Schweigend, traurig und mit sich selbst unzufrieden, suchte er den Ton jener einsamen innern Stimme festzuhalten, die auf dem Grunde seines Herzens wiederhallte. Schon glänzten die Lichter des Canale Grande in der Ferne, schon wurden das bisbiglio und das Getöse der Stadt immer vernehmbarer, als Lorenzo bei dem Vorüberfahren an einem traghetto (Ueberfahrt) Beata zu erkennen glaubte, die in einer Gondel vorüberflog, und wie ein Strahl der Phantasie verschwand.

. . . . Ave
Maria, cantando; e cantando vanio
Come per aqua cupa cosa grave *).

. . . . . Ave
Maria singend, und im Singen schwand sie,
Gleichwie ein schweres Ding in tiefem Wasser.
(Philalethes: Gesang III. Terzine 121—123.)

*) Dante, Paradies, Gesang III. Terzine 40.

IV.

Farinelli und die Sopranisten.

IV.

Farinelli und die Sopranisten.

Während Lorenzo seine Jugend in dem Strudel Venedigs genoß und den Verführungen Vicentina's sich überließ, wuchs die Traurigkeit Beata's mit jedem Tage, trotz der Bemühungen, die sie anwandte, um das Gefühl zu ersticken, das sich in ihr Herz geschlichen hatte. Weder die Zerstreuungen der Welt, noch die Pflichten, welche sie in Bezug auf ihren Vater zu erfüllen hatte, dessen Alter von politischen Geschäften niedergebeugt wurde, vermochten die Neigung zu schwächen, die ihr Lorenzo eingeflößt hatte. Sie mochte sich innerlich noch so oft sagen, daß eine derartige Liebe nie gesetzliche Gültigkeit erlangen, und in ihrem Leben eine Quelle von Bitterkeiten und Schmerzen sein werde; je mehr sie gegen ihre eigene Schwäche kämpfte, desto weniger gelang es ihr, sich von ihr zu heilen. Es ist mit der Liebe, wie mit allen andern schönen Dingen: Nichts scheint sie in den Augen der practischen Vernunft vollkommen zu rechtfertigen. Sie ist ein kühner Aufschwung, ein Aufwand der Seele, der umsomehr gefällt, als er unnütz scheint, und für den man sich vergeblich bemüht, Ansprüche zu finden, um seine Herrschaft für legitim zu erklären. Sie ist, weil sie ist, wie die Blume auf dem Felde und Gott der Schöpfer.

Die Zerstreuungen, in welche Lorenzo in Venedig gerathen war, die Gefahren, die ihn mitten unter so vielen Verführungen umringten, die Eifersucht, deren Beata sich nicht erwehren konnte, indem sie einen jungen Mann, den sie bisher wie eine wohlthätige Fee an der Hand geleitet hatte, ihrer Vormundschaft sich entwinden, und begierig die erlangte Unabhängigkeit genießen sah, alles das erfüllte ihr Herz mit einer um so größern Leidenschaft, als sie Niemand hatte, dem sie sich anvertrauen konnte. Verschwiegen, zurückhaltend, aufmerksam sich vor neugierigen Blicken hütend, seufzte sie im Stillen, ohne zu wagen einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Frauen, welche eine so große Kraft im Ertragen gegenwärtiger Schmerzen des Lebens besitzen, fehlt im Allgemeinen die nöthige Energie sie zu vermeiden. Sie verstehen mit Ergebung zu dulden, haben aber nicht den Muth die Hand zurückzustoßen, die schwer auf ihnen lastet. Oft bewundernswürdig in Selbstüberwindung, wagen sie dennoch nicht das Wort zu sprechen, das sie retten könnte. Dieses entscheidende Wort würde auch Beata weder dem Abbé Zamaria zu vertrauen gewagt haben, der darüber wie über eine unbedeutende Sache gescherzt haben würde, noch ihrem Vater, dem Senator Zeno, dessen aristokratische Reizbarkeit zu erregen sie fürchten mußte. Auf sich selbst beschränkt, verzehrte sich dieses edle Mädchen in einem schmerzensvollen Kampfe, den nichts mildern konnte, weder die Rathschläge eines Freundes, noch die Zuflucht zu den Tröstungen einer höhern Ordnung der Dinge. Hier müssen wir einen sehr zarten Punkt in dem Character Beatens berühren.

Der Fürsorge einer Mutter beraubt, die sie beinahe bei der Geburt schon verloren hatte, war die Tochter des Senators durch Untergebene unter der Leitung ihres Vaters und des Abbé Zamaria erzogen worden. Bei dieser etwas strengen Erziehung, an welcher der Eifer der Erzieher mehr Theil gehabt hatte, als der Naturtrieb, hatte Beata einen vielseitigen Unter-

richt genossen und die Gewohnheit ihre Gedanken zu sammeln und von ihren Handlungen Rechenschaft abzulegen, sich angeeignet. Der Umgang mit hochgestellten Männern, mit Büchern und mit der Welt, welche sie umgab, hatten einen Hang zum Nachdenken entwickelt, ohne der Bescheidenheit ihrer Rede oder der Unterwürfigkeit ihres Geistes unter die Regeln, welche unserer Wißbegierde einen heilsamen Zügel auflegen, Eintrag zu thun. Wenn aber Beata maßvoll die großen Grundlehren des Christenthums übte, welches die Geschichte Venedigs durchdringt, ohne seine Politik jemals zu absorbiren, wenn sie ohne Prahlerei den Vorschriften und Uebungen der Kirche folgte, wenn sie die Pracht ihrer Feste, und die ergreifende Tiefe ihrer Gebräuche bewunderte, wenn sie endlich ohne Widerspruch die Gewohnheiten ihrer Zeit und ihres Landes annahm, so war das weit weniger die Aeußerung eines naiven Glaubens ihrer Seits, als die Wirkung einer erleuchteten Frömmigkeit. Die Religion befriedigte ihre Seele ohne sie zu beherrschen; sie duftete in ihr, wie ein Wohlgeruch der Poesie, und Beata erblickte in ihr eine nothwendige Zucht des Lebens, eine tröstliche Lösung des Räthsels unseres Schicksals, mehr noch als eine höhere Wahrheit für die Zweifel der Vernunft. Ernst und streng in ihrem Denken wie in ihrem Handeln legte sie sich keine Rechenschaft von der Natur ihrer Gefühle über so ernste Fragen ab. Sie betete, sie demüthigte sich, aber ohne vielleicht in der Erfüllung dieser Pflicht des öffentlichen Anstandes die innere Beruhigung zu finden, welche die Stärke und das Glück von Katharina Sarti ausmachten. Dem Character Beatens, der aus Anmuth und Zärtlichkeit, Ergebung und Würde gemischt war, war Alles zuwider, was an das Extreme streifte, und sie bediente sich bei allen ihren Handlungen jener reizenden Maaßhaltung, an der man die Tochter eines Patriciers erkannte. Ihre Religion, welche weder etwas sehr bestimmtes noch etwas übertrieben strenges hatte, war gleichsam der Erguß einer erhabenen Seele, welche sich in dem Cultus

liebenswürdiger Gefühle gefällt; ihre Gebete stiegen wie ein Weihrauch zum Himmel und mischten sich mit dem Seufzer der Liebe.

Als Beata bemerkte, daß Lorenzo in seinen Studien weniger emsig war und ganze Tage außerhalb des Pallastes zubrachte, wurde sie von einer außerordentlichen Unruhe erfaßt. Obwohl sie nicht wagte, den Abbé Zamaria über die neuen Verbindungen direct zu befragen, die sein junger Zögling möchte geschlossen haben, schlug sie doch allerlei erfinderische Nebenwege ein, um sich über den Gegenstand, der sie so lebhaft beschäftigte, aufzuklären. Des Abends lauschte sie mit Bangigkeit auf die Rückkunft Lorenzo's; wenn sie ihn nicht auf seinem Zimmer gehen hörte, das unmittelbar über dem ihren lag, wurde sie ängstlich, und klingelte ihrem Kammermädchen unter irgend einem Vorwandte, um Gelegenheit zu haben, von ihm zu sprechen.

„Therese", sagte sie eines Abends im Begriff sich niederzulegen, „ist Lorenzo zurück"?

„Signora", antwortete das Kammermädchen, ohne die durch ihre Worte hervorgebrachte Wirkung zu ahnen, „Signor Lorenzo hat nicht mehr nöthig, daß man sich über sein Schicksal beunruhige, noch daß man ihm seinen Weg zeige. Er kennt jetzt Venedig besser als Sie und ich, und wenn er sich jemals verliert und in die Lagunen fällt, sein Sie ohne Sorge, die gentildonne und namentlich die schöne Vicentina vom Theater San Benedetto werden ihn herausfischen, selbst aus dem Grund des adriatischen Meeres".

Ueber diese Bemerkung Theresens, die in ihr Herz eine unglückliche Klarheit geworfen hatte, war Beata, als sie sich allein sah, außer sich. Sie warf sich auf ein Sopha, das neben ihrem Bette sich befand, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, und war durch den Schlag, den man ihr versetzt hatte, wie vernichtet. Sie wollte weinen, aber der Schmerz war zu

stark, um den Thränen freien Lauf zu lassen, die sie erleichtert hätten. Ach! wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie zu den Füßen einer Madonna hätte niederknieen und ihr das Geheimniß ihres Lebens mittheilen können!

Den andern Tag nach dieser Nacht, die dem edlen Mädchen wie ein Jahrhundert vorkam, sah sie Lorenzo nicht bei Tische. Beata konnte sich nicht mehr halten. Sie nahm eine Maske, stieg verstohlen in eine Miethgondel und durchirrte Venedig wie eine verzweifelte Seele. Wo wollte sie hin? Sie wußte es nicht. Von dem Instinct der Eifersucht getrieben, befahl sie den Gondelführern sie nach Murano zu fahren. Sie stieg maschinenmäßig in dem Casino zu St. Stephano aus, ganz erschrocken sich zum erstenmale an einem so verdächtigen Orte zu finden. Sie trat ganz zitternd in ein camerino, ließ sich einige Erfrischungen geben, und überließ sich ihren traurigen Gedanken. Sie hatte kaum einige Minuten daselbst zugebracht, als ihre Aufmerksamkeit durch ein Geräusch von Stimmen erregt wurde, das aus dem benachbarten camerino zu kommen schien. Sie horcht zitternd, legt sich die Maske an, tritt zum Fenster vor, und glaubt Lorenzo mit einer Dame zu bemerken. Ihre Augen werden trübe, ihre Kniee brechen zusammen und sie fällt ohnmächtig auf den Fußboden nieder. Sie erhebt sich indessen wieder von ihrem fieberhaften Falle und sucht ihre brennend heißen Lippen mit einem Glase Wasser anzufeuchten, kann aber nicht einen Tropfen hinterschlucken, so hat die Aufregung ihre Kehle zusammengeschnürt. Das Ohr dicht an die Scheidewand gedrückt, die beide Cabinets von einander trennte, bemüht sich Beata einige von den Worten zu verstehen, die zwischen ihren beiden Nachbarn gewechselt werden; allein ihr fliegender Athem hindert sie, etwas anders als unverständliche Laute zu bemerken. Plötzlich erfolgt ein langes Stillschweigen. Beata darüber beunruhigt, nimmt von neuem an dem Fenster

des Cabinets Platz und sieht Lorenzo in den Armen Vicentina's! —

Sie weicht vor diesem Anblicke zurück, und flieht erschrocken davon, indem sie ihre mit Goldzechinen angefüllte Börse auf den Tisch wirft.

In der Gondel eingeschlossen, blieb Beata einige Zeit unbeweglich, ohne ein Wort den Gondelführern zu sagen, die sie fragten, wo sie hinfahren sollten. „Wohin ihr wollt", antwortete sie nach einem ziemlich langen Schweigen. Dann, sich alsbald besinnend, sagte sie: „Nein, nein, laßt mich hier; sollte ich auch hier vor Schmerz sterben", sagte sie ganz leise zu ihrem zerrissenen Herzen. Sie verweilte dann im Angesicht des Gartens von St. Stephano bis zur Nacht, die Augen auf das Fenster gerichtet, auf welches Lorenzo und Vicentina wollüstig gelehnt lagen. Als die nächtlichen Schatten ihr die Ansicht dieses traurigen Schauspiels entzogen, entfernte sich Beata langsam von diesem unheimlichen Orte, wie eine ins Herz getroffene Taube. Den Weg nach Venedig einschlagend verweilte sie einen Augenblick auf der Mitte des schweigenden Meeres, wo ihre gebrochene Seele jenen klagenden Gesang aushauchte, der Lorenzo aus seiner Trunkenheit aufrüttelte.

Welch eine Nacht folgte diesem Unglückstage? Scham, Gewissensbisse, eine in den keuschesten Hoffnungen verrathene Liebe zerrissen das Herz Beatens. Verstohlnerweise gelangte sie wieder in ihren Pallast, ohne daß Jemand ihre Abwesenheit bemerkt hatte, warf sich ganz angekleidet auf ihr Bett, ohne auf die vielen theilnahmsvollen Fragen nur ein Wort zu erwiedern, die ihr Kammermädchen Therese an sie richtete. „Laß mich", sagte sie zu ihr, „ich bedarf nichts; Du kannst Dich entfernen".

Mit Bedauern dem Befehle ihrer Herrin gehorchend, deren außergewöhnlichen Zustand sie sich nicht erklären konnte, blieb Therese einen Theil der Nacht in dem Vorzimmer, den Augen-

blick zu erwarten, wo man ihre Dienstleistungen in Anspruch nehmen würde. Beata weinte nicht. Mit geschlossenen Augen und die Hände auf ihre Brust gekreuzt, als wenn sie ihr Herz zusammenhalten wollte, das bereit zu brechen war, stieß sie tiefe mit schmerzensvollen Ausrufungen untermischte Seufzer aus, die allein die ungeheure Aufregung ihrer Seele verriethen. Ihr noch so kurzes und doch so reichhaltiges Leben rollte sich vor ihr auf, wie ein Traum verschwundenen Glückes. Sie rief sich jene schöne Weihnachtsnacht in das Gedächtniß zurück, an welcher Lorenzo ihr durch das Schicksal zugeführt worden war, jenen reizenden Abend, wo ihr Adoptivbruder hinter einem Citronenbaum der Villa Cadolce köstliche Thränen weinte, die ihre eingeschläferte Scham wieder erweckten, und die sie so gern mit ihren Küssen abgetrocknet hätte! „Aber", sagte sie sich in ihrem beunruhigten Gewissen, nachdem sie alle Schmerzen der Leidenschaft erschöpft hatte, „habe ich ihn nicht durch die Kälte meines Benehmens zurückgeschreckt? Habe ich nicht das Geständniß eines Gefühles, dessen Vorhandensein mir seine schüchternen Blicke jeden Tag offenbarten, in sein Herz zurückgedrängt? Bin ich es nicht, die ihn in den Abgrund stieß, wo ein Wort meines Mundes hingereicht hätte ihn an meine Füße zu fesseln, folgsam und zitternd! Die Liebe würde seine Unschuld vor den gewöhnlichen Verführungen geschützt haben, deren Opfer er wurde! „Armer Lorenzo", rief sie schluchzend, „ich bin es, die Dich ins Verderben gestürzt hat! O ich Unglückliche"! —

Sie erhob sich hastig von ihrem Bett nach diesem unfreiwilligen Ausbruche des Schmerzes, und Therese konnte nicht länger ihre Unruhe bezähmen. „Signora", sagte das Kammermädchen, indem sie bescheiden die Thüre ihrer Herrin öffnete, „verzeihen Sie meinem Eifer, wenn ich noch mit meiner Gegenwart beschwerlich falle. Was haben Sie nur, theure Herrin"? fuhr Therese fort, von Mitleid bewegt über die furchtbare Auf=

regung, in welcher sie Beaten sah, die gewöhnlich so heiter und ruhig war. „Ich kenne Sie nicht mehr".

„Du hast wohl Recht, mich nicht mehr zu kennen", antwortete Beata, indem sie sich auf einen Stuhl niederließ und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, eine Bewegung, die ihr eigen war. „Ich bin nicht mehr dieselbe", fügte sie mit halberstickter Stimme hinzu.

„Darf ich wagen, Signora, zu fragen, ob der Chevalier Grimani Theil an dieser so außerordentlichen Veränderung hat"?

„Wollte Gott! volessi il cielo"! fuhr Beata lebhaft auf; „ich würde nicht so sehr zu beklagen sein"!

Erschrocken über diese Antwort und über die Vermuthungen, die plötzlich durch ihre Seele fuhren, wagte Therese nicht mehr, ihre Fragen fortzusetzen, und blieb stumm vor ihrer trostlosen Herrin. Ein langes Schweigen folgte dieser peinlichen Scene. Beata war nicht weniger über ihr unfreiwilliges Geständniß bestürzt, als Therese über das, was sie vernommen hatte. Beide Frauen, so verschieden und so entfernt von einander durch Character sowohl als durch Stand, begegneten sich jetzt in einer gemeinsamen Seelenstimmung. Die Leidenschaft bedarf wie die Flamme der Nahrung, und kann nicht lange in dem Herzen eingeschlossen gehalten werden, wo sie ihre Entstehung hat, ohne es zu verzehren oder mit Gewalt zu brechen. Beata hatte das Geheimniß ihres Lebens sich entschlüpfen lassen, das Therese weit entfernt gewesen war zu ahnen; eine wie die andere durch diese traurige Gewißheit bestürzt, die sich ihnen plötzlich kund that, schienen sich zu scheuen, einander ins Gesicht zu sehen und sich laut das zu gestehen, was sie empfanden. In ein für zärtliche Geständnisse günstiges Halbdunkel, und in ein beredtes Schweigen gehüllt, das nur durch einige fröhliche Rufe unterbrochen wurde, die von dem Canale grande heraufklangen, wie das letzte Echo der tiefen Nacht, bildeten diese beiden Mädchen, gestimmt wie zwei Harfen, im Einklange eines beinahe

gleichen Gefühles, einen jener süßen, geheimnißvollen Accorde, welche die Dissonanzen der Seele verschlingen, indem sie den Gesang der Charactere bestehen lassen. Der Schmerz Beatens, die traurigen Vorgefühle und die Sorgfalt Theresens für ihre edle Herrin, malten sich in ihren Blicken, in der Niedergeschlagenheit und in der süßen Schwermuth, die ihre verschiedenen Stellungen ausdrückten. Rossini allein hat diese rührende Schwermuth der Liebe, die sich nicht halten kann und in den Ergüssen der Freundschaft eine Nahrung für ihren eigenen Schmerz sucht, in einem köstlichen Ensemble, in dem Duett des ersten Aktes des Othello zwischen Desdemona und ihrer Vertrauten, auszudrücken verstanden:

Quanto son fieri i palpiti
Che desta in noi l'amor!

Einige Zeit nach dem Unglückstage von Murano und der Schmerzensscene, die zwischen Beata und Therese erfolgt war, faßte Lorenzo einen Entschluß, der nicht weniger kühn war, als seine frühzeitige Emancipation. Beschämt über seinen Fall und mehr als je erfüllt von der Hoheit des Mädchens, das er auf das gröbste beleidigt hatte, indem er sich sinnlichen Wollüsten überließ, die in seinem Herzen eine unauslöschliche Bitterkeit zurückgelassen hatten, gerieth er auf den Gedanken, sich zu den Füßen seiner Wohlthäterin zu werfen und ihre Verzeihung zu erflehen; allein, indem er über diesen kühnen Plan nachdachte, welchen ihm Liebe, Achtung und die Dankbarkeit, die er Beaten schuldete, eingegeben hatte, sah er nicht ohne Kummer ein, daß ein derartiger Schritt seiner Seits voraussetzen würde, daß die edle Tochter des Senator Zeno sich über seine Aufführung beunruhigen und deren Unregelmäßigkeiten habe tadeln können. Die Zurückhaltung Beatens in Rücksicht auf ihn, die Kälte ihres Benehmens, die wenigen Worte, die sie an ihn richtete, waren sie nicht augenscheinlichste Zeichen ihrer Gleichgültigkeit gegen den Sohn der Katharina Sarti, mit dem sie sich wohl einen

Augenblick in den glücklichen Ruhestunden des Sommeraufenthaltes hatte abgeben können, der aber nicht ihre Aufmerksamkeit in mitten der Herrlichkeiten und Vergnügungen Venedigs zu fesseln vermochte? In dieser grausamen Verlegenheit zwischen der Furcht einen Schimpf zu erdulden, der seinen Stolz gedemüthigt haben würde, und zwischen Liebe, deren gebieterische Stimme sein Herz zu der Höhe seines Ehrgeizes emporhob, unterhandelte Lorenzo mit seiner ersten Idee, und in einem Moment leidenschaftlicher Aufwallung und fieberhafter Ungeduld schrieb er Beaten den Brief, den man hier lesen mag:

„Signora, erlauben Sie einem Unglücklichen, der nicht länger unter der Last Ihrer Ungunst zu leben vermag, Ihre Verzeihung zu erflehen und Sie nach dem Grund zu fragen, der ihm eine so harte Strafe zuziehen konnte. O Sie tröstender Engel, der Sie meiner Armuth eine so freigebige Hand reichten, haben Sie auch Mitleiden mit mir und retten Sie meine Seele, nachdem Sie meinen Leib von den Wechselfällen des Schicksals befreit haben! O möchten sich doch Ihre mitleidigen Blicke nicht mehr von mir abwenden! Weisen Sie nicht die Ehrerbietung und Dankbarkeit eines von Ihrem Bilde erfüllten Herzens zurück, dessen größtes Verbrechen ist, Sie zu sehr anzubeten. Wenn einige Fehltritte meiner Aufführung Ihre Mißbilligung verdient haben, wenn meine Gegenwart in Ihrem Pallaste Ihnen unbequem ist, sprechen Sie, Signora, befehlen Sie, ich werde meine Fehler büßen, ich werde Ihren Befehlen gehorchen, und zu meiner geliebten Mutter zurückkehren, deren zärtliche Zuneigung ich, ach! nur zu bald vergessen konnte. Beata, edles Mädchen, voll Anmuth und süßer Majestät, vollenden Sie Ihr Werk, und stoßen Sie nicht eine Seele in den Abgrund, die nach Ihrem Lichte strebt, und werden Sie für mich jenes göttliche Wesen, von dem der Dichter des Fegefeuers und des Paradieses spricht:

Ah noi venia la creatura bella
Bianco vestita e nella faccia quale
Par tremolando mattutina stella"!

Es nahte sich nun jetzt das schöne Wesen, weiß an Gewand und in dem Angesichte dem flimmernden Gestirn des Morgens ähnlich.

(Dante, Fegefeuer Gesang XII. Philalethes: Band II. Seite 117.)

Diesen Brief voll jugendlicher Exaltation, der ziemlich glücklich die Gefühle und den geistigen Standpunkt unsers Jünglingsalters bezeichnete, übergab er Theresen, jedoch mit einem ängstlichen ungeschickten Benehmen, das die Bosheit der Zofe erregte.

„Woher kommt dieser Brief"? fragte Therese in einem ironischen Tone, und mit jener geheimen Eifersucht einer Frau und Dienerin, die einen Emporkömmling das Herz ihrer Herrin einnehmen sieht.

„Was kümmert's Dich"? antwortete Lorenzo, dessen Stolz so leicht erregbar war. „Thu Deine Schuldigkeit, und frage nicht weiter".

„Sehet diesen bambino"! sagte Therese ganz leise nach dem Weggange Lorenzo's zu sich, der ohne ihre Antwort abzuwarten sich entfernt hatte: „er spielt schon den padron della casa"! Therese, die bei alle dem ein recht gutes Mädchen war, das an ihrer Herrin hing, legte den Brief Lorenzo's auf den Toilettentisch Beatens, da sie ihn nicht selbst übergeben wollte, um Verlegenheiten und Auseinandersetzungen zu vermeiden, die dem zurückhaltenden Character Beatens zuwider waren. Beata las diesen Brief Abends, als sie sich niederlegen wollte, und konnte anfangs den Ausbruch des Erstaunens und Entzückens nicht zurückhalten. „Er hat mir zu schreiben gewagt", rief sie mit einer liebenswürdigen Freude, „er liebt mich, er ist meiner würdig! O allmächtiger Gott der Liebe und der edlen Seelen, Du bist also kein leerer Name"! sagte sie, indem sie den Brief

an ihr Herz preßte und ihre Augen sich mit süßen Thränen füllten. „Lorenzo, theurer Lorenzo, nein, ich will Dich nicht verstoßen, Du sollst nicht diesen Pallast verlassen, wo Du die Freude meines Lebens ausmachst. Du sollst hier bleiben, immer an meiner Seite, und könnte ich der Morgenstern werden, der Deine glücklichen Tage beschiene! O, Vielgeliebter meiner Seele, theurer, schöner Lorenzo, Du wirst mein sein"! — .. Indem sie diese Worte mit einer kindlichen Freudigkeit aussprach, wechselte Beata plötzlich die Gesichtsfarbe. Sie warf den Brief auf ihren Nachttisch und murmelte zwischen den Lippen: „Ach ich Unglückliche! Und mein Vater, was wird er sagen, wenn er jemals hört, daß das Herz seiner einzigen, geliebten Tochter mit einer so unglücklichen Leidenschaft erfüllt ist? Soll ich seinem Alter das traurige Schauspiel einer Neigung geben, die seinen Ideen und seinen Vorurtheilen, die ich achten muß, so zuwiderlaufend ist? Ist es nicht genug, daß ich unter den nichtigsten Vorwänden meine Verbindung mit dem Chevalier Grimani von Tag zu Tage aufschiebe, die nebst dem Staatswohle der theuerste seiner Wünsche ist? Mein Alter, meine Geburt, das Glück meines Vaters, das Interesse der Republik, sind sie nicht unübersteigliche Hindernisse der Verwirklichung meines wahnsinnigen Traumes"?

Von neuem der Unentschlossenheit ihrer Gefühle Preis gegeben, von der Liebe gedrängt, und zurückgehalten von der Pflicht und dem Anstande, wechselte Beata beinahe in nichts ihr Benehmen. Wenn ihre Haltung etwas weniger streng war, wenn in ihrem erweichten Blicke das stets wachsende Interesse zu lesen war, das ihr Lorenzo einflößte, so blieb sie nichts desto weniger mit Worten karg und ließ den Brief unbeantwortet. Dieser innere Kampf, der die Gesundheit Beatens täglich untergrub, entging vollkommen der Unerfahrenheit Lorenzo's. Er wußte nicht, wie er sich das beharrliche Schweigen Beatens und die Zurückhaltung ihres Benehmens deuten sollte, welche entweder

Geringschätzung oder Mißbilligung des Schrittes anzeigten, den er zu thun gewagt hatte. Da er versichert war, daß Therese den Brief pünktlich besorgt hatte, schwankte er zwischen Furcht und Hoffnung und spähete nach einem Blick Beata's, welcher ihm sein Schicksal entdecken, und der grausamen Ungewißheit, die ihn peinigte, ein Ende machen könnte.

Eine große Festlichkeit oder accademia sollte in wenig Tagen in dem Pallaste Grimani statt finden. Der Vorwand zu dieser accademia, zu welcher die ganze hohe Gesellschaft Venedigs eingeladen war, war der Geburtstag Galuppi's, des ausgezeichneten Componisten, dessen Lobrede der Abbé Zamaria vortragen sollte; aber in Wirklichkeit wurde das Fest der Familie Zeno gegeben und namentlich zu Ehren Beatens, deren Gunst der Chevalier Grimani zu gewinnen suchte, indem er gegen den schweigenden Widerstand kämpfte, den sie der seit einigen Monaten von beiden Familien beabsichtigten Verbindung entgegensetzte. Der alte Pallast Grimani war am Canale grande gegenüber dem Pallast Mocenigo gelegen. Dieses ausgezeichnete Werk des Ludovico Lombardi war in einem strengeren Style als der zweite Pallast Grimani, der einem andern Zweige derselben Familie gehörte, ein Kleinod der seltensten Zierlichkeit aus den Händen des veroneser Baumeisters und Architecten Sanmicheli. Die Architectur ist diejenige unter allen Künsten, welche am augenscheinlichsten die Bildung eines Volkes beweiset. Aus einer gebieterischen Nothdurft des Lebens entstanden, entwickelt und veredelt sie sich mit dieser Bildung, und trägt das doppelte Zeugniß der ursprünglichen Wirklichkeit und der Umbildungen an sich, welche Zeit und Geschmack hervorgebracht haben. Namentlich zu Venedig drückten die besondere Beschaffenheit des Bodens und die politischen Ereignisse, die diesem merkwürdigen Staate seine Entstehung gegeben, der Architectur einen unauslöschlichen Character der Dauerhaftigkeit und prunkvollen Eleganz auf, den man nirgends in demselben Grade wiederfindet. Zwei

große Epochen kann man in der Geschichte der venetianischen Architectur bemerken: Die eine beginnt mit der Republik, von welcher die im 10. Jahrhundert erbaute Markuskirche das schönste Denkmal ist; dann die Renaissance, wo man wie durch Zauber die Mehrzahl der prachtvollen Palläste entstehen sieht, welche die beiden Ufer des Canale grande zieren. In der ersten Epoche sieht man den Einfluß des alten Griechenlands herrschen, den des christlichen Griechenlands und der orientalischen Welt, was man nicht allein in der Basilica zu St. Markus erkennt, die nach dem Vorbilde der St. Sophienkirche zu Constantinopel erbaut wurde, sondern auch in andern Baudenkmalen, die hier aufzuführen unnütz sein würde. Die zweite Epoche, die in das 16. Jahrhundert fällt, ist das Product jener glorreichen Zeit der Verjüngung und einer unsterblichen Emancipation. Das ist die Zeit, in welcher Sansovino, Palladio, Sanmicheli, Scamozzi, Antonio da Ponte, der den Rialto erbaute, Fra Giacondo*), dem man den Fondaco dei Tedeschi (das Kaufhaus der Deutschen) verdankt, wirkten, die Zeit, in welcher diese großen Künstler, alle von dem neuen Geiste belebt, der die Welt verjüngte, Venedig zu einem Zauberorte umschufen,

Del genio uman la più sublime figlia,

wie Alfieri sagt.

Die Familie Grimani, eine der berühmtesten der Republik, war besonders durch ihren Geschmack und den freigebigen Schutz bekannt, den sie stets den Künsten während der langen Zeit ihres Wohlstandes angedeihen ließ. Nicht weniger alt, als die Familie Zeno, zählte sie gleichfalls in ihren häuslichen Jahrbüchern drei Dogen, zwei Cardinäle, eine große Anzahl Procuratoren von St. Markus, von Gesandten und ansehnlichen Per-

*) Fra Giaconde wurde von Louis XI. nach Frankreich berufen, wo er die alte Brücke von Notre Dame erbaute, dann nach Rom, wo Leo X. nach dem Tode Bramante's ihn Raphael beigab, um die Arbeiten am St. Peter zu leiten. (Anmerk. d. Verf.)

sönlichkeiten, welche sich beinahe alle durch Glanz und Pracht hervorgethan hatten. Einem Grimani gehörte das berühmte mit Gold und kostbaren Steinen verzierte Breviar, in welches die flämischen Maler, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts nach Venedig kamen, wie Hemmelinck von Brüssel, Gerard von Gent und Vivien von Antwerpen, die ersten Keime des alten und noch geheimnißvollen Bundes niederlegten, welcher zwischen dem Vaterlande Titians und dem von Rubens bestanden hat.

Dem Cardinal Domenico Grimani gehörte ferner die reiche Bibliothek des Klosters St. Antonio, das im Jahre 1687 abbrannte. Die Familie Grimani ließ auf ihre Kosten drei Theater bauen, und auf dem Privattheater des Pallastes Grimani wurde den 25. April 1569 i Pazzi amanti*) dargestellt, eine der ersten komischen Opern, deren die Geschichte erwähnt. Im Uebrigen hatten alle vornehmen venetianischen Familien Sinn für geistiges Leben und betrachteten es als eine Schuldigkeit ihrer hohen Stellung, die Künste zu beschützen, welche das Leben veredeln und verschönern. Ihre Palläste waren wahrhafte Akademien, wo die Malerei, die Dichtkunst, die dramatische Kunst und vor Allem die Musik zum Glanz des Daseins beitrug, den der Adel als ein Mittel zur Regierung des Staates betrachtete. Unter den eifrigsten Beschützern der Tonkunst, die immer so blühend in Venedig war, können wir Sebastian Michele anführen, als Freund des Pietro Aaron, als berühmten Verfasser des Toscanello della musica und Vorläufer Zarlino's in der Theorie des Contrapunktes; Cornaro, Bischof von Padua, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, der in die Kathedrale dieser Stadt die besten Sänger und Instrumentisten seiner Zeit zog; Veniero, der, um sich von der Gicht, die ihn quälte, zu zerstreuen, jeden Tag um sein Schmerzenslager eine

*) Die Erwähnung einer komischen Oper vom Jahre 1569 beruht wohl auf einem Irrthume. (Anmerk. d. Verf.)

brigata geschickter Musiker kommen ließ; ein andres Glied der Familie Cornaro, das als Gesandter zu Wien in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts Porpora und die Jugend Haydn's beschützte, Contarini, der auf seiner Villa zu Piazzola, ein reizendes Theater hatte, auf welchem man den ganzen Sommer Opern aufführte; endlich Andrea Erizzo, dessen köstliche Villa zu Pontelongo der Sammelplatz der bessern Dilettanten und der berühmtesten Virtuosen Italiens war.

Auch hatten die vornehmen venetianischen Familien die Sitte, einen Componisten in ihrem Dienste zu haben, der ihre Privatkapelle dirigiren und den Festlichkeiten vorstehen mußte, die sie häufig in ihren prachtvollen Pallästen gaben. Galuppi war der Organist der Familie Gritti gewesen; er war auch der Freund und Tischgenosse der Familie Grimani, die ihn als einen Pflegebefohlnen ihres Hauses betrachtete. Hatte doch sein Geburtstag den Vorwand zu der accademia abgegeben, die in wenig Tagen im Pallast Grimani statt finden, und bei welcher der Abbé Zamaria, der Galuppi sehr gut kannte, eine Lobrede auf den berühmten Meister vortragen sollte, den Venedig noch beweint. Hundert junge Mädchen aus den vier Musikschulen, l'Ospedaletto, i Mendicanti, gl'Incurabili, und der Pietá ausgewählt, mehrere Sänger und Instrumentisten der Kapelle zu St. Markus sollten unter der Leitung Bertoni's eine Auswahl der bessern Stücke Galuppi's vortragen. Die ganze vornehme Welt Venedigs, die Pisani, die Foscarini, Contarini, Balbi, Malipieri, Zustiniani, Cornaro Loredano, die Capello, berühmte Namen, die die lebende Geschichte der Republik sind, fanden sich in der Gesellschaft neben dem Bildhauer Canova, dem elegischen Dichter Lamberti, Mazzola, dem Verfasser des geistreichen Gedichtes i Capèi de Nina (die Haare der Nina), Francesco Gritti, dem Verfasser der reizenden Fabeln voller Heiterkeit und Feinheit, unter welchen sich namentlich la Briglia d'oro (der goldne Zaum) auszeichnet, Pietro Buratti,

einem anderen venetianischen Dichter, der nicht weniger vorzüglich und eben so heiter ist wie die vorhergehenden, von dem M. Perruchini in unsern Tagen beinahe die ganze Odyssee von concetti amorosi in Musik gesetzt hat.

Welch bezauberndes Schauspiel bot damals der Salon des Pallastes Grimani, mit so bedeutenden Persönlichkeiten und so schönen Damen angefüllt, die nachlässig hingegossen schwatzend lachten, mit dem Fächer spielten und hinter der beweglichen Maske der Kokettерie ihr Lächeln, ihre verliebten Blicke, ihre so ausdrucksvollen und verführerischen Mienen verbargen. Geburt, Geist, Kunst und Schönheit fanden sich in dieser Vereinigung der vornehmen Welt vertreten, in welcher Beata wie eine mystische Rose hervorragte, die Aller Blicke unwiderstehlich anzog und um sich herum einen Duft göttlicher Poesie verbreitete. Wer hätte damals behaupten wollen, wenn er diese belebten Gruppen, diese glänzenden gentildonne, diese schönen vornehmen Herren, diese Künstler, diese Dichter und diese sorglosen vom Leben berauschten Sänger sah, daß ein heftiger Schicksalsschlag bald die hundertjährige Barke umschlagen würde, die sie auf den azurblauen Wellen trug? Nur der alte Senator Zeno war es, der in einem Winkel des Salons, wo er von seiner Tochter und dem Chevalier Grimani umgeben saß, auf seiner ehrwürdigen Stirn den Ausdruck einer edlen Traurigkeit trug.

In einer der belebtesten Gruppen sah man, gleich einem blühenden Weißdornzweig mitten im frischen Gebüsch, das lange schwarze Haar einer jungen Frau sich hin und her bewegen, welche nach allen Seiten hin begierige und neugierige Blicke warf. Mit Blumen und Wohlgerüchen überladen, fiel ihr Haar in üppigen Flechten über einen starken wellenförmigen Hals herab, der mit einem leichten Flaum übersäet, ein heißes Blut verrieth. Ein Lächeln, das mehr der Ausdruck der Gesundheit und des Wohlseins als ein Zeichen boshaften Geistes war, schwebte auf ihren feuchten und stets halb geöffneten Lippen,

wie ein Sonnenstrahl auf den Tropfen des Morgenthaues. In ein brocatenes Gewand gekleidet, das mit heitern Mustern durchwirkt war, hielt sie in der Hand einen reichen Fächer, mit dem sie meisterhaft spielte, indem sie ihn geräuschvoll öffnete und schloß. Auf diesem Fächer, der ein Erzeugniß außerordentlicher Kunst war, sah man eine einem venetianischen Theaterstück entnommene Liebesscene dargestellt, in welcher eine gentildonna von einem Kreis von zerbinotti oder Stutzern umgeben war, die sie mit ihren lockenden Reden quälten. Diese junge Modedame, welcher Lorenzo bei seiner Ankunft in Venedig durch den Abbé Zamaria vorgestellt worden war, hieß Helene Badoer; sie war nur erst seit einigen Monaten verheirathet, aber ihr Gatte war vollständig hinter dem strahlenden Aufblühen seiner schönen Gattin verschwunden. Von mehr starkem als zartem Körperbau, mit zwei großen schwarzen feurigen und etwas unbescheidenen Augen, einem strahlenden Gesicht, in welchem nicht ein Schimmer von Sorge sich festsetzen konnte, mit prachtvollen Armen, die in eine weiße und runde Hand ausliefen, glich Helene Badoer jenem Typus venetianischer Frauen, wie man ihn in den Bildern von Titian und Paul Veronese dargestellt findet. Sie war ausgezeichnet in der Musik, besaß eine umfangreiche und sehr klangvolle Sopranstimme, sang aber mit mehr Feuer als Gefühl, und in ihren Bewegungen, in ihrer Geschmacksrichtung, in den naiven Aeußerungen ihrer Natur, drückte Helene Badoer Wohlbehagen und Zufriedenheit mit dem Dasein aus. Sie zwitscherte wie ein Vogel, und die gedämpften Sylben entfielen ihren Rosenlippen wie Honigtropfen, die man in einer goldnen Schale hätte sammeln mögen. Auch beantwortete sie die tausend liebenswürdigen Reden, die man an sie richtete, nur mit einigen unbedeutenden Worten, mit einem schwachen, in leichten Stößen sich wiederholenden Husten, der ihre klangreiche Brust ertönen und ihre wollüstigen Hüften erschüttern machte. Mehr leidenschaftlich als unterrichtet, und

weniger empfänglich für die Verführungen des Geistes, als für die der äußern Schönheit, konnte Helene Badoer keinen eleganten und wohlgebildeten Mann sehen, ohne ihn neugierig zu betrachten und zu beben, wie eine Blume beim Erwachen des Tages erzittert. Nicht daß die Sitten und die Aufführung dieser reizenden Creatur jemals der Gegenstand einer böswilligen Beobachtung gewesen wären; wenn sie kokett war, und die Macht ihrer Reize auf die Männer, welche sie beständig umgaben, auszuüben suchte, so war es von ihrer Seite weit weniger der Wunsch ein Liebesverhältniß anzuknüpfen, als das Bedürfniß, die Triebe ihrer galanten Natur zu befriedigen. Sie liebte die Welt und ihren berauschenden Strudel, sie liebte die Freuden und Feste des Lebens. Sie war eine leicht durch das Christenthum gemilderte Griechin, das heißt eine reine Venetianerin ohne einen fremden Blutstropfen. Lorenzo war von Helene Badoer bei seiner Ankunft in Venedig sehr gut aufgenommen worden. Durch den Abbé Zamaria vorgestellt, hatte er oft mit ihr Musik getrieben, sie am Klavier begleitet, und er fühlte sich ganz stolz durch die liebenswürdige Vertraulichkeit, mit der sie ihn behandelte. Mehreremale hatte er sich selbst soweit erkühnt, ihre kleine weiße Hand zu fassen und an seine Lippen zu drücken, die sie gern als Zeichen eines zärtlichen Ergusses auf seine Schulter legte, und wenn gleich dieser Beweis einer ehrfurchtsvollen Höflichkeit unter der feinern gebildeten Gesellschaft Venedigs üblich war, war es doch nichts desto weniger von Seiten Lorenzo's eine ziemlich bezeichnende Handlung frühzeitiger Emancipation. Helene Badoer diente Anfangs dazu, unsern Jüngling von seiner Liebe zu Beaten angenehm abzulenken, den Saft, der in der keuschen und einsamen Jugend überfließt, abzuleiten. Lorenzo hatte, seitdem er bei dem berühmten Pacchiarotti mit Vicentinen zusammengetroffen war, die schöne gentildonna ein wenig vernachlässigt. Daher sagte sie, als sie ihn im Pallast Grimani zum erstenmale seit ihrer Verheirathung

wiedersah, heiter scherzend zu ihm: „Signor Lorenzo, haben Sie etwa eine Opera buffa, oder eine Opera seria zu componiren, weil man Sie nicht mehr im Pallast Badoer sieht? Wie bös ist es, so seine Freunde zu verlassen und ihnen untreu zu werden"! fügte sie boshaft hinzu, indem sie ihre sehnsüchtigen Blicke auf Lorenzo warf, dessen Geistesgegenwart ziemlich verwirrt wurde. „Wenn Sie in diesen Tagen mich besucht hätten", fuhr sie fort, „hätte ich Sie gebeten, mit mir eine Arie von Galuppi durchzugehen, die ich heute Abend singen soll. Ich bin daher gezwungen gewesen, meine Zuflucht zu dem alten Grotto zu nehmen, der mich sehr mit seinen Klageliedern über den Verfall der Kunst gelangweilt hat. Alle diese alten Meister bilden sich ein, daß die gute Musik und die schöne Gesangskunst mit ihrer Jugend von der Erde verschwunden sei, und möchten, daß wir darum Leid trügen. Io me ne rido! was kümmern mich diese egoistischen Lamentationen, ich ziehe ihnen die von Lotti in Musik gesetzten vor, die man ein Mal des Jahres in St. Geminiano singt"! —

Ein schallendes Gelächter folgte diesem närrischen Einfalle der Helene Badoer, und erscholl aus der Gruppe der Schöngeister, welche sie umgaben, wie das Gezwitscher einer Schaar Vögel, die um einen blühenden Rosenstock flattern. Lorenzo stand auf Dornen, daß er diesem leeren Geschwätz sein Ohr leihen mußte, da sein ganzes Herz von Beata erfüllt war; die er vertraulich mit dem Chevalier Grimani sprechen sah. Er fürchtete überdieß zu hoch in der Gunst Helene Badoer angeschrieben zu scheinen, deren Character so verschieden von dem Beata's war. Auch hatten diese beiden Frauen nicht die geringste Neigung zu einander, und sahen sich nur in seltenen Zwischenräumen des Anstandes halber.

Ein großes Geräusch, welches sich plötzlich am äußersten Ende des Salons erhob, unterbrach dieses heitere Zwischenspiel und befreite Lorenzo aus seiner Verlegenheit: es waren die

jungen Zöglinge der verschiedenen Musikschulen, die eintraten und ihren Platz auf einer Erhöhung einnahmen, die man für diese Gelegenheit errichtet hatte. In eine sehr einfache Uniform gekleidet, welche das Institut anzeigte, dem sie angehörten, und unter dem Vortritte einer Ehrendame, die sie überwachte, setzten sie sich auf die mit Sammet beschlagenen, in Form eines Amphitheaters aufgestellten Bänke; zwei nicht sehr zahlreiche Orchester, eines aus den Instrumentisten der herzoglichen Kapelle, das andere aus jungen Mädchen gebildet, die Violine, Viola, Violoncello, Contrabaß und selbst mehrere Blasinstrumente spielten, waren vereinigt worden. Diese Orchester hatten ihren Platz mitten auf der Erhöhung, gegenüber Bertoni, der sie dirigirte. Unter den Zöglingen der Schule der Mendicanti, bemerkte man Vicentina, welche nicht Willens war, eine so schöne Gelegenheit vorübergehen zu lassen, sich mit Lorenzo zusammenzufinden, denn sie hatten sich seit jenem Tage von Murano nicht wiedergesehen. Grotto, Pacchiarotti und Furnaletto waren auch unter den Zuhörern dieser Akademie, die einem der begabtesten Talente der venetianischen Schule gewidmet war.

Der Componist, dessen Lobrede der Abbé Zamaria halten wollte, Baldassar G a l u p p i, genannt il Buranello, weil er auf der Insel Burano im Jahre 1703 geboren war, war der Schüler Lotti's; aber er ist nicht aus der Schule der Incurabili hervorgegangen, wie einige Biographen mit Unrecht angeben; denn die venetianischen Musikschulen nahmen nur Mädchen auf. Ganz jung noch versuchte er sich in der dramatischen Musik und zog die Aufmerksamkeit durch die Lebendigkeit und das Natürliche seiner glücklichen Erfindungsgabe auf sich. Nachdem er zum Kapellmeister der Kirche St. Markus ernannt worden war, wo er Saratelli im Jahre 1762 nachfolgte, ward er einige Jahre nach dem Tode des berühmten Lotti, seines Lehrers, Director der Schule der Incurabili. Seinem großen Rufe verdankt es Galuppi, daß er an den russischen Hof der Kaiserin

Katharina II. berufen ward. Nach der Rückkehr in sein Vaterland im Jahre 1768, verließ er dasselbe nicht wieder bis zu seinem Tode, der im Monat Januar 1785 erfolgte. Galuppi war ein lebhafter Mann voller Geist und Gemüth. Sein schlanker Wuchs, sein kleines, feines, weißes und knöchernes Gesicht stach unter seiner zahlreichen und schönen Familie hervor. Von den jungen Schülerinnen der Incurabili angebetet, von der vornehmen Welt gesucht, die er durch seine witzigen Einfälle und durch ein bewundernswürdiges Klavierspiel ergötzte; umgeben von Wohlstand und hoher Achtung sich erfreuend, lebte Galuppi glücklich bis in sein höchstes Alter die Heiterkeit, il brio und das Feuer bewahrend, das seine Compositionen characterisirt. Burney, der ihn zu Venedig im Jahre 1770 sah, spricht von ihm mit großer Theilnahme, und die Definition von guter Musik, welche er ihm beimißt, kann als characteristisch für den Genius Venedigs überhaupt angesehen werden: „Die gute Musik", sagte Galuppi, „besteht in Schönheit, Klarheit und guter Modulation"*). Ist es nicht ebenfalls Schönheit der Formen, Klarheit des Entwurfes, gute Modulation, das heißt Colorit, wodurch sich die Meisterwerke der venetianischen Malerschule auszeichnen?

Galuppi hat ernste Opern, Oratorien, verschiedene religiöse Musikstücke für die Kapelle von St. Marko und vor allem eine beträchtliche Anzahl komischer Opern geschrieben, in welcher Gattung seine lachende und leichte Einbildungskraft sich besonders wohl gefiel. Nicht als ob der Unterschied der Gattungen in den Werken Galuppi's streng festgehalten wäre, und der Styl seiner Oratorien und seiner ernsten Opern zum Beispiel sich sehr von dem seiner komischen Opern unterschiede; in seiner

---

*) Vaghezza, chiarezza e buona modulazione. Burney, Reisetagebuch, Tom. I. Seite 147 der deutschen Uebersetzung.
(Anmerk. d. Uebers.)

ganzen Musik herrscht vielmehr, wie in den Bildern Tiepolo's, seines Landsmannes und Zeitgenossen, eine Art hellen und lächelnden Lichtes, das nicht immer im Einklange mit der Würde des Gegenstandes steht. Uebrigens ist die Kunst, Uebergänge zu vermitteln und abwechselnd aus dem Ernsthaften in das Sanfte, und aus dem Gefälligen in das Ernste überzugehen, in den Künsten nur das Erbtheil einiger bevorzugten Genies. Das komische und das gemischte Genre war es also, was dem heitern Buranello, wie man ihn zu Venedig nannte, vorzugsweise gelang, und das darf nicht überraschen, da die Opera buffa um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Venedig so zu sagen entstand. Den Keim dazu kann man in den burlesken Madrigalen des Johannes Croce, genannt Chiozzotto, finden, der zu Ende des 16. Jahrhunderts lebte; ferner in dem Anfiparnasso o comedia armonica von Horazio Vecchi, vor Allem aber in der Oper, die wir schon erwähnt haben: I Pazzi amanti, die im Pallast Grimani im Jahre 1569 dargestellt wurde.

Als Director der Schule degl' Incurabili, deren schöne Kirche das Werk von Antonio da Ponte war, und die jetzt nicht mehr existirt, componirte Galuppi auf die lateinischen Textesworte des Pietro Chiari eine große Anzahl Oratorien, die vielen Beifall erhielten. Sein Oratorium Maria Magdalena zu 6 Stimmen, wurde von der Incurabili im Jahre 1763 aufgeführt, um als Einleitung zu dem berühmten Miserere von Hasse zu dienen, der gleichfalls zu Anfange des 18. Jahrhunderts Director dieser Schule gewesen war. Daniel in der Löwengrube wurde im Jahre 1773 aufgeführt. Galuppi hatte diese Composition in zwei Chöre getheilt, und man hob besonders den Gesang des in die Grube gefallenen Propheten hervor, der einen erschütternden und höchst dramatischen Gegensatz zu dem des Königs bildete. Das Jahr darauf, 1775, componirte er die „Drei hebräischen Knaben in der babylonischen Gefangenschaft", wo der Gesang der drei Hebräer den

Enthusiasmus der Zuhörer erregte. Das letzte Oratorium, das Galuppi für diese Schule schrieb, die einen so großen Ruf unter seiner Direction hatte, war „Moses auf der Rückkehr von dem Berge Sinai", das im Jahre 1776 aufgeführt wurde. Bei der Ankunft des Pabstes Pius VI. im Jahre 1783 sang man vor Seiner Heiligkeit bei den Incurabeln eine Cantate von Galuppi: Il Ritorno di Tobia, die Rückkehr des Tobias, deren italienische Worte von Gaspari herrührten. Lotti, Marcello und Galuppi sind die drei großen venetianischen Componisten des 18. Jahrhunderts.

Der Abbé Zamaria hielt seine Lobrede auf Galuppi unter häufigen enthusiastischen Beifallszurufen der Gesellschaft. Die höchste Billigung ward ihm vom Senator Zeno zu Theil, der zu ihm sagte: „Du hast mich bis zu Thränen gerührt, lieber Abbé, indem Du so würdig von einem Kinde und Ruhmeshelden Venedigs sprachst"! Hierauf sangen die jungen Mädchen der Schule im vollkommenen Zusammenwirken jenen Gesang der drei Hebräer, den wir so eben erwähnten. Sie waren in zwei Chöre eingetheilt, welche sich gegenseitig antworteten, und durch ein Recitativ wieder zusammengehalten wurden, das ursprünglich bei den Incurabeln von der Serafina, einer der bessern Schülerinnen Buranello's, mit ungeheurem Erfolge gesungen worden war. Hier war Vicentina mit dieser Parthie des biblischen Helden beauftragt und sie verfehlte nicht, sie mit großer Bravour und mit ausgesuchten portamenti zu verschönern, welche Pacchiarotti auf seinem Kunstkennerstuhle schaudern machten. „Poveretto me"! rief ganz leise der verzweiflungsvolle Sopraniste, indem er seine abgemagerten wie Pergament trockenen Hände zum Himmel erhob. Aber die Primadonna war mit Lorenzo zu sehr beschäftigt, den sie nicht einen Augenblick aus dem Gesicht verlor, um auf die Handbewegungen und bestürzten [illegible] welche Pacchiarotti mit seinem Nach[illegible]n. Er-

folge erringen und in dem Herzen ihres jungen Geliebten den Ehrgeiz anregen, ihr Schicksal und ihren Ruhm zu theilen.

Nachdem von den beiden Chören und Orchestern einige Ensemblestücke unter der Direction Bertoni's ausgeführt worden waren, bot der Abbé Zamaria, ganz aufgeräumt und voller Geschäftigkeit der schönen Badoer die Hand und ließ sie auf die Estrade steigen, indem er ihr ein mit blau und rosaseidenen Bändern verziertes Musikalienheft überreichte. Dieses Heft enthielt eine Sopranarie aus einer Opera buffa von Galuppi, la Calamità dei cuori (die Trübsal der Herzen), die voller Coloraturen und melodischer Läufer von geistreicher Erfindung war. Die Arie wurde durch das Orchester der jungen Mädchen begleitet, das aus den bessern Zöglingen della Pietà zusammengesetzt war und aus vier Instrumenten bestand, aus einem Contrabaß, einem Horn, einem Fagott und einem Oboe. Man mußte die brillante Stimme von Helene Badoer hören, wenn sie mit Leichtigkeit sich entwickelte und aus einem Orgelpunkt in den andern fiel, wie eine Fontaine klaren Wassers, das in seinen schäumenden Wellen tausend Farben spielt. Sie begleitete ihre Triller, ihre Scalen und funkelnden Arpeggio's mit kleinen Geberden, verliebten vezzi und tödtlich verwundenden Blicken, die mit dem etwas gewagten Geschmack der Texteswortte sehr gut in Harmonie standen:

Noi altre femine	Wir andern Frauen
Che siamo dritte	Die wir ehrlich sind
Vogliamo gli uomini	Wünschen die Männer
Un poco storti.	Ein wenig böse.
Per le consorti	Zu Ehegatten
Non suono boni,	Sind nicht gut
Quei dottoroni	Jene überklugen Doctores
Que fan zurlar.	Die mit sich scherzen lassen.

…dem Helene Badoer diese Arie sang, die in Venedig … populär war, wie die ganze Musik Galuppi's,

erregte sie die Heiterkeit der Gesellschaft, die bei gewissen komischen Passagen, deren Sinn sie durch eine ausdrucksvolle Geberde versinnlichte, in ein großes Gelächter ausbrach. Der Abbé Zamaria schaukelte sich auf seinem Stuhle, wie ein Seliger, indem er von Zeit zu Zeit ausrief: Brava, Delinda! Das war der Name der Person, welche in der Oper von Galuppi die fragliche Arie zu singen hatte. Der Abbé war so zufrieden mit der Vortragsweise, mit welcher Helene die Musik und den Geist Buranello's wiedergegeben hatte, daß er seine Ueberschlagskrägelchen zerknitterte und seine kleinen boshaften Augen auf eine so komische Weise rollen ließ, daß Grotto sich nicht enthalten konnte ganz laut zu rufen: „Meine Herren, betrachten Sie den Abbé ein wenig! Sehen Sie, wie er sich geberdet, und einen krummen Buckel macht, come un gatto amoroso (wie ein verliebter Kater)"! Bei diesem ächt venetianischen Witze eines alten Castraten, brach die Versammlung in ein schallendes Gelächter aus, und die allgemeine Heiterkeit erfaßte selbst Beaten, die bis jetzt den edlen Ernst ihrer Haltung bewahrt hatte.

Wüthend über den Erfolg, den Helene Badoer in Gegenwart Lorenzo's errungen hatte, schwang sich Vicentina mit Selbstgefühl auf den erhöhten Tritt und begann ebenfalls eine Arie aus einer andern Oper von Galuppi, il Mondo alla roversa, „die verkehrte Welt", zu singen. In einem nicht weniger verzierten Style als die vorhergehende, malte die Arie der Vicentina die Leiden der Liebe in allen Lagen des menschlichen Lebens und für alle empfindenden Wesen:

La pecora, la tortora	Schaafe, Turteltauben,
La passera, la lodola	Spatze, Nachtigallen
Amor fa giubilar.	Liebe macht sie jauchzen.

Diese letzten Worte wurden von der Sängerin mit einem Feuer und einer Fülle des Tones ausgedrückt, welche die Bewunderung der Zuhörerschaft erregte. Nach einem höchst brillanten

Duett für zwei Soprane, das Vicentina und Helene Badoer mit einander sangen, schloß die Akademie mit einem Quartett, das gleichfalls aus einer Oper von Galuppi entnommen war.

Als man den Pallast Grimani gegen ein Uhr des Morgens verließ, hatte sich ein großer Theil der Gesellschaft vereinigt, auf dem Markusplatz noch ein wenig spazieren zu gehen. Beata stieg mit dem Chevalier Grimani in die Gondel ihres Vaters und Lorenzo mit dem Abbé Zamaria in die der schönen Badoer, die während der Ueberfahrt von einer ausgelassenen Heiterkeit war. Nachdem sie auf der Piazetta angekommen waren, nahm Beata, nach Venedigs Sitte, den Arm des Chevalier und Lorenzo gab Helenen den seinigen, deren Gatte in einer andern Gruppe mit Vicentina, Grotto und Pacchiarotti sich befand. Der Abend war herrlich und der Markusplatz bot zu dieser vorgerückten Stunde der Nacht ein reizendes Schauspiel dar. Die Kaffeehäuser waren noch offen, die Casinis mit Gästen angefüllt, die Concerte noch im vollen Gange. Geplauder, tausend verschiedenartiges Geräusch und zahlreiche Scenen leichter Liebeshändel erheiterten dieses große Bild venetianischen Lebens, das sich alle Abende wiederholt, und alle Abende eine neue Anziehungskraft ausübt. Beata jedoch schien kummervoll mitten unter diesem taumelnden Haufen, wo sie keinen Freund sah, der ihr mit Rath beistehen und die Leiden ihrer Seele theilen konnte. Sie lieh den Gesprächen des Chevalier nur ein zerstreutes Ohr, der sie von den verschiedenen Verhältnissen der Gesellschaft und vor Allem von Helene Badoer unterhielt, deren Benehmen er tadelte, indem er über den Eifer scherzte, mit welchem sie den Arm des jungen Lorenzo erfaßt hatte. Diese boshafte Bemerkung des Chevalier machte das edle Mädchen zittern. Sie konnte sich einer Regung von Eifersucht nicht erwehren, von welcher die erhabensten Naturen nicht ausgenommen sind. Außerdem fürchtete sie, daß der Chevalier theilweise ihr Geheimniß errathen möchte und daß er schließlich den Grund

der Verzögerung merken würde, die sie ihrer Verbindung entgegensetzte. Zu dieser grausamen Verlegenheit, die ihr Leben vergiftete, kam noch der Verdruß, den Brief, den ihr Lorenzo geschrieben und der sie so tief bewegt hatte, nicht beantworten zu können. Sie hatte den ganzen Abend ihn unruhig beobachtet, indem sie sein Benehmen gegen die Vicentina belauschte, die sie nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verlor. Sie war glücklich, Lorenzo unempfindlich gegen die Lockungen der Primadonna zu sehen, und hätte gern durch ein Zeichen der Zufriedenheit diese mit Traurigkeit gemischte Zurückhaltung belohnt, die sie an ihrem Adoptivbruder bemerkte, und deren Ursache sie recht wohl kannte. Diese schweigende Ehrerbietung, welche ihr Lorenzo mitten unter so vielen Gegenständen der Zerstreuung gezollt, hatte ihrem Herzen geschmeichelt; so unmöglich ist es selbst der keuschesten Frau, dem Triebe ihrer Natur zu entrinnen, dem Triebe zu lieben und durch die Liebe, die sie einflößt, zu herrschen.

Nach einer Stunde Promenirens schlug der Chevalier Grimani der Gesellschaft vor, diese schöne Nacht auf Salvadego zuzubringen, einer berühmten Osteria, wo man vortrefflich zu Nacht speiste, und wo die höchsten Personen des Staates sich einzufinden pflegten. Die Einladung wurde vom Abbé Zamaria mit Eifer angenommen und durch ihn einigen Personen mitgetheilt, die der Akademie im Pallaste Grimani beigewohnt hatten. Eine Tafel für zwanzig Personen war bald in einem großen Saale gedeckt, der von Lampen erhellt ward, die an kleinen Körben mit Blumen hingen, durch welche der Schein des Lichtes gedämpft ward. Beata saß zwischen ihrem Vater und dem Chevalier, Lorenzo neben Helene Badoer und dem Dichter Lamberti, Vicentina zwischen Grotto und dem Abbé Zamaria, der in der Mitte der Tafel, gegenüber dem alten Senator Grimani und Pacchiarotti saß. Entfernter saß Canova an der Seite des Dichters Francesco Gritti. Wohlschmeckende Speisen,

leichte Pasteten mit feurigen Weinen begossen, und vor Allem Cypernwein, erhöhten bald die Stimmung der Gäste und bewirkten jene anständige Vertraulichkeit, die das größte Vergnügen der Tafel ist. Die Götter selbst vergaßen bei ihren Festen ihre unsterblichen Zänkereien.

„Ist es wahr, meine Herren", sagte ein Gast in bescheidenem Tone, „daß der erlauchte Prinz in Venedig angekommen ist, ein flüchtiger Bruder des Königs von Frankreich"?

Bestürzt über eine solche Frage, richtete Jedermann die Blicke auf den, der an einem öffentlichen Orte sie zu thun gewagt hatte. Es war Girolamo Dolfin, der Gatte Helenen Badoer's, der diesen Abend den Mund noch nicht geöffnet hatte, und dessen natürliche Schüchternheit einige Gläser Samoswein verscheucht hatten. Nach einem augenblicklichen Schweigen, in welchem jeder seinen Nachbar über die Schicklichkeit eines solchen Gegenstandes der Unterhaltung zu fragen schien, antwortete der Chevalier Grimani, „es ist sehr wahr, der Graf Artois ist seit einigen Tagen in Venedig angekommen, und die Republik schickt sich an ihn zu empfangen, wie sie ehemals seinen Vorfahren Heinrich III. mit den seinem Range und seinem Unglücke gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen hat".

„Aber", sagte ein anderer Sprecher, „die Dinge stehen also doch sehr schlecht in Frankreich, da ein Prinz von Geblüt einen Zufluchtsort in Italien zu suchen genöthigt ist"?

„Nicht Frankreich allein ist krank", antwortete der Senator Grimani, der Vater des Chevalier, „ganz Europa ist es, und Sie werden sehen, daß Italien nur mit Mühe den Zuckungen der umsturzdrohenden Ideen entgehen wird, die alle Länder durchkreisen".

„Ich trinke auf die Gesundheit der Republik", schrie der Abbé Zamaria, indem er ein Muranoglas, gefüllt mit köstlichem Wein von Zara in die Höhe hielt, „auf die Festigkeit ihrer Regierung, die sich durch Sophisten nicht täuschen läßt,

und auf unsern durchlauchtigsten Fürsten, Ludovico Manini, den einhundertundzwanzigsten Dogen, welcher die Ehre hat die Geschicke unseres Landes zu lenken, und welcher gewiß nicht der Letzte sein wird, der das herzogliche Horn*) trägt, und seinen Ring in das adriatische Meer wirft zum Zeichen ewiger Vermählung".

„Mag sein", antwortete mit einer tiefen und hohlen Stimme ein Gast, der bis dahin unbemerkt geblieben war. „Wenn aber die Republik beharrt, ihre Augen dem Lichte zu verschließen, und von den großen Bewegungen sich absondern will, die sich vorbereiten, und die vornehmlich die Ruhe Italiens bedrohen, könnte sie freilich den Künsten einer egoistischen, feigen und veralteten Politik unterliegen".

Der, welcher die Verwegenheit hatte, diese kühnen Worte auszusprechen, war ein Mitglied der Minorität des großen Rathes, ein vertrauter Freund von Francesco Pesaro, des muthigen Mannes, der die Republik zwingen wollte, die Schlafsucht einer gefährlichen Neutralität abzuschütteln. Ein stummes Staunen malte sich auf den Gesichtern Aller bei diesem gewagten Ausfalle auf die Regierung der Republik, und Jedermann wußte es dem Girolamo Dolfin Dank, der den Ideengang zu unterbrechen wagte, indem er sagte: „Man spricht auch von der nahen Ankunft der Königin Caroline von Neapel in unserer Lagunenstadt, und es sei nicht unmöglich, versichert man, daß ihr Bruder, der Kaiser Leopold, ihr bis Venedig entgegenkomme".

„Kennen Sie, meine Herren", rief der Fabeldichter Francesco Gritti, „die reizende Erzählung von Voltaire, Candide betitelt"?

„Ja, gewiß", antwortete der Abbé Zamaria, „sie birgt die tieffste Philosophie unter der anmuthigsten Hülle unnachahmlichen Witzes".

---

*) Die herzogliche goldene Krone in der Gestalt einer phrygischen Mütze mit einem Kranze von zwölf verschiedenen Edelsteinen.
(Anmerk. d. Uebers.)

„Nun wohl“, fügte Gritti hinzu, „es enthält dieses Meisterwerk feinen Spottes die Beschreibung eines Abendessens in einem Gasthaus Venedigs, dergleichen sich in unsern Tagen wohl wiederholen könnte. Vielleicht, daß jener arme König Theodorich, der nicht soviel hatte, um seine Zeche zu bezahlen, heutigen Tags nicht der Beklagenswertheste sein dürfte“.

„Ich glaube es wohl“, antwortete lebhaft der Abbé, der sich nicht enthalten konnte, eine Anspielung auf seine Lieblingskunst zu machen, „nicht alle Könige haben das Glück von einem Poeten wie Casti besungen und von einem Paesiello in Musik gesetzt zu werden“.

„Nein, nein, das Unglück dieser Zeit ist, daß es keine Kastraten mehr hat und senza castrati, ohne Kastraten ist Italien verloren, l'Italia è perduta“!

Bei dieser unglaublichen Naivität des alten Grotto, dem der Marasquino die Gedanken ein wenig verwirrt hatte, erhoben die Gäste ein wahrhaft homerisches Lachen. Grotto war in eine Art Verzückung gefallen; er gesticulirte, sprach ganz leise für sich hin und führte ein Selbstgespräch mitten in der allgemeinen Unterhaltung. Der Abbé Zamaria, der sich auf seinem Stuhle wie ein Toller wälzte, und der kein Mann war, eine so schöne Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, die Gemüther auf einen angenehmeren Gegenstand zu lenken, sagte zu ihm in dem ernsthaftesten Tone: „Ma, caro mio, es scheint mir, daß wir nicht so sehr zu beklagen sind, als Sie behaupten. Was meinen Sie dazu, Pacchiarotti“?

Diese boshafte Bemerkung des Abbé war nicht geeignet, die Heiterkeit der Gäste zu mäßigen, unter denen Vicentina und Helene Badoer sich vor Allen durch ihre ausgelassene Lustigkeit bemerkbar machten. „Hören Sie doch, meine Herren“, erwiederte Grotto, ohne aus der Fassung zu gerathen und seine fixe Idee verfolgend, „wenn man, wie ich, die bewundernswürdigsten Sopranisten gehört, die Italien hervorbrachte, wenn man

in dem vertraulichsten Umgange mit Farinelli gelebt hat, der beinahe in meinen Armen starb, wenn man Europa durchreist hat, und den Vortrag und die Art hat würdigen können, wodurch jeder dieser unvergleichlichen Virtuosen, die die Welt in Erstaunen setzten, sich auszeichnete, dann allein versteht man die ganze Tiefe des Uebels, in das wir verfallen sind! Ich berufe mich auf das Zeugniß des hier gegenwärtigen berühmten Pacchiarotti, des letzten Repräsentanten, der uns aus der großen Schule geblieben ist. Er sage, ob meine Befürchtungen übertrieben sind, und ob es nicht richtig ist einzugestehen, daß wir auf dem Punkte stehen, einen der schönsten Ansprüche auf Ruhm schwinden zu sehen, den Italien besitzt; denn der Pietät Italiens verdankt man diese bei ihrer Geburt dem Gotte des Gesanges geweihten Leviten".

„O mein theurer Grotto", rief der Abbé Zamaria mit lachendem, überströmendem Munde, „Ihr Ruhm ist älter als Sie glauben! Es ist schon in der Bibel die Rede von Ihren Vorfahren und wenn man einem Geschichtsschreiber glauben darf, so gab es deren schon am Hofe der Semiramis. Griechenland hat sie gekannt, und sie waren so zahlreich in Rom, daß sie häufig der Gegenstand der Gesetzgebung wurden. Ich könnte Ihnen selbst Verse von Horaz anführen, wo er ihnen sehr mitspielt. Man hat deren an der Spitze von Armeen, Schlachten gewinnen und das römische Kaiserreich regieren sehen, wie man denn auch versichert, daß unser Freund Farinelli Spanien regiert habe; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß der General Justinian, der glückliche Nebenbuhler Belisars, ebenso gut sang, als der Zögling Porpora's. So viel ist gewiß, daß gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, Sopranisten schon in die päpstliche Kapelle zugelassen wurden, und bald findet man deren auch in unsrer herzoglichen Kapelle zu St. Markus, in der St. Antoninkapelle und in mehreren Kapellen Europäischer Fürsten, unter welchen man vorzugsweise den Herzog

Albrecht V. von Baiern, den Beschützer Orlando Lasso's hervorheben muß, der zur Aufführung der Werke seines begünstigten Tonmeisters, des Zeitgenossen Palestrina's, acht Sopranisten in seinen Diensten hatte".

„Man lernt alle Tage bei Ihnen neue Dinge, Herr Abbé", antwortete Grotto, etwas bestürzt über eine ebenso beredte, als überfließende Gelehrsamkeit. „Meine Erinnerungen gehen nicht so weit zurück und bleiben bei Bernachi stehen, dem Schüler von Pistochi, der zu Bologna eine berühmte Gesangsschule gründete, wo mein Freund Farinelli auf einen furchtbaren Rivalen stieß".

„Aber wo in aller Welt und in welchem Jahre haben Sie Farinelli gekannt"? erwiederte der Abbé, von Neugierde gereizt.

„Zu London, im Jahre 1736, wo er siegreich mit seinem Meister Porpora gegen Händel und Senesino kämpfte, und dann zu Madrid, auf dem Gipfel des Glückes. Dann sah ich ihn zu Bologna einige Monate vor seinem Tode wieder, der ihn den 15. Juni 1782 überraschte und dessen Ursache Niemand besser kennt als ich".

„Per Bacco"! rief der Abbé, „er ist an seinen sieben und siebenzig Jahren selig entschlafen".

„Er ist am Ehrgeiz gestorben", sagte Pacchiarotti, „aus Verdruß, nicht mehr der Günstling des Königs von Spanien zu sein. Dieser große Mann hat die Schwäche gehabt, die Kunst, die ihm seinen Ruhm erwarb, über den vergänglichen Ehren eines Höflings zu vergessen. Er war auf seinen Titel Chevalier von Calatrava, welchen ihm die Königin von Spanien, die Gemahlin Ferdinands VI., verliehen hatte, stolzer, als darauf der außerordentlichste Sänger des 18. Jahrhunderts gewesen zu sein. Er verbrachte seine letzten Lebensjahre in tiefer Traurigkeit, und war mitten in einer fürstlichen Existenz von Verdruß gequält. Sein Mitschüler und Rival, Caffarelli,

hatte den besseren Takt, seinen allerdings übertriebenen Stolz in dem Erfolg seiner glänzenden Laufbahn zu suchen, und ich verzeihe ihm gern, daß er auf die Vorderseite eines kurze Zeit vor seinem Tode erbauten Pallastes jene ehrgeizige Inschrift setzen ließ: Amphion Thebas, ego domum".

„Was einen schlechten Spaßmacher", fügte der Abbé Zamaria hinzu, „zu der Bemerkung veranlaßte: Ille cum, tu sine".

„Ich verstehe nicht Latein", sagte Grotto, „aber das, was ich bestimmt weiß, ist, daß Farinelli an einem Herzenskummer gestorben ist"! ...

„Vor Liebe", erwiederte der unerschöpfliche Abbé.

„Ja", sagte Grotto mit einem gewissen Nachdruck, „mein berühmter Freund Farinelli ist einer traurigen Leidenschaft erlegen, die er für die junge, schöne Frau seines Neffen faßte, der sein Erbe war".

„O! questa è bella"! rief der Abbé, indem er sich auf seinem Stuhle rückwärts lehnte. „So ist es denn heraus, dieses schreckensvolle Geheimniß! Aber diese Geschichte muß voll Interesse sein, und ich bin sicher, daß die Gesellschaft mit Vergnügen die Erzählung einer ebenso keuschen als unglücklichen Liebe anhören würde".

„Ja, ganz sicher", sagte die schöne Badoer, „wir werden mit Theilnahme einer Geschichte zuhören, die so unterhaltend zu sein scheint".

„Erzählen Sie uns doch", fuhr der Abbé fort, „die Umstände, welche Sie in die Nähe dieses bewundernswürdigen Sängers brachten, der während fünfundzwanzig Jahren seines Lebens seine Talente verwendet hat, die Könige von Spanien, Philipp V. traurigen Andenkens, und seinen nicht weniger siechen Sohn, Ferdinand VI., einzuschläfern".

„Meine Herren", sagte Grotto, nachdem er seine Augen lange gerieben, wie ein Mann, der plötzlich aus dem Schlafe

erwacht und Mühe hat, den Faden seiner Gedanken wieder zu erfassen, „die Umstände, welche mich in Verbindung mit Carlo Broschi brachten, den die ganze Welt unter dem Namen Farinelli kennt, sind sehr einfach, und wenige Worte werden hinreichen, sie Ihnen auseinander zu setzen. Ich bin in einem Dorfe nahe bei Neapel — also in dem Vaterlande des Farinelli, Caffarelli, Gizzielo, Millico, Aprile — ich weiß nicht in welchem Monate des Jahres 1718 geboren. Ich bin der Sohn eines armen Vogelhändlers, der alle Wochen auf den Markt der Hauptstadt Amseln, Finken, Staare, Kanarienvögel und abgerichtete Stieglitze brachte. Meine Mutter hatte einen Traum, in welchem die Mutter Gottes ihr von der Höhe des Himmels erschien und ihr befahl, aus ihrem Sohn eine Nachtigall von vier Jahreszeiten zu machen, zur Ehre des Herrn. In frommer Verehrung der heiligen Jungfrau Maria gehorchte meine Mutter und zückte, nach dem Beispiele des Patriarchen Abraham über der Frucht ihrer Lenden das Schwert, ohne daß ein Engel vom Himmel dieses Mal kam, das Opfer zu hindern".

„Bravo"! sagte der Abbé Zamaria; „schönes biblisches Bild"!

„So wurde ich ein Sopranist und in dem Alter von elf Jahren trat ich in das Conservatorium zu St. Onofrio in Neapel ein, das damals von Leo, berühmten und gepriesenen Andenkens, dirigirt ward. Daselbst lernte ich Musik und Composition, und studirte Gesangskunst unter Domenico Gizzi, welcher der Lehrer Giachino Conti's gewesen war, desselben der nachher unter dem Namen Gizzielo so berühmt wurde. Nach fünfjähriger Klausur und Studienzeit ging ich, indem ich die Hoffnungen meiner Mutter, die mich in eine Kapelle thun wollte, vereitelte, auf das Theater, und trat auf dem Theater St. Bartolomeo in der Oper von Pergolese, Adrian in Syrien, zum erstenmale auf. Ich gab eine Frauenrolle, aber trotz der teufelmäßigen Schönheit, mit welcher ich begabt war,

denn ich zählte kaum 16 Jahr, fand man doch meine Nase zu dick, um eine Kokette vorzustellen, die einen römischen Kaiser an ihre Füße ketten sollte".

Bei dieser naiven Erzählung brach Vicentina in lautes Lachen aus, indem sie schrie: „Ach, Maestro, wie schön müssen Sie in dem reichen Kostüme einer orientalischen Prinzessin ausgesehen haben"!

Nach einigen mehr oder weniger glücklichen Ausfällen fuhr Grotto ohne aus der Fassung zu gerathen fort: „Ich verließ Neapel, zwei Tage nach dem Tode des Pergolese, dessen zarter, melodischer Geist zu Puzzuoli den 16. März 1736 entfloh. Ich ging nach Rom, wo ich mich in einer Oper von Orlandini, Ercole amante, versuchte, indem ich zum erstenmale da primo musico sang. Ich stellte den Sohn Jupiters und Alkmenens dar; aber in einer Hauptscene, in der ich meine Freunde aufzufordern hatte, meine Arbeiten zu theilen, blieb ich stecken ... und konnte die Phrase nicht vollenden: Gefährten des Alcides, habet ihr Muth? Da man mich mit weit geöffnetem Munde, zitternd und stumm sah, überschüttete das Publikum mich mit grausamen Spötteleien und schrie: „Ja, ja, wir haben Muth, Dich zu hören, verliebter kleiner Hercules"! Ich floh erschrocken von der Bühne, und ging denselben Abend noch nach England. Ich kam nach London im Laufe des Jahres 1736 und stellte mich unverzüglich dem Farinelli vor, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte. Er empfing mich mit Güte und ermuthigte mich mit seinem Rath und seiner Börse, denn er war nicht weniger freigebig als erhaben in seiner Kunst. Es ist wahr, daß er fabelhafte Summen erwarb, und daß er wahrhaft der Abgott Englands war. Man überhäufte ihn mit Geschenken und die höchsten Personen stritten sich um die Ehre ihn in ihren Pallästen zu sehen. Er mußte oft bei Hofe singen, wo die Prinzessinnen der königlichen Familie nicht verschmähten, ihn am Klavier zu begleiten. Um eine Idee von dem Enthusiasmus

zu geben, den Farinelli während der zwei Jahre erregte, die er von 1734 bis 1736 in dieser Stadt verweilte, wird es hinreichen das Wort anzuführen, welches ein Engländer mit lauter vernehmlicher Stimme während einer Vorstellung des Artaxerxes von Hasse aussprach: „Es giebt nur einen Gott und einen Farinelli"!

Er zählte damals einunddreißig Jahr, da er zu Neapel den 25. Januar 1705 geboren war. Von einem reizenden Aeußern, groß, schlank, voller Anmuth und Adel erhöhte seine Erscheinung den Zauber einer der schönsten Sopranstimmen, die je existirt haben. Sie hatte einen Umfang von beinahe drei Octaven von dem untern c bis zu seinem gleichnamigen höchsten Tone, und diese ungeheure Reihenfolge von Tönen, so rein wie Crystall, war von einer vollkommenen Gleichheit. Jede Schwierigkeit, jede Kunst der Vocalisation war ihm möglich; er führte die holprigsten und verwickeltsten Gänge mit Lächeln auf den Lippen aus, und ohne daß sein schönes Gesicht jemals eine Anstrengung verrieth. Sein Triller war klar und rund wie der der Lerche, und sein Athem so lang und mächtig, daß kein Instrumentist mit ihm wetteifern konnte. Alle Welt weiß, daß, als Farinelli im Jahre 1722 zu Rom in einer Oper seines Lehrers Porpora auftrat, er gegen einen sehr berühmten deutschen Trompeter einen Sturm aushielt in einer Weise, welche den Enthusiasmus jenes gallsüchtigen und eigensinnigen Publikums erregte, über welches ich meiner Seits so zu klagen habe. In einer mit obligater Trompete begleiteten Arie, die Porpora ausdrücklich für diesen Zweck componirt hatte, befand sich ein Orgelpunkt auf einer Culminationsnote, welche er, nachdem er sie erfaßt hatte, unmerklich anschwellen ließ, und nachdem sie von der Trompete lange Zeit ausgehalten worden, nahm der Sänger dieselbe wieder mit so viel Anmuth, Glanz und Lebendigkeit auf, daß nach neuen Anstrengungen der Instrumentist

sich für besiegt erklären mußte*). Porpora verschaffte seinem geliebten Schüler noch einen Triumph dieser Art bei seinem ersten Auftreten in London im Jahre 1734, wo er nicht allein Senesino und Carestini, den von Händel begünstigten Sänger, sondern auch die Cuzzoni und die köstliche Faustina verdunkelte. Zu diesen Gaben der Natur, zu diesen wunderbaren Bravourleistungen einer unvergleichlichen Kehle, worin er nur von Caffarelli übertroffen wurde, fügte er ein außerordentliches Gefühl, einen so reinen Geschmack und einen so erhabenen Vortrag, daß nur Pacchiarotti heut zu Tage ihm in diesem geistigen Theile der Gesangskunst gleich kommen würde. „Ach! meine Herren", rief Grotto mit Bewegung, indem er sich die Stirn mit seinen beiden Händen schlug, um unauslöschliche Erinnerungen daraus hervorquellen zu lassen, „man mußte ihn die zwei Arien von Hasse singen hören, Pallido è il sole und Per questo dolce amplesso*), die der König von Spanien, Philipp V., sich alle Abende vorsingen ließ, um eine Idee von diesem bewundernswürdigen Gesangskünstler zu bekommen, der die Engel im Himmel ergötzt haben würde! — Der dramatischen Laufbahn überdrüßig, zu der ich mich nicht mehr berufen fühlte, nahm ich den Vorschlag, den mir Farinelli machte, ihm in der Eigenschaft eines Accompagnateur nach Spanien zu folgen, eifrigst an; denn wiewohl er ein recht geschickter Klavierspieler war, so mochte er sich doch nicht selbst öffentlich begleiten. Wir kamen in den letzten Tagen des Jahres 1736 in Paris an. Farinelli wurde alsbald an den Hof nach Versailles befohlen, wo er vor dem Könige Ludwig XV. sang, der von seinem Talent so in

---

*) Die ganze Erzählung findet sich ausführlich in Burney's Reisetagebuch Tom. I., Seite 153 der deutschen Uebersetzung, Hamburg 1772. (Anmerk. d. Uebers.)

**) Beide Arien sind aus der Oper Artaxerxes. (Anmerk. d. Uebers.)

Verwunderung gesetzt war, daß er ihm zum Zeichen seiner Zufriedenheit sein reich mit Diamanten besetztes Portrait überschickte. Vierzehn Jahre nachher, im Jahre 1750, wurde Caffarelli durch die Dauphine, eine sächsische Princessin, welche für Musik leidenschaftlich eingenommen war, ebenfalls nach Paris gerufen; er sang mehreremale in dem Concert spirituel, mit nicht weniger Erfolg als sein Rival Farinelli, aber er führte sich mit weniger Bescheidenheit und Klugheit auf. Verletzt, von Seiten Louis XV. nur eine einfache goldene Dose erhalten zu haben, sagte der stolze Sänger zu dem mit der Ueberbringung dieses Geschenkes beauftragten Edelmanne: „Wie! der König von Frankreich hat nichts besseres mir zu geben? Wenn man nur wenigstens sein Portrait hinzugefügt hätte"! — „Mein Herr", erwiderte der Ueberbringer, „Se. Majestät verleiht das Geschenk seines Portraits nur den Gesandten"! — „Aus allen Gesandten der Welt", entgegnete der Schüler Porpora's, „würde man nicht einen Caffarelli machen"! — Als dieser Zug dem Könige Ludwig XV. hinterbracht wurde, amüsirte er sich sehr darüber. Allein die Dauphine, strenger gesinnt, befahl den Sänger in ihre Gemächer, und nachdem sie ihm einen reichen Diamant gegeben hatte, überreichte sie ihm einen Paß mit den Worten: „Er ist vom Könige unterzeichnet und nur auf 10 Tage gültig, ich rathe Ihnen, davon Gebrauch zu machen". Caffarelli mußte Paris eiliger verlassen, als er gewollt hatte.

Nach einigen Monaten Aufenthalts in der Hauptstadt Frankreichs, reisten wir nach Spanien, nicht ohne mehrere Male in der Königl. Akademie der Musik gewesen zu sein, wo wir eine barbarische Oper eines gewissen Rameau, Castor und Pollux, glaube ich, und eine vermeintliche Sängerin, Mademoiselle Fel, hörten, die ihre Liebe ausschrie, als wenn man sie lebendig geschunden hätte. „Retten wir uns", sagte Farinelli lachend zu mir, „denn es muß Feuer im Hause sein". Zu Madrid angekommen, wo er nur eine

Saison bleiben sollte, wurde Farinelli 25 Jahr lang durch die wunderbarste Gunst, die die Geschichte kennt, festgehalten.

„Ich möchte Ihnen nicht, meine Herren", sagte Grotto, nachdem er eine starke Prise Tabak eingesogen hatte, „erzählen, was ganz Europa kennt, durch welches Zusammentreffen von Umständen Farinelli ein Werkzeug der Politik ward. Alle Welt weiß, daß König Philipp V. von Spanien, in den letzten Jahren seines Lebens von einer an Wahnsinn grenzenden Schwermuth heimgesucht wurde, welche ihn zu Geschäften untauglich machte. Da die Königin Elisabeth von Parma, jene ehrgeizige Fürstin, welche der listige Alberoni ihn in zweiter Ehe hatte heirathen lassen, nicht mehr wußte, wie sie die Apathie ihres traurigen Gemahles besiegen sollte, dessen Launen sie in dem geheimen Kabinet so wohl bestrafte, nahm sie ihre Zuflucht zu Farinelli. Sie ließ ein Concert in den Gemächern des Königs veranstalten, in welchem der liebenswürdige Sopranist mehrere Stücke in einem zärtlichen Character sang, die diesen neuen Saul aus dem Geschlechte Ludwigs des XIV. bis zu Thränen rührten. Er erhob sich wie aus einem langen Schlafe, überhäufte seinen jungen David mit Liebkosungen, ließ sich seinen Bart wieder scheeren und nahm seinen Platz im Staatsrathe wieder ein. Unter Ferdinand VI., der die Krone seines Vaters nebst seinen Schwachheiten geerbt hatte, wurde Farinelli eine so wichtige Person, daß er beinahe die Gewalt eines Premierministers hatte. Unter ganz ähnlichen Umständen, wie die, wodurch er die Gunst Philipps V. gewonnen hatte, ward Farinelli zum Ritter von Calatrava erhoben und erlangte nun einen Einfluß über den neuen König, der sich selbst auf Staatsangelegenheiten ausdehnte. Als Spender aller Gnadenbezeigungen, mit Ehren und Reichthümern überhäuft, sah er sich von den Großen des Reichs, von den Hidalgos und von den schönsten Frauen des Königsreichs geschmeichelt. Der Minister La Ensenada traf keine Maßregel, ohne ihn um Rath zu fragen. Um eine Idee von

der Gunst zu geben, die er am spanischen Hofe genoß, reicht es hin, zu wissen, daß Maria Theresia ihm mit ihrer eigenen Hand einen Brief schrieb, den ich gelesen habe, und der sehr schmeichelhaft war".

„Ich kann die Wahrheit dieser Thatsache bezeugen", sagte der Senator Grimani. „Ich befand mich um das Jahr 1762 zu Wien in der Eigenschaft eines Gesandtschaftssecretairs, und hörte eines Abends im Hofzirkel, wie die Kaiserin Maria Theresia dem Vorwurfe begegnete, den man ihr darüber machte, daß sie einen Briefwechsel mit der Madame Pompadour unterhielt: „Ach! meine Herren, die Politik hat grausame Nothwendigkeiten; ich habe auch an Farinelli geschrieben"!

„Man muß übrigens", erwiderte Grotto, „zu seinen Gunsten sagen, daß er dieses ungeahnte Glück mit Ruhe und großer Bescheidenheit ertrug. Er war freigebig, beschützte das unbekannte Verdienst, und hat nie sein Ansehen dazu benutzt, Beleidigungen zu rächen, deren Gegenstand er häufig war. Als Generaldirector des Theaters und der Festlichkeiten im Pallaste zu Buen=Retiro, ließ er die bedeutendsten Künstler, wie Gizzielo und die Mingotti, nach Madrid kommen, ohne jemals einen Schatten von Eifersucht zu zeigen. Nur war Farinelli äußerst streng gegen die Virtuosen, die er unter seiner Gewalt hatte. Er hatte ihnen ausdrücklich verboten, außerhalb der Hofconcerte zu singen, und verlangte sogar, daß sie die Fenster des Zimmers verstopfen ließen, in welchem sie ihre Rollen einstudirten. Eines Tages trieb er die Strenge in dieser Beziehung soweit, daß er einer vornehmen Dame, die sich in interessanten Umständen befand, die Erlaubniß verweigerte, die Mingotti in ihrem eigenen Zimmer zu hören. Es bedurfte eines besondern Befehles vom König, dieses Hinderniß zu heben *). Wer kennt

*) Siehe: Burney, Reisetagebuch, Tom. II., Seite 111.
(Anmerk. d. Uebers.)

nicht die Anecdote von jenem gesangsliebenden Schneider, der statt der Bezahlung für einen prächtigen Anzug, den er ihm brachte, nur um das Vergnügen bat, ein einziges Mal den bewunderungswürdigen Sopranisten singen zu hören? Nachdem dieser dem Wunsche jenes braven Mannes Genüge geleistet hatte, übergab er ihm eine Börse, die das Doppelte der Summe enthielt, die der Anzug kosten sollte, indem er zu ihm sagte, um einer abschläglichen Antwort zu begegnen: „Ich habe Ihnen nachgegeben, es ist billig, daß Sie mir auch wiederum nachgeben"! —

„Wegen einer Krankheit, welche meine Mutter befallen, nach Neapel zurückgerufen, wohnte ich der Einweihung des Theaters St. Carlo bei, die den 4. November 1737, am Geburtstage des Königs Karl VII., des nachherigen Karls III. von Spanien, statt fand. Das war ein prächtiges Schauspiel. Dieses Theater, das schönste und größte Theater Europa's, war nach dem Plane des Architecten Madrano im Monat März desselben Jahres begonnen, und im Monat October unter der Leitung eines gewissen Angelo Carasale vollendet worden, dessen Glück und Unglück es werden sollte. Der König, bei seinem Eintreten in den Saal von Verwunderung geblendet, rief den Architecten und legte zum Zeichen seines hohen Wohlgefallens die Hand auf seine Schulter: „Ich bedaure nur", sagte der König zu Carasale, „daß das Theater nicht in directer Verbindung mit meinem Pallaste steht: Wenn es möglich wäre einen innern Gang herzustellen, so würde das weit bequemer für mich und meine Familie sein". Carasale verschwand, seinen Kopf neigend. Nach der Vorstellung näherte er sich dem Könige und sagte: „Sire, Euer Majestät Wunsch ist erfüllt! Eure Majestät können jetzt in den Pallast zurückkehren ohne aus dem Theater zu gehen". In dem Zeitraume von drei Stunden, welche die Vorstellung gedauert, hatte der Architect große Mauern niederreißen, eine Treppe improvisiren und mit reichen Teppichen belegen

lassen. Acht Tage lang bildete dieser Vorfall den Gegenstand aller Unterhaltung, was nicht hinderte, daß der arme Carasale einige Zeit nachher im Castell St. Elmo eingekerkert wurde, wo er unter der falschen Beschuldigung eines Cassendiebstahles starb *). Im Jahre 1744 wohnte ich in demselben Theater St. Carlo einer andern ebenso interessanten Feierlichkeit bei. Der König, um den Sieg von Velletri zu feiern, den er über die vom Prinzen Lobkowitz befehligten Kaiserlichen davongetragen, hatte Caffarelli und Gizzielo nach Neapel kommen lassen. Nie hatten diese beiden großen Gesangskünstler zusammen gesungen, denn der eine um elf Jahre älter, als der andere, da er zu Bari den 16. April 1703 geboren war, während Gizzielo das Lebenslicht zu Arpino den 18. Januar 1714 erblickte, war schon in ganz Europa berühmt, und erkannte nur seinen Mitschüler Farinelli als Rivalen an. Auch war ihr Zusammenwirken in einer Oper von Pergolese, Achilles auf Scyros, ein Ereigniß in der Geschichte der Gesangskunst. Caffarelli, der die heroische Person des Achilles gab, hatte eine Bravourarie zu singen, die den Beifall des Publikums erregte, als Gizzielo in dem Costüme des listigen Ulysses erschien.

„Nicht übel", erwiderte der Abbé Zamaria, „Per Bacco, Sie haben also den Homer gelesen, mein theurer Grotto"?

„Zitternd wie ein Vogel beim Nahen eines Geiers", fuhr der alte Sopranist fort, „befahl sich Gizzielo innerlich der Jungfrau Maria, und gelobte ihr eine Thränenvase von dem feinsten Silber zu opfern, wenn er gesund und wohlbehalten aus diesem so schrecklichen Kampfe hervorgehen würde. Er fing mit einer bewegten Stimme an, dann durch einiges Beifallsgemurmel ermuthigt, kräftigte er sich und brachte die süßesten

*) Siehe Coletta, Geschichte des Königreiches Neapel. Das Theater St. Carlo mit den schönen Malereien von Nicolini brannte 1816 ab und wurde unmittelbar nachher auf Befehl Königs Ferdinand IV., Sohnes Karls VII. von Neapel, wieder aufgebaut. (Anmerk. d. Verf.)

Töne mit einem so pathetischen und rührenden Vortrage hervor, daß der Saal von rauschenden Beifallsbezeigungen erdröhnte. Der Sieg blieb unentschieden zwischen der berauschenden Beweglichkeit, welche vorzugsweise die Art Caffarelli's characterisirte, und der mit Zartheit gemischten Anmuth, welche das Theil Gizzielo's war".

„Das ist beinahe meine Geschichte mit der Gabrielli, welche Sie da erzählt haben", unterbrach ihn Pacchiarotti. „Als ich im Jahre 1777 zum erstenmale in Venedig mit dieser mächtigen und fantastischen Sängerin zusammentraf, welche durch so viel Züge der Aehnlichkeit an Caffarelli erinnert, hielt ich mich für verloren. Poveretto me, rief ich, questo è un portento! Das ist ein Wunder! Ich verdankte mein Heil unter diesen Umständen nur einem kleinen Grad von Gefühl, dessen die Gabrielli vollständig entbehrte".

„Ich sah Gizzielo zu Madrid wieder", fuhr Grotto fort, „wohin er im Jahre 1749 durch meinen Freund Farinelli gerufen wurde. Die Unterweisungen des Schülers von Porpora vervollkommneten seinen Geschmack und ich werde nie in meinem Leben die Art vergessen, in welcher er eine Arie aus Didone abbandonata sang, die Vinci für ihn in Rom im Jahre 1730 componirt hatte, sowie auch ein anderes wunderschönes Stück aus dem Artaxerxes von demselben Componisten:

E pour sono innocente ...

in welchem Gizzielo seine Zuhörerschaft zum Weinen brachte. An den Hof nach Lissabon berufen, wo er schon einmal im Jahre 1743 gewesen war, blieb er daselbst bis zum Jahre 1754. Von dem Könige von Portugal mit Reichthümern überhäuft, zog sich Gizzielo nach Rom zurück, wo er beinahe in der Blüthe seines Alters starb *).

---

*) Gretry, der sich damals in Rom befand, sagt in seinen Memoiren Seite 116. „Ein berühmter Sänger den ich in Rom gesehen

Farinelli mußte im Jahre 1761 kurze Zeit nach dem Tode Ferdinand VI. Spanien ebenfalls verlassen. Karl III., indem er diesen großen Virtuosen mit einer beträchtlichen Pension verabschiedete, gab ihm das Zeugniß, daß er mit Bescheidenheit sich der Gunst bedient habe, mit welcher seine Vorgänger ihn beehrten. Er hatte, glaube ich, Befehl, sich nach Bologna zurückzuziehen, in jene gelehrte und friedfertige Stadt, wo er dreißig Jahre vorher mit Bernachi zusammengetroffen war, dessen Beispiel und weise Rathschläge einen so großen Einfluß auf seine künstlerische Laufbahn gehabt hatten. Außer Porpora, der seine Kindheit geleitet hatte, erwies er sich nur zwei Männern gern dankbar, die zur Reinigung seines Geschmackes und seines Vortrages das Meiste beigetragen hatten, nämlich dem Kaiser Karl VI. und dem Sänger B e r n a c h i. Zurückgezogen in eine schöne Wohnung, die er sich eine Meile von Bologna hatte erbauen lassen, umgeben von seiner Schwester und deren Kindern, die er leidenschaftlich liebte, lebte er daselbst auf prächtigem Fuße, indem er die Gastfreundschaft eines vornehmen Herrn ausübte. Er empfing zahlreiche Gesellschaften und nicht ein Reisender von Bedeutung kam nach Bologna, ohne den Wunsch zu hegen, ihm vorgestellt zu werden. Seine Zimmer waren mit einer großen Anzahl Clavecins angefüllt, von denen jedes den Namen eines berühmten Malers trug. Bald spielte er auf dem Raphael Urbino, bald auf Titian, Guido, oder auf dem Correggio. Oefter noch sang er, indem er sich auf der Viola d'amore begleitete. Unter den bemerkenswerthen Gemälden, die er besaß, befand sich eines von seinem Freunde Amiconi, in welchem der Künstler in einer Composition voller Anmuth die Portraits Farinelli's, Metastasio's, der Faustina und des Malers

habe, Gizzielo, schickte seinen Stimmer in die Häuser, wo er seine Kunst zeigen wollte, nicht allein aus Furcht, daß das Clavecin zu hoch gestimmt sein möchte, sondern auch wegen der Reinheit der Töne".
(Anmerk. d. Verf.)

Amiconi selbst zusammengestellt hatte. Seine Unterhaltung war reich an seltenen Anecdoten über die großen Persönlichkeiten, denen er nahe getreten war, und belustigte die Besucher und Gäste, die er beständig an seiner Tafel sah. Er sprach gern von seinem Aufenthalte in England, wo er viele hochgestellte Männer gekannt hatte, besonders Lord Chesterfield. Eines Tages hörte ich ihn die so oft erwähnte Thatsache seiner Zusammenkunft mit Senesino bestätigen. Da der eine am Theater Händels, der andere am Theater Porporas engagirt war, so hatten beide berühmte Virtuosen die Gelegenheit nicht finden können, sich zu hören, als, ich weiß nicht mehr bei welcher außerordentlichen Vorstellung, sie in einer für diesen Zweck zusammengestellten Scene persönlich sich gegenüber standen*). Senesino stellte einen wüthenden und unversöhnlichen Tyrannen vor und Farinelli einen mit Ketten beladenen Gefangenen. Sich seinem Unterdrücker demüthig nahend, sang Farinelli eine so rührende Arie, und mit einer so reinen Stimme, daß Senesino, den Character seiner Rolle ganz vergessend, seinen Nebenbuhler unter den Beifallszeichen eines berauschten Publikums zu umarmen eilte.

„Unter den Reisenden vom Stande, die ich bei Farinelli gesehen habe, muß ich die Churfürstin von Sachsen erwähnen, die ganz ausdrücklich nach Italien gekommen war, um den unvergleichlichen Sopranisten zu sehen und zu hören. Es war glaube ich im Jahre 1772. Nach einem glänzenden Frühstück, welches er der Fürstin gegeben hatte, setzte er sich an das Clavier, und sang mit einer vom Alter geschwächten Stimme die so berühmte Arie von Hasse:

Solitario bosco ombroso: ...

in einem so großartigen Vortrage, daß die Fürstin nicht weniger gerührt als es Senesino gewesen war, sich in seine Arme

---

*) Siehe: Burney, Tagebuch einer musikalischen Reise, Tom. I., Seite 162, deutsche Uebersetzung; Hamburg 1772. (Anm. d. Uebers.)

warf und mit Erregung ausrief: Ach, ich sterbe jetzt zufrieden, seitdem ich das Glück gehabt habe, Euch zu hören"! —

„Ach"! fuhr Grotto fort, indem er einen Seufzer ausstieß, „Ruhm, Glück, die Freundschaft des Pater Martini, die Achtung in der er stand, die Verehrung, die ich für ihn hegte, konnten nicht verhindern, daß dieser große Mann sein Dasein auf eine traurige Weise endete. Er, der so vollkommen glücklich bis dahin gelebt hatte, konnte sich nicht trösten, den spanischen Hof meiden zu müssen, von welchem er nie sprach, ohne wie ein Kind zu weinen. Fügen Sie zu diesem großen Schmerze eines großen Falles die traurige Leidenschaft hinzu, welche ihm die Frau seines Neffen einflößte, so werden Sie eine Idee von der Bitterkeit seiner letzten Jahre haben. Diese junge schöne und bevorzugte Frau aus einer der edelsten Familien in Bologna, wies mit Geringschätzung das Gefühl zurück, welches Farinelli für sie empfand. Er, den in seiner Jugend, ich kann es bezeugen, die vornehmsten Damen Europas gesucht und angebetet hatten, sagte mir eines Tages in einem verzweiflungsvollen Tone: „Ich würde mein Glück, mein Leben und selbst meinen Antheil am Paradiese für einige mit Lucinden verbrachte Tage des Glückes dahingeben": Er sang ihr mit einer zitternden Stimme die rührendsten Stücke seines Repertoirs vor, ohne ihre Härte erweichen zu können. Endlich vergaß er sich soweit, seinen Neffen zu entfernen und sich zum eifersüchtigen Beschützer und Tyrannen einer jungen Frau zu machen, deren Stolz sein Leben gewiß vergiftet und verkürzt hat".

„Man könnte auf diesen armen Farinelli", antwortete der Abbé Zamaria, „jene beiden Verse von Ariost anwenden:

Che la cagion del suo caso impio e tristo,
Tutto venia per aver troppo visto,

was ungefähr besagen will: Allzuviel Erfahrung schadet dem Glück".

„Ich besitze einen sehr schönen Kupferstich von Amiconi", sagte Canova, „auf welchem Farinelli mitten in einer Säulenhalle sitzend dargestellt ist, um seine Füße eine Gruppe kleiner Liebesgötter, die um ihn herum singen und allerlei Muthwillen treiben. Eine Muse setzt ihm eine Krone auf das Haupt, während man im Hintergrunde des Bildes die Fama bemerkt, die sich über einer Wolke erhebt, um die Ankunft eines großen Künstlers anzudeuten. Farinelli hält in der Hand eine Rosenguirlande, deren Frische er bewundert, und zum Fuße des Stiches, der zu London veröffentlicht wurde, steht der Vers aus der Aeneide von Virgil:

Primam merui qui laude coronam.

„Meine Herren", fuhr Gritto mit einer gewissen Würde fort, „Farinelli und Caffarelli, dessen eigentlicher Name Majorano war, sind, wie Sie ohne Zweifel wissen, die beiden bewundernswürdigsten Sänger gewesen, die Italien hervorgebracht hat, das gleichwohl so fruchtbar an ähnlichen Wundern ist. In ein und demselben Lande geboren, der eine zu Neapel im Jahre 1705, der andere zu Bari im Jahre 1703, beide Schüler von Porpora, den sie im Elend gelassen haben, haben sie beinahe ein Jahrhundert gelebt und sind reich und ruhmgekrönt gestorben, mein Freund im Jahre 1782, und Caffarelli das Jahr darauf, in seinem Herzogthum Santo Dorato. Alle beide mit angenehmen Aeußern und einer umfangreichen, klangvollen, hellen Sopranstimme begabt, die ihr Lehrer seit ihrer Kindheit durch trefflich gesteigerte Studien so biegsam machte, daß sie aus seinen Händen hervorgegangen auf den größten Theatern Europas auftreten konnten, wandten sie ihre verschiedenen Talente mit gleicher Geschicklichkeit an, und ließen die Welt im Ungewissen, welcher von beiden russignuòli (Nachtigallen) sie den Vorzug geben sollte. Wenn Farinelli sich durch Empfindung auszeichnete, durch einen strengen und enthaltsamen Geschmack, so blendete

Caffarelli durch die Wunder seiner verschwenderischen Vocalisation, der selbst eine Frau, wie die Gabrielli, nicht beikommen konnte. Der eine rührte das Herz, durch den Ausdruck der Gefühle, der andere berauschte das Ohr durch die Coloraturen und üppige Fertigkeit seiner Kehle. Ersterer entlockte dem Hörer Thränen, der zweite den Schrei der Bewunderung; und wenn Farinelli der Sänger der Könige, der Prinzen, der empfindsamen Frauen, der Kenner und der durch Geistesbildung ausgezeichneten Männer war, so war Caffarelli der Sänger des vom Schauspiele der besiegten Schwierigkeit berauschten Haufens. Der eine könnte mit Tasso, der andere mit Marini verglichen werden".

„Und warum nicht mit Homer und Virgil"? antwortete der Abbé Zamaria lachend. „Da Sie sie schon mit zwei Vögeln verglichen haben", fuhr der Abbé boshaft fort, „könnte Farinelli dem Schwane gleichen, dem begünstigten Vogel der Musen, der auf den Wellen des Peneus die Lobeshymnen des Apollo singt, und Caffarelli dem Phönix, dessen goldnes, purpurnes und azurblaues Gefieder, nach Plinius die Bewunderung der Menschen und Götter erregte".

„Sei dem wie ihm wolle", fuhr Grotto fort, „Farinelli und Caffarelli müssen als die beiden außerordentlichsten Sänger betrachtet werden, die es je gegeben hat, der eine im Gefühlsgesange und di mezzo carattere, der andere im Bravourgesange. Man könnte um diese beiden berühmten Schüler Porpora's, welche mit einander die Herrschaft der Kunst theilten, die Menschen durch die Biegsamkeit der Stimme zu ergötzen, alle berühmte Sopranisten, die unser Land hervorgebracht hat, in zwei gesonderten Familien gruppiren; die eine Gruppe bildet die Linie Farinelli; an ihrer Spitze steht Bernachi, der die Bologneser Schule gründete; ihm folgt sein gelehrter Zögling Mancini; dann Orsini, dessen Contraltstimme dem Kaiser Karl VI. und seinem Kapellmeister Fux so gefiel; ferner Senesino, der die Ehre hatte mit Maria Theresia zu singen, als sie noch Kind

war, und dessen Mezzosopranstimme und schönes Gesicht das Vergnügen des Dresdner Hofes war, wohin Händel ging ihn aufzusuchen; ferner der von Händel begünstigte Carestini, dessen Bescheidenheit nur von seinem Geschmack, Talent und Ausdruck übertroffen ward; dann der nicht weniger seelenvolle Guarducci, der in Piccini's Dido einzig war; Salimbeni, der schön wie Amor, ebenfalls Zögling von Porpora war, und dessen bezaubernde Sopranstimme das Vorrecht genoß, Friedrich den Großen zu rühren; auch Guadagni, den Sie Alle kennen, der von Gluck begeisterte Sänger und von der Gabrielli begünstigte Liebhaber; dann Millico, der vertrauteste Freund des Componisten des Orpheus und der Alceste, Aprile, der auch ein ausgezeichneter Lehrer war; Il Porporino, dessen schöne Altstimme eben so wenig zu verachten war, als die von Rubinelli; endlich Pacchiarotti, der hier unter uns sich befindet, der erhabene Pacchiarotti, der ach! der letzte große Sänger ist, der uns bleibt".

„Indem ich Ihnen für das Lob danke, das Sie mir zuertheilen", erwiderte Pacchiarotti, „erlauben Sie mir, an der Zukunft nicht zu verzweifeln. Ich habe zu Rom, es sind nun einige Jahre her, einen gewissen Crescentini gehört, der ein großer Gesangskünstler zu werden versprach, würdig die Schule des Farinelli und Guadagni fortzupflanzen".

„An der Spitze der Familie von Sopranisten, die vor Allem durch die Künste der Vocalisation geglänzt haben", erwiderte Grotto, „wird man Caffarelli und Pasi nennen müssen, die im Anfange des Jahrhunderts sangen; dann Gizzielo, von dem ich schon gesprochen habe, und dessen Sopranstimme wenigstens der des Schülers von Porpora gleich kam; endlich der Abgott des Tages, Marchesi, den wir zu Venedig gehört haben, und der nebst einer reizenden Gestalt, in dem Besitze einer Sopranstimme ist, deren wundervolle Geschmeidigkeit die Bewunderung Europas erregt".

Grotto hatte kaum seine Erzählung beendet, als die Saalthüre mit Geräusch geöffnet wurde und man einen schwarzgekleideten Mann eintreten sah, der ein mit goldnen Troddeln verziertes Barett trug. Bei seinem Anblick erhob sich alle Welt eiligst, mit Ausnahme des Senator Zeno, der nicht von seinem Stuhle wich. Es war ein Geheimer des Rathes der Zehn, der, indem er sich dem Vater Beatens näherte, sich zu ihm neigte und ohne ein Wort zu sprechen verschwand. Man erkannte aus dieser stummen Scene und aus der Haltung des Senators, daß er einer von den drei Staatsinquisitoren war. Einige Tage nachher vernahm man, nicht ohne Grauen, daß der Gast, welcher die Politik der Regierung zu tadeln gewagt hatte, in seiner Wohnung aufgehoben worden, und verschwunden sei, ohne daß man erfuhr wohin.

Die Gäste zogen sich etwas zerstreut zurück, mehr oder weniger von dem Vorfall erschreckt, der diesem improvisirten Abendessen ein Ende gemacht hatte. Es war drei Uhr des Morgens. Der glänzende Mond beleuchtete noch einige verspätigte Spaziergänger auf dem St. Markusplatze. Lorenzo, der in der Verwirrung dieser Scene Beata allein und von dem Chevalier Grimani getrennt sah, folgte ihr schweigend und begleitete sie bis zur Gondel ihres Hauses, die am traghetto (Ueberfahrt) der Piazetta angelegt war. Nachdem ihr Vater zuerst darin Platz genommen, bot Lorenzo Beata seinen Arm, um ihr beim Einsteigen behülflich zu sein, und war im Begriff sich zurückzuziehen, als der Senator ihm zurief: „Sie können mit einsteigen". Glücklich und bestürzt über eine so ungewöhnliche Gunstbezeugung, gehorchte Lorenzo. Er setzte sich ehrerbietig Beaten und dem Senator gegenüber, ohne ein Wort zu sagen, aber mit bewegtem Herzen. Bei einer Bewegung, welche die gentildonna machte, um die Falten ihres Kleides zu ordnen, das sich um ihre Füße geschlungen hatte, begegnete Lorenzo ihrer Hand, die er stark drückte. Sie antwortete seinem Drucke nicht,

aber sie zog auch ihre Hand nicht zurück und ließ sie Lorenzo lange mit Entzücken umfassen, mit dem zarten Gefühle einer himmlisch reinen Seele. Lorenzo war vom Glücke trunken. Es war das erste Zeichen von Zuneigung, das er von Beata empfing; diese unschuldige Berührung, die er herausgefordert hatte und deren Wichtigkeit er gewiß übertrieb, ließ seine theuersten Hoffnungen emporsprießen und eröffnete seiner Einbildungskraft eine selige Zukunft. Er zitterte, seine Kniee schlugen an einander, und ohne das Halbdunkel, welches ihn den Blicken des Senators entzog, würde seine außerordentliche Bewegung vielleicht den Argwohn des Vaters Beata's erregt haben. Ach! wie verhaßt war ihm in diesem Augenblicke höchster Glückseligkeit das Andenken an Vicentina! Wie schämte er sich seines Falles und wie bitter und trügerisch schienen ihm die Küsse der Wollust, im Vergleiche zu dem Entzücken wahrer Liebe! Den ganzen Abend hatte Lorenzo vergeblich gehofft, durch seine ruhige und traurige Haltung ein Zeichen des Wohlwollens von Beata zu erhalten, ohne zu vermuthen, daß dieses edle Geschöpf wie ein Kind erfreut war, ihn mit ihr so beschäftigt und so gleichgültig gegen jeden andern Gegenstand zu sehen. Sie wußte es ihm vor Allem Dank, daß er weder die Neckereien der Primadonna, noch die liebenswürdigen Gespräche der Helene Badoer erwidert hatte. Als sie Lorenzo gegenüber saß, bemerkte sie wie er zitterte und empfand eine süße Bewegung. Sie war glücklich und erschrack zugleich über die Kühnheit Lorenzo's. Ihr vollkommen ruhiges Gewissen gab sich Täuschungen hin und überließ sich dem Glücke. „Warum", sagte sie an der Seite ihres Vaters nachdenklich zu sich selbst, indem sie einen ernsten und zärtlichen Blick auf Lorenzo warf, „warum sollte das Schicksal eine so reizende Verbindung lösen, welche zu schließen ihm gefallen hat? Hat es nicht meiner Sorgfalt dieses vielgeliebte Kind anvertraut, das meinen Wünschen entsprochen hat, und bin ich nicht reich genug, um sein Schicksal unwiderruflich

festzustellen? Würde mein Vater einen ergebeneren und würdigeren Sohn finden, um den Glanz seines Hauses aufrecht zu erhalten? Und was sind einige Jahre mehr, wenn Liebe mit Liebe sich eint"?

Lorenzo, der dem Vordertheil der Gondel den Rücken zukehrte, wo die Laterne hing, welche gleich einem Polarstern, den Seeleuten durch die Lagunen leuchtet, neigte sich ein wenig auf die Seite und ließ einen verstohlenen Lichtstrahl in die Gondel fallen; er konnte zwei große Thränen von dem schönen Gesichte Beatens rinnen sehen! Ach! daß er nicht allein war, um zu ihren Füßen niederzufallen und mit seinen Lippen diese kostbaren Thränen einzusaugen, die er im Grund seines Herzens sammelte! Bewegt bis zur Leidenschaft, würde Lorenzo vielleicht eine unverbesserliche Thorheit begangen haben, wenn nicht aus der Tiefe eines kleinen Canals, eine klangreiche Stimme jene hübschen Verse eines Gesanges von Lamberti hervorgehaucht hätte:

La troppo cara imagine
Sempre xe viva in me,
Non vedo altro che ti,
Ti sola sento.

„Dein theures Bild lebt immer in mir! Ich sehe nur Dich, ich denke nur Dich". Dieses Gefühl so ähnlich dem, welches er empfand, beruhigte Lorenzo und versetzte ihn in eine süße Träumerei, in welcher die Legende von Silvio und Nisbe, mit der Giacomo seine Kindheit eingewiegt hatte, beglückend seinem Gemüthe vorschwebte.

In den Pallast zurückgekehrt, konnte Lorenzo die ganze Nacht nicht schlafen. Er ging mit großen Schritten in seinem Zimmer in außerordentlicher Aufregung umher, indem er ganz laut mit sich sprach und seine eigenen Hände, welche die Beata's gedrückt hatten und welche ihm noch voll von dem Duft des geliebten Wesens schienen, mit Küssen bedeckte. Bald setzte er sich an das Clavecin und improvisirte Gesänge, um sein Glück

auszuhauchen. Bald declamirte er mit Emphase Verse seines Lieblingsdichters Dante, den er beinahe auswendig kannte. Er wollte Beata einen zweiten Brief schreiben, um ihr seine Freude, seine Ehrfurcht, seine Liebe und seine tiefe Reue zu bekennen, und wie die Jugend immer ein wenig nachzuahmen sucht, bei allem was sie thut, dachte Lorenzo, indem er von Neuem an die Tochter des Senators schrieb, indirect an den berühmten Brief des Saint Preux an Julie, dessen beredten Anfang er nicht vergessen hatte: „O ihr Mächte des Himmels, ihr habt mir eine Seele für den Schmerz geschenkt, gebet mir auch eine für die Glückseligkeit"! Sein richtiges Gefühl bewahrte ihn glücklicherweise vor einem Fehler, der ihm in den Augen Beatens geschadet haben würde, deren Stolz und Zartheit durch eine solche Sprache verletzt worden wären. Den ganzen folgenden Tag blieb Lorenzo im Pallast, ohne beinahe aus seinem Zimmer zu gehen, so glücklich war er, sich in ihrer Nähe zu befinden, dieselbe Luft zu athmen, die Spur ihrer Fußtritte zu verfolgen. Er horchte auf das geringste Geräusch, das man unter ihm in dem Zimmer Beata's machte, und bei jeder Thür, die man schloß, bei jedem Geräusch hob sich sein Herz, indem er in den langen Corridors das Rauschen eines seidenen Kleides zu vernehmen glaubte. Dann setzte er sich an das Fenster in der Hoffnung, daß Beata auf ihrem Balcon sein würde, von wo aus sie die Vorfälle auf dem Canale Grande zu betrachten pflegte. Der Pallast hatte sich für Lorenzo in einen bezaubernden Aufenthalt umgestaltet; alles schien ihm verändert. Er fühlte sich freier und stärker darin, die Diener waren ehrfurchtsvoller gegen ihn, Therese, das Kammermädchen, weniger unfreundlich und selbst der Senator Zeno hatte nicht ohne Absicht ihm die Gunst erzeigen können, ihn in seine Gondel mit seiner geliebten Tochter aufzunehmen, während der Chevalier Grimani allein mit seinem Vater zurückfuhr.

Indessen war Lorenzo nicht ohne Befürchtung wegen der

Aufnahme, welche ihm Beata bereiten würde. Sein Glück war so groß und so unverhofft, daß er fürchtete, es wie einen Traum beim Herannahen des Tages verschwinden zu sehen. „Sie hat meinen Druck nicht erwiedert", sagte er sich bestürzt, „ich habe ihre Hand wie eine Beute, die man raubt, erfaßt, und vielleicht hat sie mir dieselbe einen Augenblick nur aus Zerstreuung, aus Mitleiden oder Gleichgültigkeit gelassen! Diese göttlichen Thränen, die ich aus ihren schönen Augen perlen sah, bin ich armer Wahnsinniger auch wirklich die Ursache davon? Ach! sie galten der Abwesenheit des Chevalier, und dem geringen Eifer, den er zeigte, ihr in ihre Gondel zu folgen". Nachdem Lorenzo, aus einem Extrem in das andere fallend, sich so vor dem Schicksale gedemüthigt hatte, erhob er sich wieder stolz und fand, daß bei alledem er sich wohl mit dem Chevalier Grimani messen könne, dessen Verdienst darin bestand, mit Anstand den Namen seines Vaters zu tragen. Dieser Wechsel von Zärtlichkeit und Eitelkeit, von Unterwürfigkeit und Erhebung, von edlem Stolz und demokratischem Neid, wie man in unsern Tagen es nennen würde, entsprang den verschiedenen Einflüssen, aus denen der Character Lorenzo's und der Gesellschaft, in welche ihn das Schicksal geworfen hatte, zusammengesetzt war. Bei der Tafel, wo er Beata zum erstenmale seit jenem Tage sah, war Lorenzo schüchtern und verwirrt. Er wagte nicht, seine Augen zu ihr aufzuschlagen, aus Furcht einem strengen Blicke zu begegnen, in welchem er die Mißbilligung seiner Kühnheit und die Vernichtung seiner Hoffnungen lesen würde. Er antwortete auf die Fragen, die der Abbé Zamaria an ihn richtete, nur einsylbig, indem er eine Unterhaltung nicht zu verlängern wünschte, welche die Beklommenheit seines Gemüthes verrathen möchte. Beata im Gegentheil, ohne weniger zurückhaltend in ihrem Betragen zu sein, betrachtete Lorenzo mit einer naiven Neugierde, als habe sie an ihm Eigenschaften und Fehler entdeckt, die ihr bis dahin unbekannt geblieben wären, oder als ob er von einer langen

Reise mit jenem Character der Entfremdung zurückgekommen sei, den die Abwesenheit verleiht. Das keusche, reine Weib, die ein Zeichen ihrer Neigung gewährt, oder sich bei einer Schwäche hat überraschen lassen, empfindet eine innere Erschütterung, welche den Schleier ihrer beunruhigten Keuschheit zerreißt. Sie betrachtet alsdann mit verwunderten Augen denjenigen, der sie mit dem Geräusch seiner Flügel oder mit dem Hauch seines Athems geweckt hat. In dem tiefen, zärtlichen, kummervollen Blicke der Tochter des Senators lag gleichsam eine Offenbarung seines Geschickes. Ihre vertrauungsvolle und edle Seele erschloß sich sanft dieser ersten Berührung der Liebe, und trotz ihres guten Verstandes, war sie doch geneigt zu glauben, daß ihr Vater nicht absichtslos gehandelt habe, als er Lorenzo erlaubte, in seine Gondel zu steigen. Sie erblickte in diesem an und für sich ganz einfachen Umstande einen Hoffnungsschimmer, eine Ermuthigung ihrer theuersten Wünsche; so wahr ist jener Gedanke von Pascal: „Daß das Herz Gründe hat, die die Vernunft nicht kennt". Gegen das Ende der Tafel kam Therese herein und sprach leise mit ihrer Herrin, welche ausrief: „Ach! Tognina ist hier! Ohne Zweifel will sie einige Tage bei uns zubringen, und das Fest der Himmelfahrt Mariä hier feiern". Sie erhob sich eiligst von Tisch, und eilte, ihre Jugendfreundin zu umarmen.

V.

Die Fahrt nach Murano.

V.

Die Fahrt nach Murano.

Es gab in Venedig eine große Anzahl Feste, denen allen das Andenken irgend eines wichtigen Ereignisses aus der Geschichte der Republik zu Grunde lag. Es war eine Reihenfolge dramatischer Scenen, wo die Religion sich mit der Politik mischte, um ein ruhmvolles Andenken zu erhalten und in der Einbildungskraft des Volkes den Respect für seine Tradition, die Quelle der Vaterlandsliebe zu nähren. Der Mensch, welcher nicht allein vom Brot lebt, hält an der Scholle, auf welcher er geboren, nur durch die Erinnerungen an die Vergangenheit fest; ohne Tradition giebt es weder Familie noch Nationalität; das ist es auch, wovon die Regierung Venedigs sehr wohl durchdrungen war, und ihr tiefer Scharfsinn gestaltete die Annalen der Republik zu einem großartigen Schauspiel um, das sich unausgesetzt vor den Augen des bezauberten Volkes entrollte. Deswegen kennt auch unter allen Völkern Italiens das venetianische Volk seine Geschichte am besten, und man hat in den Ereignissen von 1848 sehen können, welch ein mächtiger Hebel der Cultus der Vergangenheit ist, das fremde Joch abzuschütteln.

Unter diesen ebenso zahlreichen wie mannichfaltigen Festen, welche verschiedene Jahrestage zurückrufen (von der Gründung

Venedigs und der Translation des Leichnams des heiligen Markus, bis zu der Schlacht bei Lepanto und der Pest von 1576), war ohne Widerrede das Fest der Ascension eines der merkwürdigsten und wichtigsten, welches um das Jahr 997 zur Erinnerung an die Eroberung Dalmatiens durch den Dogen Urseolo gestiftet worden war. Man verband damit später das Andenken an die durch Papst Alexander III. dem Dogen Sebastian Ziani gemachte Schenkung aus Dankbarkeit für das Asyl, welches ihm die Republik gegen seinen Verfolger, den Kaiser Barbarossa, gewährt hatte. Indem er dem Dogen einen Ring überreichte, sprach der Papst folgende Worte: „Empfanget denselben von mir als ein Zeichen der Herrschaft über das Meer. Ihr und Eure Nachfolger mögen alle Jahre dasselbe heirathen, damit die Nachkommenschaft wisse, daß das Meer durch das Recht des Siegers Euch gehört, und Eurer Republik unterthan sein soll, wie eine Gattin dem Gatten"*). Dieß ist die hauptsächliche historische Thatsache, die einer der schönsten Ceremonien zu Grunde liegt, welche die Schöpferkraft eines politischen Volkes erfinden konnte, das die Kunst und den Gedanken als einen wesentlichen Theil der Grundzüge seiner Größe betrachtet. Den Vorabend vor dem Feste Ascensione ging der Bucentauro, ein großes prächtiges Schiff, dessen Namen und Form jene Mischung von Christenthum, und von Rückerinnerungen an das fabelhafte Alterthum anzeigt, welche der Civilisation Venedigs eigen ist, aus dem Arsenal hervor und landete an der Piazetta unter der Leitung dreier Admirale, deren einer am Hintertheil, der andere am Vordertheil, der dritte auf einer mit Staudengewächsen und Blumen geschmückten Galerie bei dem Steuerruder sich befand. Woher stammt dieser komische Name Bucentoro? Ist er, wie einige meinen, aus der Verstümmelung eines

*) Siehe: Daru, Histoire de Venise, Tom. I., Seite 170, und das reizende Buch: Origine delle feste Veneziane, de Giustina-Renier-Michel. (Anmerk. d. Verf.)

Ausdrucks entstanden, der in einem Senatsdecret vorkommt, welches im Jahre 1311 den Bau eines eigenen Schiffes anordnet, das zweihundert Personen enthalten könne, ducentorum hominum? Oder hat man damit ein Schiff bezeichnen wollen, das zweimal so groß war, als jenes Centaur genannte Fahrzeug, von dem Virgil an einer Stelle seiner Aeneide spricht? Was es auch für einen Ursprung haben möge, so ist doch gewiß, daß der letzte unter dem Dogen Mocenigo im Jahre 1729 erbaute Bucentauro ein ebenso durch Reichthum der Einzelnheiten als durch seine ganze Erscheinung merkwürdiges Denkmal war. Hundert Fuß lang, über 24 Fuß breit, hatten seine Seiten 48 Fenster, die mit Blumengewinden und kostbaren Verzierungen geschmückt waren. Er war in zwei Stockwerke eingetheilt, wie die Gesellschaft, welche er vorstellte. In dem untern Stockwerk befanden sich die Arsenaleoten (Ruderer des Arsenales) 168 an der Zahl; in der oberen Etage der Doge, die Würdenträger des Staates, die Gesandten der Fremdmächte und die Fürsten, die sich in Venedig befanden. Der lange und weite Raum, welcher das ganze Regierungspersonal der Republik enthielt, war ebenfalls in zwei Abtheilungen getheilt, die mit einander in Verbindung standen. Sinnreiche Figuren, welche moralische und politische Tugenden darstellten, als Gerechtigkeit, Stärke, Weisheit, die Wissenschaften, die Künste, die Musen, die Horen des Tages und der Nacht, schmückten den Umfang dieses prächtigen Saales, an dessen Ende der Fürst von Venedig auf einem goldenen Throne saß, wie Jupiter mitten unter den Olympischen Göttern. Die Gottheiten des Meeres, Neptun, der die Fluthen mit seinem Dreizack besänftigt, Aeolus, der die Winde fesselt, Thetis, und ihre zahlreichen Töchter, die dem Ocean entsteigen, um sich an der Klarheit des Himmels zu erfreuen, Venus auf einer leichten Muschel von Zephirn gezogen, eine große Anzahl Tritonen, welche die Trompete blasen, alle diese reizenden Geschöpfe grie=

chischer Einbildungskraft, die die Erscheinungen der Natur zu personificiren liebte, waren an den beiden Außenseiten des Bucentauro angebracht. Das Vordertheil des Schiffes war mit einem von Amor eingeschläferten Löwen geziert, während das Hintertheil, das die Flagge der Republik führte, von zwei Riesen gestützt wurde, die ihre Füße in das Meer tauchten. Das Dach mit karmoisinrothem Sammet bedeckt und mit Fransen und fiocchi d'oro besetzt, ergötzte das Auge, und zeigte eine fürstliche Hochzeit an.

Donnerstags, den 17. May des Jahres 1792 kündigten die alle auf einmal geläuteten Glocken von St. Marko die Feier der Ascension dem trunkenen Volke an, dem das Leben ein unausgesetztes Schauspiel war. Der Doge Luigi Manini, dieser blasse und letzte Repräsentant einer geheimen Macht, die ihm nur den äußern Pomp des höchsten Ansehens gelassen hatte, stieg langsam die Riesentreppe des herzoglichen Palastes herab unter dem Vortritte seiner Diener, die ihm den historischen ombrello *), den Stuhl und die andern Insignien der Macht vorantrugen, gefolgt von seinem Hofe, den Mitgliedern des Rathes der Zehn, dem Senat, dem großen Rath, von den Gesandten, und den fremden Fürsten, die sich zu Venedig befanden. Er schritt über den Platz und stieg in den Bucentauro, der ihn seit dem Abend vorher erwartete. In dem Augenblick, wo sich diese große Maschine in Bewegung setzte, welche durch den Namen und die Form, die man ihr gegeben, durch die Erinnerungen, die sich an sie knüpften und durch die symbolischen Verzierungen, die man ihr beigefügt hatte, ein wahrhaftes Abbild der Republik war, — kündigten die von den begleitenden Schiffen abgefeuerten Kanonenschüsse dem Volke, welches den Platz, die Riva dei Schiavoni und den Canalazzo anfüllte, den Beginn der Ceremonie an. Die ganze Bevölkerung und die von diesem in der Welt einzigen Schauspiele angezogenen Fremden folgten dem

*) Sonnenschirm, das Zeichen hoher Würde. (Anmerk. d. Uebers.)

Aufzuge in zahllosen Gondeln, die um das Nationalschiff herum gaukelten, als wären sie Trabanten, die in seinem strahlenden Wirbel mit fortgerissen würden. Das Wetter war herrlich, und bei dem Anblicke dieser mit tausendfarbigem Tuch belegten Barken, welche dem Striche des Bucentauro folgten, der auf den nachgebenden Wogen schwankte, hätte man glauben können, eine der Theorien Griechenlands zu sehen, die auf einem symbolischen Dreiruder aus dem Piräus ausliefen, um den Göttern der glücklichen Inseln den jährlichen Tribut abzutragen. Als der Zug vor dem Arsenal vorbeifuhr, grüßten die Seeleute ein von dem Volke sehr hoch gehaltenes Bildniß der Jungfrau, und nachdem er einen Augenblick bei der Insel Sanct Helena verweilt hatte, wo sich ein Kloster armer Mönche befand, die dem Dogen einem alten Brauche gemäß ein frugales Frühstück anboten, das aus gerösteten Kastanien bestand, begab er sich nach dem Lido. Dann machte der Bucentauro auf offenem Meere Halt, und der Herzog von Venedig sprach von einer goldenen Balustrade herab, welche längs des Hintertheiles hinlief, die Worte der Vermählung und ewigen Herrschaft aus und warf den Trauring in das Meer. Tausend Freudenrufe, Kanonendonner, Glockengeläute und Fanfaren kündigten die Erfüllung der Ceremonie an. Die Sänger der herzoglichen Kapelle, die ihren in dem obern Theile des Bucentauro angewiesenen Platz hatten, stimmten ein Madrigal zu vier Stimmen an, das Lotti ausdrücklich für diesen Zweck im Jahre 1736 componirt hatte. Dieses Stück hatte zu der Zeit, wo es zum erstenmale ausgeführt worden war, einen solchen Erfolg gehabt, daß alle Welt sich beeilte es zu copiren, daher es sich denn in ganz Italien verbreitete. Die Worte, welche von einem edlen Venetianer Zacharias Valaresso herrührten, drückten gleicherweise einen politischen und religiösen Gedanken aus. Der Dichter bittet Gott, die Herrschaft Venedigs über das Meer bis an jenen Schreckenstag zu schützen und auszudehnen, an dem der Mond den Augen der

Welt entschwinden wird, die er beleuchtet. Es war eine Umschreibung der Worte aus der Genesis: Und Gott sprach, es werde eine Veste zwischen den Wassern: „posuit firmamentum in medio aquarum“. Da das Madrigal von Lotti*) bei der religiösen wie weltlichen Färbung, die es characterisirt, nicht frei geschrieben war, weder in dem modernen Tonsystem, noch in dem des gregorianischen Kirchengesanges, so scheint es gewissermaßen ein neues Zeugniß für die zusammengesetzte Bildung Venedigs, wo das Heidenthum nie ganz überwunden wurde, zu liefern.

Nachdem man die Messe in der kleinen St. Nicolaskirche des Lido gehört hatte, stiegen der Doge und sein Gefolge auf den Bucentauro zurück, welcher immer von zahlreichen Barken, Galeeren und von einem Schwarme von Gondeln begleitet war, aus denen die Rufe e viva San Marco, evohé, evohé! erschollen, und man fuhr zu der ruhmvollen Stadt des Vergnügens zurück, die, wie Venus, aus dem weißen, durch einen Strahl der Poesie befruchteten Meeresschaum geboren ward. In dem herzoglichen Palaste angelangt, vereinigte Se. Durchlaucht die Großen des Staates, die Gesandten, und die fremden Fürsten in einem einzig für diesen Zweck bestimmten Saal, der deswegen auch den Namen Bankelsaal trug, zu einem wahrhaft königlichen Gastmahl. Fünfmal des Jahres wurde ein solches Gastmahl gegeben, am Neujahrstage, am Tage der Ascension, am Tage von Sanct Vito, am Tage von Sanct Stephano und am Tage von Sanct Marco. Ein silbernes Tafelgeräth, welches ein Wunderwerk des Renaissancestyles war, Porcellane und Krystalle aus Murano, deren ausgezeichnete Arbeit die Bewun-

*) Das Madrigal von Lotti, von dem hier die Rede ist, findet sich in der Collection de musique vocale et classique de M. le prince de la Moskowa. (Anmerk. d. Verf.) Auch in Deutschland ist dieses Madrigal sehr verbreitet und bildet eine Art Kabinetstück für jeden Sammler älterer Musikalien. (Anmerk. d. Uebers.)

derung der Fremden erregte, zierten die Tafel, an welcher der Herzog seines Gleichen, seine Unterthanen und seine Räthe bewirthete. Während nun die Blicke der Gäste ein schönes Portrait Heinrichs III. von Tintoretto, eine Anbetung der Weisen von Bonifacio, und jene ganze Pracht der Patricierrepublik betrachteten, führten die Sänger der herzoglichen Kapelle zu St. Marco einen Gesang von Lotti aus, il Tributo degli Dei, welchem ein Pastorale zu 4 Stimmen von demselben Componisten folgte, Sono duce in trono assiso, ein Stück, das, wie jenes oben erwähnte Madrigal, im Jahre 1736 componirt ward und welchem jener Character der Größe und Anmuth aufgedrückt ist, der die Kunst Venedigs und vorzugsweise das Genie Lotti's auszeichnet.

Beata, Tognina, Lorenzo und der Abbé Zamaria hatten den Zug des Bucentauro bis auf den Lido verfolgt. Der Senator Zeno hatte sie nicht begleitet; er war diesen Tag in dem Pallaste der Signoria beschäftigt, wo er mit seinen Amtsgenossen, den Inquisitoren, für das Wohl des Staates Sorge trug. Das Glück hatte die Gondel Beata's ganz nahe an die Balustrade geführt, von welcher herab der Doge die historisch merkwürdigen Worte sprach, die wir erwähnt haben, als eine Stimme aus einer der nächsten Peotten rief: „Geh, heirathe es, dieses allzuwillige Meer, das Du nicht wirst vertheidigen können gegen das verhängnißvolle Schicksal, das bevorsteht"! Lorenzo war ziemlich bestürzt, in der Person, welche diese drohende Prophezeihung aussprach, dasselbe Individuum zu erkennen, das er auf dem St. Markusplatze einige Zeit nach seiner Ankunft in Venedig getroffen hatte, und welches er seitdem nicht wieder gesehen hatte. In der bei einem solchen Feste unvermeidlichen Verwirrung, welches die ganze Bevölkerung Venedigs in Bewegung brachte, hörte nur Lorenzo und der Abbé Zamaria dieses aufrührerische Wort, welches dem hätte theuer zu stehen

kommen können, der es über seine unklugen Lippen entschlüpfen zu lassen gewagt hatte.

In den Strudel der kleinen Fahrzeuge gezogen, die den neuen Gatten der Republik auf seiner Rückkehr von dem Lido begleiteten, legte die Gondel Beatens an der Riva dei Schiavoni an, wo der Abbé Zamaria sich aussetzen ließ. Der Abbé kündigte seinen Gefährten an, daß er nicht im Pallaste zu Mittag speisen würde, und daß man sich über sein Außenbleiben nicht beunruhigen solle. Darauf sein kleines seidenes Mäntelchen umhängend, flog er davon, wie ein Vogel, den man den Käfig öffnet, in welchem er eingeschlossen war. Ein Gedanke durchfuhr sogleich blitzschnell Beata's Gemüth, und sie sagte zu Tognina:

„Kennst Du Murano“?

„Nein“, antwortete die Freundin; „die beiden einzigen Ausflüge, die ich nach Venedig gemacht habe, waren zu kurz, um mir Zeit zu geben, Alles zu sehen“.

„Nun gut“! erwiederte Beata mit einer Freude, die sie nicht zu verbergen wußte, „wenn Du willst, wollen wir ein wenig dahin spazieren fahren. Mein Vater ist beschäftigt und wird wahrscheinlich den Tag in dem Pallaste der Signoria zubringen. Laß uns daher nach Murano fahren, wo wir schöne blühende Gärten und Alles, was zur Erheiterung des Lebens nöthig ist, finden werden. Ich halte Sie nicht ab“, sagte sie in einem etwas ernsteren Tone zu Lorenzo, „und wenn Sie Etwas vorhaben, so sind Sie ungebunden“.

„Er ist ein zu liebenswürdiger Cavalier“, antwortete Tognina heiter, „um zwei Damen allein zu lassen. Ich schmeichle mir“, fuhr sie fort, „daß unsere Gesellschaft ihm mehr angenehm als belästigend ist“.

„Ich habe nicht verdient, Signora“, antwortete Lorenzo in einem bewegten Tone, „daß Sie an meinem Eifer und an meinem Gehorsam zweifeln“.

„Es handelt sich weder um Gehorsam, noch um Eifer“, erwiederte lebhaft Tognina, „sondern um das Vergnügen, das Sie in unserer Gesellschaft finden können“.

„Ich würde Ihnen abermals antworten“, sagte Lorenzo, indem er die Augen niederschlug, „daß ich nicht verdient habe, eine ähnliche Frage an mich gerichtet zu sehen“.

„Vortrefflich“! antwortete Tognina, indem sie ihm die Hand reichte, „so spricht nur ein ächter Venetianer; das ist klar und bestimmt“. Auf einen Wink Beatens schlugen die Gondelführer den Weg nach Murano ein. Es war eine Frauenidee, wie sie der Tochter des Senators zukam, den Ort wiederzusehen, wo ihr Herz so viel gelitten, und den gefesselt dahin zu führen, der sie so grausam beleidigt hatte. Das Glück besteht weit weniger in dem ruhigen und unumschränkten Besitze von dem, was wir lieben, als vielmehr in dem Gefühl, die Bevorzugten zu sein. Wir wünschen der Welt die Beweise unsrer Glückseligkeit zu zeigen und der Neid, welchen sie erregt, erhöht unsern Genuß und verlängert dessen Dauer. Beata, welche die Vorfälle des Tages nicht vorausgesehen hatte, und die vor Allem nicht dachte, daß der Abbé Zamaria, nachdem er Lorenzo mit sich zum Lido geführt hatte, fortgehen werde, um anderwärts an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen, ergriff mit Eifer die Gelegenheit, die sich ihr darbot, ihren Sieg auf demselben Schauplatze zu feiern, wo die Niederlage statt gefunden hatte. Die Gegenwart Tognina's beruhigte sie überdieß und erlaubte ihr ohne Gewissensbisse ihre unschuldige Bosheit auszukosten. Nachdem sie mehrere enge und etwas düstere Canäle durchfahren hatten, wogte die Barke bald auf dem offenem Meere an einem jener Tage, welche den Werth unseres Daseins verdoppeln, und uns der Natur nähern, deren Leben sich mit dem unsern mischt, und uns ihr geheimstes Zittern mitempfinden läßt. In solchen ähnlichen Momenten versteht man jenen schönen Gedanken des Philosophen, der die

Welt mit einer Leier verglichen hat, von welcher man nicht eine Saite berühren kann, ohne die Harmonie des Ganzen mit vibriren zu lassen*). An einander geschmiegt wie zwei Tauben, durch eine nie getrübte Jugendfreundschaft verbunden, wechselten Beata und Tognina Blicke der Verwunderung. Beide waren erstaunt, nach einigen Jahren Trennung sich mit Lorenzo wieder beisammen zu finden.

„Signor Lorenzo", sagte Tognina, um ein Stillschweigen zu brechen, das jungen Mädchen lästiger ist als die Gefahren der Unterhaltung, „ich bin mit einer Botschaft an Sie beauftragt. Giacomo, sobald er hörte, daß ich einige Tage in Venedig zubringen würde, kam zu mir gelaufen, mich zu bitten, ihn in Ihrem Andenken aufzufrischen. Er wünschte sogar, daß ich Sie an seiner Statt umarme; aber Sie werden wohl so gut sein, mich dieses Theiles meines Auftrages zu überheben".

„Die Pflicht eines Gesandten", antwortete Lorenzo, indem er Beata ansah, welche lächelte, „ist, genau den Wunsch desjenigen zu erfüllen, den er vertritt".

„Und wissen Sie nicht", antwortete Tognina, „daß es unvorhergesehene Fälle giebt, die dem Ermessen des Abgesandten überlassen bleiben? Für einen zukünftigen Gesandten der Republik vielleicht, scheinen Sie mir nicht mit allen Schwierigkeiten einer solchen Stellung vertraut zu sein, obwohl Giacomo mich versichert hat, daß Sie weit gelehrter als der Pater von Cittadella geworden seien".

„Wir haben heute einen Festtag, an welchem alle Neckereien erlaubt sind", sagte Lorenzo mit Festigkeit „und Sie würden Recht haben sich über meine zukünftige Größe lustig zu machen, wenn ich so lächerliche Ansprüche gezeigt hätte".

„Aber im Ernste, Lorenzo, was gedenken Sie zu machen? Wollen Sie die Laufbahn eines Componisten, eines Dichters, eines Philosophen oder eines Staatsdieners ergreifen? Man hat

*) Plotin. (Anmerk. d. Verf.)

mir gesagt, daß Ihre Kenntnisse Sie berechtigten, nach jedem Ruhme zu streben“!

„Nach jedem Ruhme zu streben“! antwortete Lorenzo, „das ist die beißendste Satyre, die Sie auf mich machen können, theure Tognina! Unbesonnen wie Sie sind, haben Sie die Schwachheit meiner Natur errathen. Ich weiß nicht, was ich will, noch wohin ich gehe. Mein Geist ist wie das Achillesschild, aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt, die nicht durch eine herrschende Hand verschmolzen worden sind. Ich irre in der Dämmerung meines Lebens umher in der Erwartung, daß ein Engel kommen werde, mein Leben zu erleuchten“.

Indem Lorenzo diese letzten Worte aussprach, schlug er die Augen nieder, gleichwie Beata, welche vor Wonne bebte, eine so edle Sprache zu hören, deren Sinn ihr keineswegs entgangen war. Tognina das Schweigen beobachtend, erkannte aus dem Benehmen Beata's und des Sohnes der Katharina Sarti, daß ihre Herzen keinen Dollmetscher mehr bedurften, um sich zu verstehen. An der kleinen Pforte des Casino zu St. Stephano angelangt, stiegen Beata und Tognina aus der Gondel; sie gingen die Marmortreppe, welche zum Garten führte hinauf, während Lorenzo zurück blieb, um mit den Gondelführern zu sprechen.

„Dein Adoptivbruder“, sagte Tognina, „ist sehr liebenswürdig. Liebst Du ihn“?

„Ach“! antwortete Beata mit einem Seufzer, indem sie die Hand ihrer Freundin nahm und an ihr Herz drückte; ich bete ihn an“!

Lorenzo holte sie im Garten des Casino bald ein, der von Frühjahrsblumen ganz glänzte, und dessen Hecke, die längs der auf das Meer schauenden Terrasse hinlief, schon einen grünbelaubten Zufluchtsort gegen den Glanz der Sonne darbot. Er fand sie längs dieser kleinen sehr gut gehaltenen Alleen spazieren gehend und plaudernd.

„Das erreicht den Park und Garten von Cadolce nicht, wo ich Dich dieses Jahr wieder zu sehen hoffe“, sagte Tognina zu ihrer Freundin.

„Ich theile Deine Hoffnung nicht“, erwiederte Beata. „Ich sehe meinen Vater allzu bekümmert und beschäftigt mit Staatsgeschäften, um zu glauben, daß er Venedig so bald verlassen könne“.

„Und Sie, Lorenzo“, fuhr Tognina in einem boshaften Tone fort, „werden Sie nicht Ihrer Mutter einen Besuch abstatten, welche Sie seit Ihrer Abreise von la Rosâ nicht wiedergesehen haben“?

„Das ist der lebhafteste meiner Wünsche“, antwortete er, „wann ich Herr meiner Zeit wäre, und wenn der Abbé Zamaria es bewilligen wollte“.

„Aber“, sagte Tognina, „womit füllen Sie diese so kostbare Zeit aus, daß Sie nicht einige Tage finden könnten? Ist der Abbé Zamaria so peinlich geworden, daß er Ihnen nicht ein wenig Freiheit erlauben sollte? Das sollte mich von ihm sehr wundern“.

„Ich entbehre nicht der Freiheit, noch der Muße, und bin über die Unabhängigkeit, die man mir läßt, mehr bekümmert, als ich es je über das Joch sein werde, das ich suche“.

„Das ist zu fein für meinen Verstand“, erwiederte das junge Mädchen mit Heiterkeit, „und wahrscheinlich haben Sie aus dem Plato und aus den Gedichten Dante's diese schöne Sprache geschöpft, die ich nicht verstehe. Man hat mich versichert, daß diese beiden alten Schwätzer, die ich Gott sei Dank niemals gelesen habe, immer auf Ihrem Schreibtische liegen“.

„Und wer hat Sie so gut von meiner Lectüre unterrichtet“, antwortete lebhaft Lorenzo. „Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt. Ich lese und lese immer wieder ohne Unterlaß diese Schwätzer, wie Sie sie bezeichnen. Fügen Sie ihnen noch Homer und Rousseau hinzu, die Sie gleichfalls nicht kennen,

und Sie haben die Namen meiner besten Freunde, mit denen ich mich zu unterhalten pflege in den Stunden der Einsamkeit und der Betrübniß".

„Ach mein Gott", rief das boshafte junge Mädchen. „Die Traurigkeit eines bambino von siebzehn Jahren! Und welches Gegenmittel finden Sie in diesen begünstigten Schriftstellern gegen die schwarze Melancholie, welche an ihrem Leben nagt"?

„Ich finde daselbst göttliche Träume, welche mich über die Wirklichkeit trösten; ich finde Poesie, welche mehr gilt als Geschichte", erwiederte Lorenzo mit Begeisterung.

„Jesus Maria", schrie Tognina, „er spricht wie ein Prediger! Wenn Giacomo Sie jetzt hörte, er würde Sie mindestens an die Seite von St. Peter und Paul setzen. Ich meines Theils, die ich sehr gut schlafe und nie Kummer habe, ich habe nicht nöthig meine Hülfe zur Poesie zu nehmen, um mich zu heilen, und ich weiß nicht, welchen Geschmack sie hat und aus welchem Lande sie kommt".

„Sie ist eben so süß, wie Ihre Küsse für mich gewesen wären, wenn Sie den Auftrag erfüllt hätten, mit welchem man Sie beschwert hat", sagte Lorenzo; „sie ist aus allen Ländern und aus allen Zeiten, und findet sich ebensowohl in den Blumen, die wir hier bewundern, als in Ihren schönen schwarzen Augen, welche die zarten Gefühle verrathen, mit denen Ihr Herz erfüllt ist".

„Was wissen Sie davon"? antwortete Tognina hitzig. „Und glauben Sie wohl, daß ich Ihnen sechsunddreißig Küsse würde gegeben haben, um Ihnen Zeit zu lassen, sie zu kosten"?

Diese Gegenantwort brachte Beata zum Lachen, als Lorenzo seine Idee mit Begeisterung verfolgend sagte: „Ja, die Poesie ist das Wesen aller großen und schönen Dinge; sie strahlt in dem Lichte, sie glänzt in einem besternten Himmel; wir athmen sie mit dem Luftzuge; sie flattert wie ein Dunst in dem unendlichen Raume, in dem Horizonte des tiefen Meeres, in einem

lachenden Thale, in der Tiefe eines Abgrundes, der uns schwindeln macht, in der Bewegung und in der Ruhe, in dem Geräusch und dem größten Schweigen; man findet sie in einem Bilde, in einem Buche, in einem Herzen, das von einem einzigen und reizenden Gegenstande eingenommen ist; denn die Poesie ist die Liebe"!

„Daß Dich"...! sagte Tognina, „mein theurer Lorenzo, Sie sind entschieden stärker als St. Peter und St. Paulo, und das verdient, daß ich mich meines Auftrages vollständig entledige".

Sie nahm Lorenzo bei der Hand und drückte auf seine Stirn einen graziösen Kuß. Beata wendete sich zur Seite, um die Röthe zu verbergen, welche ihr schönes Gesicht plötzlich überzog. Es entstand eine augenblickliche Stille und Verlegenheit, während welcher die Tochter des Senators sich entfernte, um mit dem Diener zu sprechen und ihn zu fragen, welches Kabinet man zu ihrer Verfügung stellen könnte. Der cameriere antwortete, als wenn er den geheimen Gedanken der gentildonna errathen hätte:

„Ich werde Ihnen das Kabinet geben, wo ich schon die Ehre hatte, dem jungen Herrn, der Sie begleitet, aufzuwarten".

„Es ist gut", sagte Beata, „dieses oder ein anderes, das ist mir gleich".

Unschuldige Nothlüge, die die wahre Absicht ihres Betragens verbergen sollte! Nach einigen Gängen in dem Garten, blieb man unter einem hübschen Boskent stehen, von welchem Tognina einen Zweig Jelängerjelieber abbrach und ihn in das Knopfloch Lorenzo's steckte, indem sie mit einer Anspielung auf die Ceremonie des Festtages sagte: „Möge er ein Pfand unserer Brüderschaft sein"!

Durch diese kleinen Kunstgriffe von Galanterie suchte Tognina die Zurückhaltung ihrer Freundin zu verscheuchen und ihr Herz, dessen Geheimniß sie jetzt besaß, zu größerem Vertrauen anzuregen; eine zarte Denkweise, die nur eine Frau begreifen

kann. Lorenzo war in einer unaussprechlichen Verzückung. Die Ankunft Tognina's in Venedig, ihre liebenswürdige Vertraulichkeit, die Fragen, welche sie an ihn gerichtet hatte, die plötzliche Trennung des Abbé Zamaria, die weniger strenge Haltung Beata's nach jenem glücklichen Händedrucke, endlich alle Vorfälle des verflossenen Tages schienen ihm die Absicht anzudeuten, sein Glück zu bestätigen und seine Hoffnungen zu ermuthigen. Er konnte daher seine Freude kaum verbergen, und seine stets etwas erregte Einbildungskraft gefiel sich darin, in dem Kusse der Tognina und dem Jelängerjelieberzweige, den sie in sein Knopfloch gesteckt hatte, eine indirecte Antwort auf den Brief zu sehen, den er Beaten zu schreiben gewagt hatte. Dies gab seinem Geiste eine Freiheit, die er bei Vicentinen nie gehabt hatte, und welche die Tochter des Senators nicht weniger als ihre Freundin überraschte.

Man meldete eben, daß das Frühstück bereit sei und alle drei begaben sich in das camerino, welches ihnen angewiesen wurde. Es war dasselbe, wo Lorenzo mit der Primadonna verweilt hatte, und das er sogleich an einigen Einzelheiten der Meubles und an dem Glockenthurm von St. Markus wieder erkannte, der kühn in den azurblauen Horizont hineinragte. Ein kleiner Tisch an dem Fenster, das die Aussicht auf das Meer gewährte, war mit Früchten, Backwerk und mehreren Fläschchen goldgelben Weines, der wie die Flamme funkelte, und mit einigen Blumenvasen bedeckt, welche auf der weißen Tischwäsche abstachen wie ein edles Streben von einem Leben voll Arbeit. Diese jungen Mädchen von so verschiedener Gesichtsbildung, um einen Tisch sitzend, der das Auge erfreute, ihnen gegenüber ein junger Mann von siebzehn Jahren, den der Hauch der Liebe schwellte, wie einen jungen Stamm mit allzu hitzigem Safte, boten eine jener Scenen des Frühlings dar, wie sie Giorgione in seinen

Werken wiederzugeben liebt, und die man einen Traum der feinern Gesellschaft nennen möchte.

„Signor Lorenzo", sagte Tognina, indem sie auf ein Bouquet Kirschen deutete, die sie eben im Begriff zu essen war, „ich möchte wohl wissen, ob es auch darin Poesie giebt, weil Sie deren überall finden"?

„Ohne Zweifel", antwortete er zuversichtlich, „denn sie sind ebenso schön, als gut, und ebenso angenehm für den Geschmack, wie für das Auge".

„Aber", erwiederte das junge Mädchen mit jenem logischen Instincte, der das Eigenthum der Frauen und Kinder ist, „wenn die köstliche Frucht, die Sie mich mit so viel Vergnügen essen sehen, nicht so gut wäre und dieser schönen Purpurröthe entbehrte, die von den Strahlen der Morgenröthe entlehnt scheint, würde sie auch dann noch das Vorrecht von dem besitzen, was Sie poetisch nennen"?

„Sie, die Sie so eben Plato als einen alten Schwätzer bezeichneten", erwiederte Lorenzo, augenscheinlich betroffen von der Spitzfindigkeit dieser Frage, „Sie ahnen nicht, daß Sie von Ihren Rosenlippen eine jener Künste seiner Dialectik gleiten lassen. Sie sprechen, meine Theure, wie Sokrates, und Ihre schönen Augen verleihen der Schlußfolgerung, welche Sie mir entgegen werfen, eine Stärke, welche sie nicht in dem Munde des Meisters Plato hatte. Sie müssen wissen", fuhr Lorenzo fort, „daß die Schönheit der Form dem Werthe der Dinge einen großen Preis verleiht und daß, wenn die Kirschen, welche Sie zwischen Ihren kleinen elfenbeinernen Zähnen zerbeißen, bloß saftig wären, sie nicht den Vorzug haben würden, ein Bild der Frische und Zierlichkeit in uns zu erwecken, das unsern Geist anlächelt. Das was nützlich ist, kann bisweilen auch mit Schönheit geziert sein, während das Schöne immer nützlich ist.

Das höchste Ziel unsrer Bestrebungen ist, durch das Nützliche zu dem Schönen zu gelangen".

„Wo aber ist die Poesie in diesem ganzen Wortschwall"? erwiederte Tognina, Beata betrachtend, die eine fugazza, ein venetianisches Brodchen, zwischen den Fingern zerdrückte. „Und wie kann Poesie dasselbe sein was die Liebe ist, zwei Worte, die mir vollständig dunkel sind, von denen ich eins so wenig wie das andere verstehe"?

„Wenn das wahr wäre", antwortete Lorenzo, „so würden Sie den Rosen gleichen, die diese Vasen füllen, oder dem feurigen Weine, der mir seine wohlthuende Wärme mittheilt; Sie würden kein Bewußtsein weder von dem Zauber haben, den Sie um sich verbreiten, noch von dem Feuer, das aus Ihren Blicken sprüht. So ist auch der Character der Poesie, die das Wesen einer Sache ist, wie Plato sagen würde, der Wohlgeruch, oder das Strahlen der Schönheit, die man nicht sehen kann ohne sie zu lieben. Gleich einer in ihrer Goldmuschel eingeschlossenen Chrysalide, entschlüpft die Poesie ihrer Hülle und wird ein himmlischer Schmetterling, den man Liebe nennt. Das sind die allmähligen Umwandlungen, die das anfangs unbestimmte Gefühl in uns erfährt, das uns die Schönheit einflößt, indem es sich aus dem Schooße des Instinctes und unbestimmter Empfindungen zu den Regionen der reinen Erkenntniß erhebt. Das sind auch, wie man versichert, die verschiedenen Prüfungen, die unserer Seele dereinst werden auferlegt werden, bevor es ihr erlaubt sein wird, von Angesicht zu Angesicht denjenigen zu schauen, der die Quelle ewiger Liebe ist".

„Ja", fuhr Lorenzo fort, „nur das Schöne ist unvergänglich und in seinen Resultaten fruchtbar; darum ist auch die Poesie, die daraus hervorgeht und uns sein Vorhandensein offenbart, weit nützlicher und wahrer als die Geschichte. Was kümmert mich das Leben eines Menschen, das nicht eine Stunde

Poesie und Liebe in sich schließt? Wozu brauche ich die Geschichtsbücher eines Volkes zu befragen, das wie der Biber graset und verdauet, wenn es nicht einige wichtige Thatsachen erfüllt hat, die es meiner Bewunderung werth machen? Warum ist unser Geist so unbesiegbar an Griechenland und seine wunderbare Civilisation gekettet, wenn nicht darum, weil dieses vom Himmel gesegnete Land den größten Geistern der Menschheit das Dasein gegeben hat, weil seine Heroen, seine Dichter, seine Philosophen, Erzieher des menschlichen Geschlechts gewesen sind? Wissen Sie wohl, daß es die Lectüre des Homer war, die dem Schüler des Aristoteles den Ehrgeiz einflößte, sich bis zu dem Ideal eines Achilles zu erheben? Daß das Beispiel Alexanders einen Cäsar hervorrief, der seinerseits der geistige Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft bedeutender Menschen ward? Die Geschichte ist das unfruchtbare Echo dessen, was gewesen ist, während die Poesie die Erkenntniß dessen ist, was sein soll und eines Tages sein wird. Bildung ist nichts anderes, als die wissenschaftliche Verwirklichung eines göttlichen Traumes, was Plato zu der Aeußerung veranlaßte, jede Erfindung sei Poesie und alle Erfinder seien Poeten. In der That, die Poesie ist gleich einem Sauerteige, den man in allen Verbindungen des menschlichen Geistes wiederfindet; sie ist das letzte Resultat der höchsten Anstrengungen des Gedankens. Dante, dieser Dichter meines Herzens, der die Lehre des Plato mit der des Evangeliums verschmolz, schuldet er sein Genie nicht einem Lächeln der Liebe?

Poco s'offerse a me cotal Beatrice
... Raggiandomi d'un riso
Tal che nel fuoco faria, l'uomo felice.

Nur kurze Zeit ließ mich so steh'n Beatrix
Und fing dann an, zustrahlend mir ein Lächeln
Darob man selbst im Feuer glücklich würde.

(Paradies: Gesang VII., Vers 16—18, Philalethes.)

Und ich, der ich ein unbedeutender Mensch bin", fuhr Lorenzo mit einer stets wachsenden Erregtheit fort, „wenn ich je aus dem Labyrinthe, in welchem ich mich befinde, herauskomme, wenn es mir gelingt, die Verzauberung des Schicksals zu lösen, und mir unter den Menschen einen Namen zu machen, so würde ich es der unverhofften Gunst verdanken, mit welcher man mich heute überschüttet. Diese glückliche Stunde bildet einen Abschnitt in meinem Leben; die Erinnerung daran wird meine Seele wie ein Hauch der Poesie durchströmen, der sie über sich selbst erheben und vielleicht die einzige Glückseligkeit sein wird, die ich auf dieser Welt kosten werde".

Bei diesen letzten Worten, die mit einem wahrhaft rührenden Ausdrucke gesprochen wurden, erhob sich Beata, die bis dahin schweigsam und den Kopf auf ihren Teller geneigt gesessen hatte, und während sie ihr Taschenbuch an ihre Augen führte, begab sie sich an das Fenster, um ihre Bewegung und das Entzücken zu verbergen, in welche sie eine solche Sprache versetzt hatte. Tognina folgte ihr, umschlang ihre Taille und umarmte sie gerührt. So blieben sie einige Zeit schweigend, mit dem Rücken gegen Lorenzo, der sich verlegen nicht vom Stuhle rührte, und nicht wußte, wie er sich diese stumme nichts desto weniger aber bedeutungsvolle Scene auslegen sollte.

Indessen neigte sich der Tag, der azurblaue Horizont färbte sich nach und nach mit einem rosigen Duft, der das Nahen des Abends und der ruhigen Geistesstimmung, die ihn begleitet, andeutete. Die Küste war wegen des Festes zu Venedig, wohin sich die ganze Bevölkerung von Murano begeben hatte, fast verödet und bot dem Blicke eine ruhige Fläche dar, in der sich die Gegenstände des Ufers und besonders die Hecke des Casino mit ihrem grünen Laube spiegelten. Beata und Tognina, zu dem=

selben Fenster hinausgelehnt, an welchem Lorenzo sich durch den Gesang einer Sirene hatte berauschen lassen, die ihn wie das Kind in der Fabel, in das Königreich trügerischer Luftgebilde locken wollte, blickten unverwandt nach dem Meere und glichen einer Erscheinung aus einer glücklichen Welt, von welcher uns die goldenen Träume der Phantasie kommen, welche allein in die Zukunft zu blicken vermag. Beata, die ihrer Freundin den schmerzhaften Auftritt mit Vicentina nicht erzählt hatte, empfand mitten unter mannichfaltigen Gefühlen, die ihr Herz durchströmten, eine geheime Freude, ähnlich der des Schiffers, der vom Ufer aus das tiefe Meer betrachtet, in welchem er beinahe untergegangen wäre. Der Mann, welcher das stürmische Cap umsegelt, und heftige Stürme hat ausstehen müssen, ist dem Herzen der Frau theurer, als wenn er nie die mütterliche Erde verlassen hätte. Die Frau liebt Muth und Abenteuer; sie liebt es, sich auf ein geprüftes Herz zu stützen, und unreinen Lippen zu verzeihen. In dem Augenblicke, wo Tognina einen Vorwand suchte, um die leichte Verwirrung zu verscheuchen, in welcher sie ihre Freundin sah, und sich gegen Lorenzo kehrte, in der Absicht, das Wort an ihn zu richten, begann ein Schiffer, der aufs Ungefähr umher fuhr, auf dem Rücken liegend, wie ein Arcadischer Schäfer, seine Ruder kaum zusammenhaltend, die frische Kühlung einathmend, und einen schlaftrunkenen Blick in das Himmelsgewölbe richtend, eine Klage zu singen, die die Aufmerksamkeit unsrer drei Gäste fesselte:

La luna è bianca
Il sole è rosso ...
Lo sposalizio si farà.

La luna dice al sole:
Il lume tuo mi schiarerà ...
E Jesu Christo ci benirà ...

Der Mond ist weiß,
Die Sonne roth ...
Die Ehe wird sich machen.

Der Mond sagt zur Sonne:
Dein Licht mög' mich bescheinen ...
Und Jesus Christ wird uns segnen. ...

E molti figli nascerà: ..
Viva San Marco!

Und viel Kinder euch geben, ...
Es lebe St. Marco. ...

antwortete eine nicht weit entfernte Stimme, welche einem der beiden Gondelführer Beata's gehörte. Dieser Gesang, von einem unbestimmten Rythmus getragen, in welchem die durch Instinct gefundenen periodischen Pausen für die Wirkung des Ganzen nothwendige Elemente sind; die Alliterationen, welche den Bedürfnissen des Ohres mehr als den Anforderungen des Verstandes entsprechen; jene Mischung kindlicher Träumerei und heiterer einsamer Fröhlichkeit, welche wie das Licht funkelt, oder wie ein Wohlgeruch verdunstet, jene Anklänge an antike Poesie gemischt mit christlichem Spiritualismus; die Melodie endlich voll melancholischer Färbung und ohne bestimmte Tonart, eben so wenig dem Kirchengesange als der modernen Musik angehörig, unaufhörlich in einem beschränkten Kreise sich bewegend, ohne jemals durch einen Leiteton abzuschließen, — alle diese Effecte, diese Gegensätze sind eben so viele Beispiele von der sanften reizenden Einbildungskraft des venetianischen Volkes. Man hätte es ein Hirtengedicht von Theocrit, von Bion, oder Virgil nennen können, unschuldsvoll von einer Jungfrau der ersten Jahrhunderte des Christenthums gesungen, gleichsam als Hymne der siegreichen Kirche. Tognina, bei der Erwiederung des Gondelführers in Lachen ausbrechend, sagte zu

Lorenzo: „Seitdem der Mond die Sonne zur Ehe begehrt, giebt es keinen Grund mehr, warum der Großtürke nicht auch die Republik Venedig heirathe". Dieser doppelsinnige Einfall brachte Beaten zum Lachen; sie sagte nachlässig: „Es ist spät; es wird Zeit, glaube ich, nach Venedig zurückzukehren".

Alle drei stiegen darauf in die Gondel, die sie gebracht hatte.

Der Tag war günstig gewesen. Der unvorhergesehene Umstand, welcher Lorenzo Beaten unter den Augen einer Freundin, deren reizender Character einen so glücklichen Gegensatz zwischen ihnen bildete, näher gebracht hatte, war eine jener Fügungen, die über das Geschick entscheiden, und an welchen der Wille des Menschen scheitert. So hebt eine leichte Dissonanz die verborgene Harmonie in der Natur der Dinge hervor. Gott hatte entscheidend zu dem Herzen Beata's gesprochen: Sie fühlte sich zu dem Sohne der Katharina Sarti hingezogen, wie eine Blume zu der Quelle, welche ihr Leben giebt. Was auch künftig geschehen mochte, welche Hindernisse und Ereignisse auch diese zwei, trotz des gegenseitigen Zuges ihrer Herzen, so verschiedenen Seelen trennen mögen, keine Macht wird den geheimnißvollen Bund zerstören können, welchen sie an diesem glücklichen Tage geschlossen haben. Lange Zeit haben sie sich gesucht, lange sind sie, wie zwei Sterne des Firmaments, die sich um den Mittelpunkt ihrer Anziehungskraft bewegen, im Raume herumgeirrt. Jetzt ist der Ausspruch gethan, und sie sind verlobt im Angesicht des Ideales, das sie mit seinem göttlichen Licht erleuchtet. Ihr Herz ist ein Paradies, in welchem sich unaussprechliche Gesänge und himmlische Harmonieen erheben, die sie nie vergessen werden, und deren Erinnerung sich durch ihr Leben ziehen wird, wie ein Echo von Glückseligkeit. Was Lorenzo einst sein wird, wird er dieser glücklichen Stunde des Entzückens verdanken. Die süßen Thränen Beatens werden ihm ein Thau sein, der die edelsten Triebe seiner Natur befruchten

wird. Durch Arbeit, Erkenntniß, Kunst und Tugend das Paradies wieder zu erobern, das uns die Liebe zeigt, ist das nicht die ganze Aufgabe des Lebens? Ach! mögen sie sich so in dieser und in jener Welt lieben; mögen Tage und Stunden ihnen langsam verfließen, möge weder Zeit noch Raum sie jemals trennen! Schützet sie, ihr Engel des Himmels, breitet eure Flügel über diese Gondel aus, die der Geist Gottes auf dem Wasser trägt. Der Augenblick ist feierlich! Das Jahrhundert ist im Begriff bald zu entweichen, und mit sich die süßen Mußestunden, die heitern Bestrebungen, die heiligen Hoffnungen einer friedliebenden Generation, eine Welt voll Anmuth, voll Eleganz, und voll reizender Träume hinwegzuführen! Mozart ist nicht mehr! Rossini erst geboren! Ein blutiger, trüber Horizont erhebt sich, Venedig steht am Rande des Verderbens; in wenig Tagen wird es nur noch eine Erinnerung der Geschichte sein! Mäßiget doch, mäßiget eure Anstrengungen, ihr fröhlichen Gondoliere! lasset Beata und Lorenzo ein ungehofftes Glück keusch schlürfen, beeilt euch nicht so, in diese geräuschvolle, freudenreiche und lichtvolle Stadt zu gelangen; schlaget nicht so hastig die eingeschläferten von dem melancholischen Widerschein des Abends gerötheten Wogen! Lasset sie von der Poesie des Schweigens und der Musik ihrer Herzen sich berauschen. Lasset sie dieses Meer durchschiffen wie ich ihnen wünsche, daß sie das Leben durchwandern mögen:

Quali colombe dal desio chiamate,
Con l'ali aperte e ferme al dolce nido
Volan per l'aer dal voler portate!

Wie Tauben stracks die Luft mit offnen Schwingen,
Wenn Sehnsucht sie zum süßen Neste hinlockt,
Durchfliegen von dem eignen Trieb getragen.

Dante, Hölle; Philalethes, Gesang V., Vers 82—84.

teile. Durch Arbeit, Erkenntniß, Kunst und Tugend das Paradies wieder zu erobern: das wird die Liebe jetzt [illegible] die ganze Aufgabe des Lebens? Ach, mögen sie sich so in Liebe und in jener Welt lieben, mögen Tage und Stunden ihnen langsam verfließen, möge dieser Lenz noch immer sie niemals trennen! Schüttet, der ihr Engel des Himmels, weiter eure Blumen über diese Gondel aus, als der Geist Gottes auf dem Wasser schwebte. Der Augenblick ist feierlich. Das Jahrhundert ist im Begriff sich zu entwickeln und mit sich die frohen Waffenklänge, die heitern Schäferstunden, die heiligen [illegible] oder [illegible] Abenteuer, eine Welt voll Anmuth, voll Eleganz und voll heiterer [illegible]. Mozart ist nicht mehr! [illegible] ein blutiger, trüber Horizont [illegible]. Venedig steht am Rande des Verderbens. In wenig Tagen wird es nur noch eine Erinnerung der Geschichte sein. Beschleunigt doch, [illegible] eure Umarmungen, ihr [illegible] Gondoliere, [illegible] Beata und Lorenzo ein ungeheures Glück [illegible] ist diese herzinnige [illegible] und liebevolle Stunde zu gelangen; schlägt nicht so [illegible] von dem [illegible] Ufer des [illegible] geworfen? [illegible] von der Höhe des [illegible] und der [illegible] ihrer Herzen sich verwandeln. Lasset [illegible] diese Paare [illegible], daß sie das Leben durch [illegible] mögen.

> Quali colombe dal disio chiamate,
> Con l'ali aperte e ferme al dolce nido
> Vengon per l'aer dal voler portate.

grade diese Blumen wurde die Dame mit einem [illegible]
[illegible]
Durchflossen von [illegible] Licht [illegible]

Dante [illegible]

VI.

Der Adel Venedigs.

VI.

Der Adel Venedigs.

Das Fest der Ascension war mit einer Messe verbunden, die man die Messe della Sensa nannte, und die acht Tage dauerte, während welcher auf dem St. Markusplatze eine Art allgemeiner Ausstellung von Kunst und Industriegegenständen Venedigs Statt fand. Auf einer dieser Messen, welche alle Neugierige Italiens nach Venedig zogen, war die Gruppe Canova's Dädalus und Icarus ausgestellt, die seinen Ruf begründete. Alle Morgen und alle Abende bei dem Glanze buntfarbiger Laternen ging man daselbst spazieren. Die Frauen in ihr Zendaletto oder schwarzseidenes Mäntelchen eingehüllt, während ihre Gesichtszüge unter einer feinen Spitzenmaske, baute genannt, verborgen waren, gaben sich hier Rendezvous, und benutzten reichlich die Freiheit, welche ihnen die Sitte während dieser letzten Tage der Ausgelassenheit gestattete, indem sie dieselben wie ein festeggiamento betrachteten, als eine Fortsetzung des Hochzeitfestes des Dogen von Venedig.

Einige Tage nach der Abreise Tognina's, welche bis zum Schluß des Marktes della Sensa geblieben war, trat eines

Morgens Lorenzo in das Zimmer des Abbé Zamaria, um ihm eine contrapunktische Arbeit zur Correctur zu bringen. Es war eine Fuge zu sechs Realstimmen auf ein Thema des gregorianischen Kirchengesanges, nach der Weise der italienischen Schulen. Obgleich es schon spät war, lag der Abbé doch noch im Bett, denn er stand nicht viel vor Mittag auf. Er hatte soeben seinen Kaffee eingenommen, und die leere Tasse stand ihm zur Seite neben seiner Perrücke und einigen alten Scharteken, die er Abends beim Einschlafen las. Seine kleinen boshaften Augen blitzten unter einer ungeheuren Nachtmütze hervor, die ein etwas gebrauchtes seidenes Band zusammen hielt. Er war, wie immer, guter Laune und bereit in eine unversiegbare Gesprächigkeit zu verfallen. Nachdem er mit einem forschenden Auge das Papier durchlaufen hatte, das ihm Lorenzo überreichte, sagte er, sich die Hände reibend, „das ist gut. Du bist jetzt im Stande, wie ein guter Seefahrer gegen Wind und Wetter zu segeln, ohne zu fürchten, das Schifflein Deines Geistes umschlagen zu sehen, wie der von Dir bevorzugte Dichter sagt. Kommen die Ideen, kommt die Begeisterung, ohne welche man nur ein brontolone di contrappunto bleibt, und Du wirst Deinen Weg, wie die andern gehen. Gott, siehst Du, mein lieber Lorenzo, hat die Dinge der Art geordnet, daß Kunst ohne Begeisterung, oder Begeisterung ohne Kunst, wie ein Blinder und ein Lahmer sind, die sich nicht unterstützen wollen. Sie würden einen entsetzlichen fiasco machen und zur Unthätigkeit verdammt sein. Es bedarf eines Zusammenwirkens der Gnade und des freien Willens, um, wie die Theologen sagen, einen guten Christen zu bilden, und Horaz, der alles wußte, und den Du nicht so aufmerksam gelesen hast, wie ich es gewünscht hätte, hat denselben Satz lange vor dem heiligen Augustin und vor den Doctoren der heiligen Kirche aufgestellt, wenn er in seiner Ars poetica sagt:

Natura fieret laudabile carmen, an arte,
Quaesitum est. Ego nec studium sine divite vena,
Nec rude quid possit video ingenium: alterius sic
Altera poscit opem res, et conjurat amice.

Das will sagen, daß Genie ohne Studium, oder Studium ohne Genie nichts Dauerhaftes schaffen können, oder mit andern Worten:

Aide-toi, le ciel t'aidera:

Hilf Dir selbst und der Himmel wird Dir helfen!

So wahr ist es, mein Theurer, daß die abstractesten Principien des menschlichen Geistes ihre Quelle in dem gewöhnlichen Menschenverstande haben.

„Hüte Dich doch recht sehr", fuhr der Abbé fort, „das Beispiel dieser jungen Tagescomponisten nachzuahmen, die mit hoher Verachtung von dem sprechen, was sie die unfruchtbaren Verbindungen des Contrapunktes nennen. Das ist genau so, als wenn sie sich über die Logik des menschlichen Geistes lustig machten; denn der Contrapunkt, dessen Etymologie — punctum contra punctum, — ein altes System der Notation anzeigt*), das dem ersten Tappen der Harmonie voranging, ist nichts geringeres, als ein Inbegriff von Gesetzen, um den Gang gleichzeitig erklingender Töne zu regeln. Das, was die Theoretiker des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts, wie Hucbald, Guido von Arezzo, Franco von Cöln, und Johannes Cotto wechselsweise organum, Diaphonie, und später dechant, Discantus, nannten, ist der Keim verschiedener Arten des einfachen, oder verzierten Contrapunktes, die auf uns gekommen sind, und uns die Kunst, Töne mit einander zu verbinden und einen harmonischen Satz zu bilden, lehren. Ich könnte eine von Johannes Cotto um die Mitte des elften Jahrhunderts ge-

*) Das System der Neumenschrift. (Anmerk. d. Verf.)

gebene Definition der Diaphonie anführen, die nicht im geringsten von der abweicht, welche Zarlino und der Pater Martini von einer Art einfach verzierten Contrapunktes geben. Er sagt zum Beispiel: „Die Diaphonie ist ein Zusammenklang von verschiedenen auf eine schickliche Weise vereinigten Tönen. Sie wird von wenigstens zwei Sängern ausgeführt, auf die Art, daß, während der eine die Hauptmelodie hören läßt, der andere um diese Melodie in verschiedenen Tönen auf schickliche Weise sich herumbewegt". ... Dante hat dieß wunderbar schön in folgenden drei Versen ausgedrückt:

E come in fiamma favilla si vede,
E come in voce voce si discerne
Quand' una è ferma e l'altra va e riede.

Und wie man Funken sieht in einer Flamme
Und wie man unterscheidet Stimm' in Stimme,
Wenn eine fest stehet, eine kommt und gehet ...

Paradies: Gesang VIII., Vers 16—18. Philalethes.

In der Ordnung der Aufeinanderfolge, die die Melodie ausmacht, wie in der Regel der Gleichzeitigkeit, welche der Harmonie zu Grunde liegt, werden die Töne nach gewissen Gesetzen der Verwandtschaft verbunden und verwebt, die nicht in einem Tage erfunden worden sind. Es bedurfte mehr als tausend Jahre Tappens, um dahin zu gelangen, die Aufeinanderfolge festzustellen, welche unsere heutige diatonische Scala characterisirt. Die Reinigung der Intervalle, ihre Eintheilung in Consonanzen und Dissonanzen, die Regeln, welche auf die Führung der verschiedenen Stimmen sich beziehen, endlich die ganze musikalische Dialectik ist das Werk des Mittelalters, das sich bis zum Auftreten Palestrina's verlängerte.

„Wie", rief Lorenzo betroffen, „unsere diatonische Tonleiter hat nicht immer so, wie wir sie jetzt kennen, bestanden"?

„In der Natur, ja"; antwortete der Abbé lächelnd, „aber nicht so in der Theorie. Haben die Sterne, die über unsern Häuptern kreisen, nicht immer denselben Gesetzen gehorcht? Nichtsdestoweniger stellte vor Kepler, Newton und unserm großen Galilei, denen die Entdeckung jener Gesetze gelang, die astronomische Wissenschaft ganz andere Grundsätze des himmlischen Weltbaues auf. Der Mensch erfindet nie etwas, er läßt nur den wahren Zusammenhang der Dinge wahrnehmen. Du kennst jetzt ebensowohl als ich", fuhr der Abbé Zamaria fort, indem er Lorenzo mit einem Blicke väterlicher Genugthuung ansah, „das Princip der musikalischen Composition, das was die Basis der Lehre vom Contrapunkt ausmacht, nämlich die Nachahmung, die Fähigkeit einen melodischen Gedanken unausgesetzt zu wiederholen, Folgerungen daraus abzuleiten, und ein Gespräch zu bilden, das Anfang, Mitte und Ende hat. Diese verschiedenen Arten der Nachahmung, unter welchen der Canon die strengste ist, vereinigen sich zu einer allgemeineren Form der Beweisführung, die man die Fuge nennt, das heißt die Bewegung: Das ist das große Geheimniß, das die musikalischen Ignoranten so tief erschreckt! Die Fuge, welche ihr Princip in der Nachahmung hat, wie schließlich alle Musik (denn selbst die Melodie, sobald sie ein Erzeugniß der Kunst ist, besteht aus einer Aufeinanderfolge von kleinen Gedanken, die sich mit einer gewissen Symmetrie wiederholen, was man carrure nennt), die Fuge ist die höchste Form der Beweisführung; sie ist der Syllogismus mit seinem Grundtone, dem sogenannten Subject, mit seiner Quinte oder der Antwort auf das Subject, und dem Schluß, wo die vorher gehörten Motive in eine üppige stretta nochmals zusammen verarbeitet werden. Allemal nun, wenn der menschliche Geist ein Joch sich auferlegt, gehorcht er nothwendigerweise den Gesetzen des Syllogismus, welches seine eigenen Gesetze sind; der Componist kann daher kein Ensemblestück von irgend einem Umfange schreiben, worin die Regeln der Fuge

nicht unwillkürlich ihre Anwendung fänden. So ist es auch in den andern Künsten, deren großartige Entwickelungen auf einigen ursprünglichen Wahrheiten beruhen, die für die Civilisation das sind, was für Venedig die Pfähle sind, die man in das Meer geschlagen hat".

„Die Fuge ist daher nicht das, was sich ein ungebildetes Volk darunter denkt", fuhr der Abbé fort, indem er das Notenpapier, das er in der Hand hielt, auf den Nachttisch legte. „Die Meister, welche die Regeln zu diesem Sparrwerke der ganzen musikalischen Composition festgestellt haben, haben sie eben so wenig erfunden, als Aristoteles die Gesetze des Syllogismus erfunden hat, deren Vorhandensein im Wesen der Vernunft er nachgewiesen hat. Nur ist in der Geschichte der Musik das vorgekommen, was man auch in der Geschichte der Philosophie und der Literatur wahrnimmt: es hat eine Periode pedantischer Arbeit gegeben, während welcher die Gelehrten von der neuen Anziehungskraft der entstehenden Harmonie eingenommen, sich in einer unfruchtbaren Verbindung von Tönen gefielen, und den höchsten Zweck der Kunst aus dem Auge verloren, der da ist, die Einbildungskraft zu ergötzen und die Bewegungen des Lebens auszudrücken. Während dieser überdieß nothwendigen Epoche, die eine Art Jünglingsalter des menschlichen Geistes ist, spielten die gelehrten Componisten, welche wunderbarer Weise zum größten Theile Fremde, Niederländer, waren, mit trocknen Contrapunktsformen, wie die Doctoren der Kirche die logische Beweisführung mißbrauchten. Die Herrschaft der musikalischen Scholastik, welche beinahe dreihundert Jahre währte, seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis zu dem Ende des sechszehnten hat das Aufblühen der Renaissancezeit vorbereitet, wo die ausgearbeiteten Formen des Contrapunktes und der Fuge, welche die andern alle in sich vereinigt, wie der Syllogismus die ganze Logik in sich schließt, in den Dienst der Einbildungskraft und des Gefühles gestellt wurden. Das ist die Erscheinung, welche

in den Wissenschaften, wie in den Künsten zu Tage tritt. Palestrina verhält sich zu Ockenheim*), wie Dante zu dem heiligen Thomas von Aquino und wie Raphael zu Cimabue. Die genialen Männer folgen den Verstandesmenschen und bedecken das Sparrwerk der Scholastik mit den Farben des Lebens".

„Und nun, theurer Lorenzo, mußt Du Dich in Deine Laufbahn stürzen. Du verstehst zu schreiben, Du kennst die Meister; begieb Dich daher kühn auf die Wogen, und schicke Dich an zu componiren, Opere buffe, ernste Opern, Oratorien, Messen, Motetten, Alles was Du willst, aber vor Allem komische Opern; denn ich gestehe Dir, daß die Musik mir mehr bestimmt zu sein scheint, das Herz zu erfreuen, als, wie man gemeiniglich sagt, uns „den Teufel auf die Erde" zu bringen. Geh, mein Junge, mach Deinem Lehrer Ehre und mögest Du ein zweiter Buranello werden, der Venedigs Ruhme einen neuen Glanz hinzufügte".

„Ich bin noch zu jung", antwortete Lorenzo mit einer furchtsamen Stimme, „um einen Entschluß zu fassen".

„Aber der Entschluß ist ganz gefaßt", erwiederte der Abbé, „und da Du ein Componist werden sollst, ist es gut, wie mir scheint, wenn Du anfängst, mit den Schwierigkeiten der Bühne anzubinden. Es giebt eine Erfahrung, die man nur auf dem Schlachtfelde erringen kann, und für welche die Schulen das Geheimniß nicht lehren. Cimarosa, Paesiello, Guglielmi, waren schon in ihrem achtzehnten Jahre berühmt".

„Ohne Zweifel", antwortete Lorenzo verwirrt, „hatten diese höher begabten Männer einen entschiedenen Beruf, den ich vielleicht nicht habe, und ich versichere Ihnen, daß ich noch nachzudenken und vorher mir zu überlegen habe .....

*) Ein berühmter belgischer Componist zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. (Anmerk. d. Verf.)

„Du wirst im Componiren nachdenken", erwiederte der Abbé Zamaria hitzig, „und zwar auf offenem Meere, das heißt, auf dem Theater, wo Du den Polarstern, der nach Deinem Glück zeigt, suchen sollst. Bildest Du Dir ein, daß man Musik macht, wie ein Seidenwurm seinen Cocon spinnt? Der große Benedetto Marcello war nicht allein ein sublimer Componist; er war auch zu gleicher Zeit Dichter, Gelehrter, Philosoph, ein beißender Kritiker voller Scharfsinn. Obschon die Begeisterung eine natürliche Gabe ist, eine Gnade, die auf uns wie der Thau vom Himmel niederfällt, bedarf es nichts desto weniger viel Nachdenkens, um die Gedanken dem Character der verschiedenen Personen anzupassen, und sie zu einem großen Ganzen zu vereinigen, in welchem die scheinbare Unordnung der Leidenschaft eine Wirkung der Kunst ist. Es giebt zum Beispiel ein solches Madrigal von Scarlatti, Cor mio, das eine Fuge zu 5 Stimmen von der seltensten Zierlichkeit ist; das Miserere von Leo, zu zwei Chören zu fünf Stimmen, die nicht in einem Tage erfunden worden sind, und wenn Du zu diesen Stimmenverbindungen noch das Colorit der Instrumentation hinzufügst, wie man es bei Gluck, Jomelli, Piccini, Sacchini und Paesiello finden kann, so wirst Du überzeugt sein, daß es keiner gewöhnlichen Einsicht bedarf, um einen glücklichen Erfolg in einer Kunst zu erreichen, die eben so viel Empfindung als Tiefe erheischt".

„Ich will eine Kunst nicht herabwürdigen, die ich liebe und welche Sie mir mit eben so viel Sorgfalt als Hingebung gelehrt haben", antwortete Lorenzo in einem zuversichtlicheren Tone. „Ich begreife, daß man kein großer Componist, namentlich dramatischer Componist wird, ohne außerordentliche Fähigkeiten zu besitzen, bei denen das Gefühl mit der Speculation des Philosophen sich verbindet. Es kommt mir nicht zu so hoch zu streben, und nach einem musikalischen Ruhme zu geizen, den ich ohne Zweifel nie erreichen werde".

„Und warum nicht? Du hast Einbildungskraft, Wissenschaft und Beharrlichkeit, und das sind Vortheile, die man nicht immer bei einem jungen Manne von siebzehn Jahren trifft".

„Ich will nicht bescheidener sein, als nöthig ist, aber man kann Ehrgeiz verschiedener Art haben".

„Was verstehst Du unter verschiedenem Ehrgeiz"? erwiederte der Abbé nicht ohne Verwunderung. „Willst Du den Edelmann spielen und die Republik regieren? Mein Freund, es ist besser, die Staatsmänner besingen, als sich in ihre Angelegenheiten zu mischen, und wenn Du den Ehrgeiz hast, Dich in das Getriebe der Leidenschaften und in die Angelegenheiten der Menschen zu mischen, so wirst Du auf dem Theater Gelegenheit genug finden, Dein Müthchen zu kühlen. Die Sopranisten und Primadonnen sind weit schwerer zu dirigiren, als eine Armee von dreißigtausend Mann, hat Friedrich der Große in Bezug auf Mara gesagt, eine fantastische Sängerin, die er zum Teufel zu schicken genöthigt war".

„Es giebt mehrere Arten das Leben anzusehen und die Rolle aufzufassen, die man darin spielen soll", antwortete Lorenzo, indem er den Kopf senkte, um dem Blicke seines Lehrers auszuweichen".

„Ach so! Bist Du ein Narr, oder verliebt? Um so besser, wenn Liebe es ist, die Dein Gehirn erhitzt, per Bacco! Du setzest sie in Musik und wirst Meisterwerke schaffen. Sag mir", fuhr der Abbé fort, indem er mit seinen kleinen muntern Augen blinzelte, „ist es Vicentina, welche Dich zu diesen schönen Betrachtungen anregt? Sie ist hübsch und es verlohnte sich in Wahrheit der Mühe, daß Du irgend eine Narrheit für sie begingest, nur muß sie in Musik gebracht sein".

„Ich schwärme weder für Vicentina, noch für die Laufbahn eines Componisten, die den Wünschen meines Herzens und

meines Geistes nicht genügen kann", antwortete Lorenzo mit ungewöhnlicher Festigkeit.

„Was höre ich"? sagte der Abbé Zamaria, indem er die Arme auf seiner Brust kreuzte. „Die Musik, der Ruhm eines Marcello, eines Lotti, eines Buranello, eines Galuppi, sind nicht würdig, dem Ehrgeiz eines Herrn Lorenzo Sarti zu genügen? Jesus Maria, welche Schlange habe ich an meinem Busen gewährt"?

Und eiligst aus dem Bette springend, ohne sich Zeit zu nehmen irgend ein Kleidungsstück anzulegen, setzte er reitweise sich auf einen Stuhl, der vor seinem Clavecin stand, und sang mit voller Stimme ein Bruchstück eines köstlichen Terzetts von Clari:

Addio, compagne amene,
Dove gia lieto pascolai l'agnelle!

Lebt wohl, geliebte Triften,
Auf die ich fröhlich bereits die Lämmer zur Weide trieb!

mit einem Feuer, einer Leidenschaft, daß sein schwaches Gliederwerk und der kleine Höcker, den er auf den Schultern hatte, zu zittern anfing. „Wirst Du es unter Deiner Würde finden, ein ähnliches Meisterwerk von Anmuth componiren zu können"? sagte er, indem er sich zu Lorenzo wandte, dessen Haltung sehr verlegen wurde, als er den Abbé in dieser sonderbaren Stellung rittlings auf dem Stuhle sah. Mittlerweile wurde an die Thüre gepocht, der alte Bernabo trat in das Zimmer und sagte: „Signor Lorenzo, Seine Excellenz wünschen Sie und den Herrn Abbé zu sprechen".

„Teufel"! antwortete Zamaria etwas über seinen Anzug beschämt, der dem cameriere ein Lächeln abnöthigte, „was will sie von uns"?

Lorenzo über diese Einladung etwas beunruhigt, stieg in die erste Etage hinab, und wurde zu dem Senator in die große Bibliothek des Pallastes geführt, wo er sich meistentheils aufhielt. Er saß an einem mit Büchern und Papieren bedeckten Tische in einem großen mit schwarzem Leder überzogenen Lehnstuhle, dessen Obertheil mit einem geschnitzten Wappen verziert war. Seine Tochter war ihm zur Seite, eine Sammlung alter Kupferstiche durchsehend. Sein weißes Haupt, seine würdevolle Haltung, seine ernste Physiognomie, welcher Alter und Erfahrung unauslöschliche Spuren aufgedrückt hatten, ließen nur desto besser die blonden, üppigen, mit Blumen gezierten Haare, die Anmuth, und die bezaubernde Jugend Beatens hervortreten.

„Setzen Sie sich", sagte der Senator zu Lorenzo, dessen Bewegung durch die Gegenwart Beata's wuchs, die nicht gewagt hatte, die Augen zu ihm aufzuschlagen.

Man erwartete den Abbé Zamaria, der sich ankleidete, und während dieser Zeit betrachtete Lorenzo voll Bangigkeit wegen der Scene, die folgen sollte, unstät die schönen Einbände, welche die Fächer der Bibliothek, einer der reichsten und gewähltesten Venedigs füllten. Es gab zahlreiche Bibliotheken in einer Stadt, die man vorzugsweise die Buchhandlung der Welt nannte, und wo die Buchdruckerkunst schon im Jahre 1459 eingeführt worden war. Abgesehen von der großen Bibliothek zu St. Markus, welche ihren Ursprung einem Geschenke verdankt, welches im Jahre 1380 Petrarca der Republik mit seinen Manuscripten machte, und der von St. Georg, die aus Dankbarkeit von Cosmo von Medicis gegründet worden war, der zu Venedig eine gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, — abgesehen von den Bibliotheken der Akademieen, der Klöster, und anderer öffentlichen Anstalten, welche ziemlich bemerkenswerthe Büchersammlungen besaßen, — setzten die vornehmen Familien ihren Stolz darein, Bibliotheken zu gründen, die ihnen einen Anspruch auf öffentliches Ansehen verliehen. Man rühmte unter

diesen Privatbibliotheken, die des Pietro Grimani, der im Jahre 1752 zum Dogen erwählt wurde, dann die der Familie Nani, und vor Allem die berühmte Sammlung der Pisani, welche in ganz Italien bekannt war. Die Bibliothek der Familie Corneri, die im Jahre 1798 erlosch, war durch ihre musikalischen Reichthümer bemerkenswerth. Man rühmte auch noch die Bibliothek der Tiepolo, welche aus der Contarinischen hervorgegangen war, die Sammlungen von Joseph Farsetti, Francesco Pesaro, Antonius Capello, von Sebastian Zeno, dem Neffen unsers Senators, der die schönsten Ausgaben der Aldus besaß, der berühmtesten und gelehrtesten Drucker Venedigs.

Die Bibliothek des Senator Zeno, die unter der Leitung des Abbé Zamaria stand, bildete einen geräumigen viereckigen Saal, in Unterabtheilungen, deren jede einer besondern Branche der menschlichen Wissenschaften gewidmet war. Diese Abtheilungen waren nach einem Gesetze der Aufeinanderfolge geordnet, das sie wieder durch ein allgemeines Princip verband, in der Absicht, ein wahrhaftes Bild der venetianischen Civilisation zu geben. In der ersten Abtheilung, dem Ehrenfache, das zum Ausgangspunkte diente, gleichsam als Grundlage der ganzen Hierarchie, waren die Historiker aufgestellt, und vor Allem die Geschichtsschreiber Venedigs, dann die unbekannten Chronisten aus den ersten Jahrhunderten der Republik bis zu Andreas Dandolo, der der Herodot derselben ist, und von jenen Zeitgenossen Petrarcas bis zu Bernhard Justiniani, dem ersten kritischen Geschichtsschreiber der Dogenstadt. Die politische Wissenschaft, die ihre Quelle in der Erfahrung hat, kam nach der Geschichte und umfaßte außer den Werken Plato's, Aristoteles und Cicero's, die von Macchiavell und seinem Gegner Paul Paruta, der zu Venedig um das Jahr 1540 geboren, in derselben Stadt im Jahre 1598 starb, nachdem er die höchsten Aemter der Republik bekleidet hatte, deren Staatsverfassung er in seinem berühmten Buche: Discorsi politici

vertheidigte. Neben den Werken von Paruta, standen die Sarpi's, eines unparteiischen Geschichtsschreibers über das Tridentiner Concil, der als Gottesgelehrter der Republik gegen die Anmaßungen des Papstthums auftrat. Die politischen Schriften von Paul und Domenico Morosini, von Luccio Durantino, Scipio Anmirato, Botero, und das Werk von Donato Giannoti Fiorentino, della Republica e Magistrati di Venezia*), die juridischen Schriften, die Gesetze und Decrete, welche die Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens ordnen, zahlreiche und verworrene Sammlungen, die die Zeit veranstaltet hatte, und wo das Herkommen eine größere Rolle spielte als die Gelehrsamkeit, — füllten die der politischen Wissenschaft zugewiesenen Räume. In einem Fache dieser Abtheilung erblickte man einen großen Folioband: Statuta et Fundamenta, super navibus et aliis lignis, von dem Dogen Renier Zeno den 6. August 1255 veröffentlicht.

Die venetianischen Reisenden, die es allen andern in der Kenntniß der Sitten und Gebräuche der Völker der Erde zuvor thaten, füllten eine ganze Abtheilung der Bibliothek aus. Nicolo, Matteo, und vornehmlich Marco Paolo, waren in dem ersten Fache aufgestellt. Daselbst befand sich auch das Buch über Palästina, Liber secretorum fidelium crucis, das Marino Sanudo dem Papst Johann XXII. im Jahre 1321 überreichte, nebst den Werken der beiden Zeno, der Brüder des berühmten Carlo Zeno, der die Republik in der Seeschlacht von Chioggia gegen die Genueser rettete. Die Abenteuer von Nicolaus Conti, die Reise von Alviso da Mosta in Flandern und Africa, die Reise des Marco Catarino in Persien, und des Giosafat Barbaro in Asien, vervollständigten die Reihe der ruhmwürdigen und unermüdlichen Abenteurer, welche Venedig nach allen Punkten der Erde aus-

*) Rom, 1541. (Anmerk. d. Verf.)

sendete. Die Medicin, die Geographie, die Naturwissenschaften, und die exacten Wissenschaften bildeten den Uebergang zwischen der Moral, der Staatsökonomie, der Finanzwissenschaft und der eigentlichen Literatur. Diese nun, auf einen zweiten Raum verwiesen, als ein geistiger Luxus, der sich nur erst nach der Befestigung der bürgerlichen Gesellschaft erzeugen kann, füllte eine beträchtliche Abtheilung aus. Die erste Unterabtheilung war der Literatur della nobiltà veneziana, den von venetianer Adeligen verfaßten Werken gewidmet, unter denen die Geschichte der venetianischen Literatur von Marco Foscarini glänzte, ein unerreichtes Denkmal von Gelehrsamkeit und Vaterlandsliebe. Darauf kamen die Werke Apostolo Zeno's, eines Kritikers und fruchtbaren Dichters, der dem Metastasio in dem lyrischen Drama voranging, verschiedene andere Dichtungen, namentlich im venetianischen Dialect, ein Gesang vom Jahre 1277 und ein anderer zum Lobe Venedigs vom Jahre 1420. Unter der Zahl der prosaischen Schriften, welche im venetianer Dialect geschrieben wurden, fand man il Milione von Marco Paolo, und il Libro delle Uxance dell' imperio di Romania. Auch die Künste hatten ihre Vertreter, und die Geschichte der venetianischen Malerei von Zanetti, die der venetianer Architectur von Temanza, fanden sich neben den Werken des Grafen Algarotti, der sehr viel über die schönen Künste geschrieben hat. Die der Musik gewidmete Abtheilung war unstreitig der interessanteste Theil dieser großen durch die Fürsorge des Abbé Zamaria gebildeten Büchersammlung. Sie schloß Schätze der Gelehrsamkeit in sich. Die griechischen Theoretiker, Aristoxen, Euclid, Nicomachus, Alypius, Gaudentius, Bachius, Aristides, Quintilian, von Meibom im Jahre 1652 herausgegeben; die Arbeiten von Doni, Bürette, über die Musik der Alten; die Theoretiker des Mittelalters in der Sammlung des Abbé Gerbert: Scriptores ecclesiastici de Musica sacra, vom Jahre 1784,

die Geschichte der Musik von Martini, die von Burney, den der Abbé Zamaria persönlich gekannt hatte, die Geschichte von Hawkins, und der erste Band der Geschichte Forkels, der im Jahre 1788 erschien, standen in dem ersten Fache. Das zweite war mit den praktischen Theoretikern angefüllt, mit Vanneo, Zarlino, Tartini, Martini (Saggio fondamentale di contrapunto) und einer unendlichen Menge anderer, die anzuführen zu weitläufig sein würde. Die Compositionen von allen Meistern der venetianischen Schule, seit der Erfindung des Notendruckes durch Ottavio Petrucci von Fossombrone, der seine merkwürdige Erfindung nach Venedig brachte, bis auf Furnaletto, der der letzte Vertreter derselben ist, füllten die andern Abtheilungen, und bildeten einen Schatz von Noten und Commentaren, der sehr häufig von Gelehrten und Liebhabern zu Rathe gezogen wurde. Ueber dieser prachtvollen Bibliothek las man mit goldnen Buchstaben jene Verse eines lateinischen Dichters des fünfzehnten Jahrhunderts:

Semper apud Venetos studium sapientiae et omnis
In pretio doctrina fuit; superavit Athenas,
Ingeniis, rebus gestis Lacedaemona et Argos.

Immer stand bei den Venetianern das Studium der Weisheit und jede Gelehrsamkeit in Ansehen; sie übertrafen Athen an Geist, Lacedämon und Argos an Thaten.

Nachdem der Abbé endlich herabgekommen war, sagte der Senator zu ihm in einem einnehmenden Tone: „Setze Dich, Abbé, denn Deine Gegenwart ist hier nöthig".

Bei diesen Worten fühlte sich Lorenzo von erneutem Schrecken erfaßt. Was sollte nun vorgehen? Hatte der Senator etwas von dem geheimnißvollen Roman erfahren, welcher sich zwischen Beata und dem Sohn der Katharina Sarti angesponnen? Hatte Tognina das Geheimniß ihrer Freundin verrathen, oder die Spazierfahrt nach Murano die väterliche Wachsamkeit rege gemacht? Bleich und zitternd über die Folgen einer Scene, die

angeordnet schien, um einen entscheidenden Schlag herbeizuführen, sah Lorenzo keinen Gegenstand mehr deutlich, und sein ganzes Blut wurde in sein bewegtes Herz zurückgetrieben. Beata, welche nicht weniger unruhig war, verweilte nachdenkend bei der Sammlung alter Kupferstiche, die sie zu bewundern vorgab.

„Sie wissen", sagte der Senator kalt, indem er sich zu Lorenzo wendete, „was ich für Sie gethan habe? Als den Sohn eines alten Clienten des Hauses Zeno, habe ich Sie aufgenommen und eine Schuld der Dankbarkeit dem Andenken Ihres Vaters abgetragen, indem ich Ihnen die Mittel bot, sich über Ihren Stand zu erheben. Ich habe darin dem Geiste des venetianischen Adels und namentlich dem meiner Familie gehorcht, die ihren Credit und ihr Vermögen stets angewendet hat, die Zahl ihrer Diener oder ihrer Schuldner zu vermehren. Es sind beinahe sechs Jahre, daß Sie in mein Haus unter die Obhut des hier gegenwärtigen Abbé Zamaria und meiner Tochter kamen, die gern für Ihre Erziehung Sorge getragen hat".

Der Senator stockte hier und indem er von neuem Lorenzo ernst anblickte, fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen, das dem armen jungen Manne ein Jahrhundert zu währen schien, fort: „Nun gut! Ich bin mit Ihnen zufrieden; Sie haben sich meiner Wohlthaten würdig gezeigt; Ihr Fleiß, Ihr Verstand und die Fügsamkeit Ihres Characters haben Ihnen neue Ansprüche auf mein Wohlwollen erworben; deshalb habe ich beschlossen, die Bande fester zu knüpfen, die Sie an unsere Familie binden".

Diese Worte, langsam und mit Bedacht ausgesprochen, wirkten wie ein Theaterstreich, und der Mosesstab ließ nicht rascher das Wasser aus dem Felsen springen, als die Hoffnung jetzt aus Lorenzo's und Beatens Herzen hervorsprudelte, die ihr reizendes Köpfchen erhob und auf ihren Vater einen langen Blick warf, in welchem Verwunderung mit Kindesliebe sich mischte.

„Ich habe für Sie", fuhr der Senator fort, „den Titel eines Ritters von der goldnen Stola erhalten, der meiner Familie seit langer Zeit, wie auch mehreren andern großen Häusern gehört, und ich füge zu diesem Titel noch eine Pension (una mesata) hinzu, die Ihnen erlauben wird, ihn anständig zu tragen *). Von diesem Tage an gehören Sie zum venetianischen Adel, dem Sie schon durch Ihre Geburt nahe standen und es ist wichtig, daß Sie erfahren, welche Pflichten Ihnen diese neue Eigenschaft auferlegt".

„Von allen Aristokratieen Europas ist der venetianische Adel der einzige, der nicht das Resultat der Eroberung ist. Wie das römische Patriciertthum, mit dem man ihn oft verglichen hat, ist er aus dem Innersten der Gesellschaft selbst hervorgegangen, deren Schicksal er leitete. Das ist es, was seine Stärke, und die Gesetzmäßigkeit seiner Herrschaft ausmacht; habe ich nöthig, Ihnen in das Gedächtniß zurückzurufen, welchen unglücklichen Umständen diese Stadt, die ein Wunder von menschlicher Industrie ist, ihre Entstehung verdankt? Wer weiß nicht, daß, als Barbarenhorden wie Jagdhunde über die Trümmer des römischen Kaiserreichs herfielen, arme Fischer auf den kleinen Inselchen des adriatischen Meeres eine Zufluchtsstätte suchten? Sie hatten sich kaum niedergelassen, als sie das Bedürfniß einer Aufsicht empfanden, die anfangs ebenso einfach wie ihre Verbindung war und deren erste Pflicht war, ihre Unabhängigkeit zu sichern. Von diesen ersten Magistratspersonen, die unter dem Druck der Noth, jener großen Bildnerin der menschlichen Gesellschaft, frei von den Betheiligten gewählt wurden, stammt der venetianische Adel ab. Rom hat beinahe denselben Ursprung gehabt. Aus der Geschichte werden Sie wissen, welche Widerwärtigkeiten, welche bürgerliche Unordnungen und äußere

*) Der Titel des Ritters von der goldnen Stola war ein reiner Ehrentitel. (Anmerk. d. Verf.)

Ereignisse die werdende Republik zu überstehen hatte, und wie ihre Einrichtungen allmählich sich regelten. Nur so viel kann ich Ihnen versichern, daß, als am letzten Tag des Monats Februar des Jahres 1297 die Regierung Venedigs, da sie nicht mehr der Ebbe und Fluth eines ungestümen Volkes Preis gegeben sein wollte, den großen Rath schloß, und die Zahl derjenigen beschränkte, welche an der Souverainität Theil haben sollten, die Republik von St. Markus eine Revolution vollendete, die sie von dem Untergange rettete und ihr Kraft gab, ihre Herrschaft über Italien auszubreiten. La serrata des großen Rathes ist in der Geschichte der Institutionen Venedigs das, was die murazzi (die Mauern) sind, welche das adriatische Meer hindern unsere Lagunen zu versanden. Von dieser merkwürdigen Epoche an trat Venedig, befreit von inneren Sorgen, die seine Thätigkeit hemmten, aus jenem ungeheuren Chaos verworrener Elemente und wilder Leidenschaften, das man das Mittelalter nennt, heraus, erhob sich zum ersten Range unter den Nationen und bot dem modernen Europa das erste Beispiel einer durch weise Gesetze und unbestrittene Gewalten geordneten Gesellschaft. Während Italien ein Raub der Fremdlinge wurde, die die Eifersucht der Parteien herbeigelockt hatte, während Mailand, Genua, Pisa, Florenz, Neapel und selbst Rom der Reihe nach unter das Joch von Deutschen, Franzosen, und Spaniern fielen, die ihren Parteigängern zu Hülfe eilten, während in den Tagesrepubliken Anarchie wüthete und abscheuliche kleine Tyrannen sich untereinander abwürgten, — fesselte Venedig, stark durch seine Lage, durch die Dauerhaftigkeit seiner Institutionen, in denen die Einheit der ausübenden Gewalt sich mit der Freiheit berathender Corporationen vereinte, Aller Blicke; es ward der Zufluchtsort aller Verbannten, und erregte, wie einst Sparta mitten unter den unaufhörlichen Revolutionen der griechischen Democratie, die Bewunderung der Philosophen und Staatsmänner. Die Inschrift, die Sie über dieser Bibliothek

sehen, fuhr der Senator fort, indem er mit dem Finger auf die lateinischen Verse wies, die wir weiter oben angeführt haben, ist nur ein schwaches Zeugniß der Gerechtigkeit, die man immer bereit war dem Ruhme unseres Vaterlandes widerfahren zu lassen. Dante, Petrarca, Bocaccio, Tasso, der uns durch die Geburt seines Vaters, und durch den Schutz, den er von der Familie Badoer erhalten hat, angehört, — Macchiavell, Galilei, die Dichter und Künstler fremder Völker, — haben alle Venedig als diejenige Staatsgesellschaft betrachtet, welche der menschlichen Vernunft am meisten Genüge leistete, als einen Heerd der Civilisation, welche dem Ideal am besten entspreche, das sie sich gebildet hatten. Man könnte auf Venedig ganz eigentlich jenes von Petrarca in Bezug auf den St. Markusplatz ausgesprochene Wort anwenden: Cui nescio an terrarum orbis parem habeat *).

„Nun wohl, junger Mann", fuhr der Vater Beatens fort, indem er sein sechzigjähriges Haupt emporrichtete, alles das ist das Werk der Aristokratie. Vergeblich würde man ihren Einfluß auf diese Gesellschaft, welche sie zu ihrem Ebenbilde machte, läugnen; man findet sie auf allen Denkmalen wieder und „die Himmel erzählen ihre Ehre", wie der Psalmist sagt. Nicht allein in den Waffen, in den öffentlichen Geschäften, in der Verwaltung und in den Gesandtschaften, zeichnet sich der venetianische Adel aus, sondern auch in allen Gattungen menschlichen Wissens. Diese Bibliothek umschließt nicht weniger glänzende Zeugnisse seiner Größe als die Annalen der Republik und rechtfertigt jene schönen Worte meines Freundes Marco Foscarini, in seiner Geschichte der venetianischen Literatur: Appunto dalle nobile famiglie, sagt er, uscirono i migliori lumi della nostra litteratura, e non solo in una ma in tutte le

---

*) Wer weiß, ob der Erdkreis etwas Aehnliches aufzuweisen hat? (Anmerk. d. Uebers.)

facoltà*)! Deswegen ist auch der venetianische Adel, als der älteste in Europa —, sei es in Bezug auf das Erscheinen in der modernen Geschichte, sei es in Bezug auf den Anspruch, den mehrere unserer vornehmen Familien, wie die Justiniani, die Venier und die Marcello's auf einen Ursprung machen, welchen sie bis auf das römische Kaiserthum hinaufleiten, — die erste Aristokratie der Welt, weil sie immer der Nation voranging. Der römische Patricier, in seiner Größe etwas wild, verachtete jeden anderen Ruhm, als den der Waffen, der Verwaltung, der Religion und des Wortes, das ein Werkzeug seiner Herrschaft war, und nur erst unter den Kaisern begann er Wissenschaften zu treiben, deren Cultur er bis dahin den griechischen Rhetorikern und den Freigelassenen überlassen hatte, die ihn wie Possenreißer unterhielten. Der venetianische Adel, der seine Catos, seinen Regulus, seine Scipionen und seinen Pompejus gehabt hat, der aber dem Auftreten eines Sylla und Cäsar vorzubeugen wußte, hat immer das Licht des Verstandes mit der Stärke des Characters vereinigt, welche zur Ausübung der Macht erforderlich ist, und es giebt in der Geschichte unseres Vaterlandes kein Beispiel eines Barbaren, wie Marius, der zu den höchsten Aemtern der Republik gelangt wäre. Die Fürsten und Barone, welche die Aristokratie andrer Nationen Europas bilden, sind nur Werkzeuge der Gewalt, verspätete Vertreter der Feudalgewalt, schon zur Hälfte durch die Geistlichkeit, die Juristen und Gelehrten, welche der Bewegung des menschlichen Geistes gefolgt sind, besiegt. Der Adel Venedigs, der immer lebendige Ausdruck der Bedürfnisse der Gesellschaft, hat sich niemals überflügeln lassen, und hat stets sein Recht auf die Souverainität durch das Uebergewicht seiner Tugenden, durch seine Einsicht und seine Aufopferung

---

*) Gerade aus adeligen Familien gingen die größten Lichter unserer Literatur hervor und zwar nicht in einer Gattung, sondern in allen Zweigen. (Anmerk. d. Verf.)

für das Vaterland gerechtfertigt. Wie Paruta, einer unserer größten Publicisten gesagt, la nobiltà veneziana ist die einzige auf der Welt, deren moralische Größe, Klugheit, und politischer Scharfsinn, vereint mit Wissenschaft und Feinheit des Geschmackes und der Sitten, diesen schönen Titel nobilitas rechtfertigt, der mit Civilisation gleichbedeutend ist.

„Mein Sohn, Erfahrung und Geschichte, sobald Sie dieselbe mit Nutzen werden befragen können, werden Ihnen lehren, daß die Welt nur immer von der Minderheit regiert worden ist. Was man auch thue, welches auch die Träume sein mögen, mit denen sich heutzutage Parteien und Systemmacher ergötzen; der Haufe, immer durch die Arbeiten niedergebeugt, die ihm die Bedürfnisse eines jeden Tages auferlegen, wird nie Muße und Unabhängigkeit des Geistes genug besitzen, um sich zur Höhe der Staatspolitik aufzuschwingen. Glücklich die Nationen, die in ihrem Schooße höhere, durch die Zeit und geleistete Dienste geweihte Classen bergen. Ueberall wo diese mehr oder minder zahlreichen, mehr oder weniger privilegirten Classen, welche die Tradition, das heißt das Gewissen des politischen Körpers vertreten, nicht existiren, wird der bedürftige der Veränderlichkeit seiner Triebe überlassene Pöbel bald die Beute eines Despoten oder eines Eroberers. Sehen Sie wie Griechenland mit seinen schwachen Demokratieen unter das Joch Philipps, Alexanders und ihrer Nachfolger fällt, um später eine Provinz, eine Art Kinderklapper römischer Größe zu werden. Und dieses Rom, so stolz und so mächtig, was ist nach dem Falle seines Patricierthums aus ihm selbst geworden? Es hat eine Reihe von Ungeheuern erzeugt, die die Menschheit in Schrecken setzten und das Gerechtigkeitsgefühl des menschlichen Geschlechtes gegen diesen Coloß von Scheußlichkeiten aufwiegelten. Das Christenthum, obgleich es das Innere unserer Natur durch eine vollkommenere Moral milderte, konnte nicht die Leidenschaften, die uns durchströmen, und die Folgen, die aus ihnen entstehen, vernichten.

Die Kirche hat ihre Borgias besessen; Italien, wie Griechenland, hat unaufhörliche Revolutionen gehabt, welche ihren Untergang herbeiführten und wir sehen heutzutage Frankreich Zuckungen zum Raube werden, welche die Ruhe der Welt bedrohen. England ist nächst Venedig das einzige Land Europas, wo eine starke Aristokratie das Geschick der Nation leitet und ihm seine Unabhängigkeit und Freiheit bewahrt. Ich täusche mich nicht über die Gefahren, welche mein Vaterland bedrohen; Du weißt Abbé, daß ich seit langer Zeit mich mit den unheilvollen Doctrinen beschäftige, welche die Gemüther bewegen, und denen Frankreich schon zum Opfer gefallen ist. Ich möchte mit einem großen Bürger ausrufen, der die römische Republik gegen die Demokraten seiner Zeit retten wollte: Mihi nihil unquam populare placuit *)! Er hatte vollkommen Grund, das Volksregiment zu fürchten, jener beredte Vertheidiger des Patricierthums und der Freiheit, zweier Dinge, die immer unzertrennlich sind, da er mit seinem Kopfe die Ehre bezahlen mußte, das Erscheinen des magnanimus Augustus, wie ihn die feigen im Solde der Cäsaren stehenden Sophisten bezeichneten, vorhergesehen und bekämpft zu haben. Was auch der Ausgang des Kampfes sein möge, in welchen der menschliche Geist verwickelt worden ist, der venetianische Adel wird seine Schuldigkeit thun. Wenn die blinden Leidenschaften, die man gegen seine gesetzmäßige Herrschaft aufregt, siegen, wird er die Republik, die er gegründet, und die seit den vierzehnhundert Jahren ihres Bestehens nicht erlebt hat, daß ein Fremder das Wasser ihrer Lagunen getrübt hätte, in seinen Fall mit hineinziehen. Sie werden", fügte der Senator hinzu, indem er sich zu Lorenzo wendete, „in einigen Tagen nach Padua reisen. Sie werden daselbst Ihre Studien vollenden, und die akademischen Würden erhalten, die von der Erziehung eines venetianischen Edelmannes

*) Mir gefiel nie etwas Volksthümliches. (Anmerk. d. Uebers.)

vollkommen unzertrennlich sind. Erinnern Sie sich nur, daß ihm die Wissenschaften zur Zierde des Geistes, zur Nahrung für die Seele dienen sollen, um ihr die Prüfungen des Lebens würdig ertragen zu helfen, aber daß er nie ein Geschäft aus ihnen zu machen hat. Sie werden dazu dienen, die Aemter, die die Republik Ihnen anvertrauen könnte, wohl zu erfüllen, aber es schickt sich nicht, daß ein Mann, der für die Regierungscarriere bestimmt ist, mit literarischen Ansprüchen auftrete. Sie mögen immerhin Berichte gleich denen unserer Gesandten schreiben, die Musterstücke der Beobachtung und des politischen Scharfsinnes sind, Sie mögen einige Punkte des Rechts und der öffentlichen Verwaltung beleuchten, selbst auf die Geschichte übergehen, wenn Ihre Kenntnisse es Ihnen erlauben, oder sich auch zu Betrachtungen einer höhern Ordnung erheben, indem Sie entweder die Moral, oder die Religion (nur nicht die Theologie), oder die Staatspolizei zum Gegenstande nehmen. Jeden Falls aber hüten Sie sich vor unnützen Theorieen, mit denen man in unserer Zeit so freigebig ist; halten Sie sich stets an bestimmte Thatsachen, die weit verwickelter und schwerer zu verstehen sind, als die Erfinder von Systemen es sich einbilden. Das Leben ist ein ganz anders gegliederter Roman, als die Fictionen der Dichter! Weil Sie nun zu dieser gebildeten und freien Minorität gehören, gegen welche sich so große Schreier erheben, so zeigen Sie auch den Muth, ihre Interessen zu vertheidigen und ihre Pflichten zu erfüllen, deren vornehmste unter allen ist, für das Wohl des Staates sich zu opfern. Das, was ich heute für Sie thue, ist von meiner Seite weniger ein Act einer erzwungenen Großmuth, als vielmehr ein Dienst, den ich meinem Vaterlande zu leisten glaube, indem ich für dasselbe einen treuen Diener werbe, der jünger ist als ich. Zu allen Zeiten hat der venetianische Adel die weise Vorsicht gebraucht, seine geschwächten Kräfte wieder zu ersetzen, indem er sich ein feurigeres Blut einimpfte. Sie werden in den Jahr=

büchern meiner Familie mehr als ein Beispiel ähnlicher Adoptionen finden, welche ihren Einfluß bei der Republik verstärkten. Eben so kann ich Ihnen nicht genug anempfehlen, die Geschichte unsers Landes gründlich zu studiren, und sich von dem Geiste des venetianischen Adels durchdringen zu lassen, dessen vorherrschende Tugend stets die Vaterlandsliebe gewesen ist. Sie hat Alles dem Wohle des Staates untergeordnet, selbst die Religion, wie Sie sich durch das Sprichwort überzeugen können, das seine ganze Politik kurz zusammen faßt:

„Siamo Veneziani, e poi cristiani"
„Wir sind erst Venetianer und dann Christen".

Nach dieser mit einer ernsten Stimme ausgesprochenen Ermahnung erhob sich der Senator und sagte zu Beaten: „Meine Tochter, gieb dem Chevalier Sarti die Hand".

Durch diese Worte bestürzt, welche die Wahl ihres Herzens zu bestätigen schienen, ging Beata etwas verlegen auf Lorenzo zu und reichte ihm mit einer rührenden Herzlichkeit, die von einem zauberischen Lächeln begleitet war, die Hand.

„Addio, compagne amene,
Dove gia lieto pascolai l'agnelle!

„Lebt wohl, geliebte Triften,
Auf die ich fröhlich bereits die Lämmer zur Weide trieb"!

setzte der Abbé Zamaria beinahe zornig hinzu.

„Was singst Du da, Abbé"? fragte der Senator.

„Ich sage, daß die Musik zu allen Teufeln geht, und daß ich nicht geahnet habe, daß ich seit sechs Jahren einen Diplomaten erziehe".

„Er wird die Musik zu seinem Vergnügen treiben", antwortete der Senator. „Marcello war ein vornehmer Großer von Venedig, was ihn nicht hinderte, ein geistvoller Componist zu werden". Darauf wandte sich der Vater Beatens zu seinem Kammerdiener Bernabo, dem er geklingelt hatte, und sagte zu

ihm: „Lasset meine Diener heraufkommen“. Nachdem die Dienerschaft beiderlei Geschlechts dem Befehle Folge geleistet hatte, richtete der Senator, indem er Lorenzo bei der Hand faßte, folgende wenige Worte an sie: „Ich stelle euch hiermit den Chevalier Sarti vor, und befehle euch, ihn als ein Mitglied meiner Familie zu betrachten. Gehe, mein Sohn“, fügte er sodann die Augen auf Lorenzo geheftet hinzu, „denn dieser Name gebührt Dir von nun an“.

Diese außerordentliche Scene, die Niemand erwartet hatte, deren Entwickelung weder Lorenzo noch Beata voraussehen konnten, brachte bei ihnen und allen Anwesenden das höchste Erstaunen hervor. Lorenzo war wie berauscht von dem, was er gehört hatte. Er fragte mit den Augen den Abbé Zamaria, um zu wissen, welchen Sinn er den letzten Worten des Senators unterlegen sollte: „Gehe, mein Sohn, denn dieser Name gebührt Dir von nun an“! War es möglich, daß der Vater Beatens das Geheimniß seiner Tochter errathen hatte, und eine unter allen Verhältnissen so ungleiche Verbindung billigen wollte? Oder hatte der Senator durch diese rührenden Worte nur einen höheren Grad geistiger Verwandtschaft ausdrücken wollen, eine rein politische Adoption, ohne das Geschick von Lorenzo Sarti mit dem einer der bedeutendsten Familien Venedigs vermengen zu wollen? Zum wenigsten war ein Zweifel erlaubt, und selbst Beata, mitten in dem Entzücken, welches sie empfunden hatte, nahm Anstand zu glauben, daß der Knoten ihres Lebens sich auf eine so glückliche Art lösen könne. Indessen war alle Welt im Hause beinahe überzeugt, daß Lorenzo nur darum Chevalier Sarti geworden sei, um noch höher in der Achtung und Zuneigung des Senators zu steigen, der nicht der Mann war, den Grund seiner Gedanken plötzlich zu enthüllen. Von dieser Zeit an stellte sich eine größere Freiheit in dem Umgange Lorenzo's und Beata's her, die sich zum mindesten für berechtigt hielt, in der Aeußerung ihrer wahren Gefühle

nicht mehr soviel Zurückhaltung zu zeigen. Der Chevalier Sarti wurde nach und nach allen Gliedern der Familie vorgestellt, und mit größerer Ceremonie in die befreundeten Häuser, bei den Grimani, den Dolfin und den Badoer eingeführt. Man schrieb nach Cadolce, an den heiligen Oheim Beatens und dieser billigte von ganzem Herzen diese Standeserhöhung seines theuern Lorenzo, die gleicherweise die Freude und das Glück der Katharina Sarti war.

Nach diesem Tage gab es in dem Leben Lorenzo's und Beata's einige Stunden jenes höchsten Glückes, dergleichen die Seelen schmecken müssen, die das ewige Gestade ohne Gewissensbisse überschritten haben. Alles lächelte ihren Wünschen; sie sahen sich ohne Zwang; die Diener, der Abbé Zamaria, der Senator, die Freunde, Gott und die Menschen, schienen ein so reizendes Verhältniß zu billigen; sie gingen zusammen in Gesellschaften, in die Theater, in die Concerte, und überall begegneten sie fröhlichen Gesichtern, die an dem Feste ihrer Herzen Theil zu nehmen schienen. Der Gedanke an die bevorstehende Abreise Lorenzo's nach Padua konnte wohl in etwas den Horizont verdunkeln, der sich vor ihnen öffnete; aber die Hoffnung, daß sie nach einer Abwesenheit, deren Dauer nicht bestimmt war, vereint werden würden, um sich nie mehr zu trennen, zerstreute die leichten Wolken und blähte den Segel, der sie dem ersehnten Glücke zuführte. Der Chevalier Grimani selbst hatte Lorenzo mit viel Güte empfangen und schien weder überrascht noch unruhig über die neue Stellung, die man ihm in der Familie Zeno eingeräumt hatte. Er war nicht weniger geschäftig um Beata und sein Benehmen verrieth nicht die geringste Verlegenheit.

Unter den Fremden, die nach Venedig strömten, theils der Vergnügungen, theils der politischen Ereignisse wegen, welche Europa und besonders die italienischen Mächte beschäftigten, bemerkte man besonders eine große Anzahl französischer Emigranten.

Die Revolution von 1789, welche in den Augen einiger weniger Philosophen und Staatsmänner, wie Marco Zeno, das bedeutendste Ereigniß war, das sich seit der Reformation Luthers in Europa zugetragen hatte, schien dem unbesonnenen Haufen nur ein vorübergehendes Fieber, das seinen Lauf haben müsse und bald den energischen Gegenmitteln weichen werde, die man anzuwenden sich anschickte. Die Emigrirten, die voll Vertrauen auf die Zukunft waren, und von einem Tage zum andern erwarteten, als Sieger in ihr Vaterland zurückzukehren, das sie wie zu einer Erholungsreise verlassen hatten, zehrten zu Venedig das wenige Geld, das sie noch besaßen und ihre letzten Hoffnungen auf. Der venetianische Adel hatte sie bereitwillig aufgenommen und die politischen Gesetze, welche ihm verboten in seinen Pallästen Fremde aufzunehmen und zu besuchen, hatten den Standesinteressen, welche sich mit den Interessen der von den neuen Ideen bedrohten bürgerlichen Ordnung vermischten, weichen müssen. Auch war Venedig niemals fröhlicher gewesen, nie hatten seine Casini, seine Theater, seine Kanäle und der St. Markusplatz lärmenderes Geschrei ertönen lassen, nie ausgesuchtere Wollüste und berauschendere Träume verborgen. Als Beata und Lorenzo in der Gondel des Senators, der sie beide in seine Gegenwart aufnahm, gleichsam als ob er die Erhebung des Chevalier Sarti in die höhern Kreise des bürgerlichen Lebens feiern wollte, in einer glänzendhellen Nacht den Canale grande herabfuhren, von Barken begleitet, die mit Musikern besetzt waren, deren Rythmen, Melodieen und fröhliche Accorde weithin tönten, empfanden sie eine Glückseligkeit, welche keine Sprache ausdrücken kann. Lorenzo konnte seine Augen nicht von denen Beata's abwenden, deren edles Wesen jetzt viel mittheilender war, und auf dem Grunde ihrer Seele wie in einer reinen Quelle die Liebe durchschimmern ließ, die wie eine Hoffnungsblume aufblühte. O Jugend, und du Liebe, die du ihre edelsten Triebe befruchtest, o Poesie, die du dich loslösest und zum

Geiste aufsteigst wie eine feurige Essenz, — ihr seid die dreifache Kundgebung einer und derselben Wahrheit, das Princip jeder Begeisterung und jeder moralischen Größe! Glücklich derjenige, der die Träume des goldnen Alters nicht vergessen hat. Dreimal glücklich der Mensch, der mit weißen Haaren, im Grunde seines Herzens noch die Stimme einer ersten Liebe beben hört! Der Chevalier Sarti wird sein ganzes Leben ein großes und ernstes Kind sein, und wenn er auf seiner schmerzvollen Lebensbahn jener Frau begegnen wird, die er Friederike nennt, wird er glauben, aus einem langen Schlafe zu erwachen und das Bild glücklicher Tage vor sich erstehen zu sehen!

Der Senator Zeno, der sich nie um das bekümmerte, was im Innern seines Pallastes vorging, und Beata vollständige Freiheit in der Anordnung ihrer häuslichen Vergnügungen ließ, sprach den Wunsch aus, ein großes Diner zu geben, für welches er selbst die Liste der Einzuladenden feststellte. Die Grimani, die Dolfin, die Badoer, die Mocenigo und die verschiedenen Glieder seiner eigenen Familie, an sechszig Personen, wurden in einem prachtvollen Speisesaale vereinigt, der nächst der Bibliothek, die merkwürdigste Räumlichkeit des Pallastes war. In dem prächtigen Geschmacke des Renaissancestyles gezeichnet, war er so geräumig, daß er leicht zweihundert Gäste hätte fassen können. Credenztische mit einer unendlichen Kunst geschnitten, von Silbergeschirr, Vasen, Porzellan und den seltensten Kristallgläsern angefüllt, bildeten vier große Felder von einer mittelmäßigen Erhöhung, über denen eine große Anzahl Familienportraits aufgehangen waren. Das Bildniß des Dogen Renier Zeno, der von dem Jahre 1252 bis zum Jahre 1268 regierte und unter dessen Regierung die erste Rialtobrücke erbaut wurde, die anfangs hölzern war, nahm den Ehrenplatz ein. Man schrieb dasselbe dem Johannes Bellini zu, der es nach einer Skizze aus dem dreizehnten Jahrhunderte sollte gemalt haben. Es war eine lange, knochige und kalte Figur, von einem edlen

und ernsten Ausdrucke, das Urtheil rechtfertigend, das die Geschichte über diesen Fürsten fällt, der den ersten Krieg der Venetianer gegen die Genueser ausbrechen sah: Uomo molto accorto e esercitato nei maneggi della republica. (Ein in der Leitung der Republik umsichtiger und erfahrener Mann.) Ueber dem entgegengesetzten Felde, dem Dogen gegenüber, hing das Portrait von Carlo Zeno, des Helden der Familie, einer der merkwürdigsten Persönlichkeiten in der Geschichte Venedigs, der die Republik im Jahre 1380 gegen die Genueser rettete, die Chiozza belagerten. Dann kamen Bildnisse von Procuratoren und mehreren Gesandten, das Portrait jenes Cardinals Zeno, dessen Grabmal eine besondere Kapelle in der Basilica zu St. Markus einnimmt, und die Bildnisse mehrerer Frauen, unter denen die Mutter Beata's durch auffallende Schönheit sich bemerkbar machte.

Lorenzo wurde von dem Senator der Gesellschaft vorgestellt, und jeder beeilte sich, den Chevalier Sarti als ein Mitglied der Familie Zeno, und als einen Genossen in dieser kleinen Auswahl aus der europäischen Gesellschaft zu empfangen. Es befanden sich unter den Gästen vier Emigranten; ein Marquis von La Rochenoire aus der Provinz Vivarais, ein stolzer und ganz von den Vorurtheilen seiner Kaste durchdrungener Mann; der Graf Narbal, ein erleuchteter und kluger Geist, der keine der Täuschungen seiner Unglücksgefährten theilte, und seufzend ein Exil erduldete, das er sich aus Pflicht auferlegt hatte; der Baron von Laporte, von einem liebenswürdigen und unbedeutenden Character, alle Dinge oben hin berührend, ohne etwas gründlich zu untersuchen, voll Liebe für die Künste und die kleine Literatur seiner Zeit; endlich der Vicomte von Toussaint, ein junger, vollkommen lächerlicher Mann, ein unwissender Schwätzer, ein Großsprecher und Feigling, der, nachdem er sich hatte einfallen lassen, sich um Beata herumzudrehen, durch einen niederschmetternden Blick auf

sein Adelsdiplom, das eben so zweideutig wie seine Sitten, zurückgewiesen worden war. Bei diesem Mittagsmahl, wobei die Pracht des Tafelgeschirres den prunkvollen und gastfreundlichen Gewohnheiten des venetianischen Adels entsprach, dessen Traditionen aufrecht zu erhalten Marco Zeno sehr am Herzen lag, war die Unterhaltung wegen der Anwesenheit der französischen Emigranten Anfangs matt und gezwungen, bis sie sich endlich auf einen Vorfall des Tages fixirte, der alle Gemüther beschäftigte. Das Haus des venetianischen Gesandten zu Paris, Alviso Pisani, war von dem Pöbel erstürmt worden. Der Gesandte hatte von der Republik den Befehl erhalten, Frankreich zu verlassen und sich ohne Geräusch und Erklärungen nach England zu begeben, um nicht die diplomatischen Verbindungen beider Länder abzuschneiden.

„Das ist eine Feigheit", sagte Francesco Pesaro, der sich unter den Gästen befand, und dessen starker Kopf und eckiges Gesicht die Zähigkeit seines Charakters verriethen. „So würden sich unsere Väter nicht mit einem Volke von Bettlern, von malcalzoni, benommen haben."

„Unsere Väter waren stark und wir sind schwach", antwortete Antonio Capello, dessen Scharfsinn die Revolution von 1789 so richtig aufgefaßt hatte, die er zu Paris, wo er venetianischer Gesandter war, hatte entstehen sehen. Sein feines und trauriges Gesicht verrieth die Befürchtungen seiner Seele rücksichtlich des Schicksals seines Vaterlandes.

„Wir sind schwach, weil wir unentschlossen sind", antwortete der Vater des Chevalier Grimani, der die Ansichten Marco Zeno's über die innere Politik der Republik theilte. „Die Regierung der Signoria will auf die neue Lage Klugheitsmaßregeln anwenden, die Niemanden täuschen werden und die ihre Kraft gehabt haben mögen, so lange die europäischen Mächte sich zu Aufrechthaltung einer gemeinsamen Bildung als Grundlage ihrer Allianzen verpflichtet hielten.

Was in Frankreich vorgeht, die Unruhen, welche dieses Land unterwühlen, die Fragen, die man aufwirft, die kühnen Männer, welche daselbst auftauchen und deren Namen vor wenig Jahren noch völlig unbekannt waren, — Alles dies läßt mich glauben, daß wir an dem Vorabende ungeheurer Gefahren stehen, die man nur mit Muth und mit großen Opfern überwinden wird."

„Beruhigen Sie sich, Excellenz," rief der Marquis von La Rochenoire in einem stolzen Tone, „wir werden bald die Rebellen züchtigen und die Monarchie wieder auf ihren hundertjährigen Grundpfeiler herstellen. Wir werden den König wider seinen Willen retten, und den schwachen Louis XVI. in den Besitz seiner ganzen Macht einsetzen, die ihm seine Vorfahren überliefert haben und die er sich hat entreißen lassen".

„Ich wünsche es mehr, als ich es zu hoffen wage," erwiederte der Graf Narbal mit ruhigem Tone. „Ich glaube, Herr Marquis, daß Sie sich über den Zustand unseres Landes täuschen, und daß, könnten Sie auch durch Gewalt die französische Monarchie wieder auf ihren alten Grundpfeilern aufrichten, Sie doch mit den Ideen zu kämpfen haben würden, welche ihren Fall herbeigeführt haben."

„Aber diese Ideen sind das Werk der Jacobiner", antwortete der Marquis auffahrend. „Wenn man diese Haufen von Clubbisten und schamlosen Schreibern mit Karbatschenhieben verjagt haben wird, dann wird der Adel seine Stellung wieder einnehmen, die ihm im Staate zukommt, dessen festeste Stütze er ist".

„Der Marquis hat Recht", sagte der Vicomte von Toussaint mit seiner klaren spröden Falsettstimme, einem ebenso schwächlichen Organ wie sein Geist, „man muß diese Schurken behandeln, wie Louis XIV. jene Herren der angeblich reformirten Religion behandelte. Der französische Adel, der der berühmteste der Welt ist, denn er hat einem Theile Europas und selbst Venedig Könige geschenkt, wird, wenn ich mich nicht täusche,

mit dem Degen in der Hand in dieses große und schöne Frankreich wiedereinziehen, das er ehemals durch seinen Muth eroberte".

Ein augenblickliches Stillschweigen folgte diesem Fechterstreiche des jungen Emigranten, der den edlen Gästen ein Lächeln abzwang und dem Grafen Narbal einiges Mißbehagen verursachte.

„Möchte doch der Herr Vicomte uns sagen, in welcher besondern Geschichte er gefunden hat, daß die Republik Venedig benöthigt gewesen ist, von Frankreich Oberhäupter zu verlangen, um sie zu regieren"? sagte der weise Mocenigo mit verstellter Leutseligkeit, welche eben so viel Feinheit als wahres Wissen verbarg. „Wir waren bis jetzt durch unsere Annalen belehrt, daß Venedig, noch in der Wiege seiner Größe der Herrschaft Karls des Großen eben so wohl, als der seines Sohnes Pipin, des Königs der Lombarden, zu widerstehen wußte, dessen Angriffe es zurückschlug und dessen Flotte es im Anfange des neunten Jahrhunderts in Brand steckte. Der Herr Vicomte hat die Rollen verwechselt: er hat ohne Zweifel sagen wollen, daß die Republik Venedig, welche der erste politische Körper Europas war, der nach dem Untergange des römischen Kaiserreichs sich bildete, beinahe immer in gutem Vernehmen mit der Krone Frankreichs gestanden hat. Unsere Politik, die niemals wie bei Ihnen, eine Laune des Fürsten, sondern die Frucht der Weisheit und der Natur der Dinge war, ließ uns häufig die Allianz Frankreichs suchen, und hat uns bisweilen die Pflicht auferlegt, seinen Ehrgeiz zurückzuweisen. Weil doch die Geschichte Ihnen so bekannt ist", fuhr Mocenigo mit jener kalten und höflichen Ironie fort, die die Mehrzahl der venetianischen Großen charakterisirt, „müssen Sie in Villeharbouin, Ihrem ersten Geschichtsschreiber, gelesen haben, wie die mächtigen Barone Frankreichs die Eroberung von Constantinopel ohne Mitwirkung unserer Flotte nicht hätten unternehmen können, in dessen Besitz sie sich nicht zu erhalten wußten. Ein anderer Ihrer Geschichts-

schreiber, Philipp von Commines, hat Sie gleichfalls belehren müssen, daß das Gouvernement von Venedig, von dem er mit einer verständigen Bewunderung spricht, sich von einem so abenteuerlichen König, wie Ihr Carl VIII. war, nicht ins Schlepptau nehmen lassen wollte.

Wenn endlich, Herr Vicomte, Venedig einwilligte, eine seiner Töchter einem Gliede des Hauses von Lusignan zu geben, wie es später die Verbindung Bianca Capello's mit dem Großherzog von Toscana genehmigte, — wenn es den König von Frankreich, Heinrich III., dessen Name im goldenen Buche eingetragen steht, mit Glanz empfing, — wenn es der Ligue von Cambrai entging, die gegen dasselbe vom Könige Louis XII. angezettelt wurde, — wenn es Ludwig XIV. Zeichen seiner Freigebigkeit gab, indem es ihm eines seiner besten Bilder von Paul Veronese*) übersandte — wenn es endlich ganz neuerdings einen der flüchtigen Abkömmlinge dieses Fürsten aufnahm — so werden Sie mir zugeben, daß Alles das politische Acte einer Macht sind, welche immer Herrin ihres Schicksals gewesen ist, und die an Frankreich nur Undank, ja selbst Feindschaft zum Lohne für ihr Verhalten gefunden hat. Einer unserer Gesandten bei dem Könige Heinrich II. von Frankreich, Giovanni Soranzo, schloß eine seiner Depeschen mit jenen Worten, deren Richtigkeit die Ereignisse, welche heut zu Tage, Herr Vicomte, in unserm Vaterlande in Erfüllung gehen, rechtfertigen: E il proprio del Francese il pensar poco". (Es ist die Eigenschaft des Franzosen wenig zu denken.)

„Sie sind grausam, mein Herr, und Sie benutzen Ihr Uebergewicht in der Politik mit mehr Geschick als Edelmuth", sagte der Graf Narbal lächelnd. „Dessen ungeachtet erlauben Sie mir Ihnen zu entgegnen, daß das, was gegenwärtig in meinem Vaterlande vorgeht, weit weniger eine locale Revolution

*) Die Ruhe bei Simon dem Pharisäer, im Museum des Louvre. (Anmerkung des Verfassers.)

ist, dergleichen seit dem Ursprunge der Monarchie Statt fanden, als vielmehr eine Umwälzung des menschlichen Geistes, die alle europäischen Mächte wohl interessiren dürfte. Weder Voltaire noch Rousseau, wie so viele Blödsinnige glauben, haben die furchtbare Krisis, in der wir uns befinden und deren Ende zu erleben ich nicht hoffen darf, herbeigeführt. Diese beiden großen Philosophen waren nur Werkzeuge des Schicksals, oder wenn Sie lieber wollen, der Logik der Ideen. Ist es nicht ebenso in den Künsten und in den Wissenschaften, daß, sobald ein Umschwung in dem Geschmacke des Publikums nahe bevorsteht, auch stets sich ein großer Künstler darbietet, der ihn vollendet"?

„Das ist prächtig", rief der Abbé Zemaria, „das ist wahr, vor Allem in der Tonkunst, deren Geschichte in Venedig mehr als ein Beispiel davon bietet".

„Besitzt Venedig eine besondere Musik"? fragte der Herr von Laporte, indem er sich an den Abbé Zamaria wendete.

„Wie, ob Venedig eine eigene Musik besitzt"? rief der Abbé verwundert. „Ich könnte Ihnen antworten, wie jener ägyptische Priester, ich weiß nicht mehr welchem griechischen Philosophen: „Ihr Franzosen, ihr seid immer jung, weil ihr nichts von dem kennt, was außerhalb eures Landes und eurer Generation vor geht. Von einem Tage zum andern lebend, setzt Alles euch in Verwunderung, jedes Lüftchen bewegt euch". Ohne Sie daran erinnern zu wollen, daß italienische Dichter, italienische Maler, italienische Architecten Ihre Lehrer gewesen sind, mag es genug sein Ihnen zu sagen, daß die ersten italienischen Opern, die am französischen Hofe während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. dargestellt wurden, von einem venetianischen Componisten Francesco Cavalli waren, dessen Grabmal Sie in der Kirche St. Geminiano sehen können, wo sich auch das von Lotti befindet".

„Ich frage Sie, Herr Abbé“, erwiederte der Herr von Laporte, der bei alledem ein geistreicher Mann war, „ob die venetianische Musik sich wesentlich von der sogenannten eigentlich italienischen Musik unterscheidet“?

„Ja! das ist etwas anderes“! antwortete der Abbé. „Die Frage ist sogar sehr kitzlich und es ist nicht das erste Mal, daß man sie an mich richtet. Um sie gebührend zu beantworten, müßte man auf Einzelnheiten eingehen, welche hier nicht am Platze wären. Was ich Ihnen aber versichern kann, ist, daß der Genius Venedigs in der Tonkunst eben so wenig zurückgeblieben ist, wie in jeder andern Aeußerung des Schönen“.

„Es wäre indessen interessant, kennen zu lernen“, sagte Girolamo Dolfin, ein ausgezeichneter Dilettant, „worin unsere berühmtesten Componisten, wie Galuppi, Marcello, Lotti, Caldara und Cavalli, sich von den andern italienischen Musikern und namentlich von den Meistern der neapolitanischen Schule unterschieden“!

„Signor Girolamo“, antwortete der Abbé, „der Gegenstand ist schwerer zu behandeln, als Sie annehmen. Man kann von der venetianischen Musik füglich nicht sprechen, ohne die Geschichte der modernen sehr verwickelten Musik zu berühren“.

„Wenn es den Ruhm unsers Vaterlandes betrifft“, sagte der Senator Zeno, „werden wir Dich mit Vergnügen anhören“.

„Man weiß beinahe nichts von einer Kunst, welcher Benedetto Marcello solchen Glanz verliehen hat“, bemerkte der Chevalier Grimani.

„Wenn Eure Excellenzen es wünschen“, antwortete der Abbé, „will ich versuchen einige Gedanken darüber festzustellen; aber ich gebe der hohen Gesellschaft zu bedenken, daß, um die Wechselfälle der venetianischen Tonkunst zu erzählen, die nicht ohne große Aehnlichkeit mit denen sind, welchen unsere Malerschule unterworfen war, und die sich mehr als man glaubt, den

Epochen der italienischen Civilisation anschließen, ich einiger Tage Sammlung und großer Nachsicht bedarf".

„Wir bewilligen Dir Alles, was Du wünschest", antwortete der Vater Beata's. „Ich bin nicht böse, daß Du diesen edlen Fremden beweisen willst, daß kein Zweig der menschlichen Wissenschaften in unserm Vaterlande vernachlässigt worden ist".

„Oh! das wird reizend", sagte die schöne Badoer, „und ich behalte mir meinen Platz schon im Voraus vor".

„Wir alle behalten ihn uns vor", antwortete der Graf Narbal.

Der Mittagstisch verging unter lärmendem Geplauder über verschiedene Vorfälle, die jedem Gaste Freiheit ließen, das Lieblingsgespräch sich zu wählen. Lorenzo, der sich an der Seite des Grafen Narbal befand, fühlte sich von diesem klugen und festen Geiste angezogen, der bei größerer Erfahrung als der junge Venetianer haben konnte, politische Gefühle ausgedrückt hatte, die so ziemlich in Uebereinstimmung mit den Neigungen eines leidenschaftlichen Characters standen, dessen Regungen die Liebe fesselte.

Das Gerücht, daß im Pallaste Zeno eine glänzende conversazione Statt finden sollte, verbreitete sich sehr bald in Venedig. Man sagte, der Abbé Zamaria habe, gereizt durch die Spöttereien einiger französischer Emigranten, das Versprechen gegeben, den Beweis zu liefern, daß Venedig musikalische Einrichtungen gehabt habe, die denen anderer italienischer Staaten in nichts nachgegeben hätten. Der Geist und das Wissen des Abbé, die Natur des zu behandelnden Gegenstandes erregten die allgemeine Neugierde auf das Höchste. Alle Welt wollte einer Reunion beiwohnen, deren Zweck war, das Nationalgefühl zu verherrlichen, das um so lebhafter sich regte, als man der gefährlichen Lage sich bewußt war, in welcher die Republik sich befand. Es erfolgten sehr zahlreiche Einladungen und nie sah man in einem venetianischen Pallaste eine so Achtung gebietende

und zugleich aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Versammlung. Außer den Gästen, welche die Idee zu diesem Feste angeregt hatten, hatte man alle Fremden von Stande eingeladen, angesehene Familien, Dichter, Gelehrte, Künstler und Schöngeister, welche in Fülle diese Stadt, den leuchtenden Mittelpunkt der unbesonnensten Thorheiten, bewohnten. Bertoni, Furnaletto, der Abbé Sabbattini, Kapellmeister an der St. Antoniuskirche zu Padua, wo er Valotti gefolgt war, Guadagni, Pacchiarotti fanden sich ein, auch Canova, Gritti, Buratti, Gozzi, und Alfieri, der vor wenig Tagen erst nach Venedig gekommen war. Vicentina hatte Mittel gefunden, sich durch den Abbé Zamaria nebst Grotto und Zustiniani einführen zu lassen. Die Abreise Lorenzo's wurde verzögert und bis nach dem Feste aufgeschoben, das ganz ausdrücklich angeordnet zu sein schien, um dem Glücke der beiden Liebenden die Krone aufzusetzen.

VII.

Die Musik Venedigs.

VII.

Die Musik Venedigs.

Nichts hatte sich in der Lage der beiden Liebenden geändert. Seitdem der Senator Zeno Lorenzo als ein Glied seiner eigenen Familie anerkannt hatte, ohne den Character dieser unerwarteten Adoption allzusehr zu bezeichnen, war der Chevalier Sarti in den Augen der ganzen Welt eine Art Persönlichkeit geworden, welche die ersten Gunstbezeugungen des Glücks erfuhr. Auch sahen sich Beata und Lorenzo fast ohne Zwang, und schmeckten jene Süßigkeiten der Hoffnung, welche oft mehr gelten als der Besitz eines sichern Glücks. Ohne irgend ein bedeutungsvolles Wort mit einander gewechselt zu haben, verstanden sie sich und wagten nicht dieses beredte Schweigen, welches die wahre Liebe auflegt, zu brechen. Den Tag vor demjenigen, an welchem die große Gesellschaft Statt finden sollte, die den Gegenstand dieses Capitels bildet, hatten Beata und Lorenzo zusammen mit Helene Badoer bei den Grimani zu Mittag gespeist. Abends gingen sie mit dem Senator Zeno und dem Chevalier Sarti in das Theater St. Samuel. Man gab eins der Stücke der alten italienischen Comödie, in denen die mährchenhafte Phantasie des Orients sich mit Gefühlsschilderung mischt. Dieser ganz besondere

Genre, in welchem die Improvisation des Schauspielers eine nicht minder wichtige Rolle spielt, als die des Sängers in den italienischen Opern aus derselben Zeit, hatte der Reform Goldoni's widerstanden, und stets eine große Anziehungskraft für das venetianische Publikum behalten. Das Stück war betitelt: „Lesbina o la Principessa innamorata“: „Lesbina oder die verliebte Prinzessin“. Es spielte in einer Zeit und in einem den Geschichtsschreibern und Geographen unbekannten Lande. Es war das Werk eines Nachahmers von Carl Gozzi, dessen reizende fiabe (Fabeln) auch aus der großen Quelle der Volkssagen geschöpft sind. Lesbina, die einzige Tochter eines mächtigen Königs, war in Liebe zu Leander entbrannt, einem armen aber trefflichen Ritter, der in der Garde ihres Vaters diente. Wenn die Leibgarde des Königs Pamphilus unter dem Vortritt lustiger Fanfaren um die Mittagsstunde bei dem Pallaste vorbei zog, erschien die Prinzessin jedesmal auf ihrem Marmorbalcon, um Leander zu sehen, dessen schöne Uniform und goldner Federbusch, der auf seinem Kopfe wogte, sie noch mehr verführt hatten, als seine erprobte Tapferkeit.

Eines Tages ließ Lesbina von ihrem Balcon ein Bouquet der seltensten Blumen fallen, welches Leander sich beeilte aufzuheben und der Prinzessin zu überbringen. Diese nahm aus dem Bouquet eine Blume und bot sie dem höflichen Cavalier mit den Worten an: „Nehmet sie zum Andenken an mich und an diesen glücklichen Tag, an welchem unsere Herzen sich verstanden haben. So lange Ihr mir treu bleibet, wird die Blume, die ich Euch gebe, ihre Frische behalten, aber sie wird verwelken, so bald Ihr mich vergessen habt oder Eure Neigung wechselt“. Leander zog bald darauf in einen entfernten Krieg. Er sah neue Himmelsstriche und Prinzessinnen jünger und schöner, als Lesbina. Sein ehrgeiziges und gegen die Verführungen der Sinnlichkeit schwaches Herz vergaß sich; er ward untreu, und die Blume verlor ihren Frühjahrsglanz. Lesbina erwartete die

Rückkunft ihres geliebten Leander. Monde, Jahre waren vergangen seit seiner Abreise, ohne daß sie Nachrichten von ihm erhalten hatte. Immer auf ihren Marmorbalcon gestützt, richtete sie ihren Blick in den azurblauen Horizont und fragte die Vorübergehenden mit betrübter Stimme: „Habt ihr Nichts kommen sehen? Bemerket ihr nicht in der Ferne, in einem hellglänzenden Wirbel einen schönen Cavalier mit goldnem Federbusch"? — „Nein, nein", antworteten die Vorübergehenden, „man sieht nichts als den unendlichen Raum, man hört nur das Geräusch des sinkenden Tages". Endlich mußte Lesbina die Hoffnung aufgeben, den jemals wiederzusehen, der ihr Herz besiegt hatte, und sich entschließen, den Mann zu heirathen, den ihr Vater für sie gewählt hatte. Als der Hochzeitstag kam, ertönte der Pallast des Königs von fröhlichen Gesängen, nur die Prinzessin Lesbina war traurig und schweigend in Mitten der geschäftigen Menge; sie blickte umher und schien zu erwarten, daß ein Unbekannter das Fest unterbrechen und die Handlung verhindern solle. Des Abends, während der ganze Hof nach den Tönen einer rauschenden Musik tanzte, ging Lesbina in den Park, um ihr Herz zu erleichtern. Sie bemerkte auf einem Baume in der Nähe einen schönen Vogel mit goldnem Gefieder, welcher eine Blume ganz ähnlich derjenigen hielt, welche Leander mit in den Krieg genommen hatte. Lesbina wollte den geheimnißvollen Vogel haschen, der vor ihr floh und den sie von Baum zu Baum verfolgte, bis an das Ende des Parks und von da bis ans Ende der Welt, die sie auf diese Art durchirrte, ohne es gewahr zu werden. An der Grenze der Welt angekommen, verliert sie den goldenen Vogel aus ihren Augen. Da die Prinzessin nicht mehr zurückkehren kann, setzt sie ihre schmerzensreiche Reise bis zu den Sternen fort, welche den unermeßlichen Himmelsraum ausfüllen. An der Pforte eines jeden Planeten anklopfend, fragt sie mit einer Stimme voll Bangigkeit: „Habt ihr nicht einen Vogel mit

goldnem Gefieder gesehen, der eine Blume trug"? „Ja", antwortet man, „aber er ist nach andern Himmelsstrichen davon geflogen". Ueberwältigt von der unbesiegbaren Macht ihrer Liebe, durchsucht die Prinzessin unzählige Welten, dieselbe Frage aufwerfend und immer dieselbe Antwort erhaltend: „Er ist nach andern Himmelsstrichen davon geflogen". Sie gelangt endlich an die Pforten des Paradieses, wo der Engel, der es bewacht, ihr antwortet: „Der Vogel, den Du suchst und den Du verfolgst, o schönes Kind, hat nie existirt. Das ist eine Vision, ein Gebilde Deines Herzens; aber der Glaube, den Du an die Beständigkeit Deines Leander bewiesen hast, hat Dir die Kraft gegeben, Dich bis zu diesem glückseligen Aufenthalt zu erheben, der allein ewigfrische Blumen und ewige Liebe in sich schließt".

Diese Legende mit Volkswitzen untermischt und durch die vier Masken der italienischen Comödie dargestellt, enthielt sehr anziehende Scenen, welche Beata rührten. Sie kam in den Pallast ganz traurig zurück und ihre Seele war mit schmerzlichen Vorgefühlen erfüllt, welche die Tochter des Senators in die große Abendgesellschaft begleiteten, die der Abreise Lorenzo's voranging, und in welcher der Abbé Zamaria die musikalischen Zustände Venedigs schildern sollte.

Von allen Städten, welche auf der Erde durch den Willen eines Eroberers oder durch das Spiel des Schicksals entstanden sind, ist Venedig die wunderbarste. Wie eine auf wüsten Felsen sprossende Blume liegt es am Busen eines Golfes, der voll mythologischer Erinnerungen ist, und hat sich unter dem Einflusse der Noth und eines Strahles griechischer Bildung, welcher auf dieses gastfreundliche Ufer gefallen war, entwickelt. Nachdem man die ersten Schwierigkeiten bekämpft hatte, blieb man vierhundert Jahre unentschlossen über die Wahl des Ortes, der der eigentliche Sitz der entstehenden Colonie werden solle;

man verließ erst Heracle, dann Malamocco, da man ihre Unzulänglichkeiten erkannt hatte. Endlich erlebte die Republik, wie der neunte Doge, Angelo Partecipatio, das Schicksal Venedigs an eine Gruppe von sechszig kleinen Inseln knüpfte, indem er im Jahre 810 auf der größten von allen den Rialto, einen fürstlichen Pallast erbauen ließ, an derselben Stelle, welche er noch heute einnimmt. Das war der bescheidene Ursprung dieser merkwürdigen Stadt, deren unverhoffte Größe sich durch den Drang der Umstände erklärt, welche sie zwangen, ihre Nachbarstädte zu unterjochen, um die eigene Unabhängigkeit zu retten. Auch hatte seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts Venedig das adriatische Meer von Piraten gereinigt, die es beunruhigten, Dalmatien erobert und von dem Golfe Besitz genommen, welcher ihm nach dem Rechte gebührte, das die Stärke, die schützt und bildet, verleiht. Im elften Jahrhunderte folgte es der großen Bewegung der Kreuzzüge, wie eine politische Macht, welche sich der religiösen Schwärmereien bedient, ohne sich ihnen gänzlich hinzugeben. Es errichtete in dem ganzen Morgenlande Handelsplätze und nahm einen guten Theil der Trümmer des griechischen Kaiserreichs. Stark durch seine entfernten Colonien, durch seine Reichthümer und staatlichen Einrichtungen, welche seinen veränderten Glücksumständen gefolgt waren, richtete Venedig seinen Ehrgeiz auf das Festland und wurde am Ende des vierzehnten Jahrhunderts einer der ersten Staaten Italiens. Durch Einmischung in die verwickelten Angelegenheiten der Halbinsel, wußte es dem Papstthum zu widerstehen, dessen weltliche Gelüste es stets zurückwies. Es knüpfte Verbindungen mit den Großmächten Europas an, welche sich um den Besitz dieses schönen Landes stritten, und diente der Christenheit als Vormauer gegen die Barbarei der Türken, gewann die Schlacht von Lepanto, und erreichte eine so hohe Stufe der materiellen Macht und moralischen Größe, daß es die Bewunderung der edelsten Geister und die Eifersucht der rivalisirenden Mächte auf sich zog,

zu deren Dollmetscher sich Macchiavell aufwarf *). Es bedurfte einer Umwälzung in den Wissenschaften des menschlichen Geistes, der Entdeckung des Caps der guten Hoffnung und der neuen Welt, um eine so stolze Republik von Patriciern zu schwächen, welche eine noch weit furchtbarere Revolution, die von 1789, erst aus der Liste der Staaten streichen sollte. Zwischen diesen zwei Epochen, deren eine mit dem Zeitalter der Renaissance beginnt, indeß die andere das achtzehnte Jahrhundert schließt, verflossen vier Jahrhunderte, während welcher Venedig, ohne sich über die Wichtigkeit der Ereignisse, welche die Verhältnisse Europas umänderten, zu täuschen **), alle Erfindungskraft seines kaufmännischen Genies aufbietet, seinen politischen und commerziellen Fall hinter einem Aufwand von Festlichkeiten und unvergleichlichen Meisterstücken verbirgt, und langsam „mit Lächeln auf den Lippen" stirbt, um uns des Ausdrucks Salvien's über das römische Kaiserreich zu bedienen: Moritur et ridet.

Zwei Einflüsse lassen sich in der Civilisation von Venedig hervorheben und theilen seine Geschichte in zwei große Epochen, welche ihr eine besondere Eigenthümlichkeit verleihen; der Einfluß des Morgenlandes, mit dem es gleich Anfangs in einer Verbindung stand, die sich bis zum vierzehnten Jahrhunderte, wo es eine Landmacht wurde, verlängerte; und der Einfluß des Abendlandes, dessen Bildung und Geschmack es vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert sichtlich durchdrangen und das goldene Zeitalter erzeugten, welches man die Renaissanceperiode nennt. Venedig entlehnt wegen der Nähe seiner geographischen Lage Griechenland seine Heldensage und heftet

---

*) Siehe sein Gedicht vom „goldnen Esel". (Anmerk. d. Verf.)

**) Als die Nachricht sich zu Venedig verbreitete, daß die Portugiesen einen neuen Weg nach Indien gefunden hätten, sah die Republik, daß der wichtigste Theil ihres Handels ihr bald entzogen werden würde. Siehe: Daru, Tom. III., Seite 295. (Anmerk. d. Verf.)

sich an seine durch Poesie, Religion, Künste, Wissenschaften und Handel glorreiche Vergangenheit. Nicht allein öffentliche Denkmäler, wie die Basilica von St. Marcus, der Pallast des Dogen und mehrerer anderer der ersten Familien, welche vor dem fünfzehnten Jahrhunderte erbaut wurden, bezeugen das Uebergewicht orientalischen Geschmacks sowohl in der Bauart im Allgemeinen, als in den einzelnen Ornamenten, sondern auch die staatlichen Einrichtungen, Sitten, Gewohnheiten, Trachten und selbst die Sprache beweisen jetzt noch, daß Venedig das Kind des alten und christlichen Griechenlands ist, dessen Verlassenschaft und Geist es sich angeeignet hat *). Seit dem sechsten Jahrhunderte zierte eine Colonie griechischer Künstler die Kirchen von Grado und Torcello mit Mosaiken; eine andere zahlreichere Colonie wird am Ende des elften Jahrhunderts durch den Dogen Selva aufgefordert, die Kirche auszuschmücken, welche am Ende des neunten Jahrhunderts dem Schutzpatron der Republik in Folge eines Beschlusses errichtet worden war, welcher befahl, eine Kirche zu bauen, die nicht ihres Gleichen auf der Welt hätte, „un tempio senza uguale al mondo“.

Die Eroberung von Constantinopel durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204, die Einnahme derselben Stadt durch die Türken im Jahre 1453, die Besitznahme von der Morea, die Eroberung der Insel Cypern haben zwischen Griechenland und der adriatischen Königin eine geistige und moralische Verbindung erhalten, welche Venedig gern bis auf die große Catastrophe der Heldenzeit, den Fall Trojas, zurückzuführen versuchte **).

---

*) Der venetianische Dialect enthält ursprünglich eine große Anzahl griechischer dem jonischen Dialect entnommener Worte, dessen Weichheit er besitzt. (Anmerk. d. Verf.)

**) Die kleine Insel St. Pietro di castello, welche mit Venedig nur durch eine Holzbrücke in Verbindung stand, trug ehemals den Namen Troja, zum Andenken an die Trojaner, welche als Flüchtlinge dahin gekommen sein sollen. (Anmerk. d. Verf.)

Indem das Christenthum den Sitz seiner politischen Macht in Italien aufschlug, konnte es doch nie vollständig den Geist der ihm soeben erlegenen Civilisation ersticken. Die lateinische Sprache, zum zweitenmale vorzugsweise die allgemeine Sprache geworden, hatte in dem Busen der Kirche die Erinnerungen, die Künste und beinahe alle Elemente der alten Welt, die man zerstört hatte, fortgeführt. Die Völker des Nordens, welche sich nach und nach auf diesem durch so viel Umwälzungen ermüdeten Boden niederließen, unterlagen dem moralischen Einflusse der Besiegten und weit entfernt, das Land, welches sie erobert hatten, nach ihrem Bilde umzugestalten, wurden sie die eifrigen Erhalter der Trümmer des römischen Kaiserreichs. Das war die Aufgabe Theodorichs und vor Allem Karls des Großen, welcher kindlich versuchte, das Kaiserreich der Cäsaren im Schooße des Katholicismus wiederherzustellen. Auch hatte das Mittelalter in Italien nicht jenen sonderbaren Character des heftigen Bruches mit der Vergangenheit, den es im übrigen Europa trägt. Die neue Gesellschaft brach nie offen mit dem Heidenthume, dessen Ueberlieferungen sie sich aneignete, ohne das Wohlthätige derselben zu verkennen. Die beiden größten Genies des katholischen Italien, Thomas von Aquino und Dante, drücken auf eine bewundernswerthe Weise die Verbindung zweier Civilisationen aus, deren eine sich als die Tochter der andern bekennt. Während der Meister der Scholastik sich auf das Ansehen des Aristoteles stützt, um die Geheimnisse des Glaubens zu klären, wagt sich Dante nicht in die Stadt, ohne von dem sanften Virgil geführt zu werden:

„Che spande di parlar si largo fiume“.

„Dem sich so reicher Strom der Red' ergießet“.

Dante, Hölle, Gesang I., Vers 80, Philalethes.

Vier große Ereignisse, welche sich in einem Zeitraume von fünfzig Jahren folgen, bezeichnen das Ende jenes finstern Mittelalters „caliginoso“, wie es ein Dichter der Gegenwart nennt, und bereiten

das Aufblühen der Renaissance vor, deren Name schon ihren Character andeutet. Die Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1440, die den menschlichen Geist mit einem Hebel bewaffnete, den Archimedes ahnete; die Eroberung von Constantinopel durch die Türken im Jahre 1453, welche die fruchtbaren Ueberreste griechischer Bildung über Europa verbreitete; die Entdeckung von Amerika im Jahre 1492, welche die Grenzen der Welt erweiterte; und die Reformation Luthers im Jahre 1517, die zum zweitenmale in der römisch-katholischen Welt das Princip der Freiheit einführte, welches sie endlich verschlingen wird; diese Ereignisse, obschon sie unabhängig von einander zu sein scheinen, sind die Offenbarung eines Bedürfnisses der Wißbegierde, die in den neuen Generationen arbeitet, und welcher die Autorität nicht mehr genügen kann.

Die Renaissancebewegung, die in Italien im fünfzehnten Jahrhundert beginnt und bis an das Ende des sechzehnten Jahrhunderts währt, ist durch zwei entgegengesetzte Bestrebungen, welche die Befreiung des menschlichen Geistes und das Erwachen der weltlichen Gesellschaft zum Zweck haben, bezeichnet. Während man in den Künsten und in den Wissenschaften sich bemüht, die Antike nachzuahmen, deren unsterbliche Hauptwerke man wieder auffand, und die Ueberlieferungen eines nicht zu überschreitenden Ideals in den Wissenschaften und in der Philosophie, welche sie alle in sich begreift, wieder zu erfassen, schüttelt man das Joch der Vergangenheit ab; man widersetzt sich der Autorität des Plato, des Aristoteles und der Scholastik, um sich dem Studium der Natur zu widmen. Man sah nun ein seltenes Schauspiel. Ein neuer Lebenshauch durchweht die Welt und gestaltet wie durch Zauber die alte feudale Gesellschaft um. Die Cyclopenmauern und Schlösser des Mittelalters stürzen unter dem Hammer der Zerstörer zusammen, die Städte verändern ihr Ansehen und werden eben so lachend und freundlich, wie sie vorher enge und finster gewesen waren. Die

magern, verworrenen und spitzigen Formen barbarischer Architectur lösen sich in harmonische Linien auf und die gothischen Tempel, welche nur erbaut zu sein schienen, um den Tod darin anzurufen, wo das Licht ebenso ungern durchdrang wie die Freude in das Herz der Sünder, machten den geräumigen und heitern Kirchen Platz, in denen das Gebet frei, und wie ein poetischer Weihrauch emporsteigt, um die göttliche Vorsehung zu segnen und zu verherrlichen, welche den Menschen mit Wohlthaten überhäuft. Die traditionellen Abbildungen göttlicher Personen, worin die Unerfahrenheit der Werkleute durch fromme Unschuld geadelt ist, legen ihre kindlich-frommen und einfältigen Formen ab, um unter der Hand des begeisterten Künstlers die Gestalten schöner Menschheit anzunehmen, veredelt durch einen höhern, geläuterten Geschmack und durch tieferes Gefühl. Die seit langer Zeit in ihren kalten Nischen entschlafenen Statuen erwachen wieder und öffnen endlich die Augen dem Lichte, sie athmen und bewegen sich und das stumme und taube Symbol der Tradition wird ein lebendes Wesen, das uns sieht und hört und an unsern Freuden und Leiden Theil nimmt. Großartige Palläste, kostbare Trachten, ein Cultus des Vergnügens und der Jugend, neue Schauspiele, Anmuth der Sprache und Sitten, Geschmack für elegante Geselligkeit, eine Alles durchdringende und Alles belebende Kunst — waren die ersten Früchte des großen Erwachens der menschlichen Phantasie. Das Alterthum wurde heraufbeschworen, die reizenden Gottheiten des Heidenthums fanden zahlreiche Anbeter, und erfreut über diese unverhoffte Wiederherstellung ihrer Herrschaft, stiegen sie auf die Erde herab, um sich unter diese brigate von Dichtern und Schöngeistern zu mischen, die an den Gassenecken und auf den Gipfeln der Berge die Vergnügungen des Lebens und die angenehmen Leidenschaften des menschlichen Herzens besangen. Die Frauen, welche immer der wahrste Abdruck der Geselligkeit einer Zeit sind, schüttelten die Asche der Buße von sich, zer-

brachen die strenge Umhüllung, mit der sie der Ascetismus des Mittelalters bekleidet hatte, und indem sie ihre klösterlichen Zellen verließen, fingen sie an, über die beblumte Erde zu flattern, Kunst, Literatur und selbst die abstractesten Wissenschaften zu treiben, gleichsam um ein unverwerfliches Zeugniß ihrer verschiedenen Geschicklichkeiten und ihres Rechtes auf Emancipation abzulegen.*) Es gab keine Buhlerin, welche nicht die Vergebung der Kirche empfangen hätte, weil sie unter die Liebestränke die Liebe zur Dichtkunst gemischt hatte**). In einer Ausgabe von Balletten und Canzonetten a ballo (für den Tanz), die zu Florenz 1568 veröffentlicht wurde, sahe man einen Holzschnitt, welcher zwölf Frauen vorstellt, die vor dem Pallaste Medici tanzen und singen. Man könnte diese Auferstehung des weltlichen Lebens, welche die Renaissance characterisirt, nicht besser schildern, als mit den Worten eines Zeitgenossen, des Deutschen Ullrich von Hutten, der von diesem Schauspiel geblendet ausrief: „O Jahrhundert! die Wissenschaften blühen, die Geister erwachen; es ist eine Freude zu leben“!

Ja es muß eine Freude gewesen sein, in Mitten dieses Treibens großer Männer zu leben, welche Italien mit den Wunderwerken ihres Genies erfüllten, Zeitgenosse von Leonardo da Vinci zu sein, von Raphael, Michel Angelo,

*) Eine beträchtliche Anzahl ausgezeichneter Frauen hat in Italien die griechische und lateinische Literatur und die Mathematik während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts angebaut.
(Anmerkung des Verfassers.)

**) Die berühmteste unter diesen Buhlerinnen war die schöne Imperia, welche durch Beroalde und Sadolet dem jüngern gefeiert wurde, und welche in der Dichtkunst Unterricht von Nicolas Campano erhielt. Ihr Toilettentisch war stets mit gelehrten Büchern bedeckt. Sie wurde in der Kirche St. Gregorio zu Rom begraben und auf ihren Grabstein setzte man folgende Inschrift: Imperia, cortisana Romana, quae, digna tanto nomine, rarae inter homines formae specimen dedit. Vixit annos XXVI, obiit 1511, die 15 Augusti. (Anmerkung des Verfassers.)

Correggio, Ariost, Tasso, Macchiavell, Lorenzo von Medicis, von Leo X., eine Freude, Werke entstehen zu sehen, wie Santa Maria dei Fiori zu Florenz, die St. Peterskirche zu Rom, zum erstenmale bewundern zu können, die Transfiguration, das jüngste Gericht, Moses, das Abendmahl von Leonardo, den rasenden Roland, das befreite Jerusalem und alle die Wunderwerke einer Kunststufe, in welcher der Geschmack und die Schönheit der antiken Formen sich mit den christlichen Anschauungen mischen. In dieser Zeit schönen Wetteifers, wo Architecten, Maler, Bildhauer und Dichter sich gleichzeitig für die Denkmäler der Vergangenheit und für das Studium der Natur begeisterten, brachen Philosophen, wie Talesio, Giordano, Bruno, Campanella, mit der Autorität, schufen ideale Städte, göttliche Utopien, und bereiteten die Ankunft eines Kepler, Newton, Galilei, Bacon und Descartes, jener Meister der positiven Wissenschaft, welche heut zu Tage die Welt beherrscht, vor. Venedig, welches später als die andern Mächte Italiens auf dem Kampfplatz der neuen Civilisation anlangte, Venedig, welches durch Petrarca gesegnet und durch den Cardinal Bessarion, der im Jahre 1468 der Republik auch seine Manuscripte vermachte, zur Königin des Geistes gestempelt worden war, verschaffte sich, gerade als die gefährliche Ligue von Cambrai beinahe seine politische Existenz vernichtete, einen breiten Raum im Sonnenschein der Renaissance und entwickelte darauf die Eigenschaften seines Geistes. Alle die erhabenen Palläste, welche die beiden Ufer des Canale grande zieren, entstanden alsbald wie durch Zauber unter der Hand seiner großen Architecten Palladio, Sanmicheli, Scamozzi, Antonio da Ponte, Fra Giacondo, und wurden mit Meisterwerken durch die beiden Bellini, welche der bycantinischen Schule die Hand reichten, durch Titian, Giorgione, Tintoretto, Paul Veronese, jene unvergleichlichen Maler und Darsteller

der Anmuth und eines üppigen, schmerzlosen Lebens, geschmückt. Verherrlicht, verklärt durch seine Künstler, Dichter, Philosophen und großen Staatsmänner, erstand Venedig reizender und schöner als je vorher, und wurde ein Wohnsitz von Vergnügungen, ein Wunder der Welt, gleichsam ein Feenmärchen, das auf Erden durch ein Volk verwirklicht schien, welches die politische Denkweise der Römer und den Geschmack und die attische Feinheit der Griechen vereinigte.

Hören wir jetzt den Abbé Zamaria, um zu erfahren, welche Rolle die Tonkunst in dem Bildungsgange und der großen Bewegung der Wiedergeburt von Venedig gespielt hat.

„Meine Herren", sagte er von einer Erhöhung herab, die man in dem Bibliothekszimmer des Pallastes errichtet hatte, und vor einer Gesellschaft, in welcher sich Alles befand, was Venedig von ausgezeichneten und erleuchteten Personen in sich schloß, „wissen Sie, wer der Erfinder der Tonkunst ist? Das ist der Schöpfer Himmels und der Erden, derselbe, der zu dem Meere sprach: Non plus ultra! der den Menschen zu seinem Ebenbilde schuf und ihm die Nothwendigkeit auferlegte, unter gewissen Elementen zu leben, deren nothwendigstes vor allen die Luft ist, die er athmet. Dieses unumgängliche Lebenselement ist zugleich die Quelle des klingenden Tones, welcher sich durch unendliche Schwingungen erzeugt, wie das Licht, das uns bescheint, die Ursache der Farbe ist. Die Akustik und die Optik sind zwei Wissenschaften, welche das Studium der Erscheinungen des Gehörs und des Gesichts zum Gegenstande haben und durch zahllose Analogieen mit einander sehr nahe verwandt sind. In der ungeheuren Stufenleiter von mannichfaltigen Geräuschen, welche die Natur erfüllen, von dem Murmeln des Baches bis zu dem Getöse des Donners, unterscheidet das Ohr nur eine gewisse Anzahl von Tönen, welche musikalischen Character haben. Ein Ton besitzt musikalischen Character, sobald das Ohr ihn seiner Höhe und Tiefe nach schätzen und ihn einer Reihenfolge

zutheilen kann, in der es leicht wird, ihn wieder zu erkennen und ihn nicht mit einem vorhergehenden oder nachfolgenden Tone zu verwechseln. Die Gelehrten haben sich gern damit beschäftigt, diese unwillkührlichen Abschätzungen unseres Organes der Berechnung zu unterwerfen, und haben die beiden äußersten Grenzen der musikalischen Tonleiter, sowohl den höchsten als tiefsten Ton, den wir deutlich wahrnehmen können, zu bestimmen vermocht. Giebt es aber wohl zwischen diesen beiden Endpolen der musikalischen Tonleiter, sei es nun, daß man vom tiefsten bis zum höchsten hinaufsteigt, oder vom höchsten bis zu dem, welcher in der Orgelpfeife durch den Zweiunddreißigfuß erzeugt wird, hinabsteigt, einen Ruhepunkt, welcher das Ohr orientire, gleichwie das Auge, das eine Landschaft zum erstenmale betrachtet, gezwungen wird, einen Punkt als Merkmal sich zu wählen, um sich nicht in der Masse der Gegenstände, welche es blenden, zu verirren? Gewiß ohne Zweifel, und diese Eintheilung des Tonmaterials, welche der Mensch sich nicht geschaffen hat, wie er auch nicht die Töne und die Farben geschaffen hat, ist die Octave, ein zwischen zwei Tönen eingeschlossener Theil der Tonleiter, deren einer nur die Reproduction des andern ist. Diese von der Natur gegebene Einheit, bei der jede Stufe das Product einer mehr oder weniger beträchtlichen Anzahl von Schwingungen ist, nennt man gemeiniglich die Scala.

Hier bietet sich nun eine sehr wichtige Frage dar, welche die Theoretiker aller Zeiten beschäftigt hat und heut zu Tage noch ein Gegenstand der Untersuchung bleibt. Findet man diesen Raum zwischen einem beliebigen Tone der musikalischen Tonleiter, und dem, welcher das gleiche Gefühl uns giebt, findet man die von der Natur gegebene Consonanz der Octave, welche das Ohr nicht überschreiten kann, ohne genöthigt zu sein, dieselbe Reise bis zu der letzten Grenze der vernehmbaren Töne wieder zu beginnen, in der ursprünglichen Musik der Völker begründet, soweit uns Spuren übrig geblieben sind? Die Antwort

ist nicht so leicht, als man Anfangs glauben könnte. Nicht allein, daß es selten ist, in der ursprünglichen Musik der verschiedenen Völker den Raum von einer Octave zur andern durchlaufen zu finden, und zwar auf eine Weise, daß das Ohr jene Einheit des Eindruckes, welche wir Tonart oder Tonsystem nennen, vernimmt, sondern es sind auch die Stufen selbst, welche diesen unüberschreitbaren Zwischenraum der Octave ausmachen, oft nach Anzahl und Größe verschieden. Sie haben ohne Zweifel sagen hören, daß die Araber, die Aegypter, die Indier, die Chinesen, nicht dieselbe Tonleiter besaßen, wie die andern europäischen Völker; daß sie kleinere oder größere Intervalle hatten, als wir sie in unserer diatonischen Tonleiter haben. Wie erklären Sie diese Thatsache der Beobachtung, welche schwer in Zweifel zu ziehen ist? Da der Mensch immer auf gleiche Weise gebaut ist, da er überall dieselben Organe besitzt und in denselben Elementen lebt, sollte er denselben Modificationen unterworfen sein, dieselben Empfindungen ausdrücken. Ich wiederhole es, der Mensch hat ebensowenig den Ton geschaffen, als er die Farbe geschaffen hat, unser Ohr empfängt den Klang, wie unser Auge das Licht, und die sieben Farben des Prisma sind von der Natur uns gegeben, wie die sieben Töne der Scala*), welche die Einheit der Octave ausmachen. Woher

*) Diese Analogie der sieben Farben mit den sieben Tönen ist von Newton in seiner Optik aufgestellt worden, der sich dann Gelehrte anschlossen, wie Mairan, Discours sur la propagation du son etc. 1737, Radicke, Handbuch der Optik, Berlin 1839, und Andere. Der französische Abbé Castel suchte sogar künstlerische Resultate aus derselben zu ziehen. Durch die Erfindung seines Augenclaviers, in welchem die Farben eine ähnliche Wirkung wie die Töne erzeugen sollten, wollte er gleichsam eine Lichtmusik hervorbringen. So geistreich dieser ganze Vergleich der Farben mit den Tönen sein mag, und so überraschende Resultate auch in neuester Zeit von F. Wilhelm Unger in seinem Buche: „Die bildende Kunst", Göttingen, 1858, veröffentlicht worden sind, so verwickelt doch obige Annahme von nur sieben

kommt gleichwohl die Verschiedenheit der Bewegungen, der Systeme und der Schulen, welche uns in der Geschichte der Völker so auffällt? Aus derselben Ursache, welche die Verschiedenheit der Sprachen erzeugt hat, die alle auf eine kleine Anzahl Wurzelwörter zurückgeführt werden können, und diese Ursache ist die Freiheit der Seele. Wir finden hier den Dualismus unserer Natur wieder, welche aus Körper und Geist besteht, aus dringenden Bedürfnissen und unendlichen Wünschen, aus Schwäche und Größe, aus Abhängigkeit und Freiheit. Wir können nicht einen Strohhalm hervorbringen und wir gestalten die Welt nach unserm Bilde um, es ist uns unmöglich, einen Ton oder eine Farbe zu erzeugen, aber wir bilden einen Raphael oder einen Palestrina, einen Tizian oder einen Marcello."

„Wundervoll"! rief der Senator Zeno, „Du bist immer beredt, theurer Abbé, wenn Du von der Musik sprichst".

„Ohne mich bei dieser eigenen Erscheinung der Verschiedenheit der musikalischen Tonleitern aufhalten zu wollen, welche alle sehr leicht auf das Muster unserer diatonischen Octaveneintheilung zurückgeführt werden können, erkläre ich mir diese Thatsache, welche unsre Geschichtsforscher in der Musik so stark verwirrt hat, doch folgendermaßen.

„Die Musik, wie wir sie in unsern Tagen kennen, ist eine zusammengesetzte Kunst, die das Resultat dreier Elemente ist: Melodie, Rythmus und Harmonie. Obschon diese drei

ursprünglichen Tönen in unvermeidliche Widersprüche. Es würde damit ausgesprochen sein, daß die übrigen Töne nicht ursprüngliche, folglich von diesen sogenannten ursprünglichen Tönen abgeleitete Töne seien. Auch die mit diesen Tönen gebildete sogenannte ursprüngliche Reihenfolge der Töne vom c bis wieder zum c ist gar nicht ursprünglich, sondern ist eben schon ein Werk menschlicher Einwirkung und Eintheilung, wie uns ja die verschiedenen Scalen früherer Zeiten und verschiedener Völker beweisen. Auch hat der Verfasser dies in der That zugegeben, indem er diese Reihenfolge der Töne, also unsere heutige Scala, unter dem Einflusse der Harmonie, entstehen läßt. (Anmerk. d. Uebers.)

Elemente in der Natur vorhanden sind und sich uns beinahe gleichzeitig in einem unklaren Gefühl darbieten, so vernehmen wir dennoch allemal nur eins nach dem andern und die Melodie ist, historisch gesprochen, die erste Thatsache, welche uns auffällt und uns ergreift. Die Melodie ist eine Folge von gleichviel was für Tönen, welche einen für unser Ohr verständlichen Gesang bilden. Der Rythmus ist die Bewegung, welche nothwendigerweise die Melodie durchdringt und ihr einen Character giebt, den Martianus Capella*), ein Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, folgendermaßen beschreibt: „Die Melodie ist die Frau, der Rythmus der Mann, der sie befruchtet". Die Harmonie entsteht aus mehreren Tönen, die mit einander erklingen und das, was wir einen Accord nennen, hervorbringen. Als eine melodische Folge kann eine größere oder kleinere Anzahl Tonverbindungen bestehen, die entweder aus einem Ohrenkitzel, oder aus einer Gefühlsrichtung oder auch aus einer besondern Beugung des Organs in einem gegebenen Medium sich erzeugen; sobald aber die Harmonie zu der Gesammtmasse von Accorden hinzutritt, die nicht außer Verbindung mit einander stehen, sondern von denen einer dem andern durch die Verwandtschaft der Töne verknüpft ist, welche von ihnen umschlossen werden und welche nach dem schönen Ausdrucke eines Kirchenvaters einander anrufen, so legt diese Harmonie der melodischen Reihenfolge eine nothwendige Ordnung auf, die sie von Modification zu Modificaton auf den Typus unsrer diatonischen Tonleiter zurückführt. Da haben Sie in wenig Worten die Geschichte der Musik, deren Periode der ersten Reihe durch die

*) Martianus Mineus Felix Capella, ein gelehrter Carthaginenser, lebte zu Rom um das Jahr 450 nach Christus. Seine Abhandlung de Musica ist größtentheils ein Auszug aus dem dritten Buche des Aristides Quintilian. Siehe Meibom, antiquae Musicae auctores septem, Amsterdam, 1652, Tom. II, pag. 339.
(Anmerkung des Uebersetzers.)

Bildung der Scala in den Grenzen der Octave unter dem Drucke der Harmonie, welche ihr die Gesetze der Regelmäßigkeit auflegt, bezeichnet ist. Die verschiedenen musikalischen Scalen würden alsdann nichts anders, als mehr oder weniger originelle oder geistreiche melodische Formen sein, Dialectarten, die mit Nüancen, Ausnahmen und Feinheiten angefüllt waren, welche nach und nach in der regelmäßigen Sprache verschwinden, welche sie in ihre weise Einheit absorbirt, wie die toscanische Sprache aus verschiedenen Dialecten sich gebildet hat, die man in Italien sprach und deren zahlreiche Idiome sie ausstoßen mußte. Diese geheimnißvolle Thätigkeit des Instinctes, welche von dem unbestimmten und unentwickelten Gefühle zur Mannichfaltigkeit der Beobachtungen fortschreitet, um zu einer bewußten Einheit zu gelangen, ist das Gesetz unsrer geistigen Entwickelung, welches sich in allen unsern Wissenschaften und vor Allem in der Bildung der Schriftsprachen kund giebt".

„Deshalb habe ich nicht ohne Grund die verschiedenen musikalischen Tonleitern, welche existirt haben oder bei den hinter unsrer Bildung zurückgebliebenen Völkern noch bestehen mögen, mit den zahlreichen Dialecten verglichen, welche der Bildung einer Schriftsprache vorhergehen. Rousseau, welcher diese Analogie aufgestellt hat, hat nicht alle Schlußfolgerungen daraus zu ziehen verstanden. Es ist eine historisch vollständig erwiesene Thatsache, daß eine Sprache um so verwickelter ist, um so mehr Ausnahmen, Spitzfindigkeiten und grammatikalische Feinheiten bietet, je näher sie ihrem Ursprunge steht und je entfernter sie von jenem Grade der Vollkommenheit ist, wohin sie durch die Zeit, vor Allem aber durch die Einwirkungen des Volkes, das alles vereinfacht, was es berührt, und durch große Schriftsteller gelangt, welche sie durch ihre Meisterwerke feststellen. Dieselbe Verschiedenheit besteht zwischen zwei Sprachen, welche von zwei Völkern gesprochen werden, die nicht auf demselben Grade der Bildung stehen. Die biegsamste und an gramma-

tikalischen Verbindungen reichste wird die sein, welche ihre ganze Entwickelung noch nicht erreicht hat. Nehmen wir z. B. die modernen Sprachen, welche aus der lateinischen Sprache entstanden sind, also die italienische, französische und spanische. Mit dem achten und neunten Jahrhundert sehen wir, wie der Instinct der neuen Völker, die eine Mischung von Barbaren und versunkenen Römern waren, sich nach und nach der gelehrten Formen der herrschenden Sprache entledigte, den Casus verdrängte, Wörter verstümmelte, Phrasen abkürzte, Rythmus und Prosodie verrückte, und jenen Aufwand und jene Pracht der Ciceronischen Sprache vernichtete, welche schon der practische Geist des Augustus verworfen hatte, um sich ein einfacheres, den Bedürfnissen der zahlreicherern und weniger gebildeten Intelligenzen besser entsprechendes Instrument zu bilden. Aus dieser ersten gegen das elfte Jahrhundert vollendeten Umgestaltung entstanden die romanischen Dialecte, welche die modernen Sprachen noch nicht sind, aber in dieser Umbildung und Neugestaltung einen Ruhepunct von großer Wichtigkeit in der Geschichte bilden. Diese Dialecte, unter denen der bemerkenswertheste der war, welchen man im Süden Frankreichs sprach, und den man die provençalische Sprache nennt, diese Dialecte, welche das Erzeugniß eines Volksinstinctes und eine Vereinfachung der lateinischen Sprache waren, sind weit verwickelter und kunstvoller, als die zu ihrer höchsten Blüthe gelangten modernen, Sprachen. Dieselbe Erscheinung tritt gleicherweise in der besondern Bildung eines jeden Volkes hervor, dessen Schriftsprache das Ergebniß eines langen Reinigungsprocesses der verschiedenen Dialecte ist, die ihr vorausgegangen sind, und welche die Sprache sich nur unterwerfen konnte, indem sie dieselben vereinfachte. Das ist also das Verfahren des menschlichen Geistes in der Bildung der Sprachen, welche an Mannichfaltigkeit der Formen und Ausdrucksweisen zu verlieren scheinen, was sie an Klarheit gewinnen, und ein Werkzeug der allgemeinen

Idee nur auf Kosten der Einbildungskraft werden, deren verschiedene Eindrücke und naiven Zauber sie Anfangs zurückstrahlen."

„Herr Abbé", unterbrach der Graf Narbal ihn auf die höflichste Weise, „wollen Sie mir erlauben, Ihre gelehrten Betrachtungen mit einem Beispiele aus der Geschichte unsers Landes zu unterstützen, welches beweisen soll, wie tief Sie in die Natur der Dinge eingedrungen sind? Die französische Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, dieser großen Epoche mächtiger Persönlichkeiten, bürgerlicher Zerwürfnisse und einer socialen Neuerung, wobei die Monarchie so große Mühe hatte, die zahllosen Interessen und anarchischen Gelüste des Feudaladels zu unterdrücken, jene naive und pikante Sprache voll Würze, voll Eigenheiten und geistreichen Wendungen, welche mit ihren lebendigen Wurzelworten noch etwas vom Patois hat, mußte ohne Zweifel einen Theil der kindlichen Anmuth, der Frische und Freiheit des Ganges verlieren, als sie unter der Regierung Ludwigs XIV. zu dem Werkzeuge einer geregelteren Bildung ward. Wie die Gesellschaft, deren Bestrebungen und unklare Begriffe sie ausdrückte, mußte die Sprache von Marot und Rabelais, vor allem von Montaigne und von Amyot, indem sie aus dem Jünglingsalter in das reifere Mannesalter trat, sich reinigen, unter den zahlreichen sich widersprechenden Elementen, die ihr die Vergangenheit vermacht hatte, eine Auswahl treffen, die zu verwickelten Formen, Accente, Wendungen und Launen ausstoßen, und sich endlich unter der starken Zucht des Volksgeschmackes und der allgemeinen Vernunft vereinfachen. Wollte Gott, das Zeitalter von Pascal, Bossuet, Corneille, Racine, Moliere, La Fontaine, La Rochefoucauld, La Brüyere, welches die Stufe des französischen Volkes auf seiner glorreichsten Entwickelung bezeichnet, wäre nicht auch zugleich der Beginn jenes traurigen Verfalles gewesen,

der bei Nationen wie bei einzelnen Individuen beinahe immer der Reife zu folgen pflegt".

„Tausend Dank, Herr Graf", entgegnete der Abbé Zamaria, „für die Hülfe, die Sie meiner Beweisführung geleistet haben, die, wie Sie sehr richtig bemerkten, aus der Natur der Dinge geschöpft ist. Nun wohl! Das ist genau der Gang der Tonkunst, deren verschiedene ursprüngliche Tonleitern nur Dialectarten oder Patois waren, welche dazu dienten, unsere diatonische Scala unter dem Einflusse der Harmonie zu bilden. Die Geschichte des Ursprungs der Tonkunst ist durchaus in Fabeln und Legenden gehüllt, welche unter einem mehr oder weniger durchsichtigen Schleier tiefe Wahrheiten bergen. Die Chinesen, dieses so junge und zugleich so alte, so methodische und so unerfahrene Volk, welches seinen Geist eben so in einer trägen Symbolik gefesselt hält, wie es sich von der Welt durch die Errichtung seiner großen Mauer absperren wollte, die Chinesen erzählen auf eine sehr geistreiche Art, wie die Reihenfolge der Töne, welche die musikalische Scala bilden, festgestellt worden sei. Unter der Regierung, ich weiß nicht welches Kaisers, der zweitausend sechshundert Jahre vor Christus lebte, wurde der erste Minister beauftragt, der Unordnung ein Ziel zu setzen, welche in den musikalischen Tonleitern sich vorfand. Seinem Herrn gehorchend, begab sich der Minister auf einen hohen Berg, der mit einem Wald von Bambusbäumen bedeckt war. Er nahm einen von diesen Bambus, durchschnitt ihn zwischen zwei Knoten, nahm das Mark, womit er angefüllt war, heraus, blies in das ausgehöhlte Rohr und brachte einen Ton hervor, der nicht höher noch tiefer war, als der Ton, den er selbst anwendete, sobald er sprach, ohne von irgend einer Leidenschaft berührt zu sein. So wurde der Grundton der Scala bestimmt. Während der Minister mit andern für seinen Zweck nothwendigen Versuchen fortfuhr, setzte sich ein Trupp Vögel, Männchen und Weibchen, auf einen benachbarten Baum. Das

Männchen begann zu singen und ließ sechs Töne hören, das Weibchen, ihm antwortend, brachte sechs andre hervor, und es fand sich, daß die zwölf vereinigten Töne zusammen die zwölf Tonschritte der chromatischen Tonleiter bildeten. Der Minister, von dem ihm ertheilten Unterrichte Vortheil ziehend, schnitt zwölf Bambusstöcke ab und gab ihnen die nöthige Länge, um die zwölf Halbtöne der chromatischen Tonleiter, die in der Einheit der Octave enthalten sind, hervorzubringen".

„Diese reizende Dichtung, welche den moralischen Character der Musik und die physische Beschaffenheit der Tonleiter ausdrückt, enthält Grundwahrheiten, welche nachher durch die strengsten Untersuchungen bestätigt und in der alten Welt von einer beinahe mythologischen Person dunkel geahnt wurden, die eine höchst bedeutende Rolle in der Geschichte der Musik und der griechischen Bildung überhaupt spielt; ich meine von Pythagoras. Aus allen Erzählungen, in denen dieser große Philosoph die Hauptperson spielt, denn Pythagoras, wie Socrates, haben nur mündliche Ueberlieferungen und Schüler hinterlassen, geht klar hervor, daß er zuerst die Vermuthung ausgesprochen hat, daß die Welt unveränderlichen Gesetzen unterworfen sei, deren Formeln zu finden den Geometern zukomme. In Folge dieses Princips, welches so bedeutende Resultate geliefert hat, unterwarf Pythagoras die Phänome klingender Körper der Untersuchung und bestätigte die vollständige Richtigkeit der Intervalle, welche innerhalb der Octave enthalten sind. Durch einen geistreichen sehr bekannten Ausspruch bewies Pythagoras, daß er ein Vorgefühl des schönen Gedankens von Leibnitz hatte: „Die Musik ist eine geheime Berechnung, welche die Seele unbewußt ausübt".

„Eine bewundernswürdige Erklärung, welche der Sprache des Plato entnommen scheint, und welche die unendliche Freiheit des schöpferischen Menschengeistes mit der absoluten Ordnung vereinigt, die in der Natur der Dinge herrscht. Mens

agitat molem. Das musikalische System der Griechen hat einen zu großen Einfluß auf den Ursprung des Kirchengesanges ausgeübt, als daß ich nicht einige Worte darüber sagen sollte, ohne welche es unmöglich sein dürfte, die allmählichen Umwälzungen zu verstehen, aus denen die moderne Kunst hervorgegangen ist.

„Jenes für den Cultus des Schönen auserſehene Volk hatte zum Maaßstabe der unendlichen Reihenfolge der vernehmbaren Töne nicht die natürliche Einheit der Octave genommen, sondern die des Tetrachordes, der wie das Wort andeutet, aus vier Tönen oder Stufen besteht. Die Art, in welcher diese vier Stufen aufeinander folgen, bestimmte die Mannichfaltigkeit der Tetrachorde, und die Aufeinanderfolge der Tetrachorde bezeichnete die besondre Natur der Scalen oder Modi. Wenn die Tetrachorde sich mit einander verbanden, ohne irgend eine Auflösung des Fortganges, so wurde die Scala, welche daraus hervorging, als das verbundene System bezeichnet. Im entgegengesetzten Falle erhielt es den Namen des getrennten Systemes. Ursprünglich besaßen die Griechen nur drei Haupttonarten; die dorische, phrygische und lydische, welche sich durch die Stelle unterschieden, die der Halbton in dem Tetrachorde einnahm. Zu diesen ursprünglichen drei Tonarten fügte man in der Folge andere hinzu und ihr ganzes musikalisches System bestand aus einer großen Verschiedenheit der Tonleitern, welche sich durch die stets veränderliche Stellung unterschieden, die der Halbton in der diatonischen Tonleiter einnahm. Unabhängig von diesem diatonischen Geschlecht, welches, wie unsre moderne Scala, durch die Intervalle der ganzen und halben Töne verschiedentlich versetzt, hervorging, hatten die Griechen auch noch das chromatische Tongeschlecht, das aus einer Folge von halben Tönen zusammengesetzt war, und das enharmonische Geschlecht, wo man die kleinsten Intervalle von Viertelstönen einführte.

„Man sieht, jene Mannichfaltigkeit der musikalischen Tonleiter, wo der Tetrachord das wesentliche Element war, die drei Systeme, das diatonische, chromatische und enharmonische, welche aus der jedesmaligen Gestaltung des Tetrachordes hervorgingen, bildeten eine Gesammtheit von künstlichen Verbindungen, welche eine ziemlich große Aehnlichkeit mit den zahlreichen örtlichen Dialecten hatten, die man in Griechenland bei dem Ursprunge seiner Geschichte sprach. Diese Dialecte, in der Folge auf die Zahl Drei zurückgeführt, auf den äolischen, dorischen und ionischen, gingen zuletzt in der Hauptsprache, in der durch geniale Meisterwerke gebildeten und geweihten attischen Sprache auf. Diese Analogie wird Ihnen noch auffallender erscheinen, wenn Sie erfahren, daß das reine enharmonische Geschlecht, welches unser Ohr heutzutage kaum würde ertragen können, in der Anwendung das früheste bei den Griechen war, und vor dem diatonischen Klanggeschlecht zurücktrat, wie ein Dialect voller Feinheiten und Nüancen vor einer einfachern und regelmäßigeren Sprache. Ein berühmter griechischer Theoretiker, Aristides Quintilianus, sagt mit klaren Worten, daß das enharmonische Klanggeschlecht verlassen wurde, als es für das Ohr der größern Masse nicht mehr faßbar war. Diese geschichtliche Thatsache, die sich auch bei andern Schriftstellern bestätigt findet, bietet einen neuen Beweis für jenes Gesetz der Analogie, welches ich zwischen den melodischen Formen und den Sprachen aufgestellt habe, die sich um so mehr vereinfachen, je mehr sie sich von ihrem Ursprunge entfernen, und je mehr sie das Werkzeug einer allgemeineren Bildung werden".

„Wollen Sie mir eine Frage erlauben", sagte der Pater Sabbatini. „Wenn ich den Sinn Ihrer gelehrten Abhandlung recht verstanden habe, hätten die Griechen die Harmonie nicht gekannt, weil die Lehre der Accorde nur mit Beihülfe unsrer diatonischen Scala möglich ist, die noch nicht existirte"?

„Mein Herr", antwortete der Abbé Zamaria mit Würde, „die Frage, welche Sie an mich zu richten mich beehrten, ist so wohl gestellt, daß sie schon in sich ihre eigene Lösung trägt. Daß die Griechen gewisse durch ein gleichzeitiges Erklingen von Tönen erzeugte Wirkungen gekannt und gekostet haben, wie die Octave, den Einklang, die Quarte, Quinte und selbst den vollständigen Accord, ist unzweifelhaft, weil diese Grundelemente der Harmonie in der Natur begründet sind und aus dem Mitklingen eines klingenden Körpers hervorgehen; aber es ist ebenso gewiß, daß sie nicht das besitzen konnten, was Sie so richtig die Lehre von den Accorden nennen, eine Verbindung gleichzeitig erklingender Töne, vermischt mit Consonanzen und Dissonanzen, welche vorbereitet werden und sich durch einander wieder auflösen, denn diese setzen die Existenz einer melodischen Scala voraus, die weniger veränderlich ist, als die verschiedenen Modi, aus denen das musikalische System der Griechen besteht. Schließlich haben wir nicht nöthig sie für weiser zu halten, als sie es wirklich waren, um den merkwürdigen Effecten Glauben zu schenken, welche man ihrer Melopee zugeschrieben hat. Eine breite, nur von einigen Tönen, welche den Umfang einer Quinte nirgends überschritten, gebildete Melodie, verbunden mit einer der schönsten Sprachen, welche Menschen je gesprochen haben, und durchdrungen von zahlreichen und gefälligen Rythmen und von einer großen Mannichfaltigkeit der Accente; einige mächtige Wirkungen des Einklanges und der Octave, welche Instrumente, wie die Lyra, Cyther und Flöten der verschiedensten Arten verdoppelten und unterstützten, die Verschiedenheit der Tonarten, verbunden mit der Verschiedenheit der Dialecte, die durch die Poesie erhöhte Gefühlsstimmung, die Pracht des Schauspiels, die religiöse oder politische Idee, welche die Einbildungskraft eines so merkwürdig begabten Volkes reizte; Alles das reicht hin, uns den tiefen Eindruck zu erklären, den die Musik in dem Zeitalter des Phidias, Praxiteles, Zeuxis, Plato und Sophokles

ausüben mußte. Extreme zu meiden, und sich in allen Dingen auf der gemäßigten Mitte zu halten, war für die Griechen das Maaß des Wahren und Schönen, das sie gleicherweise auch in der Musik anwendeten.

„Die Römer, welche den Griechen beinahe alle Elemente ihrer Bildung entlehnten, und deren Poesie, Sculptur und Malerei nur eine Nachahmung, ein blasser Widerschein des hellenischen Geistes war, hatten auch kein anderes musikalisches System als das ihrer Vorgänger, welches sie ihrer Seits ohne irgend eine Abänderung auf das siegende Christenthum übertrugen. Wenn die Vernunft und die Geschichte uns nicht lehrten, daß in der moralischen wie physischen Welt das Leben aus einer Reihe von Erscheinungen zusammengesetzt ist, welche sich ohne Unterlaß modificiren, ohne die Arbeit des Gebärens je zu unterbrechen, so würden uns unverwerfliche Zeugnisse beweisen, daß die Jünger Jesu alle materiellen Instrumente, alle plastischen Formen ihrer Civilisation dem Heidenthume entnommen haben, welches sie umstoßen wollten. Sie hauchten ihnen nur einen neuen Geist ein, der genügte, um der Gesellschaft eine neue Gestalt zu geben. Was wollten auch in der That diese demüthigen Apostel der neuen Verkündigung? Die menschliche Natur aus der tiefen Erniedrigung befreien, in welcher sie eine schreckliche Ungleichheit der Reichthümer und der Erkenntniß gefangen hielt, die geheime Wissenschaft der Schriftgelehrten und der Patricier Allen zugänglich machen, die großen Wahrheiten der moralischen Ordnung, welche seit langer Zeit der öffentlichen Gottesverehrung und gesellschaftlichen Gliederung vorangeeilt waren, popularisiren, die Seele des Sclaven sowie des freien Menschen, die des Armen sowie des Millionärs, des Unwissenden sowie des Philosophen mit demselben Ideale der Gerechtigkeit und der Schönheit erleuchten. Jene Worte des Evangelisten: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, enthalten den wahren Sinn der Aufgabe des Christenthums.

„Betrachten Sie zum Beispiel was der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, um das Jahr 384 that. Dieses geistvolle Oberhaupt der Bevölkerung einer großen Stadt, die noch zur Hälfte heidnisch war, deren Gewohnheiten und alte Begriffe er schonen wollte, wählte mitten aus den religiösen Gesängen des Götzendienstes die allgemein bekanntesten und für das Ohr und die ungeübte Stimme des großen Haufens faßlichsten Melodieen; er verleibte sie dem neuen Gottesdienste ein, indem er ihnen liturgische Worte unterlegte. Dieses Verfahren, welches man nachher oft wiederholt und welches der heilige Ambrosius wahrscheinlich nicht zuerst versucht hat, führte eine Vereinfachung des musikalischen Systems der Griechen herbei. Es fand sich, daß die durch den heiligen Bischof von Mailand ausgewählten Melodieen in vier verschiedenen Tonleitern enthalten sein mochten, indem sie die beiden äußersten Töne der Octave zu Grenztönen hatten, deren natürliche Consonanz die künstliche Einheit des Tetrachordes, wenn sie dieselbe auch nicht vollständig aufhob, doch schwächte. Diese vier Tonleitern, welche sich durch die Stellung unterschieden, die der Halbton in der diatonischen Scala einnahm, waren der dorischen, phrygischen, äolischen und myxolydischen Tonart der griechischen Musik gleich. Wir wissen durch den heiligen Augustin, den Freund und Jünger des Bischofs von Mailand, sowie durch andere nicht weniger wichtige Zeugnisse, daß die Hymnen und heiligen Gesänge von großer Schönheit und mit Accenten und Uebergängen ausgestattet waren, welche ihnen die Rythmen der noch unversehrten lateinischen Poesie und der Einfluß der noch immer mächtigen griechischen oder orientalischen Musik verliehen, deren Nachahmung sie waren, „secundum morem orientalium partium“, wie der heilige Augustin sagt. Eine nähere Untersuchung, welche sich weniger auf geschichtliche, stets mehr oder weniger streitige Zeugnisse, als auf die Nothwendigkeit der Dinge und das Verfahren des menschlichen Geistes stützte, würde uns im Nothfall beweisen, daß der heilige Ambrosius oder jeder

andere Reformator des kirchlichen Gesanges nicht anders handeln konnte, daß er in der That aus dem musikalischen durch das römische Heidenthum überkommenen System der Griechen die beliebtesten Tonweisen wählen mußte, die folglich in ihrem ganzen melodischen Baue die einfachsten waren. Dieses erste Zugeständniß, das die Kirche dem Volke machte, dem Volke, welches Alles verändert und vereinfacht, was es sich aneignet, wird sich stets erneuern und bildet den Knotenpunkt der Musikgeschichte im Mittelalter.

„Zweihundert Jahre waren kaum nach dem Tode des heiligen Ambrosius verflossen, als eine neue Reform der liturgischen Gesänge für nöthig gehalten und durch den Papst Gregor den Großen, der im Jahre 591 auf den apostolischen Stuhl stieg, bewirkt wurde. Dem traurigen Einflusse der Barbaren mehr und mehr ausgesetzt, welche die römische Weltherrschaft gestürzt und sich Italiens bemächtigt hatten, hatte das Volk nicht allein das Gefühl für Prosodie und für die metrische Geltung der lateinischen Sprache verloren, sondern es verfälschte auch bei dem Absingen der Kirchenhymnen, denen diese Sprache unterlegt worden war, den melodischen Character derselben und überschritt beständig die Grenzen der vier durch den Bischof von Mailand festgestellten Tonscalen. Diesem erheblichen Uebel zu steuern, welches die Liturgie, diesen auf die Massen so mächtigwirkenden dramatischen Theil der Gottesverehrung gänzlich zu zerstören drohte, ließ Gregor das, was von den alten griechischen Melodieen übrig geblieben war, abermals sammeln und fügte es denen bei, die durch den heiligen Ambrosius ausgewählt worden waren; er bildete daraus eine Sammlung, welche das Antiphonaire centonien genannt wurde, das heißt ein aus Bruchstücken bestehendes Buch*). Man überzeugte sich bald, daß diese Samm-

*) In Deutschland wird es gemeiniglich nur „das Antiphonar Gregors des Großen“ genannt. Ein Exemplar dieses Antiphonars

lung so verschiedener Tonweisen nicht in die vier diatonischen Tonarten des heiligen Ambrosius gebracht werden konnten; der Papst Gregor der Große fügte daher vier andere hinzu, welche er durch eine der einfachsten Operationen mit den ersteren wieder verband. Dies ist der Ursprung der acht Töne oder Tonarten des liturgischen Gesanges, welcher nachher den Namen des gregorianischen Kirchengesanges, cantus planus, erhielt, weil er sich in Tönen von gleichem Werthe und ohne einen andern Rythmus bewegte, als welcher jedes Aussprechen des menschlichen Wortes unvermeidlich begleitet.

„Die acht Töne des Kirchengesanges, der auch vorzugsweise gregorianischer Kirchengesang genannt wird, theilen sich in zwei Gattungen: in authentische, welche die vier durch den heiligen Ambrosius festgestellten Töne sind, und in plagalische, welche der heilige Gregor den ersten zugefügt hat. Diese Gattungen unterscheiden sich durch die stets veränderliche Stellung, welche das Intervall des Halbtones in der diatonischen Tonleiter ein-

---

befindet sich in einer zierlichen Theca oder Kapsel in dem Kloster St. Gallen in der Schweiz. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe, welches Papst Hadrian I. dem Kaiser Karl dem Großen im Jahre 790 durch den Sänger Romanus überreichen ließ. Die Gesangsweisen dieser Hymnen und Antiphonieen sind mit jenen wunderlichen Figuren bezeichnet, die man im Mittelalter Neumen nannte. Diese Neumen bestehen aus Punkten, Häkchen, Strichelchen und Schnörkeln in verschiedenen Richtungen und Gestalten und wurden dem Texte erst ohne Linien, dann mit einer, später mit zwei Linien beigefügt. Sie stellen nicht eigentliche Noten vor, sondern sollen dem Sänger nur durch ihre Stellung die Tonhöhe, und durch die Gestalt auch die Inflexion, das Steigen und Fallen der Stimme versinnlichen. Eine neue Ausgabe dieses höchst merkwürdigen Antiphonars nebst einem Versuche, diese schwer zu entziffernde Notenschrift in unsere heutigen Tonzeichen zu übertragen, besorgte das Jesuitermitglied Lambillote, Brüssel, 1851 (Königl. Bibliothek zu Dresden). (Anmerk. d. Uebers.)

nimmt. Es giebt aber auch noch andere Merkmale, welche die acht Tonarten des Kirchengesanges bezeichnen, auf welche einzugehen zu weitläufig sein würde. Die durch Papst Gregor bewirkte Reform des Kirchengesanges ist, wie Sie sehen, ein neues Zeugniß für das Gesetz der Vereinfachung, welches das Walten des Volksinstinctes ebensowohl bei der Bildung der Sprachen, als bei dem Baue der musikalischen Scalen bezeichnet. Ebenso war in den durch den heiligen Ambrosius aus den Volksmelodieen des Heidenthums ausgewählten Tonweisen noch das Gepräge gewisser Arten von Rythmus und Modulation sichtbar, welches der gregorianische Kirchengesang schon nicht mehr besitzt, der in näherer Verwandtschaft zu dem Worte als zu der Musik stand. Um zu dem Vergleiche zurückzukommen, den ich zwischen den Sprachen und den melodischen Formen zog, welche je nach dem Verhältnisse ihres Wirkungskreises sich vereinfachten, könnte man sagen, ohne mit allzugroßer Strenge an diesem Vergleiche festzuhalten, daß der Gesang des heiligen Ambrosius sich zu der griechischen Musik aus den Zeiten des Aristoxen*) verhält, wie die Sprache des Virgil zu der des Homer und daß der gregorianische Gesang zu dem des Bischofs von Mailand in demselben Verhältnisse steht, wie die modernen Sprachen des zwölften Jahrhunderts zu der des Tacitus sich verhalten, wie ein vorübergehender Dialect, der noch nicht die Beständigkeit einer wahrhaften Schriftsprache hat.

„Das Antiphonar des heiligen Gregor, diese Sammlung verschiedener Tonweisen mit den acht Kirchentonarten, welche ihm zu Grunde liegen, ward ein ergänzender Theil der Liturgie, und man befestigte das Buch selbst in dem Gebäude der alten

*) Ein griechischer Philosoph und Theoretiker, Schüler des Aristoteles, welcher 300 Jahre vor Christus lebte und Verfasser eines geschätzten Buches über Musik ist: Aristoxeni Elementorum harmonicorum libri III., Graece, in Meibom's, Musicae auctores septem, Amsterdam 1652, Tom. I. Seite 1—132. (Anmerk. d. Verf.)

Basilica des St. Peter mit einer eisernen Kette, gleichsam um es vor jeder Fälschung zu bewahren und ihm das Siegel der Dauer aufzudrücken. Der Papst vollendete sein Werk, indem er eine Schule zur Erlernung des Kirchengesanges errichtete, die der Ursprung der großen römischen Schule ist. Nun wohl! Trotz der eisernen Kette, an welche das Antiphonar von St. Gregor befestigt ward, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, welche der große Papst traf, um seiner Reform die Dauer einer beinahe göttlichen Einrichtung zu geben, war der liturgische Gesang vor den Launen der Phantasie ebensowenig sicher, wie die Wahrheiten einer höhern Ordnung vor den Freiheiten unabhängiger und verwegener Geister. Die Concilien, welche die Kirche fortwährend zu versammeln genöthigt war, sei es um den Bedürfnissen der gelockerten Disciplin zu entsprechen, sei es um sich gegen die Ketzer zu vertheidigen, welche ihre Macht läugneten, hatten sich auch mit der Ueberwachung der zahllosen Fälschungen des Kirchengesanges zu beschäftigen. Fünfzig Jahre nach dem Tode des heiligen Gregor um die Mitte des siebenten Jahrhunderts verstand man sich schon nicht mehr theils über die Zahl der Töne, theils über den künstlerischen Character der kirchlichen Tonarten. Die einen nahmen 8, 9, 10 Töne an, die andern erkannten deren 12, 14 und 15 an. Nicht allein die Theoretiker, mehr oder weniger eingenommen für das musikalische System der Griechen, welches die Quelle für diesen liturgischen Gesang abgegeben hatte, lehrten ein System, das nicht immer mit der Praxis übereinstimmte, sondern auch jedes Land, jede Provinz der katholischen Welt, wo das Antiphonar des heiligen Gregor Aufnahme gefunden hatte, hatte alsbald durch Veränderungen und unwillkührliche Zusätze dasselbe verfälscht. Wer kennt nicht den merkwürdigen Streit, der vor Karl dem Großen zwischen den römischen und französischen Sängern in Rom über die Art Statt fand, die gregorianischen Tonweisen auszulegen? Die Entscheidung Karls des Großen ist voll schönen Sinnes.

„Welches ist das reinste Wasser", fragte er, „das, welches von der Quelle kommt oder die Bäche, die daraus entstehen"? Die französischen Sänger antworteten einmüthig „das, welches gerade von der Quelle kommt". „Geht also", erwiderte Karl der Große, „an die Quelle des heiligen Gregor, denn es ist offenbar, daß ihr die Kirchenweisen verderbt habt". Dieser geistreiche Ausspruch wird hinreichen, uns zu lehren, daß das, was man ursprüngliche Reinheit des gregorianischen Kirchengesanges nennt, nur ein Hirngespinnst ist. Wenn in unsern Tagen mit einer so bestimmten und unzweideutigen Notenschrift, die ebensowohl zu den Augen, wie zu dem Geiste spricht und die kleinsten Nüancen einer musikalischen Composition bestimmt, es schwer ist, den Gedanken des Verfassers zu fassen, wenn er nämlich nicht gegenwärtig ist, um die Ausführung seines Werkes zu leiten, wie konnte man verhindern, daß der liturgische Kirchengesang, der auf wesentlich bewegliche Tonarten gebaut ist, durch so unvollkommene Zeichen*) ausgedrückt war und dem Gefühle unwissender Ausleger überlassen blieb, gänzlich verfälscht wurde und den Ausdruck majestätischer Würde verlor, den er bei seinem Ursprunge hatte?

„Ueberhaupt ist es ein sehr großer Irrthum, in diesen Zeiten der Finsterniß ein Princip, eine Einrichtung, irgend welche Regel zu suchen, die jener Bewegung der Umbildung widerstünde, welche das Mittelalter an sich trägt und bezeichnet. Alles ist beweglich. — Die widerstrebendsten Elemente nähern und vereinigen sich auf einen Moment, um den Augenblick darauf sich wieder zu trennen. Die Kirche ist ein weites Theater, wo die Echos des äußern Lebens widerhallen, welche ihre Disciplin trüben und ihre Autorität schwächen. Die gewöhnlichen Sprachen sind kaum gebildet, als auch schon das Volk sie gewaltsam in die Liturgie einführt, mit weltlichen und oft zügellosen

*) Siehe die Anmerkung auf Seite 369. (Anmerk. d. Uebers.)

Gesängen, die von außen genommen sind. Es ist vergeblich, daß die Concilien, daß Gelehrte und die erleuchtetsten Männer, wie der heilige Bernhard, sich gegen diesen Gräuel auflehnen und die Strenge der canonischen Gesetze anrufen, um den gregorianischen Gesang vor Abänderungen und Launen der Mode zu schützen; wenn die ganze Welt strafbar ist, ist die ganze Welt unschuldig, und in allen Künsten, wie in den Fragen der moralischen und politischen Ordnung wird die Kirche, da sie den gewaltsamen Eingriffen des weltlichen Geistes nicht widerstehen kann, schließlich immer mit der Freiheit unterhandeln.

„Vom achten bis dreizehnten Jahrhundert, welches ein glänzender Zeitraum in der Geschichte des Mittelalters ist, geht in der musikalischen Kunst, sowie in den menschlichen Wissenschaften überhaupt, eine große Umgestaltung vor, deren Resultate zu kennen wichtig ist.

„Unter dem stets zunehmenden Einflusse der Volksphantasie, welche in die christlichen Tempel Erinnerungen an das äußere Leben und Bruchstücke von Gesängen in der Volkssprache einführte, wurde der gregorianische Kirchengesang mehr und mehr verfälscht, mit Accenten, Modulation und verschiedenem Rythmus überladen, was eine ungeheure Verwirrung mit sich führte, über die mit gerechter Ursache die Meister der Kunst und die Fürsten der Kirche erschraken. Jedoch aus dieser fruchtbaren Verwirrung, wo die neuen durch nordische Völker überbrachten Elemente sich in der innigsten Weise mit den Elementen vereinigten, welche den Nationen lateinischer Abkunft eigen waren, aus dieser Berührung der Phantasie und der weltlichen Kunst mit dem liturgischen Gesang entstand eine ganz neue Kunst, die Harmonie, zu derselben Zeit wie die Mensuralmusik, welche die directe Offenbarung jener ist. Unter den verschiedenen Namen von Organum, Diaphonie (d. h. Zusammenklingen zweier Töne von gleichem Werthe), Discantus (d. h. Fortschritt in der Bewegung der Stimmen, gleichsam Vorausnahme einer

Stimme vor der andern), empfängt die Harmonie (die Isidor von Sevilla schon im sechsten Jahrhundert so erklärte: „Harmonia est modulatio vocis, et concordantia plurimorum sonorum et coaptatio") im dreizehnten Jahrhundert ihre erste Entwickelung, welche ich ihre Kindheit nennen möchte. Zu den früher gebrauchten Intervallen der Quarte, der Quinte und der Octave, fügte man die der Terz und der Sexte hinzu. Die Aufeinanderfolge der Consonanzen und der Dissonanzen wird durch die Auflösung des dissonirenden Intervalles geregelt. An die Stelle der verwickelten Notenschrift des Boethius, welche in der Benutzung der fünf ersten Buchstaben des römischen Alphabets bestand, der einfacheren des heiligen Gregor, welcher sich der sechs ersten Buchstaben desselben Alphabets bediente, des Neumensystems, eines Gemisches von verschiedenartig zusammengestellten Accenten, Strichelchen, Punkten, die das Auge kaum zu unterscheiden vermochte, an die Stelle dieser drei sehr unvollkommenen Arten, die Dauer des Tones zu bezeichnen, trat anfangs das Notenliniensystem und dann die Figuralnotenschrift, die die Dauer der Töne bestimmte, das heißt, eine Masse von Zeichen, deren Figuren allemal die Stellung, welche der Ton in der Scala einnimmt und seine verhältnißmäßige Dauer anzeigen. Diese ungeheure Umstürzung, die anfangs nur ein Wechsel der Methode schien, ist nichts desto weniger ein Sieg des weltlichen Geistes über die religiöse Kunst. Bei seiner Unkenntniß der Gesetze der lateinischen Prosodie, hatte das Volk die gelehrten Rythmen gestört, mit denen der Gesang des heiligen Ambrosius noch durchdrungen war; es verkannte mehr und mehr den gegenseitigen Character der acht Kirchentöne Gregors des Großen, welche weniger regelmäßige Scalen, als vielmehr melodische aus dem Heidenthume entnommene Tonweisen sind; — es mischte zu diesen Melodieen oder religiösen Gesängen, welche durch mündliche Unterweisung der Eingeweihten nur unvollkommen sich fortpflanzten, Modulationen und Rythmen von Volks-

gesängen, die damals von allen Seiten zuströmten. Daraus entstand eine Unordnung, eine Verwirrung, welche dem Volke selbst die Nothwendigkeit einer Regel, die ebenso einfach wäre, wie sein Geist fühlbar machten. Es fanden sich gelehrte Männer, welche diesem Bedürfnisse entsprachen und der Tonkunst jene, wenn auch etwas rohe Regelmäßigkeit aufdrückten, welche der Volksinstinct schon in den Mechanismus der Volkssprachen und in die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, die damals auch einer Umgestaltung unterlag, eingeführt hatte. Dies ist die wahre Bedeutung der Bewegung, welche an die Stelle des überkommenen Rythmus und an die Stelle der Schwankungen der Tonweisen, die Genauigkeit der von der Harmonie unzertrennlichen Mensuralmusik setzt. Die Männer, welche diese Bewegung leiten und deren Schriften uns die allmähligen Bildungsstufen derselben offenbaren, sind Hucbald, Franco von Cöln, Marchetto de Padua und Guido von Arezzo, der zwar nichts von dem, was man ihm beilegt, erfunden hat, weder das Liniensystem, noch die Namen der Noten, ut, re, mi, fa, sol, la; der aber mit Verständniß alle vor ihm bekannten Verfahrungsweisen benutzte, und in die Lehre der Musik jene praktische Helle herbei führte, die dem italienischen Geiste eigen ist.

„Das dreizehnte Jahrhundert ist die Glanzepoche des Mittelalters. Der menschliche Geist hat eine große Schwenkung gemacht, und versucht nun, sich von der Vormundschaft der Autorität loszusagen. Die politischen Körper und die bürgerliche Gesellschaft, indem sie bessern Principien gehorchen, fangen an Bewußtsein von ihren Handlungen wie von ihrer Bestimmung zu haben. Die Volkssprachen sind fast alle gebildet und werden das Werkzeug einer neuen Literatur, die den Gefühlen Aller entspricht. Der Katholicismus, voll Kraft und stark durch Kämpfe, die er ausgekämpft hat, breitet sich wie eine frische Pflanze aus, und erzeugt bei den nördlichen Völkern jene

gothischen Kathredralen, welche die Einbildungskraft durch den ungeheuren Umfang, den sie einnehmen, und durch die Kühnheit ihrer eleganten Gewölbe in Erstaunen setzen. In Italien treten nach und nach in diesem merkwürdigen Jahrhundert auf: Brunetto Latini, Guido Cavalcanti und Dante Alighieri, die die Volkssprache unwiderruflich feststellen: der heilige Thomas von Aquino, jener große Metaphysiker des Katholicismus, der heilige Franz von Assissi, Bonaventura, Thomas von Celano und Jacopone von Todi, der Verfasser der Prosa des Stabat Mater, welche dem Cultus der Jungfrau Maria einen ungeahnten Aufschwung verleihen, ferner Cimabue und vor Allem Giotto, die die Malerkunst von dem bycantinischen Einflusse befreien und sich bemühen, in ihr die Formen und Farben des Lebens auszudrücken. Die Musik trug auch zu dieser großen Bewegung der Entwickelung bei, und erzeugte jene beträchtliche Anzahl von Dichtern und volksthümlichen Sängern, die man Trouveres in Frankreich, Minnesinger in Deutschland und Troubadours in der Provence nennt, woher das Wort Trovatore stammt, welches das erste Erwachen der Phantasie in den Künsten des Gefühls anzeigt. Nach einigen Jahren des Entzückens, während die Einbildungskraft, von den vollbrachten Anstrengungen befriedigt, nichts mehr zu wünschen scheint, macht die Harmonie, indem sie ihre Thätigkeit sowohl dem gregorianischen Kirchengesange, den sie mehr und mehr entstellt, als auch den damals so zahlreichen und lebensfrischen Volksliedern zuwendet, neuen Fortschritt, und erlangt die Regelrichtigkeit einer wahren Kunst, deren Verbindungen die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln.

„Die Intervalle sind geläutert und endgültig eingetheilt in Consonanzen und Dissonanzen. Die vollkommenen Consonanzen*) sind von den unvollkommenen durch das geringere oder

*) Die Eintheilung in vollkommene und unvollkommene Consonanzen und Dissonanzen ist eine der Natur des Gegenstandes

stärkere Gefühl von Unruhe oder Befriedigung unterschieden, welches sie dem Ohre gewähren, die Stimmen sind zahlreicher geworden und erhalten eine neue Behandlung, ihre Führung ist den Regeln unterworfen, die man noch heute beobachtet. Kurz unter dem Namen von figurirter Musik, Musica figurata, und Contrapunkt, den ihr zum erstenmale ein berühmter Theoretiker des vierzehnten Jahrhunderts, Johann de Muris, beilegt, wird die Harmonie eine gelehrte und verwickelte Kunst, in der sich eine Gattung von Componisten auszeichnet, welche einen Augenblick uns zu fesseln verdient.

„Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts erhebt sich in den Niederlanden, in dem nördlichen Frankreich, in Holland, sowie auch in England, eine bedeutende Anzahl von berühmten Tonsetzern, welche sich bemühen, alle Theile der Kunst zu vervollkommnen, und die ersten Harmoniker Europas werden. Diese Tonsetzer, welche die Geschichte unter der allgemeinen Benennung Flamländer, Fiamminghi, bezeichnet, weil der größte Theil aus Flandern gebürtig war, behaupteten ihre Herrschaft beinahe 150 Jahre, die man in drei verschiedene Perioden theilen kann. Die erste ist durch Wilhelm Dufay und durch seine Zeitgenossen Binchois, Dunstable, und Obrecht bezeichnet; die zweite ist vornehmlich bemerkenswerth durch das Auftreten Ockenheims, Sängers und Kapellans König Karls VII. von Frankreich, des gelehrtesten Contrapunktisten seiner Zeit und Lehrers, wie man glaubt, von Josquin de Pres, eines Mannes von Geist, dessen Ruhm die ganze erste Hälfte des

---

vollständig widersprechende. Daß das Wesen einer Consonanz oder einer Dissonanz nicht in dem mehr oder minder befriedigten Gefühle für unser Ohr besteht, hat die Musikwissenschaft bereits auf das glänzendste bewiesen. Man vergleiche darüber das treffliche und wahrhaft epochemachende Buch: Harmonik und Metrik von M. Hauptmann, Cantor an der Thomasschule zu Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1853. (Anmerk. d. Uebers.)

sechzehnten Jahrhunderts ausfüllte. Guicciardini in seiner Geschichte der Kriege von Flandern spricht mit Begeisterung von diesen berühmten Componisten, welche sich über ganz Europa verbreiteten, von allen fürstlichen Häusern gesucht wurden und alle Kapellen leiteten, von der päpstlichen Kapelle zu Rom bis auf unsere herzogliche Kapelle von St. Marco".

„Bist Du ganz sicher, Abbé, über das, was Du sagst? Unsere herzogliche Kapelle hätte Fremde zu Directoren gehabt"? rief in diesem Augenblicke mit einem Gefühle von Verachtung und patriotischem Verdruß der Senator Zeno.

„Ganz sicher", entgegnete der Abbé Zamaria. „Aber beruhigen sich Ew. Excellenz. Diese Niederländer, welche einen Augenblick in der Geschichte der Tonkunst glänzen und sich über Italien verbreiten, wo sie sich der besten Stellen bemächtigen, sind nichts weiter als Lastträger, fleißige und gebildete Arbeiter, die den Boden wegräumen und die Sprache zubereiten, deren sich ein wahrhaft schöpferisches Genie bedienen und sie alle mit seinem unsterblichen Ruhme verdunkeln wird. In der That, man würde bei diesen fleißigen Tonsetzern vergeblich etwas anderes suchen, als abstracte Formen, Syntax der Töne, eine Zusammenstellung der Stimmen, mehr oder weniger geistreiche Nachahmungen. Die liturgischen Worte oder weltlichen Texte, die sie für ihre Tonsätze wählten, sind nur der Vorwand zu ihren Künsteleien. Die Themen zu ihren Messen oder Motetten, welche sie aus dem gregorianischen Kirchengesang, noch öfter aus Volksliedern entlehnen, sind nur eine Art von Unterlage, auf welche sie das künstliche Gebäude ihres mehr oder weniger verzierten Contrapunktes errichten. Mit einem Wort, die flamländischen Musiker, welche ein und ein halbes Jahrhundert die allgemeine Aufmerksamkeit von Europa auf sich ziehen, diese Barbaren*),

---

*) Dieser Ausdruck, sowie das Urtheil über die Niederländer im Allgemeinen dürfte denn doch wohl etwas zu hart sein. Künstler wie

welche ein zweitesmal Italien in Besitz nehmen, wo sie Schulen gründen und der Gegenstand der Bewunderung der edelsten Geister sind, füllen in der Geschichte der europäischen Musik jene merkwürdige Periode aus, die man die Herrschaft der Scholastik nennt. Geschickte Dialectiker, weniger mit tiefen Gedanken, als mit sinnreichen Formen beschäftigt, zerstreut und befangen durch die Neuheit der Sprache, deren Kunststücke sie vorzugsweise bewundern, gleichen die niederländischen Contrapunktisten, wie Forkel geistreich bemerkt*), „den jungen Leuten, die auf die Universität gehen, wo sie in der Kunst, logische Gespräche zu führen, unterwiesen werden; bei nur einigermaßen Anlage zu den philosophischen Wissenschaften werden sie dieselbe zuerst dadurch zeigen, daß sie überall Syllogismen aufsuchen". Diese Vergleichung, von einem Deutschen aufgestellt, und aus den Sitten seiner Nation geschöpft, ist um so gerechtfertigter, als sie auf Componisten paßt, welche beinahe denselben Ursprung haben und sich durch dieselben Eigenschaften unterscheiden. Denn die niederländischen Componisten haben in der Tonkunst genau diese Fähigkeit, schwierige Harmonieen mit einander zu verbinden, entwickelt, welche noch heutzutage der unterscheidende Zug der großen Schule ist, aus welcher Sebastian Bach hervorgegangen ist. Wie die scholastischen Gelehrten, welche weniger Erfindungsgabe und Kühnheit, als die Geschicklichkeit hatten über dogmatische Wahrheiten zu disputiren, vor deren Auctorität sie sich beugten und welche in der Geschichte der Philosophie den freien

---

Ockenheim, Josquin de Pres, Clemens non Papa, Le Maistre, Mouton, Arcadelt, Goudimel und Andere kann man doch unmöglich Barbaren nennen. (Anmerk. d. Uebers.)

*) Forkel, Allgemeine Geschichte der Musik, Tom. II., Seite 69. (Anmerk. d. Verf.)

Dieses Citat trifft nicht. Die Stelle findet sich Tom. II., Seite 696. (Anmerk. d. Uebers.)

Denkern des sechzehnten Jahrhunderts den Weg bahnten, so beschäftigten die belgischen und flamländischen Contrapunktisten sich nur mit dem materiellen Verfahren der Composition, und nahmen naiv in die Tradition, d. h. in den Choralgesang der katholischen Kirche und in die Volksgesänge, die melodische Idee auf, welche ihren contrapunktischen Ausführungen als Grundlage diente. Haben die Künste und Wissenschaften aller Völker nicht eine ähnliche Periode pedantischer Arbeit durchgemacht, wo Gefühl und Idee den Künsteleien der Form sich unterordnet, die alle gebildeten Geister gefangen hält? Ich brauche Ihnen wohl nicht zu beweisen, Herr Graf", sagte der Abbé, indem er sich vorzugsweise zu dem Herrn von Narbal wendete, „daß es in der Geschichte der französischen Poesie eine ähnliche Periode gegeben hat, wo man Rythmen und die seltsamsten Einschnitte zu erfinden sich bemühte, und manche Art von Versen, welche ich Ihnen anführen könnte, ist eben so weit von der durch Malherbe geweihten ächten Poesie entfernt, als ein Räthselcanon Ockenheims oder die Messe von Josquin de Pres über die Scalatöne la, sol, fa, re, mi, von welchen sie benannt ist, von der Missa Papae Marcelli des göttlichen Palestrina.

„Ich habe einen großen Namen ausgesprochen, einen Namen, der eine ganze Epoche in der Geschichte der Musik umfaßt. Johannes Pierluigi da Palestrina ist in derselben kleinen Stadt der Romagna, von welcher er den Namen führt, im Frühjahr 1524 geboren, vier Jahre nach dem Tode des Raphael. Aus einer armen Familie abstammend, von der man nie den Ursprung hat entdecken können, begab er sich in dem Alter von sechzehn Jahren im Jahre 1540 nach Rom und trat in die durch den Franzosen Goudimel gegründete Schule des Contrapunktes. Mitten unter zahlreichen Mitschülern, unter denen sich Johann Animuccia und Nanini befanden, säumte der junge Pietro nicht sich auszuzeichnen. Zum Magister puerorum der Kapelle Juliana im Jahre 1553 ernannt, veröffentlichte er drei

Jahre nachher die erste Sammlung seiner Werke, in welcher vier Messen sich befinden, die er Papst Julius III. widmete. Dieser, um sein hohes Wohlgefallen einem Manne zu bezeigen, dessen Werth er erkannte, nahm Palestrina unter die Sänger seiner Kapelle auf, indem er ihn von der vorgängigen Prüfung, wie sie die Statuten vorschrieben, freisprach. Nach dem Tode des Papstes Julius III., und nach dem kurzen Pontificate des Papstes Marcellus II., der nur 23 Tage*) regierte, fiel die päpstliche Würde Paul IV. zu, dessen herrschsüchtiger und blutgieriger Character nur zu bekannt ist. Bemüht, die zahlreichen Mißbräuche des römischen Hofes abzuschaffen, und lebhaft gedrängt durch die deutschen Protestanten, entließ der Papst alle verheiratheten Sänger aus seiner Kapelle, und da Palestrina in diesem Falle sich befand, mußte er einen Platz verlassen, der ihn nur sehr bescheiden nährte. Kurze Zeit darauf wurde er zum Kapellmeister zu St. Johann in Lateran, und bald darauf zu Sanct Maria Maggiore ernannt, wo er zehn Jahre verbrachte, die die fruchtbarsten seines Lebens gewesen sind. Palestrina trat darauf von neuem die Kapellmeisterstelle zu St. Lateran im Jahre 1571 an. Er verlor seine Frau Lucretia, die ihm vier Söhne geschenkt hatte, im Jahre 1580. Niedergedrückt durch Schmerz und Elend, lebte Palestrina noch einige Jahre und beschloß seine ruhmvolle Laufbahn den 2. Februar 1594, in einem Alter von siebzig Jahren. Er war ein frommer und guter Mann, immer im Kampfe mit den härtesten Nothwendigkeiten des Lebens und seine Seele war eben so groß, wie sein Genie. Wenn er in der Widmung seines ersten Buches der Lamentationen an den Papst Sixtus V. eine bittende Stimme vernehmen ließ, so waren es weniger die materiellen Leiden, welche ihm diesen Ausruf der Bangigkeit erpreßten, als der

*) Papst Marcellus II. regierte sogar nur 21 Tage.
(Anmerkung des Uebersetzers.)

Schmerz, die Werke nicht veröffentlichen zu können, die seinen Namen unsterblich gemacht haben. Noch auf seinem Todtenbette sagte er zu seinem letzten Sohne, der ihm geblieben war: „Ich hinterlasse Euch eine große Anzahl ungedruckter Werke . . . Dank sei es dem Großherzog von Toscana, daß ich Euch auch das Nöthige hinterlasse, um sie drucken zu lassen. Ich empfehle Euch, dies so bald als möglich zu thun, zum Ruhme des Allmächtigen und zur Feier seines Gottesdienstes.“ Diese letzten Worte sind eines großen Musikers wohl würdig, der zuerst dem Gebete und der Poesie des katholischen Gottesdienstes eine Form zu geben wußte, und der durch seine merkwürdige Missa Papae Marcelli die kirchliche Tonkunst errettete.

„Zwei Gattungen von Musik bestanden gleichzeitig während des ganzen Mittelalters: Der liturgische Gesang, der Reihe nach gebildet durch den heiligen Ambrosius und den heiligen Gregor, und der Volksgesang, anfangs mit lateinischen Worten, nachher mit den ersten Lauten der neuern Mundarten vermischt. Aus den Ueberbleibseln antiker Melodieen und nach dunkeln Erinnerungen an das musikalische System der Griechen, von dem er eine Vereinfachung war, zusammengesetzt, war der Kirchengesang rein diatonisch, und hatte kein anderes Maaß (Tact) als den unbestimmten Rythmus, der von der Prosodie unzertrennlich ist und den man mehr ahnet, als vernimmt. Die Volksgesänge im Gegentheil, welche im Volke frei lebten, dessen Gefühle sie aussprachen, waren nicht allein mit einem weit stärkern Rythmus durchdrungen, als der religiöse Choralgesang, sondern sie hatten auch eine melodische Geschmeidigkeit, die sie der neuern Musik sehr nahe bringt. Diese beiden musikalischen Formen, welche Ausflüsse der zwei Grundelemente waren, aus denen die Gesellschaft des Mittelalters bestand, der Kirche und des weltlichen Sinnes, standen beinahe immer in Berührung miteinander, und das gemeine Volk, eingenommen für die Erinnerungen und Gesänge der Zeit, führte sie gewalt=

sam in die Kirche ein, wo sie den künstlerischen Character und die materielle Einrichtung des gregorianischen Kirchengesanges untergruben. Als die Harmonie den Kirchengesang wie die Volksgesänge ihren Anforderungen an ein strenges Tactmaß unterwarf, wurde die Verwirrung beider Musikgattungen so groß, daß man unter diesem Gewirre von Tönen, von Contrapunkt und von gorgheggi *), die traditionelle Würde des Kirchengesangs kaum noch erkennen konnte. Die unzüchtigsten Liedertexte erschollen in den Kirchen und dienten zur Benennung der Messen, welche die niederländischen Musiker auf so unerhörte Themas fleißig componirten. Es war vergeblich, daß die Concilien sich unausgesetzt mit diesem wichtigen Gegenstande der Kirchenzucht beschäftigten: vergeblich war es, daß der Papst Johann XXII. im Jahre 1322 das berühmte Decret gegen die harmonischen Neuerungen, welche die Grundweise des gregorianischen Kirchengesanges entstellten, erließ: die Unordnung wuchs jeden Tag mehr und währte bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo erst das Concil zu Basel, dann das zu Trient in seiner zweiundzwanzigsten Sitzung durch einen feierlichen Tadel diese grobe Vermengung profaner Texte und Melodieen mit dem Schriftworte und dem Gesange der Kirche brandmarkte. Um dem Wunsche des Concils entgegenzukommen, beauftragte der Papst Pius IV. eine Commission, die Maßregeln zu berathen, um solche Mißbräuche abzuschaffen. Die Commission unter dem Vorsitze der beiden Cardinäle Vitellozzi und Borromäus vereinigte sich zu folgenden Punkten: erstens, Messen und Motetten mit gemischtem Texte nicht ferner mehr singen zu lassen und zweitens, Messen mit profanen Texten für immer von der Liturgie auszuschließen. Nach zahlreichen Erörterungen, wobei die entgegengesetzten Meinungen

---

*) Coloraturen, mit der Gurgel gesungen.
(Anmerk. d. Uebers.)

auftauchten, warf die Commission ihr Augenmerk auf Palestrina, der sich schon durch die bewundernswürdigen Improperien*) bekannt gemacht hatte, welche die ganze Welt als Musterstücke wahrer religiöser Kirchenmusik rühmte. Man trug ihm auf, eine Messe zu componiren, in welcher der Kirchentext mit Achtung behandelt und in eine seinen Sinn erschließende Kunstform gekleidet wäre. Fromm, begeistert durch den kindlichen Glauben, der sein Herz erfüllte und durch die Wichtigkeit der Aufgabe, mit der man ihn betraut hatte, componirte Palestrina drei Messen, welche in dem Pallaste des Cardinal Vitellozzi ausgeführt wurden. Die welche den Beifall Aller erhielt und die Bewunderung selbst der am schwersten zu befriedigenden Richter erregte, war die dritte. Palestrina veröffentlichte sie unter dem Titel Missa Papae Marcelli, wahrscheinlich aus einem Gefühle der Dankbarkeit an das Andenken dieses Papstes. Als Papst Pius IV. den 19. Juni 1565 zum erstenmale diese Messe hörte, war er so bezaubert, daß er Palestrina zum Componisten seiner Kapelle ernannte. Dies ist die Geschichte einer berühmten Composition, welche die Tonkunst von der Verbannung errettete, womit die Kirchenbehörde sie bedrohte.

„Wenn Sie mich nun fragen", fuhr der Abbé fort, „was ist der absolute Werth der Wirksamkeit Palestrina's, die alle Seiten des liturgischen Dramas berührte, wenn Sie von mir verlangen, mit wenig Worten die Rolle zu beschreiben, welche dieser große Mann in der allgemeinen Geschichte der Tonkunst spielt, so würde ich antworten, daß er der erste aus der Schule hervorgegangene Musiker ist, welcher sich nicht gänzlich von den Künsten des Handwerks umstricken ließ, und die Form als

*) Die Improperien oder Bittgesänge sind für den Gottesdienst am Charfreitage während der Anbetung des Kreuzes bestimmt. Die höchst einfache geistreiche Composition Palestrina's zu zwei Chören wurde am Charfreitage 1560 zum erstenmale aufgeführt.

(Anmerk. d. Uebers.)

Werkzeug der Begeisterung betrachtete — kurz, der erste gelehrte Contrapunktist, der den hohen Namen eines Componisten verdient. Er beschließt das Zeitalter der Scholastik und beginnt das der Renaissance, von der er indessen nur die Morgenröthe sah. Ein Zögling und Nachfolger der Niederländer, welche alle Einzelnheiten der Sprache ausgearbeitet und das nothwendige Werkzeug zur Offenbarung des Gefühls vorbereitet hatten, schwingt Palestrina sich mitten aus diesen geduldigen, an die Scholle, d. h. an den tödtenden Buchstaben geketteten Arbeitern empor und haucht ihnen jenen Geist ein, der allein lebendig macht. Ein italienisches Genie im hohen Grade, voll Ernst und Würde, reinigt und vereinfacht er die materiellen Formen der Composition, die ihm seine Meister überliefert haben, und erfüllt sie mit einem Lebenshauche. Er sagt erhabene Dinge mit denselben Mitteln, welche dem Combinationsgeist zu einem Gedankenspiele gedient hatten; er singt, er betet, anstatt zu künsteln; er schafft endlich die Musik des Katholicismus, die von den großen Geistern des Mittelalters nur dunkel erkannt worden war und die man in folgenden Worten des heiligen Bernhard ausgedrückt findet: Sic suavis, ut non sit levis, sic mulcet aures, ut moveat corda, tristitiam levet, iram mitiget, sensum litterae non evacuet, sed fecondet.*)

„Sie mögen selbst urtheilen", sagte der Abbé, indem er von dem Tritte herabstieg, auf welchem er gestanden hatte, „ob die Musik des Palestrina, der der ganzen Schule seinen Namen gegeben hat, und dessen Styl eine Epoche in der Geschichte bezeichnet, die Lobeserhebungen verdient, welche man ihm seit zweihundert Jahren zollt".

Die Sänger der herzoglichen Kapelle St. Marco, die in

---

*) Siehe Bernhard epist. 1312 ad Guidonem: Eine Musik, welche ebenso lieblich, und doch nicht weltlich ist, welche die Ohren ebenso entzückt, wie sie die Herzen rührt, die Traurigkeit lindert, den Zorn besänftigt, und die den Inhalt der Worte nicht verflüchtigt, sondern befruchtet.

einer Ecke des Bibliothekzimmers versammelt waren, führten nun das Sanctus der Messe zu sechs Stimmen, genannt Missa Papae Marcelli aus, welches eine Gemüthsbewegung hervorbrachte, die zu beschreiben unmöglich ist; ferner das Kyrie aus dem Requiem, ein Stück des tiefsten Ausdruckes, die Improperia zu vier Stimmen, Vinea mea electo, die man Freitags in der Sixtinischen Kapelle singt, ein Gebet von unaussprechlichem, wahrhaft göttlichem Gefühl, zu dem allein Mozart durch sein Ave verum ein erhabenes Gegenstück liefern konnte. Die Ausführung dieser Stücke brachte in der Gesellschaft einen Beifallssturm hervor, der einige Minuten währte, während welcher Lorenzo sich Beata näherte, deren Blick ihn so zu sagen einzuladen schien, ihr seine Meinung mitzutheilen.

An das Stabat mater zu zwei Chören, welches mit derselben Abrundung gesungen wurde, schloß sich das Madrigal zu vier Stimmen Alla riva del Tebro an, welches ein Musterstück der Musikgattung ist, die man Kammermusik genannt hat, weil sie im sechzehnten Jahrhundert die Stelle der dramatischen Musik einnahm, die noch nicht existirte.

„Habe ich wohl nöthig“, erwiederte der Abbé, der seinen erhöhten Platz wieder eingenommen hatte, „die einzelnen Schönheiten dieses Stückes zu zergliedern, von dem man sagen könnte, daß es von einem Dichter componirt sei, der die Seele und den Geist Virgils gehabt habe, dessen weiche Sehnsucht und rührende Melancholie er in der That wiedergiebt? Und wenn Sie wüßten, mit welcher Einfachheit der Mittel Palestrina solche Wirkungen erreicht hat! Den Gesetzen der Fuge sich unterordnend, welche damals die durch die Meister der Kunst geweihte Form war, spielt er mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, mit Schwierigkeiten und mittelst einiger Dissonanzen, die mehr durch die Bewegung der Stimmenführung herbeigeführt werden,*)

*) Dies sind die Septime und die None.

(Anmerk. d. Verf.)

gelingt es Palestrina, den Schmerz jenes jungen an den Ufern der Tiber über verschmähte Liebe weinenden Schäfers auszudrücken:

Et moestis late loca questibus implet:

Denn es ist nicht eigentlich sogenannte Melodie in diesem köstlichen Madrigal, welches Sie soeben vernahmen, so wenig wie in irgend einem andern Werke von Palestrina. Alle seine Effecte entstehen aus der Anwendung von Contrapunkten, und es würde unmöglich sein, nur eine musikalische Phrase zu finden, die so viel Lebensfähigkeit besäße, um außerhalb dieser harmonischen Verbindungen, die ein so vollkommenes Ganze bilden, zu bestehen.*) In diesem Styl, der auf reine Vocalmusik sich gründet, und ein für alle Mal der Modulationen und einer jeden Art von Begleitung entbehrt, in diesem Palestrinastyl schrieben der Flamländer Orlando Lasso, sein Zeitgenosse und Nebenbuhler, der Spanier Vittoria, Nanini, Benevoli, Allegri, Vallerano und eine Menge Componisten, deren Ueberlieferung und Lehre sich bis auf unsere Tage fortpflanzen und das Erbtheil der römischen Schule bilden.

*) Ich kann diese Ansicht nicht theilen. Im Gegentheil scheint mir die Literatur des sechzehnten Jahrhunderts und vorzugsweise Palestrina ein melodisches Element zu enthalten, wie es die spätere Zeit nicht mehr kennt. Der allerdings weit verbreiteten Ansicht, als ob die Tonsetzer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts und selbst noch Bach und Händel mehr Harmoniker gewesen seien, und die Melodie nur erst mit dem Aufblühen des dramatischen Styles und namentlich der komischen Oper zur wahren Entfaltung gekommen sei, kann ich nicht das Wort reden. Der Satz ist eher umzudrehen. Die Melodie unserer Zeit ist, wie es auch in der Natur der Sache liegt, rein harmonisch, das heißt, mit dem Bewußtsein der Harmonie, erfunden und erdacht, und kann ohne Harmonie gar nicht bestehen. Melodie ist aber der Gegensatz von Harmonie und nur ohne diese denkbar. Daher auch die unvertilgbare Macht des Gregorianischen Kirchengesanges und der Volksgesänge, die beide nur melodisch sind. Frühere Zeiten müssen wir fragen, wenn wir das Wesen der Melodie erforschen wollen.

(Anmerk. d. Uebers.)

„Als am Neujahrstage des Jahres 1512 der Papst Julius II. zum ersten Male in der Sixtinischen Kapelle, deren Deckengemälde Michel Angelo soeben vollendet hatte, das Hochamt hielt, war Palestrina noch nicht geboren. Die Logen, die Stanzen, alle die unvergleichlichen Wunderwerke, welche den Vatikan schmücken, waren beendigt, und die Renaissance hatte ihre Bewegung vollendet, als der Schöpfer der Missa Papae Marcelli, von seinen Zeitgenossen „der Fürst der Musik" genannt, auf die Welt kam. Der Zwischenraum von beinahe vierzig Jahren, der zwischen dem Tode Raphaels und dem Palestrina's liegt, kann dazu dienen, den Abstand zu ermessen, der die Musik noch von den plastischen Künsten trennte, die damals auf dem Gipfelpunkte ihrer Entwickelung angelangt waren: Nichts kann weder in den Werken des Gründers der römischen Schule, noch in denen Orlando Lasso's mit den ungeheuren Schöpfungen des Abendmahls von Leonardo da Vinci, des „letzten Gerichts" von Michel Angelo, der „Schule von Athen" dem l'incendio del borgo*) und vor Allem mit der „Transfiguration" von Raphael verglichen werden. Der Mittel beraubt, Leidenschaft zu zeichnen und äußere Umstände zu malen, ist die Musik noch in dem Zustande der Kindheit, wo man auf unbestimmte Weise unerklärbare Gefühle ausdrückt, die man empfindet. Man möchte sie das Gebet eines Kindes oder eines jungen bewegten Mädchens nennen, dem die nöthigen Worte fehlen, um den Gegenstand seiner Wünsche zu bestimmen, und den verworrenen Gefühlen, welche seine Seele durchzittern, eine Form zu geben. Eine Motette von Palestrina, wie die Sicut cervus desiderat ad fontes, wie der Hirsch schreit; oder wie das bewundernswerthe Offertorium Tribularer si nescirem, kann vielleicht wegen der unschuldigen Einfachheit

*) Brand der Vorstadt, den Papst Leo X. durch sein Gebet löscht. Vatican, dritte Stanze. (Anmerk. d. Uebers.)

des Styles und des Characters des Ausdrucks mit einer Madonna von Fra Angelico oder von Perugino verglichen werden. Sie ist ergreifend, aber in der Harmonie etwas leer, die mehr das allgemeine Gefühl durchschimmern läßt, ohne den besondern Sinn des einzelnen Wortes auszudrücken. Ein Beispiel wird noch besser diesen Unterschied erkennen lassen, der in den Mitteln bestehen kann, welche der menschliche Geist wählt, um ein und dasselbe Gefühl auszudrücken.

„Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß der Gottesdienst der Jungfrau Maria in Italien einen Glanz der Poesie erzeugte, wie bei keinem andern Volke der katholischen Welt. Namentlich in dem Theile der Romagna, den man Umbrien nennt, sind einige empfindungsvolle, fromme und göttlich begeisterte Männer geboren worden, welche das unaussprechliche Ideal der Mutter Gottes geschaffen haben; sie sind nächst dem heiligen Franz von Assisi, Jacopone da Todi, Raphael von Urbino und Johann Pietro Palestrina. Auf die bewundernswürdige Sequenz Stabat mater, die Jacob von Benedetti, bekannt unter dem Namen Jacopone da Todi, am Ende des dreizehnten Jahrhunderts dichtete, ist eine große Anzahl musikalischer Compositionen veröffentlicht worden, unter denen ich nur den Cantus firmus der katholischen Kirche, das Stabat mater von Palestrina und das von Pergolese erwähnen will, welche Jedermann kennt. Es giebt zwei Stabat mater von Palestrina, das eine zu drei Chören, welches noch nicht herausgegeben ist, und das zu zwei Chören zu vier Stimmen, welches Sie soeben vernommen haben. Wohlan! Wenn man die Worte des Jacopone mit der Musik von Palestrina vergleicht und man diese letztere Composition dem Gemälde von Raphael, das unter dem Namen Spasimo*) (Kreuztragung) bekannt ist, entgegen hält, so hat man drei Momente der Geschichte vor

*) Jetzt in Madrid. (Anmerk. d. Uebers.)

Augen, die Uebertragung eines Gefühles in drei verschiedene Sprachen, die bei weitem nicht denselben Grad der Vollkommenheit besitzen. In der Composition von Palestrina wechseln die beiden Chöre ab und antworten sich gegenseitig in frommer Demuth, wie zwei Gruppen Christen, welche sich die Vorfälle der großen auf dem Calvarienberge erfüllten Opferung erzählen. An gewissen entscheidenden Momenten der Erzählung vereinigen sich die beiden Chöre, als wären sie allzubewegt über das Schauspiel des mütterlichen Schmerzes, um sich einzeln zu hören:

O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta.

Darauf beginnen sie wieder mit einander das Zwiegespräch, um von neuem ihren Schmerz mit dem höchsten Aufschrei zu vermischen:

Dum emisit spiritum!

Nach einem Wechsel des Zeitmaaßes, der den leidenschaftlichen Theil des göttlichen Drama's von dem Schlusse trennt, welcher in einer ganz lyrischen Ausdehnung gehalten ist, nehmen die beiden Chöre dieselbe Reihenfolge der Strophen und Gegenstrophen abwechselnd auf und vereinigen sich nach und nach bis zur endlichen Verklärung:

Fac ut animae donetur
Paradisi gloriae.

Das ist sehr schön, voll Salbung und von einer Frömmigkeit, die uns die Seele durchzittert, und sie mit einer gottergebenen, wahrhaft christlichen Traurigkeit erfüllt. Aber man würde vergeblich in der Composition Palestrina's den tiefen und concentrirten Schmerz suchen, den Raphael in den thränenfeuchten Blick der Jungfrau gelegt hat, die ihre Arme nach dem göttlichen Erlöser ausstreckt: man würde vergeblich jene Verschiedenheit der Personen, welche bei der allgemeinen Handlung mitwirken, vergeblich diese Gesichter suchen, welche sprechen und jede einzelne Gefühlsschattirung ausdrücken, jenen Horizont,

welcher die Natur erhellt; endlich alle jene materiellen Einzelnheiten, welche die Sitten, Zeiten und den Ort, wo sich das Opfer erfüllte, offenbaren. Noch hatte die Musik weder Perspective, noch einen Hintergrund der Landschaft, noch eine Verknüpfung dramatischer Momente. Sie malte alles auf derselben Fläche und drückte nur den allgemeinen Sinn der Worte aus, ohne den Ausdruck der Leidenschaft individualisiren zu können. Der Umschwung, welcher in der Malerei seit dem Erscheinen von Masaccio bis auf Raphael erfolgte, der ihn in sich zusammenfaßte, hatte in der Tonkunst bei Palestrina's Tode noch nicht stattgefunden. Diesen merkwürdigen Umsturz, der die Musik säcularisiren und auch die Tonkunst vollständig in die Bewegung der Wiedergeburt hineinziehen sollte, sehen wir nun zu Venedig, auf das zurückzukommen wohl an der Zeit ist, ausbrechen" *).

Nach diesem ersten Theile der Abhandlung des Abbé Zamaria, welchem man mit lebhaftem Interesse gefolgt war, entstand eine Art Zwischenpause, die durch den Vortrag einiger Tonstücke ausgefüllt wurde, worunter ein Duett von Paestello, von dem alten Pacchiarotti und Beata gesungen. Es war das berühmte Duett aus der Oper Olympiade, welche zu Neapel im Jahr 1786 für die Morichelli, die den Aristides vorstellte, und ich weiß nicht mehr für welchen berühmten Sopranisten, der die Rolle des Megacles gab, componirt wurde. Beata, welche dem Glücke nicht ganz traute, das das Benehmen ihres Vaters

---

*) Interessant wäre auch eine Zusammenstellung des Stabat mater von Palestrina, das der Abbé Zamaria hier zergliedert hat, mit dem Stabat mater von Pergolese aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und dem Stabat mater, welches Rossini in unsern Tagen mit allen Ausdrucksmitteln componirt hat, die die moderne Kunst besitzt. Ein solcher Vergleich würde die Geschichte der Musik von drei Jahrhunderten und die im religiösen Gefühl und in der katholischen Poesie vorgegangenen Veränderungen darlegen.

(Anmerk. d. Verf.)

seit einiger Zeit ihr zu versprechen schien, und welche nur mit traurigem Gefühl an die nahe Abreise Lorenzo's dachte, legte eine unnachahmliche Bewegung in die Worte des Recitativs: E mi lasci cosi? „und Du willst mich also verlassen"? Ihre Mezzosopranstimme, von zartem, süßem und zum Herzen gehenden Klange, verklärte sich wie ein Hoffnungsstrahl bei den bedeutungsvollen Worten: Va ... ti perdono .. pur che torni mio sposo ... Geh, ich verzeihe Dir, nur kehre als mein Gatte zurück! Pacchiarotti selbst, der unnachahmliche Pacchiarotti, wurde von der Art gerührt, mit welcher dieses junge Mädchen die bewundernswürdige Stelle im Andante in F-moll sang:

Nè giorni tuoi felici	An Deinen glücklichen Tagen
Ricordati di me!	Erinnere Dich meiner!
— Perchè cosi mi dici,	— Warum sagst Du mir das,
Anima mea, perchè?	Meine Seele, warum?

Dieses zarte Gefühl gab Beata aus ihrem eigenen Herzen. Auch Lorenzo konnte dieses Mal eine so unzweideutige Sprache kaum mißverstehen, und seine auf die begeisterten Lippen der Tochter des Senators gehefteten Augen drückten ohne Rückhalt die Verzückung aus, in welche ihn die Gewißheit, geliebt zu sein, tauchte. Der Chevalier Sarti ahnete nicht, daß er selbst eines Tages dieses Duett aus der Oper Olympiade, welches beinahe das Geheimniß Beata's verrathen hätte, mit einer andern Frau, mit Friederiken, singen würde, die in seinem Herzen das verwischte Bild eines längst verschwundenen Glückes wieder auffrischen sollte.

„Meine Herren", sagte der Abbé Zamaria nach dieser kurzen Erholung, welche nicht unbeachtet vorüberging, „die Musik Venedigs beginnt wie bei allen Völkern des Abendlandes mit Volksgesängen, welche eben so weit hinaufreichen, als die Erinnerungen der Geschichte, und mit dem Choralgesang der katholischen Kirche, dessen Entstehung ich schon erwähnt habe. Diese beiden Elemente, welche man überall wiederfindet,

unterscheiden sich anfangs sehr stark von einander, dann nähern sie sich und verschwinden endlich durch Vermischung mit einander in jener Zeitperiode, welche die Grundlage zu der neuern Bildung abgiebt. Sobald unsere Basilica zu St. Marco gegen den Anfang des zehnten Jahrhunderts gegründet war, wurde sie der Mittelpunkt der religiösen Kunst unseres Landes und der Gegenstand der größten Sorgfalt des Senates. Ohne bei den mehr oder weniger zuverlässigen Thatsachen zu verweilen, so ist doch soviel gewiß, daß schon seit den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts die Kirche zu St. Marco einen musikalischen Dienst und Orgeln besaß, welche schon damals die Bewunderung ganz Italiens erregten. Ich will nicht von dem venetianischen Priester Georg sprechen, der dem Berichte Eginhards zu Folge, eine Orgel für Ludwig den Frommen in Aachen gebaut haben soll, noch von einer Menge unsrer Landsleute, welche sich durch Erbauung dieses schönen Instrumentes, das auch der alten Welt nicht unbekannt war, auszeichneten. Außer allem Zweifel ist aber, daß der erste bekannte Organist an der St. Markuskirche sich Zucchetto nannte, der zum Nachfolger Francesco da Pesaro hatte. Von dieser Epoche an ist die Reihenfolge der Organisten und der Kapellmeister unsrer Basilica ebenso bekannt, als die der Dogen und unsrer Patriarchen. Nach einer Verordnung des Dogen Michel Steno vom 18. Februar 1403 wurden acht Chorknaben für den Dienst der herzoglichen Kapelle bestimmt, die auf Kosten der Republik erzogen und unterhalten wurden. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, gegen 1470, besaß die Kirche zu St. Marco einen zahlreichen Chor von Sängern, zwei Organisten, die verpflichtet waren, die beiden großen Orgeln zu spielen, welche von da an immer in unsrer herzoglichen Kapelle bestanden haben, und eine Menge Instrumentisten, welche die Republik freigebig besoldete*).

*) Siehe Winterfeld: Johannes Gabrieli und sein Zeitalter, Tom. I., Seite 33. (Anmerk. d. Verf.)

Einige Jahre verflossen nach dieser Einrichtung, als man in unsrer Lagunenstadt einen niederländischen Contrapunktisten erscheinen sieht, welcher zu Venedig den Grund zu einem wissenschaftlichen Unterricht in der musikalischen Compositionslehre zu legen begann.

„Den 12. December des Jahres 1527 wurde Adrian Willaert zum Kapellmeister der Basilica zu St. Marco ernannt. Geboren in Brugges in den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, hatte Willaert den Contrapunkt zu Paris unter der Anleitung des Johannes Mouton studirt. Nachdem er elf Jahre in Diensten Ludwigs II., Königs von Ungarn, gestanden hatte, war er nach Venedig gekommen, um sich daselbst niederzulassen, wo er auch im Monat September des Jahres 1563 starb. Willaert wird als der Gründer der venetianischen Schule angesehen, die man in drei Epochen theilen kann, deren jede durch einen berühmten Künstler vertreten wird. Adrian Willaert und seine unmittelbaren Schüler, wie Cyprian de Rore, sein Landsmann Nicolaus Vicentino, Francesco della Viola, und der gelehrte Theoretiker Zarlino, bilden die erste Periode; Johannes Gabrieli die zweite, und Claudio Monteverde die dritte, welcher sich Caldara, Lotti, Marcello, und die größten Componisten aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts anschließen.

„Was man in der Kunst eine Schule nennt, d. h. einen Mittelpunkt traditionell fortgepflanzter Ideen, Verfahrungsweisen und Erinnerungen, ist das Ergebniß zweier unter einander verschlungener Bewegungen, einer allgemeinen Bewegung des menschlichen Geistes und eines localen Einflusses, der dem Lande angehört, wo eine Schule sich bildet. Italien z. B. obschon es an der europäischen Bildung, die das Werk des Christenthums ist, Theil nimmt, unterscheidet sich doch durch einen eigenthümlichen Character, wie Venedig, inmitten der italienischen Bildung, zu welcher es den Anstoß

gegeben hat, eine hervorragende Eigenthümlichkeit bewahrt, die es allen seinen Handlungen aufdrückt. Ich will nicht in Erinnerung bringen, was Venedig gewesen ist, durch welche Wunder von Muth, Geduld und Ausdauer es sich aus dem Grunde der Lagunen, welche seine Wiege gewesen sind, zu dem ersten Range eines politischen Körpers erhoben hat. Venedig liefert eins der schlagendsten Beispiele von der Gewalt menschlicher durch Vernunft geleiteter Thätigkeit. Stark und unermüdet im Kriege, der stets nur ein Mittel war, seine Unabhängigkeit zu behaupten und seine Handelsinteressen zu schützen, ruhig und aufwandliebend im Frieden, der das stete Ziel seiner Politik war, brachte diese Republik von Kaufleuten, von Patriciern, von Künstlern, von Staatsmännern, von Denkern und von sorglosen Dichtern eine ausnehmend originelle Bildung hervor, in welcher sich die Freiheitsliebe des hellenischen Geistes mit dem praktischen Menschenverstande der Römer verschmolz. Die Inschrift, welche Sie auf einer der äußern Wände der Basilica zu St. Markus lesen können, eine Inschrift, welche aus dem zehnten Jahrhunderte stammt, und das erste Zeugniß von der Existenz unsers Dialectes ist:

Lom po far e die in pensar
E vega que lo chi li po inchontrar,

was soviel sagen will, als daß der Mensch, bevor er spricht und handelt, an die Folgen denken soll, die daraus entstehen können, zeigt, daß die Klugheit zu allen Zeiten eine Eigenschaft des venetianischen Volkes gewesen ist. Edelmüthig, gastfreundlich, dem Christenthum ergeben, aber unabhängig der Kirche gegenüber, deren besondre Gerichtsbarkeit sie zurückwies, reichte die Republik allen berühmten Verbannten die Hand; einem Kepler und Galilei, Gelehrten, Künstlern, enterbten Prinzen, welche sie alle mit ihrem Schutze und mit ihrer Freigebigkeit überhäufte. Die Geschichte, die Politik, die Wissenschaft, die Sitten, die Literatur und die Künste, gaben ihr eine National=

eigenthümlichkeit, welche sie stark von den andern Civilisationen Italiens unterschieden. Und welches sind die hervorragenden Züge dieses Nationalgeistes, der die venetianische Schule nothwendig begeistern muß? Anmuth, Zierlichkeit, Geschmeidigkeit der Formen und der Sprache, feiner Geschmack in Vergnügungen, in Empfindungen und im Leben, nicht in dem Leben, welches sich in den Tiefen der Seele concentrirt, welches sich durch Ueberlegung läutert, und sich bestrebt, das höchste Ideal zu erreichen, sondern in dem Leben, das nach außen strebt, das Geräusch, die Freude und das Licht sucht, und sich am Busen der Natur und der Geselligkeit nährt. Weder starke Schmerzen, noch große Traurigkeit, sondern Hoheit, Prunk, Ueppigkeit, ein außerordentliches Feuer, eine Harmonie, welche bezaubert, dramatische Gegensätze der Leidenschaft, und eine Farbe, ach eine Farbe endlich, welche allen diesen Effecten Ausdruck giebt — das sind die an unserer Malerschule erkannten Eigenthümlichkeiten, von Bellini bis auf Tiepoletto. Nun denn! Gerade durch den dramatischen Ausdruck und das Colorit, das heißt durch den Rythmus und die Modulation, zeichnet sich auch die Musik der venetianischen Schule aus.

„Als Adrian Willaert sich im Jahre 1527 in Venedig niederließ und die Leitung der herzoglichen Kapelle von St. Marco übernahm, war Palestrina ein Kind von drei Jahren, und die religiöse Musik hatte noch nicht die große Umwälzung überstanden, welche sie von den scholastischen Künsten und den Narrenspossen des Mittelalters reinigen sollte. Willaert hatte sich schon durch Compositionen hervorgethan, die ihn so berühmt gemacht hatten, daß eine seiner Motetten, Verbum bonum, als man sie in der Kapelle Leo's X. im Jahre 1516 sang, für eine Arbeit des berühmten Josquin de Pres galt; er war damals, wie seine niederländischen Landsleute, nur ein gelehrter Contrapunktist, geschickter, Accorde aufeinander zu häufen, als den Sinn der Worte zu verdolmetschen. Das geräuschvolle

Leben unserer berühmten Stadt, die Anschauung der Denkmäler, welche sich in allen Theilen derselben erheben, und der Kunstwerke, welche schon die beiden Bellini und ihre Schüler Giorgione und Tizian hervorgebracht hatten, die orientalischen Ueberlieferungen in der Liturgie unsrer Basilica, das Vorhandensein der beiden großen Orgeln in der Kapelle von St. Marco, versehen mit einem großen Ausdrucksmittel, dem Pedal, welches ein gewisser Bernhard einige Jahre vorher in Venedig erfunden hatte, dieses ganze Gemisch von Umständen und Thatsachen, übte ohne Zweifel auf den Geist des niederländischen gelehrten Contrapunktisten einen heilsamen Einfluß aus, der sich auch in seinen neuen Compositionen bekundete. Er beachtete zunächst, mehr als es bis dahin geschehen war, den Hauptsinn der Worte und erreichte sowohl in seinen Madrigalen, als auch in seinen geistlichen Motetten einen gewissen dramatischen Ausdruck, den man vor ihm noch nicht kannte, vor allem nicht in der Kirchenmusik. Wie sein gelehrter Zögling Zarlino*) bestimmt versichert, führte Willaert zuerst in der Kapelle von St. Marco den Gebrauch großer in zwei, drei Chöre eingetheilter Vocalmassen zu vier oder fünf Stimmen ein, welche sich von einem Ende der Basilica zum andern antworteten und eine Art von Contrast erzeugten, der sich der Einbildungskraft der Gläubigen bemächtigte. Diese Gattung von durch Pausen unterbrochenen Chören, choro spezzato, wie sie Zarlino bezeichnet, läßt eine Vorahnung des dramatischen Effectes erkennen und man wird sie unter der Handhabung der venetianischen Componisten, deren Eigenthum sie ist, wachsen sehen. Ein andrer Niederländer, Cyprian de Rore, ein Zögling und Nachfolger Willaerts im Kapellmeisteramte zu St. Marco, trat in die Fußtapfen seines Meisters und erwarb sich einen großen Ruhm. In seinen Madrigalen zu fünf, sechs bis acht Stimmen bemühte er sich,

---

*) Instituzioni armoniche. (Anmerk. d. Verf.)

den Sylbenwerth der Texteswortezu beachten und die alten Tonarten des Kirchenchorals durch chromatische Versetzungszeichen zu beleben, welche diesem fremd waren, und ein neues Streben zu Gunsten des Colorits und des sittlichen Ausdrucks der Gefühle bezeichnen. Zarlino, den ich schon erwähnte, Claudio Merulo, ein außerordentlicher Componist und nicht weniger berühmter Orgelspieler, und vor Allem Andreas Gabrieli, alle drei Kapellmeister an unserer Basilica, befruchteten die Ueberlieferungen Willaerts, Cyprian de Rore, und verliehen dem Madrigal und besonders der Kirchenmusik einen Character von Hoheit, Mannichfaltigkeit und dramatischer Wirkung, die man nur in der venetianischen Schule findet.

Johannes Gabrieli, der die zweite Entwickelungsstufe der nationalen Schule repräsentirt, ist in Venedig in einer Patricierfamilie gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geboren. Als Neffe und Schüler Andrea Gabrieli's ehrte er dessen Andenken, indem er im Jahre 1587 eine Sammlung Madrigale und geistlicher Motetten mit einer Widmung versehen, veröffentlichte, in welcher er seine Bewunderung für das Wissen und für die harmonischen Erfindungen seines Oheims bezeugt. Den 7. November 1584 zum Kapellmeister der St. Markuskirche ernannt, wo er Merulo nachfolgte, starb Johannes Gabrieli zu Venedig, auf dem Gipfel seines Ruhmes, im Jahre 1612. Dies sind die einzigen Nachrichten, die man über seine Lebensumstände besitzt; aber seine Werke, die uns geblieben sind, setzen uns in den Stand, über die Größe und Lebhaftigkeit seines Geistes ein Urtheil zu gewinnen. Dieser kühne und wahrhaft originelle Geist offenbart sich nicht allein in der Entwerfung größerer Tonstücke zu zwei, drei und mehr Chören, welche unter sich ein Zwiegespräch halten und erschütternde Gegensätze entwickeln, sondern auch in der Führung der einzelnen Stimmen, die sich von schulmäßiger Nachahmung der Fuge frei machen, um sich dem Geiste der Texteswortezu beugen, und die das

Ohr durch einzelne Klangbilder zerstreuen, welche durch ihre Mannichfaltigkeit die Wirkung des großartigen Ganzen erhöhen. Der an Zusammensetzungen bereits reiche Rythmus, der mitten durch diese große Tonmasse läuft, die Neigung zur Modulation, welche überall vordringt, nicht allein durch einfache chromatische Versetzungszeichen, wie in den Tonsätzen Cyprians de Rore, sondern auch durch überaus elegante Uebergänge, die zwischen den verschiedenen Tonarten des Kirchengesanges hergestellt werden, der Gegensatz, welcher durch das Gegenüberstellen verschiedener Chöre entsteht, von denen die einen für tiefe Stimmen, die andern für mittlere und hohe Stimmen geschrieben sind, die sich übersteigen und einen großen Umfang erfüllen, alle diese kostbaren Erfindungen sind nicht die einzigen, welche man diesem Meister verdankt. Gabrieli erweiterte mehr, als alle die Componisten, welche ihm vorangegangen sind, das Gefühl für dramatische Effecte, welches die vorherrschende Eigenschaft der venetianischen Schule ist. Auch wählte er mit einer großen Geistesfreiheit die liturgischen Texteswortee, die er zum Vorwurf seiner geistlichen Motetten nahm; er ordnet sie mit Sparsamkeit und in der Weise, daß durch den Gegensatz großer Choreffecte, gegenüber der Stimme eines einzelnen Chorführers, der wie in den Chören der antiken Tragödie den Inbegriff des Schmerzes oder der allgemeinen Freude darstellt, auf die Einbildungskraft gewirkt wird. Zu diesen kühnen Neuerungen, welche der Kirchenmusik die Beweglichkeit und die Entwickelung eines hieratischen Drama's aufdrückten, fügte Gabrieli noch den Farbenreiz der Instrumentation hinzu, der seinen Geist und den der venetianischen Schule vollends characterisirt.

„Bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hatten die zahlreichen dem Mittelalter überlieferten Instrumente keine Musik, die ihnen eigenthümlich war. In vier große Familien getheilt (in Saiten-, Blas-, Tasten- und Schlaginstrumente) vermischten sie ihre Effecte mit denen der menschlichen

Stimme, der sie schüchtern im Einklange, in der Ober- oder Unteroctave, ihrem natürlichen Umfange gemäß, folgten. Als der Rythmus und eine ausgedehntere Harmonie der Phantasie mehr Spielraum gewährten, wurden die Instrumente in weniger zahlreiche, einander näher stehende Gruppen getheilt, und man zog den Klang und Umfang ihrer Tonleiter zu Rathe. Aber mit alleiniger Ausnahme der Orgel, welche durch die Mannichfaltigkeit ihrer Register und durch die wichtige Rolle, die sie in dem katholischen Cultus spielte, schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu gewissen musikalischen, der Natur dieses großartigen Instrumentes angemessenen Formen, wie die Toccata, die Sonate und die Ricercari, begeistert hatte, führten alle andern Instrumente nur die Stücke aus, die für die menschliche Stimme geschrieben waren. Daher der Ausdruck auf den Titeln aller musikalischen Druckwerke: da cantare o da sonare *).

Gabrieli war einer der ersten Tonsetzer seiner Zeit, welcher die Instrumente mit Geschmack zu behandeln, ihrem Klange und ihrem Umfange Rechnung zu tragen, sie wie Farben auszuwählen wußte, die den Gesammteindruck seiner großen Compositionen erhöhen sollten. Bald schreibt er Stücke zu vier und fünf Instrumenten ausschließlich für Fagotts, Posaunen, Cornetts oder für verschiedene Saiteninstrumente, bald stellt er einem Gesangschor ein Chor von Instrumenten gegenüber, die wechselsweise Zwiegespräche halten, wie zwei allegorische Personen. In seinen geistlichen unter dem Namen symphoniae sacrae bekannten Motetten geht dem Chor, dem die Instrumente in der Folge antworten, während sie es endlich mit einer großen Mannichfaltigkeit der Figuren begleiten, eine Art symphonischer

*) Adrian Willaert veröffentlichte zu Venedig im Jahre 1545 eine Sammlung seiner Compositionen unter dem Titel: Fantasia, ricercari, contrapuncti appropiati per cantare e sonare d'ogni sorte di stromenti. (Anmerk. d. Verf.)

Einleitung voraus. Ich könnte Ihnen ein solches Motett von Gabrieli anführen, Surrexit Christus, für die Osterfeierlichkeiten componirt, das Sie durch die dramatische Art, in der es geschrieben ist, überraschen würde. Das Chor zu drei Stimmen für Alt, Tenor und Baß, dem eine Symphonie zu sechs Instrumenten vorausgeht, zu zwei Cornets und vier Posaunen, singt die liturgischen Worte. Eine Symphonia, diesmal aus Cornets, Bässen und Posaunen bestehend, antwortet von neuem, bis ein Chorführer singend dazwischen fällt:

Et Dominus de coelo intonuit.

„Nach diesem Satze figurirten Gesanges, stimmt das Chor, von allen vorher eingeführten Instrumenten begleitet, ein Alleluja von seltener Mannichfaltigkeit an. Gabrieli hat viel und für alle seiner Zeit bekannten Musikgattungen geschrieben. Seine von den geschickten Sängern und Instrumentisten der herzoglichen Kapelle und der Hauptkirchen Venedigs prachtvoll ausgeführten Werke verbreiteten seinen Ruhm über ganz Europa und namentlich in Deutschland, wo er Schüler und zahlreiche Verehrer fand. Als Zeitgenosse von Orlando Lasso und von Palestrina, die er sechzehn Jahre überlebte, nimmt Gabrieli einen hohen Platz in der allgemeinen Geschichte der Musik zwischen dem letzten ausgezeichneten niederländischen Contrapunktisten und dem Gründer der römischen Schule ein. Er besitzt zwar nicht die Strenge, die Würde und die erhabene Keuschheit, welche den auf immer unnachahmlichen Styl Pierluigi's auszeichnen, aber Gabrieli ist in seinen harmonischen Verbindungen kühner, glänzender, weniger achtungsvoll gegen die Ueberlieferungen, als der große unsterbliche Tonsetzer, welcher die Zierde seines Jahrhunderts war und jenen Lobspruch mit Recht verdient:

Hic ille est Lassus lassum qui recreat orbem
Discordemque sua copulat harmonia*).

„Zwischen Deutschland, wo am bairischen Hofe Orlando Lasso starb, und zwischen dem Sitz des Papstthums stehend, wo der arme und göttliche Palestrina ein Asyl fand, lebte Gabrieli, ein edler Venetianer, mitten in einer merkwürdigen Stadt, wo alle Meinungsverschiedenheiten der ganzen Welt zusammenströmten, die stets mit geräuschvoller Pracht, Naturschauspielen und Festen aller Art erfüllt war, und begeisterte sich nothwendigerweise an dem Geiste des Landes und an den Ueberlieferungen einer Schule, deren Ausdruck er war. Er war ein kühner Neuerer, jedes Mittel zu verwenden bereit, das den beabsichtigten Effect hervorzubringen im Stande war und Glanz, Colorit und dramatische Gegensätze erzielte, in der kirchlichen Tonkunst ebensowohl, wie im Madrigale und im weltlichen Gesang. In seinen großen Compositionen zu zwei, drei und mehr Chören, die mit einer schon sinnreichen Instrumentation versehen sind, tritt Gabrieli in die Fußtapfen Willaerts, Cyprians de Rore, Merulo's, und vor allem seines Oheims Andreas Gabrieli und beschäftigt sich weit weniger mit den Kunstgesetzen, die die musikalische Sprache seiner Zeit beherrschen, als mit dem Geiste der Texteswortе, deren allgemeinen Sinn er auszudrücken sich bestrebt, indem er bisweilen das hervorstehende Wort durch rythmische Figuren und eigenthümliche Gesangsverzierungen zu malen sucht. Dies ist eine wichtige Erscheinung in der Compositionskunst, die eine nahe und große Umwälzung des schöpferischen Genies ankündigt. Als geschickter Orgelspieler von kühner und großartiger Erfindungskraft war Gabrieli das Haupt einer fruchtreichen Schule, die zahlreiche Anhänger fand,

*) Hier liegt Lassus, der den müden Erdkreis erquickt,
Und mit seinen Harmonieen den Verstimmten wieder aussöhnt.
(Anmerk. d. Uebers.)

steht unter einem Bildnis von Lassus 1592

unter welchen wir den Deutschen Heinrich Schütz anführen wollen, der in seinem Vaterlande die Phantasie, das Colorit und den dramatischen Geist der venetianischen Schule fortpflanzte. In den verschiedenartigen Werken Gabrieli's, in denen der nachhaltige Einfluß des Mittelalters durch gewisse Einzelnheiten der musikalischen Sprache noch angedeutet ist, finden sich die Keime einer Umwälzung, welche durch Monteverde bald vollendet werden sollte.

Claudio Monteverde, der die dritte Periode der venetianischen Schule characterisirt, ist zu Cremona geboren, man weiß nicht recht in welchem Jahre, aber wahrscheinlich zwischen 1565—1570. Er war ein geschickter Künstler auf der Viola, welches Instrument damals in der Mode war und ging in dieser Eigenschaft in den Dienst des Herzogs von Mantua. Marc Antonio Ingigneri, sein Landsmann, welcher die Kapelle des Herzogs dirigirte, gab ihm Unterricht im Contrapunkt, was ihn in den Stand setzte, seine Fähigkeiten weiter auszubilden. Während man nicht weiß, ob Monteverde dem Ingigneri in der Eigenschaft eines Kapellmeisters des Herzogs von Mantua gefolgt sei, ist doch so viel gewiß, daß er ein Jahr nach dem Tode des Gabrieli nach Venedig berufen und den 19. August 1613 zum Kapellmeister an der Basilica von St. Marco ernannt wurde. In Venedig also brachte Monteverde den größten Theil seines Lebens zu, wo er die wichtigsten seiner Werke drucken und veröffentlichen ließ und wo er im September 1649 starb, nachdem er daselbst die musikalische Reform, von der ich jetzt sprechen will, vollendet und vornehmlich befestigt hatte.

Die Reihenfolge der Töne, welche die heutige Scala bilden, ist wie die ganze Welt weiß, aus sieben Tonstufen zusammengesetzt, von denen ein achter in der Oberoctave dieselbe Empfindung desjenigen Tones wieder hervorbringt, von welchem man ausgegangen ist. Das sind die beiden äußern Grenzen des

Zwischenraumes, den das Ohr nicht überschreiten kann, ohne gezwungen zu sein, dieselbe Reise noch einmal anzufangen, eines Raumes, der für das Ohr die Einheit ist, mit welcher es die unendliche Reihenfolge der Töne mißt, die musikalischen Character haben. Es ist eine schon seit langer Zeit von den Theoretikern aufgeworfene Frage, ob eine nothwendige Ordnung in der Aufeinanderfolge der Tonschritte, welche eine Octave ausmachen, bestehe, ob eine solche Ordnung von der Natur a priori gegeben sei, als ein durch das die Erscheinung hörende Organ auferlegtes Gesetz, oder ob die verschiedenen Intervalle, welche in der ursprünglichen Einheit der Octave enthalten sein können, willkührlich vertheilt, und nur von dem Gebrauche und der Laune abhängig seien. Wenn man die Frage bejahend beantwortet und wenn man irgendwelche Ordnung in der Aufeinanderfolge der Töne, die eine Octave einschließt, erkennt, so muß man dann die Ursache erklären, warum eine so große Mannichfaltigkeit der melodischen Tonreihen hat erzeugt werden können. In dem entgegengesetzten Falle, ist man gezwungen alle denkbar möglichen Aufeinanderfolgen zuzulassen, und zwar bis in das Unendliche. Nun aber ist es augenscheinlich erwiesen, daß es Tonfolgen giebt, welche dem Ohre widerstehen und selbst seine Empfindlichkeit beleidigen, Tonfolgen, welche es nur einen Augenblick, als eine vorübergehende Härte ertragen kann, die ihm nur um so lebhafter die Rückkehr zu einer bessern Ordnung wünschenswerth macht. Daher giebt es ein Princip, welches unser Gefühl leitet, ein Princip, welches der durch den musikalischen Ton in uns hervorgebrachten Empfindung vorhergeht und eine gewisse Ordnung in der Aufeinanderfolge und in der Natur der Intervalle, welche die Bestandtheile der Octave sind, verlangt. In der alten Welt theilten Pythagoras und seine Schüler die Intervalle nach einem mathematischen Gesetze ein, das heißt, nach der absoluten Anzahl Schwingungen, durch welche sie erzeugt werden, während Aristoxen und seine Anhänger

nur auf das Ohr sich berufen wollten, als dem einzig rechtmäßigen Richterstuhle über zulässige Tonverbindungen, wie das Auge der höchste Richter über die Harmonie der Farben ist. Diese beiden Arten, die Frage zu betrachten, von denen die eine den Philosophen characterisirt, der sich mit der Ursache der Erscheinungen beschäftigt, die andre den Künstler, der vor Allem nach der Wirkung fragt, sind nicht so unvereinbar, als man glauben möchte. Denn wenn ein Gesetz existirt, welches die Verwandtschaft der Töne unter sich bestimmt, so muß dieses Gesetz, mit welchem der Componist sich nicht mehr zu beschäftigen hat, als der Maler mit der Natur der Farben, eines Tages der Wissenschaft der Zahlen zugänglich werden, welche selbst die Wissenschaft der Verwandtschaften ist.

Wie es sich auch mit der Lösung dieses der Zukunft überlassenen Problemes verhalte, so ist doch so viel gewiß, daß die Griechen ihre Scala auf drei verschiedene Arten bildeten; einmal verwendeten sie Zwischenräume von Viertelstönen, was dem sogenannten enharmonischen Klanggeschlecht seine Entstehung gab, dem ältesten von allen, wenn man den Theoretikern Glauben beimessen darf; dann schritten sie in Zwischenräumen von halben Tönen fort, wodurch das chromatische Klanggeschlecht entstand, und endlich kannten sie eine Aufeinanderfolge von Tetrachorden, welcher sie den Namen des diatonischen oder natürlichen Klanggeschlechtes gaben. Die Kirche, indem sie das musikalische System der Griechen, das sie unter den Trümmern römischer Bildung vorfand, aufzunehmen genöthigt war, verwarf die beiden ersten Klanggeschlechter, die ihr ohne Zweifel für das unerfahrene Ohr eines Volkes, das sie leiten wollte, zu schwer schienen. Indem sie das diatonische Geschlecht noch vereinfachte, zog sie aus diesem die acht Tonarten des gregorianischen Kirchengesanges, deren Bildungsgang ich schon erzählte. Worin besteht nun der Character der verschiedenen Tonarten oder Weisen des gregorianischen Kirchengesanges?

Man könnte beinahe antworten darin, gar keinen zu haben, bewegliche Tonreihen zu schaffen, die von höchst willkührlich über einander gesetzten Quarten oder Quinten gebildet werden, und einer wahrhaft wissenschaftlichen Classificirung sich entziehen. In der That, die Tonarten der Kirche unterscheiden sich nur durch den halben Ton, der in der Zusammensetzung des Tetrachordes vorkommt und nie dieselbe Stelle einnimmt. Der drei wesentlichen Noten entbehrend, des Schlußtones, der Dominante, und des Leitetones, der dem Ohre die Vervollständigung der consonirenden Octave errathen und wünschen läßt, sind die Modi des gregorianischen Kirchengesanges nur melodische von ältesten Generationen überlieferte Formen oder Dialectarten, wenig vereinbar mit der Regelrichtigkeit der Aufeinanderfolge, die die Harmonie erheischt. Deswegen hat man sich auch nie über die Zahl der Töne, über die zufälligen Versetzungszeichen, und über den moralischen Ausdruck, den man ihnen beimißt, verständigen können. Selbst unser Zarlino, der gelehrteste Theoretiker nach Glarean*), der sich mit der Classificirung der Kirchentonarten beschäftigte, konnte darin nicht in genügender Weise zum Ziele kommen. Sobald das Bedürfniß nach Harmonie einige Accorde auf den diatonischen Tonarten des gregorianischen Kirchengesanges mit einander zu verbinden versuchte, hatte man viel Mühe die Art der Intervalle zu bestimmen, die man zulassen oder von dem Contrapunkt ausscheiden müsse. Der vollkommene Accord und seine erste Umkehrung, welches die einfachsten Verbindungen sind, die sich dem Ohre darbieten und der Seele ein Gefühl der Ruhe mittheilen, einige durchgehende Dissonanzen, schüchtern vorbereitet durch Verzögerung oder Verlängerung eines Tones, der im vorhergehenden consonirenden Accord schon als

---

*) Ein gelehrter deutscher Theoretiker des sechzehnten Jahrhunderts, gestorben zu Freiburg 1563. (Anmerk. d. Verf.)

Bestandtheil gehört worden war, Dissonanzen, welche mehr das Resultat der Stimmenführung und durch den Rythmus flüchtig herbeigeführter Verbindungen, als kühne Combinationen sind, waren die einzigen von den Theoretikern bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zugelassenen Tonverbindungen. Nun begann eine allgemeine Bewegung in dem menschlichen Geiste, die alle Wissenschaften umgestaltete und auch in der Tonkunst einen neuen Umschwung mit sich brachte.

„Das Bedürfniß nach Mannichfaltigkeit, nach Wechsel und Umgestaltung der alten Ausdrucksweisen des gregorianischen Kirchengesanges, die man auch den traditionellen Ausdrucksformen der byzantinischen Malerei vergleichen könnte, war so allgemein unter den Componisten der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, daß schon Josquin de Pres sich kein Gewissen daraus machte, den tonischen Character derselben hintanzusetzen und seine Schüler anzufeuern, vor allem dem Ausdrucke der Textesworte nachzustreben. Cyprian de Rore, Nicolas Vicentino, Willaerts Schüler, Lucas Marenzio, von seinen Zeitgenossen il dolce cigno (der süße Schwan) genannt, alle drei der venetianischen Schule angehörend, suchten die alten Kirchentonarten durch chromatische Versetzungszeichen, die ihnen fremd waren und in denen das Tappen des Dranges nach Modulation, d. h. nach Colorit und Leben sich kund gab, zu befruchten. Gesualdo, Fürst von Venosa in dem Königreich Neapel, ein Dilettant und nicht weniger als Marenzio, berühmter Madrigalist war noch kühner in seinen harmonischen Verbindungen; er war einer der ersten, der eine Art von Dissonanzen ohne Vorbereitung zu setzen wagte, welche den Untergang der melodischen Formen des Kirchengesanges veranlassen und die ursprüngliche Einheit unserer modernen Scala in die Kunstschöpfungen einführen sollten. Diese seit langer Zeit schon durch die eben angedeuteten Bemühungen vorbereitete Umwäl-

zung wurde endlich mit mehr Erfolg und Glanz durch Monteverde vollendet, der zu Venedig einen zu Befruchtung seiner Idee ganz geeigneten Boden fand. Sie wissen, meine Herren, daß große Erfindungen in den Künsten sowie in den Wissenschaften niemals das Werk eines einzigen großen Geistes sind, der alle Elemente dazu aus der Quelle seiner eigenen Fähigkeiten geschöpft hätte. Gott allein, weil er unendlich ist, konnte die Welt Kraft seines Willens schaffen. Man hat jedoch Recht zu sagen, daß eine Erfindung sich der Geschichte nur dann einverleibt, wenn ein Mann kommt, der sich die Wirkungen derselben auf eine originelle Weise, die alle Geister ergreift, unterwürfig macht. So war auch z. B. die Oelfarbe lange vor dem Flamländer Van Eyck angewendet worden, welcher nichtsdestoweniger derjenige ist, der sie vornehmlich in Europa verbreitete. Unter den Intervallen, die von allen Theoretikern des Mittelalters als unverträglich mit der diatonischen Reihenfolge des gregorianischen Kirchengesanges betrachtet wurden, war vornämlich das Intervall des Tritonus. Dieses entsetzliche Intervall, das man auch diabolus in musica nannte, bestand in der Verbindung zweier wichtiger Töne der Scala, der Quarte und der Septime. Durch eine mehr physische als geistige Ursache, die ihre Erklärung noch nicht gefunden hat, wird bewirkt, daß das gleichzeitige Erklingen dieser beiden Töne dem Ohre eine lebhafte Neigung zu der Consonanz der Octave einflößt. Ja dieses harmonische Intervall findet sich einem Accord einverleibt, der den Namen des Dominantseptimenaccordes führt, wo es die natürliche Dissonanz der kleinen Quinte bildet, die ohne Vorbereitung eintreten darf und unmittelbar darauf in dem Sextaccorde sich auflößt, der alle Bestandtheile des Dreiklanges in sich enthält. Die Wirkung dieses Dominantseptimenaccordes ist die, daß er, wie eine wohlgeordnete Frage, die logischen Bedingungen seiner eigenen Auflösung in sich trägt und daß er dem Ohre und dann vermittelst des Gehörs unserer

Seele das Gefühl der Scala fortpflanzt, das die Einheit der Octave ausmacht. Wenn Sie eine Zeitlang eine brillante Farbe betrachten, roth zum Beispiel, so werden Sie nicht ermangeln, den Wunsch zu empfinden, auf einer minder lebhaften Farbe ihr Auge ausruhen zu lassen, auf der ergänzenden Farbe, welche das Roth durch den Schein ahnen läßt, den es um sich verbreitet. Diese Ergänzungsfarbe, welche das Roth auswirft, ist das G r ü n, dessen Eindruck mit demjenigen verglichen werden kann, den der vollkommene Accord hervorbringt, auf welchen das Gehör zu gelangen wünscht, nachdem es den Dominantseptimenaccord vernommen hat. Alle Künste enthalten ähnliche Gegensätze der Ruhe und der Bewegung, der Consonanzen und Dissonanzen, die sich fragen und antworten, wie die verschiedenen Reime der lyrischen Poesie, deren Verschlingung belebt und das Ohr reizt. Der D o m i n a n t s e p t i m e n a c c o r d, der die angenehmste der natürlichen Dissonanzen in sich enthält, die das Ohr ohne Vorbereitung empfangen kann, indem er die Nachbarschaft des consonirenden Accordes ahnen läßt, der ihm das Gefühl der Einheit in der Octave giebt, ist von einer großen Anzahl Componisten des sechzehnten Jahrhunderts angewendet worden; denn man findet ihn in den Werken von Aaron, Cyprian de Rore, selbst bei Palestrina, bei Orlando di Lasso, Gabrieli, vor allem bei Gesualdo, dessen Madrigale mit einer Lebhaftigkeit des dramatischen Ausdrucks erfüllt sind, der die Umsturzperiode ankündigt. Jedenfalls hat dieser Geist der Emancipation, der die Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts characterisirt, einen sehr starken Einfluß auf die Compositionen von Monteverde ausgeübt, dessen kühner Geist nicht ohne ein gewisses Bewußtsein von dem Umschwunge war, den er vollenden sollte. Von seinem Instinkt und von dem dramatischen Gefühl geleitet, das den Dichter und Künstler seiner Zeit einnahm, wagte Monteverde in einer Vorrede auszusprechen, die dem fünften Buche seiner Madrigale vorgedruckt steht, das

er zu Venedig im Jahre 1604 drucken ließ und das dann drei Jahre später, 1607, von neuem durch seinen Bruder Cäsar Monteverde aufgelegt wurde, daß die Musik geschaffen sei, um das Ohr zu ergötzen und die Gefühle der Seele zu malen, nicht um den abstracten von den Theoretikern aufgestellten Regeln zu gehorchen. Kraft dieses Grundsatzes und des Ansehens Platos, auf das er sich berief, um zu behaupten, daß der Geist der Worte der Hauptgegenstand des Componisten sein müsse, während die Alten, das heißt die Scholastiker verlangten, daß die Harmonie die Herrin der Rede sein müsse, versucht sich Monteverde in einer großen Anzahl von kühnen Tonverbindungen, bis er endlich dahin gelangt, jenen berühmten Dominantseptimenaccord ohne Vorbereitung anzuwenden, der vollends die Tradition des gregorianischen Kirchengesanges zerstört. Es ist in einem Madrigal zu fünf Stimmen cruda Amarilla, wo Monteverde zum erstenmale den Dominantseptimenaccord ohne Vorbereitung erscheinen läßt, diesen Accord, dessen Neuheit nebst den nicht weniger piquanten rythmisch gegliederten Figuren den Unwillen der alten Theoretiker erregte. Ein gelehrter Canoniker von Bologna, Artusi, warf sich zum Vertheidiger der bisher geltenden Grundsätze auf und griff mit großer Lebhaftigkeit die unerhörten Kühnheiten des Neuerers in einem zu Venedig im Jahre 1600 gedruckten Buche an.*) Monteverde, der die Jugend, die elegante Welt, und den Geist des Jahrhunderts für sich hatte, antwortete seinem Widersacher wie Jener, dem ein Philosoph die Bewegung abstritt: „Er ging und zog den Haufen mit sich fort“. So erfolgte eine Revolution, die zum Gegenstand hatte, jene Einheit der Octave, welche die Natur bietet, in die Compositionskunst einzuführen. Es bedurfte eines langen Kreislaufes von Jahrhunderten und Versuchen, um

*) Artusi, ovvero delle imperfezioni della moderna Musica, ect. Folio. (Anmerk. d. Verf.)

das Joch von Theorieen abzuschütteln, die man von dem musikalischen System der Griechen geerbt hatte und um jene allgemeine Sprache, von der ich im Anfange dieser Abhandlung gesprochen habe, von der Vielseitigkeit der melodischen Dialecte zu befreien. Unsere moderne Scala nebst den zwei einzigen Arten von Reihenfolgen, die wir daraus entnommen haben, der Dur und Mollscala, ist das Resultat des Einflusses der Harmonie, deren gelehrte Verbindungen uns eines Tages in Bezug auf Modulation jene Mannichfaltigkeit der melodischen Accente wiederverschaffen werden, die sie anfangs absorbiren mußte, um die regelmäßige Sprache zu bilden. Dies ist, meine Herren, die große Begebenheit, die die dritte Periode der venetianischen Schule bezeichnet, deren Tendenzen Monteverde ausspricht. Er selbst gefällt sich zu sagen, „daß um das Ziel zu erreichen, welches er sich vorgesteckt habe, der Himmel ihn in keine Stadt hätte führen können, welche geneigter gewesen wäre, den Geist seiner Compositionen zu verstehen". Er fügt hinzu, „daß die zahlreichen Sänger und Instrumentisten, die im Dienste der Signoria standen, ihm seine Mühe leicht gemacht hätten, durch den Eifer und die Begeisterung, mit der sie sich bemühten, ihn zu unterstützen".

„Monteverde hat viel geschrieben und auf alle zu seiner Zeit bekannte Musikgattungen trug er die Fruchtbarkeit und Kühnheit seines Geistes über. Er war einer der ersten Componisten, der sich in der dramatischen Form versuchte, die in den letzten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts zu Florenz durch eine Gesellschaft von Dilettanten und Academikern feierlich eingeweiht wurde, welche die Melopee der Griechen, diesen Stein der Weisen für alle Schöngeister der Umschwungsperiode wiederherzustellen suchten. Sie waren glücklicher, als sie sichs erwarteten, und anstatt eine Form wieder zu beleben, welche nie existirt hat, fanden sie eine neue Gestaltung der Phantasie.

Monteverde ließ an dem Hofe zu Mantua im Jahre 1607 die Oper Arianne, später den Orpheus aufführen, die beide großes Aufsehen erregten. Im Jahre 1608, bei Gelegenheit der Vermählung Franz Gonzagas mit Margarethe von Savoyen, componirte er die Musik zu dem Ballet: delle Ingrate*), in welchem man rythmische sowie Instrumentaleffecte bemerkt, die bis dahin unbekannt waren. Aber erst zu Venedig sollte die dramatische Neigung Monteverde's Gelegenheit haben, unter Formen sich zu entwickeln, die noch heut zu Tage von uns bewundert werden müssen. Im Jahre 1624 ließ er im Pallaste Mocenigo in Gegenwart der höchsten Personen der Republik eine Episode aus dem befreiten Jerusalem vorführen, den Kampf zwischen Tancred und Chlorinde darstellend, die, was den Ausdruck der Gefühle, die Steigerung der Effecte, das Verständniß der Gegensätze und das Colorit der Instrumentation anlangt, ein wichtiges Tonstück ist, und das Aufblühen der modernen Musik ankündigt.

„Die durch Monteverde bewirkte Umwälzung ist keine für sich vereinzelt dastehende Thatsache, nicht bloß der Umschwung einer besondern Kunst, die nur Liebhaber geschichtlicher Curiositäten interessirte, sie ist im Gegentheil eine der unmittelbarsten Folgen der großen Bewegung des Wiederaufblühens der Künste, beinahe gleichzeitig mit der Oelmalerei, die auch zu Venedig durch einen Schüler Van Eyck's verbreitet wurde, ferner mit der Linienperspective und mit dem Clairobscur, welche der Zeichnenkunst erlaubten, den Character der Leidenschaft mit allen Umständen des Costümes, der Beleuchtung, der Umgebung, die ihren Durchgang durch die Außenwelt begleiten, auszudrücken.

*) „Tanz der Spröden". Eine ausführliche Beschreibung dieses höchst interessanten Werkes findet man in Winterfeld's „Gabrieli und sein Zeitalter", Theil II, Seite 37 u. f., wo auch ein vierstimmiger Chor der Spröden „an die Zuschauerinnen" abgedruckt ist.
(Anmerk. d. Uebers.)

Die Erfindung der Modulation hat dieselben Folgen für die Tonkunst gehabt, indem sie ihr das nöthige Colorit verlieh, um Gegensätze, Aufeinanderfolge und Gleichzeitigkeit der Gefühle des menschlichen Herzens auszudrücken; denn die Melodie, für wie entwickelt man sie auch hält, läßt nur das Vorhandensein einer innern Bewegung durchschimmern, einen Zustand, eine Stimmung der Seele, ohne weder das Alter und den Character desjenigen, der sie empfindet, noch die Zeit und den Ort, wo die Begebenheit geschieht, andeuten zu können. Es ist die Eigenthümlichkeit der Harmonie, und vorzugsweise die der Dissonanz, welche die durch den Rythmus befruchtete Modulation erzeugt, den reinen Ausdruck des Gefühls mit einschließen zu können, das heißt, die melodische Idee mit allen Zufälligkeiten der Zeit, des Orts, des Schattens und Lichts, die die Gegenwart der Natur in dem Drama der Leidenschaft darthun. Das sind also die Folgen des Monteverde'schen Versuches, der in der musikalischen Composition sich streng an die Grundsätze der geistigen Emancipation anschließt, die durch die großen Philosophen der Wiedergeburt, durch Bacon, Descartes, und unsern unsterblichen Galilei aufgestellt worden waren. Sehen Sie nicht etwa in dieser Verbindung eine bloße Wirkung meines eingenommenen Verstandes, der eine wissenschaftliche Grundlage für eine Kunst finden möchte, deren Tragweite er sich vergrößert. Indem Monteverde z. B. in der schon angeführten Vorrede sagt: daß die Rede, das heißt der Sinn der Textesworte, die Begeisterung des Componisten leiten und die harmonischen Verbindungen beherrschen müsse, anstatt deren Sclave zu sein, stellt er sich auf den festen Boden der neuen Philosophie, welche die Quelle des Erkenntnißvermögens in die von der Vernunft geläuterte Empfindung verlegt. Der venetianische Meister ist sich vollkommen der Aufgabe, die er lösen sollte, bewußt gewesen, und wenn er auch nicht alle Folgen vorausgesehen hat, die seine harmonischen Kühnheiten hervorbringen würden, so ver=

kannte er doch keineswegs, daß er mit dem Geiste der scholastischen Tradition brach. Hundert Jahre nach Monteverde sehen wir Gluck dieselben Grundsätze in der berühmten Widmung seiner Oper Alceste an den Großherzog von Toscana aussprechen. In der That, in den Künsten, in der bürgerlichen wie politischen Ordnung bringen die Hauptrevolutionen nicht augenblicklich alle die Folgen hervor, die sie in sich bergen; nur die Zeit allein kann sie lösen.

„Von der Erfindung Monteverde's und der Entwickelung der Melodie, deren Ursprung er gefunden hat, schreibt sich in Italien und in ganz Europa der Unterschied der Schulen und der Nationalitäten in der Tonkunst her. Bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wird man eine gewisse Originalität des melodischen Accentes und des Rythmus, nur in den Tänzen und Volksliedern, den Früchten des Instincts und der Laune des Gehörs, finden. Die den Verbindungen rein consonirender Harmonieen unterworfenen Kunstwerke waren sich überall gleich und unterschieden sich nur durch einen mehr oder mindern Grad der Zierlichkeit oder der Leichtigkeit der Stimmenverwebung, die den Knoten des Contrapunktes bildeten. Erst mit der Erscheinung des lyrischen Dramas, der künstlichen Melodie und des Colorits, das die verschiedenen Gefühlsgrade mit den Zufälligkeiten der äußern Natur wiederzugeben erlaubte, konnten die Völker Europas eine nationale Musik besitzen, wie sie schon eine Literatur und eine Bildung hatten, die ihnen eigenthümlich war.

„In Italien ist die von Alexander Scarlatti zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gegründete Neapolitanische Schule die älteste Tochter der Venetianischen Schule, deren Ueberlieferungen und Fortschritte sie weiter entwickelte. Scarlatti in Sicilien um 1657 geboren und zu Neapel im Jahre 1725 gestorben, war ein Mann von Geist, der in seinen zahlreichen Opern, Oratorien, Motetten, Cantaten und Madrigalen,

die er während einer langen und glänzenden Lebensbahn componirte, eine reiche Einbildungskraft entwickelte und der zu gleicher Zeit verstand, in der Melodie, in dem Recitativ, in den Einzelheiten der Instrumentation, deren Farben er unterschied, nicht weniger als in dem Gebrauch der eben erst entstandenen Modulation, neue Bahnen einzuschlagen. Er bildete zahlreiche Schüler, unter denen Durante hervorzuheben ist, welcher als der begabteste Repräsentant der neapolitanischen Schule betrachtet werden kann, deren Doctrin er so zu sagen feststellte. Durante war seiner Seits wieder das Haupt einer zahlreichen Nachkommenschaft von Componisten, unter denen Pergolese und Jomelli die berühmtesten sind. Nicolas Jomelli, geboren zu Aversa in dem Königreich Neapel im Jahre 1714, gestorben in derselben Stadt den 28. August 1774, schließt die erste Epoche der Schule, aus welcher er hervorging. In seinen Werken, die aus Opern, Messen, Oratorien bestehen, umfaßt Jomelli alle vor ihm vollbrachten Fortschritte der Kunst und eröffnet der dramatischen Musik eine neue Laufbahn, auf welcher Gluck nicht zögerte, fortzuschreiten. Piccini, Sacchini, Traetta, Guglielmo, Cimarosa und Paesiello sind die neapolitanischen Componisten, welche die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ausfüllen. Sie zeichnen sich weniger durch die Neuheit der Harmonie und die Kraft der Instrumentation aus, wie ihre Vorgänger, als vielmehr durch den Reiz, die Anmuth der Melodie, das komische Element, dessen einzelne Abschattirungen sie mit Glück ausdrückten.

„Nach dem Tode Monteverde's fuhr die venetianische Schule fort, glänzender als je die Eigenthümlichkeiten ihres Nationalgeistes zu entwickeln. Hier erscheint Baldassar Donato, der Zarlino als Kapellmeister nachfolgte, der Verfasser einer Menge Canzonette villanesche und Madrigale zu mehreren Stimmen voller Geist und Leben; dann Johannes Croce, von seinem Geburtsort Chiozzotto genannt, ein nicht

minder wunderlicher Tonsetzer, der eine große Anzahl burlesker Compositionen veröffentlichte. In dem dramatischen Compositionsgenre bemerkt man in erster Linie Francesco Cavalli, Kapellmeister von St. Marco, einem fruchtbaren und kühnen Componisten, dessen Opern einen wunderbaren Erfolg hatten und ihm während der Minderjährigkeit Louis XIV. einen Ruf nach Frankreich verschafften. Cesti, Caldara und Legrenzi folgten Cavalli als dramatische Componisten und füllen die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, Legrenzi, Kapellmeister von St. Marco und Director des Conservatoriums dei mendicanti widmete sein Leben beinahe ausschließlich den Kirchen und Theatern zu Venedig, die er fünfzig Jahre lang mit Compositionen versorgte. Er hat Gasparini und Lotti zu Schülern gehabt, deren Ruhm den ihres Meisters vergessen machte. Nicolas Lotti,*) geboren zu Venedig im Jahre 1667, wurde im Jahre 1693 zum Organisten der großen Orgel der Kirche zu St. Marco ernannt, welches Amt er vierzig Jahre lang bekleidete, bis er im Jahre 1736 Kapellmeister wurde, in welcher Stellung er Antonio Biffi nachfolgte. Ernsten und großartigen Geistes, hat Lotti alle Musikgattungen bearbeitet, und in Opern, Duetten, Terzetten und reizenden Madrigalen viel Volksthümlichkeit entwickelt, die nur Wenigen gemein ist. Seine Messen und Motetten, mit oder ohne Begleitung der Instrumente, und vor allem seine bewundernswürdigen Vespern, die man noch heutigen Tages in St. Geminiano**) singt, wo auch

*) Ich kenne nur einen Antonio Lotti. (Anmerk. d. Uebers.)

**) Die Kirche zu St. Geminiano, die nicht mehr existirt, war eine der ältesten Kirchen zu Venedig. Sie erhob sich an der Ecke des großen Hauptplatzes von St. Markus, gegenüber der Basilica. Lotti hatte in seinem Testamente bestimmt, daß man seine Vespern nur einmal des Jahres, nämlich an dem Festtag von Geminiano, singen solle. Nach der Ausführung legte man das Manuscript in das Archiv der Kirche zurück, wo es sorgfältig bewahrt wurde.

(Anmerk. d. Verf.)

seine sterblichen Gebeine ruhen, sind Werke, die durch die Reinheit der Harmonie, durch den Adel, die Klarheit des Styles und hinreißende Anmuth der Wirkungen eines Palestrina würdig sind. Lotti starb den 5. Januar 1740, in einem Alter von dreiundsiebzig Jahren, und genoß eines Ansehens, in welchem er nur von Benedetto Marcello überboten wurde.

„Erlauben Sie einem alten Schüler von Benedetto Marcello einen Augenblick bei einem der schönsten musikalischen Gestirne unseres Vaterlandes zu verweilen. Hervorgegangen aus einer edlen Patricierfamilie, die in ihren Jahrbüchern einen Dogen, sechs Procuratoren und andere glänzende, sowohl bürgerliche wie militärische Größen zählt, war Benedetto der dritte Sohn von Augustino Marcello und Paula Capello*). Er war geboren zu Venedig den 24. Juli 1686, und wurde von seinem Vater mit der seinem Stande gebührenden Sorgfalt erzogen. Der Sinn des jungen Benedetto war anfangs der Musik nicht sehr zugänglich, die sonst allgemein in dem väterlichen Hause ausgeübt wurde; er zeigte namentlich eine Abneigung für das Studium der Violine. Nur die Spöttereien des einen seiner Brüder, der dieses Instrument sehr gut spielte, konnten seinen Wetteifer für eine Kunst erwecken, die seinen Namen unsterblich machen sollte. Benedetto gab sich nun mit einem solchen Eifer dem Studium dieses widerspenstigen Instrumentes und andern Zweigen der Musik

*) Diese Angaben sind der trefflichen und ausführlichen Lebensbeschreibung des Benedetto Marcello entnommen, die von P. D. Francesco Fontana, Professor der Poesie und griechischen Sprache an dem Kaiserlichen Collegium zu Mailand unter dem Titel erschien: Vita di Benedetto Marcello, Patrizio Veneto, ed. Venezia 1788. 8. Diese Biographie wurde nebst einem vollständigen Verzeichnisse der sowohl gedruckten als noch in Manuscript befindlichen Werke dieses Meisters wieder abgedruckt in: Poetico armonico Parafrasi sopra Salmi di Benedetto Marcello, Venezia 1803, Fol. Tom. I, Seite 17—48. (Anmerk. d. Uebers.)

hin, daß sein Vater sich genöthigt sah, seinen Eifer zu mäßigen. Er führte ihn aufs Land, indem er Sorge trug, ihn von allen Gegenständen fern zu halten, die seine Leidenschaft wieder rege machen könnten; aber der junge Benedetto, der noch nicht siebzehn Jahre zählte, täuschte die väterliche Wachsamkeit; er besorgte sich Notenpapier und componirte heimlich eine Messe, welche ein Meisterwerk schien. Ueberzeugt von der Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen, ließ der Vater ihn dem Triebe seines Geistes folgen. Er gab ihm einen Compositionslehrer in Gasparini, dem Benedetto immer viel Achtung erwiesen hat. Bei dem Tode seines Vaters machte Benedetto eine Reise nach Florenz, wohin ihn die Liebe zur Sprache und zu der schönen italienischen Poesie trieb, und nach Venedig zurückgekommen, betrat er die advocatorische Laufbahn, ein für jeden Großen, der sich dem Dienste der Republik widmet, unumgängliches Noviciat. Fünfundzwanzig Jahr alt, kam er in den Magistrat und ward zum Mitglied des Vierzigertribunals ernannt. Man sendete ihn in der Folge als Gouverneur nach Pola, dessen abscheuliches Klima seine Gesundheit zerrüttete und bewirkte, daß ihm alle seine Zähne ausfielen. In Venedig sollte Benedetto nicht lange bleiben, er wurde zum Kanzler in Brescia ernannt, wo er den 24. Juli 1730*) in einem Alter von 53 Jahren starb.

„Dieses so kurze Leben, das ich soeben geschildert habe, ist mit Arbeiten angefüllt gewesen, welche eine außerordentliche Thätigkeit bezeugen. Mit großem Verstande begabt und durch streng wissenschaftliche Studien gebildet, kannte Benedetto die classischen Sprachen eben so gut, wie die seines Vaterlandes. Er veröffentlichte verschiedene literarische Arbeiten, welche den Umfang seiner Kenntnisse nicht minder, wie die anziehende

---

*) Ist wahrscheinlich ein Druckfehler. Nicht 1730, sondern 1739. (Anmerk. d. Uebers.)

Lebhaftigkeit seines Geistes bekunden. Unter diesen sehr zahlreichen und verschiedenen Schriften möchte ich nur das reizende Werkchen erwähnen il Teatro alla moda, welches eine der geistreichsten Satiren*) auf die Componisten und Sänger seiner Zeit ist. Ohne den Namen des Verfassers veröffentlicht, durchlief das Schriftchen ganz Italien und deckte alle Fehler auf, welche die Männer von geläutertem Geschmacke schon damals unserm lyrischen Drama vorwarfen. Die Sorglosigkeit des Componisten für das Stück und die Situation, die er zu behandeln hatte, die Unwissenheit des Dichters in Bezug auf die Anforderungen der Musik, die Tyrannei der Sopranisten und der Primadonnen, welche durchaus dieselbe Gattung von Tonstücken und Verzierungen ohne irgend eine Rücksicht auf den Character der darzustellenden Person haben wollten, der Ungehorsam der Musiker vom Orchester, das Lächerliche der Costüme und Inscenirung, endlich alle die Unwahrscheinlichkeiten der italienischen Oper, welche dreißig Jahre später die Reform Glucks herbeiführten, sind darin mit einem practischen Sinn voller Witz hervorgehoben. Aber vorzugsweise in der Musik hat das Genie Marcello's seine ganze Tiefe offenbart. Er hatte sich schon durch Messen, Sammlungen von Duetten, Terzetten, Madrigale für mehrere Stimmen und durch einige Cantaten bekannt gemacht, als ein glücklicher Umstand ihm ein für seine hohen Fähigkeiten weit würdigeres Thema zuführte. Unter den vertrauten Freunden Marcello's, war auch ein edler Venetianer Girolamo Giustiniani, der vortreffliche Studien auf der Universität zu Padua unter der besondern Leitung Lazzarini's, eines außerordentlich gelehrten Professors der griechischen Literatur, gemacht hatte; Giustiniani hatte eines Tages die Idee, seine poetischen Gaben zu versuchen, und die ersten zehn Davidischen Psalmen in italienische Verse zu übertragen. Er

*) Siehe die Anmerkung auf Seite 182. (Anmerk. d. Uebers.)

zog über den Werth seines Vorhabens Marcello zu Rathe. Dieser fand die Uebersetzung treu und sehr gewandt und forderte seinen Freund zur Vollendung des Werkes auf. Dem entgegnete Giustiniani: „Da mein Versuch Eures Beifalls würdig scheint, so solltet Ihr Euch mit mir verbinden und meinen Versen die Beihülfe Eurer Kunst leihen.“ Angezogen von diesem Vorschlage, aber ohne eine beistimmende Antwort zu geben, setzte sich Marcello an sein Instrument, und in wenig Tagen war die Musik zu den ersten fünf Psalmen fertig. Er versammelte alsbald einige einsichtsvolle Personen in seinem Pallast, um seine neue Composition hören zu lassen. Das Werk der beiden Patricier brachte eine sehr große Wirkung hervor, vor allem die Musik Marcello's, die eine mit Verwunderung gemischte Begeisterung hervorrief. Angefeuert durch diesen Erfolg, faßte Marcello den Vorsatz, die ersten fünfzig Psalme Davids nach und nach in Musik zu setzen, die in seinem Pallaste und unter seiner Direction ausgeführt wurden, je nachdem die Composition derselben vollendet war. Dies ist der Ursprung jenes bewundernswürdigen Werkes. Ich erinnere mich noch, als wäre es gestern, der schönen Abendunterhaltungen im Pallaste Marcello, wo sich Alles, was Venedig an gebildeten Geistern, Künstlern und Staatsmännern besaß, vereinigte. Der Meister saß am Clavecin, indem er mit seinem ernsten Blicke die Sänger und Instrumentisten der Kapelle zu St. Marco dirigirte, welche seine edlen und rührenden Eingebungen zur Darstellung bringen sollten. Er duldete keine ihrer Launen, indem er sie zu der gewissenhaftesten Genauigkeit in der Ausführung seiner Musik aufforderte, deren Gedankengang er ihnen zu erläutern sich bemühte. Bei einer von diesen merkwürdigen Abendunterhaltungen war es, daß ich zum erstenmale die berühmte Faustina Bordoni hörte, welcher Marcello einige gute Rathschläge zu geben sich herabließ, die sie auch zu benutzen wußte. Das Volk, von allen Ecken Venedigs herbeigeströmt, hielt sich auf den

dem Pallaste benachbarten Plätzen auf, um diesen großartigen und schönen Compositionen mit Andacht zuhören zu können. Eines Abends, nach der Ausführung des bewundernswürdigen Chores, welches heutzutage die ganze Welt kennt, „die Himmel erzählen die Ehre Gottes“, erhob die unten am Pallaste und in den Gondeln, die den großen Canal auf- und abschwammen, versammelte Menge ein Geschrei der höchsten Entzückung, welches bis auf den St. Markusplatz drang.

Die Psalmen von Marcello verbreiteten sich schnell über ganz Europa. Kaiser Karl VI. wollte sie an seinem Hofe hören; der Cardinal Ottoboni ließ sie in seinem Pallaste zu Rom durch die Sänger der Sixtinischen Kapelle ausführen. Für eine, zwei, drei und vier Stimmen componirt, mit einem einfachen bezifferten Basse und manchmal mit einer Begleitung des Violoncells oder der Viola, bilden diese Psalmen eine Reihenfolge sehr mannichfaltiger Tonstücke, in denen die dramatische Empfindung, die die characteristische Eigenschaft der venetianischen Schule ist, vorherrscht. Marcello ließ sich nicht allein von der hebräischen Poesie begeistern, er hat auch die alten Gesänge der jüdischen Synagogen aller Länder der Erde zu Rathe gezogen, wie auch einige seltene Ueberreste der griechischen Musik und des gregorianischen Kirchengesanges, um ihre verschiedenen Tonarten zu studiren und deren Eigenheit zu erfassen. Ich will nur den zweiten Psalm für Alt und Baß auf die Worte: „d'onde cotanto fremito“ anführen, der einen großartigen Character trägt und dessen dritter Satz, rompiamo dicono, mit so viel Kraft die Empörung des Stolzes gegen die göttliche Vorsehung ausdrückt; den achten Psalm für eine Altstimme und Chor; den zehnten für vier Stimmen „come augel cui mile reti“, der einen melodischen Ausdruck hat und so einfach und so mannichfaltig in der Bewegung ist, besonders in der letzten Strophe; — den sechzehnten Psalm, zu welchem Marcello durch einen griechischen Gesang, eine Hymne an die Sonne von

Dionysius, begeistert wurde. Die Recitative, die Arien, die Duetten, Terzetten und die Chöre, welche in diesem so originellen Werke eines venetianischen Meisters die lyrischen Gefühle des Prophetenkönigs ausdrücken, konnten nur durch einen großen Geist, durch einen Componisten erfunden werden, der von jedem scholastischen Joche befreit war, der dem Gefühle Gerechtigkeit widerfahren läßt, das er ausdrücken will, und sich nur um die Wirkung der Mittel kümmert, die er anwendet.

„Marcello's Character war nicht weniger erhaben als sein Geist. Fromm ohne Bigotterie, benutzte er seine Glücksumstände und seine weitläufigen Bekanntschaften mit der Freigebigkeit eines venetianischen Patriciers. Sein Pallast stand den Künstlern, von denen er sich gern umgeben sah, zu jeder Zeit offen. Er war der Lehrer und stete Beschützer der Faustina, wie auch ihres Gatten, des berühmten Hasse, il Sassone genannt, mit welchem er nicht aufhörte in Briefwechsel zu stehen. Er liebte die Musik und Alles, was ihr nahe stand, außerordentlich. Eines Sommerabends stand er auf dem Balcon seines Pallastes, der am kleinen Canal liegt, und hörte eine Frauenstimme von hinreißendem Schmelze, welche eine von jenen Arien di batello*) sang, die seit der Gründung Venedigs in unsern Lagunen im Umlauf sind. Er ließ diese Frau aufsuchen. Es war eine arme aber junge Wäscherin Rosanna Scalfi genannt; sie gefiel ihm, er ließ sie mit Sorgfalt erziehen, gab ihr in der Kunst des Gesanges Unterricht und dann heirathete er sie heimlich. Diese Frau zeigte sich eines Glückes würdig, das der Zufall ihr verschaffte und bildete das Glück des berühmten Meisters, dessen Geschichte ich Ihnen so eben erzählt habe.

„Nach Benedetto Marcello lieferte die venetianische Schule der Reihe nach Galuppi, Bertoni und Furnaletto, der hier gegenwärtig ist, und in glänzender Weise die Tradi=

*) Schifferliedchen. (Anmerk. d. Uebers.)

tionen unserer nationalen Schreibweise fortführt. Es heißt nicht der Analogie der Dinge Zwang anthun, wenn man der venetianischen Schule den berühmten Ritter Gluck zurechnet, der vor dreißig Jahren unser lyrisches Drama so zu rechter Zeit reformirte, denn es ist weit weniger das Land, wo der Zufall ihn erstehen ließ, als vielmehr die Beschaffenheit der Ideen, wonach wir einen großen Künstler einzureihen haben. Welches sind nun die Grundsätze, die Gluck leiteten von dem Tage an, wo ihm das Bewußtsein seiner Kraft aufging? „Als ich es unternahm, die Oper Alceste in Musik zu setzen", sagt er in der Vorrede*), die diesem Hauptwerke voran steht, „nahm ich mir vor durchaus alle Mißbräuche zu vermeiden, welche durch die Eitelkeit der Sänger und die allzugroße Nachgiebigkeit der Componisten seit langer Zeit die italienische Oper entstellen. Ich suchte die Musik zu beschränken auf ihre wahre Pflicht, die Dichtkunst durch den Ausdruck und durch das Interesse der Situationen zu unterstützen, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder sie durch unnütze überflüssige Verzierungen erkalten zu lassen. Ich glaubte, daß die Musik dasselbe gewähren müsse, was bei einem wohl angelegten und gut ausgeführten Bilde die Lebendigkeit der Farben, und der wohl vertheilte Gegensatz zwischen Licht und Schatten bewirken, welche dazu dienen sollen, die Figuren zu beleben ohne ihre Umrisse zu verändern. ... Ich glaubte auch, daß der größte Theil meiner Arbeit sich darauf richten müsse, eine schöne Einfachheit zu erzielen; ich habe daher vermieden, Prunk mit Schwierigkeiten auf Kosten der Klarheit zu treiben. Ich habe die Erfindung irgend eines neuen Gedanken nicht für schätzbar gehalten, sobald sie nicht natürlich durch die Situation und den Ausdruck geboten war, und es gab keine Regel, die ich nicht glaubte zum Besten des

*) Ich habe den italienischen Originaltext dieser Uebersetzung hier zu Grunde gelegt. (Anmerk. d. Uebers.)

Effectes willig opfern zu müssen". Geehrteste Zuhörer, die Grundsätze Glucks sind dieselben wie die Marcello's, dieselben, welche Monteverde in seinen Vorreden ausgesprochen hat, dieselben, die Gabrieli, Cyprian de Rore, Willaert, der die venetianische Schule zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gründete, aussprach. Es würde mir auch leicht zu beweisen sein, daß zwischen den Grundsätzen Monteverde's, Marcello's und Gluck's, welche die Unabhängigkeit des Genie's und die Allmacht des Gefühls in den Künsten verkünden, und zwischen der berühmten Abhandlung de la methode, in welcher Descartes sich gegen die scholastische Tradition auflehnt, um sich nur an die Evidenz des allgemeinen Menschenverstandes zu halten, eines der engsten Bande besteht, der Geist des Wiederaufblühens, welcher sich auf den Trümmern des Mittelalters erhebt.

Es wird jedoch Zeit, diese lange Abhandlung zu schließen und den Hauptinhalt derselben in wenig Worte zu kleiden. Die moderne Musik ist die Tochter der alten griechischen Musik; wie die Sprachen, die wir sprechen, und die Civilisation des abendländischen Europa hervorgegangen sind aus der durch ein neues Princip, nämlich durch das Christenthum umgestalteten römischen Welt. Die Musik hat Theil genommen an allen Wechselfällen des menschlichen Geistes, indem sie nach und nach aus der Mannichfaltigkeit der ursprünglichen Scalen zu immer einfacheren Tonverbindungen überging, die dem Instinct des Volkes, das mit dem Gelehrtenthum in Krieg gerieth, angemessener waren. Aus den drei zusammengesetzten Systemen der griechischen Musik entlehnt die Kirche die acht diatonischen Kirchentonarten, die für das unerfahrne Ohr der Menge die faßlichsten sind, weil in ihnen die natürliche und ursprüngliche Consonanz der Octave durch den Bruch des Tetrachordes beherrscht wird. Auf diesen diatonischen Tonscalen, welche sich von einander nur durch die immer veränderliche Stellung unterscheiden, die der Halbton einnimmt, und welche

weit mehr den Dialecten, in denen die Willkühr herrscht, als einer Sprache gleichen, die im Besitze jenes Characters der Beständigkeit ist, der eine allgemeinere Bildung verräth, haben die Harmoniker die Wissenschaft der Accorde errichtet, die vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert zu ihrer ersten Entwickelung gelangt. Nun folgt eine der sonderbarsten Erscheinungen; über ganz Europa sieht man die flamändischen Contrapunctisten, diese Dialectiker der musikalischen Scholastik sich ausbreiten, welche sich weniger mit der Tiefe des Gedankens, als mit der Form, die ihn enthalten soll, beschäftigen, und die sich bestreben, alle wesentlichen Bestandtheile der Sprache zu vervollkommnen, deren sich der göttliche Palestrina bedient hat. Er, das Haupt der römischen Schule, beschließt das Mittelalter, er schafft die wahre Musik des Katholicismus, deren hohen Ernst man nie übertreffen wird, und er stirbt, indem er eine Umwälzung ahnen läßt, die zu Venedig sich vollenden soll.

„Unsere musikalische Schule, zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts durch den Niederländer Willaert gegründet, entwickelt ein Princip, das die ganze Bildung von Venedig characterisirt, nämlich Verschwisterung der praktischen Wirklichkeit mit dem Geschmack an edlen Vergnügungen und an dem Prunke des Lebens. Dieses Princip drückt sich in den plastischen Künsten aus, vor Allem in der Malerei, durch das Vorherrschen des Colorits, welches den Glanz und die Gegensätze der äußern Welt auffaßt und in der Musik durch das dramatische Gefühl, dessen materielle Mittel der Rythmus und die Modulation sind. Dem geheimen Einflusse des Landes, das sie bewohnten, unterthan, wie die Pflanzen, die von der Erde den Saft, der sie ernährt, erhalten, sannen Adrian Willaert, Cyprian de Rore, Andreas Gabrieli, auf Mittel, längere Tonstücke zu zwei, drei und mehr Chören mit einander zu verbinden, die zusammen reden und sich von einem Ende der Basilica zu St. Marco bis zum andern antworten. Zu diesen unbe-

wußten Versuchen eines dramatischen Gefühls, belebt durch die chromatischen Versetzungszeichen und durch bis dahin noch nicht benutzte rythmische Figuren, fügt Johannes Gabrieli die Begleitung von Instrumenten hinzu, deren Klangfarben er mit einer auffallenden Kühnheit der Einbildungskraft auswählt. Er befestigt die Gewalt dieser Wirkungen durch das Verständniß der Poesie und der liturgischen Worte, aus denen er eine Art von Drama oder Oratorium bildet, welche ihm Vocalverbindungen von Rythmus und Harmonie eingiebt, die mit dem Bestehen des gregorianischen Kirchengesangs unverträglich sind. In die Fußtapfen seiner Vorgänger in der venetianischen Schule und in die von Gesualdo tretend, beendet Monteverde die vor ihm begonnene Revolution, indem er mit besonderer Hartnäckigkeit jenen berühmten Accord der Dominantseptime anwendet, der dem Ohre den Wunsch nach der consonirenden Octave einflößt. So wurde in der Kunst und durch den Einfluß oder durch den Druck der Harmonie die Einheit unsrer heutigen diatonischen Scala gebildet, welche die Scalen des alten gregorianischen Kirchengesanges verdrängte, indem sie letztere verschlang, wie die Dialecte vor jener einfachern Sprache, die das Werkzeug der geistigen Reife ist, verschwinden. Mit dem Erscheinen der natürlichen Dissonanz, die der Quell der Modulation, das heißt, des Colorits ist, beginnt in Europa die Unterscheidung nationaler Schulen; denn sie verschafft dem Componisten die materiellen Mittel, zugleich den Ausdruck entgegengesetzter Leidenschaften wiederzugeben, und die Melodie, die nur ein absolutes Gefühl der Seele ausdrückt, mit allen Umständen der Zeit, des Orts, des Lichts und Schattens zu umgeben, welche die Gegenwart der äußern Natur bekunden. Auch die durch Monteverde bewirkte Revolution ist keine vereinzelte Thatsache. Gleichzeitig mit der Entstehung der Oper und der künstlich erfundenen Melodie, die sich der Poesie anzuschmiegen und von den Verschlingungen der Madrigalmusik loszureißen versucht,

ist die Erfindung Monteverde's nur die unmittelbare Folge einer allgemeinen Emancipationsbewegung, welche das ganze sechzehnte Jahrhundert hinreißt. Als geistreicher Künstler gehorcht Monteverde dem Einflusse seiner Zeit; er will, daß die Rede oder die Poesie die Herrin der Harmonie sei, im Gegensatz zu den Vorschriften der Contrapunktisten, welche das Wort nur als einen Vorwand zu ihren spitzfindigen Kunstgebilden betrachteten. Aus diesem Grundsatze, der das Ohr zum höchsten Richter über musikalische Schönheit bestimmt, gehen die bewundernswürdigen Wirkungen der neuern Kunst hervor. Lotti, Marcello und Galuppi, jeder gemäß seiner besondern Geistesrichtung, beendigen eine Revolution, der auch der Ritter Gluck sich neuerdings anschloß.

„Die italienische Musik scheidet sich in drei große Schulen. Die römische Schule, gegründet durch den göttlichen Palestrina, der das Ideal des Gebetes der katholischen Kirche, deren dogmatische Einheit es zu offenbaren scheint, indem es jede dem gregorianischen Kirchengesange fremde Modulation zurückweist, auf immer feststellt; die venetianische Schule, in der die Bewegung und die Phantasie des Lebens ausbrechen, und welche sich bemüht, zwei Hauptelemente des dramatischen Ausdrucks, den Rythmus und das Colorit, zu entwickeln; und die neapolitanische Schule, welche mit beiden etwas gemein hat, aber besonders mit der venetianischen Schule.

„Ich glaube, meine Herren, die Frage ausführlich genug beantwortet zu haben, die ich vor dieser glänzenden Gesellschaft zu erörtern versprach, indem ich bewies, daß der Geist Venedigs auf die Tonkunst denselben Grad von Einfluß, wie über die andern Theile der Civilisation ausgeübt hat. Die Musik beginnt zu Venedig, wie bei allen andern modernen Völkern, mit Volksgesängen und dem gregorianischen Gesang. Diese beiden Elemente, welche den beiden großen Eintheilungen der Gesellschaft im Mittelalter entsprechen, vermischen sich bald, wie der welt-

liche Geist den der Kirche durchdringt, und aus der Gährung, welche aus dieser Berührung entspringt, die das Ansehen der Kirche nicht hindern kann, löst sich eine neue Kunst los, deren Wechselfälle ich erzählt habe. Als in dem großen und außerordentlichen Wettstreit der Renaissance, Venedig sich glänzend durch die Hand seiner Architecten, Maler und Bildhauer erhob, erzeugt es auch Musiker, welche seinem Ruhme einen neuen Strahl hinzufügen, und welche nicht weniger treu die Eigenthümlichkeiten seines Geistes reflectiren. Durch einen niederländischen Künstler gegründet, der ihr den Keim harmonischer Verwebungen mittheilte, hat unsere Musikschule dasselbe Geschick, wie unsere Malerschule gehabt, die auch von ultramontanen Künstlern den ersten Funken der Farbenpracht erhalten hat, wodurch sie sich so wesentlich auszeichnet. Wer in der That weiß nicht, daß Albrecht Dürer, Hemmelin von Brügge, Gerard von Gent, Vivien von Antwerpen und viele andre Maler aus Belgien, Holland und Deutschland zu Venedig mit jener gastfreundlichen Freigebigkeit aufgenommen wurden, die uns characterisirt, und daß, abgesehen von dem berühmten Breviar des Cardinal Grimani, welches so zahlreiche Zeugnisse ihrer Talente enthält, die Galerieen unserer Patricier mit ihren besten Meisterwerken angefüllt wurden? Wenn auch Antonello von Messina dem Giovanni Bellino das Geheimniß der Oelmalerei entdeckte, die von Van Eyck aus Brügge unlängst erfunden worden war, so hatte die venetianische Schule doch bald ein solches Uebergewicht in der magischen Kunst der Farbenmischung erlangt, daß sie nun ihrer Seits wieder die Lehrerin der flamändischen und niederländischen Maler ward. Sie bezahlte großartig die Schuld der Dankbarkeit, da die Werke Giorgione's, vor Allem Titian's, Tintoretto's und Paul Veronese's, die Quelle sind, aus welcher das Genie Rubens sich sättigte. Das ist gleicherweise der Ursprung und der Einfluß unserer musikalischen Schule gewesen, die, nachdem sie durch einen niederländischen Contra-

punktisten gegründet worden war, zahlreiche Schüler bildete, unter denen Leo Hasler*) und Heinrich Schütz**) in Deutschland und im Norden von Europa die Wissenschaft, das Colorit und die dramatischen Tendenzen verbreiteten, welche sie in der venetianischen Schule und unter der Anweisung ihrer Lehrer Andreas und Johannes Gabrieli geschöpft hatten. Obschon diese häufigen Berührungspunkte Deutschlands mit Italien, und namentlich Hollands und Belgiens mit Venedig durch die große Begebenheit der Eroberung, sowie durch die geographische Lage unsrer schönen Stadt und durch die politische wie mercantile Rolle, die es bis in die Mitte des siebzehnten

*) Hans Leo Hasler, geboren zu Nürnberg im Jahre 1564, war seit 1585 Organist in Diensten des Grafen Octavianus Fugger in Augsburg, 1601 Hofmusikus des Kaisers Rudolph II., endlich von 1608 bis zu seinem Tode 1613 Hoforganist des Churfürsten Christian II. von Sachsen. Er war ein ausgezeichneter Tonsetzer, sowohl für die Kirche (Messen, Kirchengesänge, Psalme, Motetten u. s. w.) als für das weltliche Lied. Seine aus zwei Theilen bestehende Sammlung: Lustgarten deutscher Gesänge, Balletti, Galliarden und Intraden zu vier, fünf, sechs und acht Stimmen, Nürnberg 1601, ist ein Muster und Meisterwerk aller weltlichen Liedercomposition jener Zeit in Deutschland. (Anmerk d. Uebers.)

**) Heinrich Schütz, 1585 zu Köstritz geboren, 1613 Hoforganist des Landgrafen Moritz von Hessen, von 1614 bis 1672 Kapellmeister am Chursächsischen Hofe, war ein höchst geistreicher fruchtbarer Tonsetzer und der bedeutendste Träger und Vermittler italienischer Einflüsse, vorzugsweise des neu erfundenen Recitativs, des Einzelngesanges und der geistlichen Concertform in Deutschland. Seine zahlreichen von 1611 bis 1666 veröffentlichten, sowie noch im Manuscript befindlichen Werke, unter denen die höchst interessanten „sieben Worte Jesu Christi" zu erwähnen sind, die ich auf der Bibliothek zu Cassel gefunden habe, weisen Schütz den ersten Platz unter allen Tonsetzern des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland an. Ueber sein Leben siehe die von mir aus dem Königl. Sächs. Geheimen Staatsarchiv entnommenen archivalischen Nachrichten, Sachsenchronik, Band I., Seite 500. (Anmerk. d. Uebers.)

Jahrhunderts spielte, sich erklären lassen, so würden wir doch versucht sein, in diesem Austausche gegenseitigen Einflusses die Offenbarung eines engeren Zusammenhanges der Natur der Dinge zu sehen. Es besteht eine so große Aehnlichkeit zwischen dem Tone und der Farbe, zwischen den Fähigkeiten des Künstlers, der sich durch den Glanz des Pinsels auszeichnet und den Fähigkeiten des Componisten, der Sinn für Modulation, Colorit und dramatischen Ausdruck hat, daß es nicht wundern kann, wenn die mit denselben Anlagen ausgestatteten Völker sich gegenseitig anzogen und die angebornen Eigenthümlichkeiten ihres Geistes einander mitgetheilt haben. So viel ist gewiß, daß die niederländischen und belgischen Malerschulen sich durch das tiefe Gefühl unterscheiden, welches sie für die Wirklichkeit haben, durch die Treue, mit der sie sich gefallen Gegenstände aus dem bürgerlichen Leben darzustellen, und vor Allem durch die Landschaft, deren wahre Töne und geheimnißvollen Hintergrund sie mit einer so großen Vollendung nachahmen. Dies sind nun eben die Eigenschaften, in denen auf eine unvergleichliche Weise die venetianische Malerschule glänzt, deren zarterer Geschmack die Gegenstände zu ihrer Nachahmung besser wählt und die in ihren Kunstwerken nur die Poesie der Natur, die großen Begebenheiten der nationalen Geschichte, den Glanz und die Pracht der Gesellschaft darzustellen liebt. Es steht nichts desto weniger fest, daß die Niederlande und Belgien, sowie die freien Reichsstädte Nürnberg und Augsburg mit Venedig die lebhaftesten Handelsbeziehungen hatten, welche zu den engsten Verbindungen und zu einem Austausche des Einflusses des Nordens auf den Süden und des Südens auf den Norden Veranlassung gegeben haben, der eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geistes ist.

„Auf einen deutschen Stamm gepfropft, wie unsre Palläste auf hunderjährigen Pfählen ruhen, ist die venetianische Kunst aus diesem unfruchtbaren Boden wie eine edle Pflanze aufge-

schossen, Goldfrüchte tragend, welche die Welt in Erstaunen gesetzt haben. In der Kammermusik und den tausend Abzweigen der Phantasie, in der Kirchenmusik und der dramatischen Gattung, die sie mit bezeichnender Vorliebe ausbildete, ist die venetianische Schule ebenso fruchtbar, wie originell gewesen. Unsere Kirchen, unsere Theater, die vier Gesangsschulen, deren Ursprung wir kennen gelernt haben, die Akademieen, die Privatkapellen, selbst unsere öffentlichen Plätze, die nicht weniger unterhaltende Schaubühnen sind, wie die andern, tönte ganz Venedig von Vocal- und Instrumentalconcerten wieder, die dem Doni in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu sagen Veranlassung gaben, daß er nur seit seinem Aufenthalte in Venedig kennen gelernt habe, was Harmonie sei. Leben und Licht, Bewegung und Leidenschaft zu sehr liebend, um sich in die Tiefen der Seele zurückzuziehen oder sich in die reinen Regionen zu erheben, in denen Palestrina und Raphael und die ganze römische Schule sich bewegen, mußte der venetianische Geist sich nothwendigerweise durch das Aufsuchen des Colorits und die Nachahmung der schönen Natur offenbaren; er mußte in der Malerei die beiden Bellini, Giorgione, und Titian, ihre Schüler, Tintoretto und Paul Veronese erzeugen; in der Musik einen Willaert, und Cyprian de Rore, die beiden Gabrieli, Monteverde, Cavalli, Lotti, Marcello und Galuppi, welche man ihrer ähnlichen Eigenschaften, das heißt, ihres Gefühls für Rythmus und Modulation, ihres Instrumentalcolorits und der Wahrheit des dramatischen Ausdrucks wegen bewundern muß, die sie bis in den Tempel des Herrn einführten.

„In Venedig ist es, wo das Geheimniß der Oelmalerei sich verbreitet, welche der Kunst das Mittel verleiht, mit der Natur zu ringen, die Wellenschläge der äußern Welt und die unendliche Verschiedenheit der Charactere nachzuahmen. In Venedig ist es, wo auch Monteverde eine Revolution begründet, die

zum Gegenstand hat, den Geist zu befreien und ihm die materiellen Mittel an die Hand zu geben, den Ausdruck der Leidenschaft und die Gleichzeitigkeit dramatischer Effecte zu bewirken. Durchdrungen von dem Befreiungsgeiste der Renaissance wagt Monteverde den Grundsatz öffentlich auszusprechen, zu welchem vor ihm schon in mehr oder weniger bestimmten Ausdrücken Cyprian de Rore und Gabrieli, später Marcello und der Ritter Gluck sich bekannt hatten, daß nämlich die Musik vor Allem dem Gefühl gehorchen, und keine andre Aufgabe haben solle, als die Dichtung auszumalen und deren Wahrheit auszudrücken. Weder Gabrieli, noch Monteverde, noch die ersten Erfinder des lyrischen Drama's, wie Vincenzo Galilei, Julio Caccini und Peri, ebensowenig als Marcello, und Gluck, waren gelehrte Componisten nach der durch die herrschenden Schulen aufgestellten Lehre. Von dem Laufe des Jahrhunderts mit fortgerissen, aufgeregt durch jene innere Bewegung, welche große Männer und große Dichter hervorbringt, was Dante auf so bewunderswerthe Weise erläutert, wenn er, indem er von sich selbst spricht, sagt: „Ich bin einer von denen, die sich bemühen, das auszudrücken, was ihnen die Liebe einflößt" ... haben sie die scholastischen Regeln verschmäht, die sie an die Scholle banden, und haben die Sprache der Leidenschaft geschaffen, das heißt, die moderne Musik. Wer weiß, ob in dem Augenblicke, in welchem ich spreche, Gott nicht einen dieser kostbaren Reformatoren erweckt, einen das Licht, das Leben, die Leidenschaft liebenden Geist, welcher kommen wird, die Welt zu entzücken durch den Glanz des Farbenspieles, durch die Neuheit der Modulationen, durch die Macht seines Rythmus, durch alle diese materiellen Mittel der dramatischen durch die venetianische Schule ausgebildeten Wirkungen, deren unvergängliche Ueberlieferungen er fortführen wird"? ....

Der Abbé Zamaria schien bei den Worten, die seine Unterredung schlossen, ein Vorgefühl von der Ankunft Rossini's

zu haben, der in der That in Venedig sein erstes und letztes italienisches Opernwerk geschrieben hat, seinen Tancred und seine Semiramis. Der unsterbliche Verfasser des Barbier von Sevilla und des Wilhelm Tell, den Italien zu verstehen nicht würdig ist, gesteht, daß das venetianische Publikum sich an dem wunderbaren crescendo nicht sättigen konnte, welches in allen seinen Partituren glänzt und von dem man die Keime in den Werken Monteverde's und Caccini's finden kann. Indem das Publikum von Fenice sich an der mächtigen Farbenpracht, an dem Feuer, an dem Rythmus und an allen hervorstechenden Eigenschaften, welche die Schreibweise Rossini's bezeichnen, berauschte, ahnete es nicht, daß es den geschichtlichen Einfluß der venetianischen Bildung begrüße.

VIII.

Beata's Verlobung.

VIII.

Beata's Verlobung.

Lorenzo hatte einige Tage nach der glänzenden Abendgesellschaft, in welcher der Abbé Zamaria den Ursprung und die Wechselfälle der modernen Musik vortrug, Venedig verlassen, und sich nach Padua begeben, um daselbst einen Studiencursus durchzumachen, dessen verschiedene Gegenstände der Senator Zeno ihm selbst bestimmt hatte. Schwermüthig, jedoch ohne Bitterkeit, hatte er sich von Beata getrennt. Denn Lorenzo und Beata glaubten nicht allein sich bald wiederzusehen, sondern Alles ließ sie hoffen, daß die Zukunft ihre theuersten, süßesten Wünsche erhören werde. Kein Umstand, kein Wort verrieth die wahren Absichten des Senators in Betreff des Chevalier Sarti, der in den Augen der ganzen Welt zu einem großen Glücke berufen schien.

Indem Lorenzo den Canal der Brenta hinabfuhr, konnte er die Villa Grimani betrachten, deren schöner Garten und lange Heckenpflanzung in ihm süße Erinnerungen weckten. Von seinem Diener Vecchiotto begleitet, kam er im Laufe des Jahres 1792 nach Padua. Der Chevalier mit zahlreichen Empfehlungsbriefen ausgestattet, wurde in den besten Häusern der Stadt wie ein Mitglied der Familie Zeno empfangen und aufgenommen.

Er hörte einen Sprachcursus und einen der alten Literatur, einen des öffentlichen Rechts und der Geschichte; dann einen philosophischen, der aus einer heterogenen Mischung von Logik, Theologie und Mathematik bestand. Die erste Zeit seines Aufenthaltes in dieser gelehrten Stadt, welche der Zufluchtsort so vieler berühmter Geächteter und namentlich Dante Alighieri's*) gewesen war, verging ihm sehr rasch. Der Chevalier war Neuling in dem Rausche seiner Unabhängigkeit und seines Glückes. Die Lernbegierde und der Ehrgeiz, die Gunstbezeugungen zu verdienen, welche das Glück ihm aufzubewahren schien, und dasselbe in den höhern Schichten des gesellschaftlichen Lebens, in die er sich beinahe wunderbarer Weise eingeführt sah, zu erhalten, hatten seine Eitelkeit etwas überreizt und seiner schwärmerischen Einbildungskraft freien Lauf gelassen. Er las mit Begierde Dichter, Philosophen und Geschichtsschreiber, weniger jedoch um nützliche Wahrheiten für seine Unerfahrenheit daraus zu entnehmen, als um das Ideal der Schönheit und Beispiele triumphirender Leidenschaft darin zu finden.

Nach einigen dem Studium und der Sorge für seine Einweisung gewidmeten Monaten, besuchte Lorenzo seine Mutter, die ihn mit dem lebhaftesten Verlangen erwartete. Er hatte sie seit dem Abschiede von la Rosâ nicht wiedergesehen, wo er alle seine Jugendfreunde fand, den Barbier Giacomo, eben noch so spruchreich wie früher, und Zina, die Pächterin, von einer Gruppe hübscher Kinder umgeben. Man zeigte im Dörfchen mit Fingern auf den Chevalier Sarti, als ein Beispiel zur Nachahmung, sich aus niedrigen Verhältnissen zu Glücksumständen dieser Welt emporzuschwingen. Katharina hatte eine herz-

*) Man hat die Gewißheit, daß Dante in dem Jahre 1306 zu Padua war. Siehe Cesare Balbo, Vita di Dante, pag. 246 Fiorenze. (Anmerk. d. Verf.)

liche Freude, ihren Sohn, groß, schön, reich und eben so gelehrt als den berühmten Pfarrherrn von Citadella, wie Giacomo behauptete, wiederzusehen. Von la Rosâ begab sich Lorenzo nach Cadolce, um den Oheim Beatens zu besuchen, den ehrwürdigen Priester, der seine Kindheit gesegnet hatte, und den er eben so zärtlich, so fromm und so nachsichtig wieder fand, als er ihn gekannt hatte. Der Chevalier besuchte auch die unzertrennliche Gefährtin Beatens, die Tochter des Doctors von Cadolce, Tognina, welche ihn als den zukünftigen Gatten ihrer Busenfreundin empfing; denn sie schloß richtig, daß der Senator Zeno auf Lorenzo nur deshalb so viel Sorgfalt verwendet habe, um ihn auf ein höheres Glück vorzubereiten. Lorenzo wollte den Cursus seiner Studien in Padua nicht wieder aufnehmen, ohne eine Wallfahrt nach der Ortschaft Arqua gemacht zu haben, wo die Gebeine Petrarca's ruhen, eines seiner größten Lieblinge nächst dem katholischen und ghibellinischen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts. Indem er das glückliche Thal verließ, den letzten Zufluchtsort des Geliebten Laura's, sprach der Chevalier leise folgende Verse, indem er die Worte des Dichters auf sich bezog:

Benedetto sia 'l giorno e'l mese e'l anno
E la stagione, e'l tempo, e'l punto
E'l bel paese, e'l loco, ov' io fui giunto
Da duo begli occhi che legato m'hanno.

Gebenedeit sei der Tag, der Monat, das Jahr,
Die Jahreszeit, die Stunde, der Augenblick,
Das schöne Land und der Ort, wo ich von
Den zwei schönen Augen erreicht ward, die mich
gefesselt haben.

Die Ereignisse der französischen Revolution, die sich wie die Scenen eines ungeheuren Drama's überstürzten, fingen alsbald an, die Fürsten Italiens lebhaft zu beschäftigen. Der Fall der Monarchie, den 10. August, hatte in die Provinzen Venedigs

eine Fluth von neuen Flüchtlingen geführt, welche trotz der Wachsamkeit der Regierung die Nachricht dieser großen Katastrophe unter dem Volke verbreiteten. Der Tod Louis XVI., der der Königin, endlich die Vertreibung der königlichen Familie, hatten das öffentliche Mitleid für diese edlen Unglücklichen erregt. Ein neuer Vertreter der französischen Republik war nach Venedig gekommen, um den Gesandten der Monarchie zu ersetzen. Dieser Wechsel hatte einen allgemeinen und tiefen Schrecken erzeugt, aber die Gemüther waren weit entfernt, einig über die Art zu sein, wie man denselben zu würdigen habe. Der Adel, treu seinen alten Irrthümern, bedauerte die Vergangenheit und stand nicht an, offen einen Widerwillen gegen einen Ideengang an den Tag zu legen, welcher seinen Glauben bedrohte und seine Privilegien verletzte. Das Volk war noch unentschieden und betrachtete neugierig dieses Schauspiel von politischen Begebenheiten, deren Sinn es nicht verstand. Ein Theil der Jugend, einige Schriftsteller und alle erleuchtete Köpfe der Städte des festen Landes im Allgemeinen, waren den Grundsätzen der französischen Revolution günstig gesinnt, von der sie eine Staatsreform und eine Lockerung der Bande erwarteten, welche die Provinzen an die Hauptstadt fesselten. Die Regierung der Signoria allen Anregungen widerstehend, welche ihr theils von Italien, theils von andern europäischen Mächten zukamen, die ihr Bündniß wünschten, strengte sich an in Mitten des allgemeinen Brandes eine zweifelhafte Neutralität zu beobachten.

Im Grunde war die Politik dieser Regierung zaudernder Greise Frankreich feindlich, dessen Ehrgeiz und umstürzende Ideen sie fürchtete. Eine energische Partei, die jedoch im großen Rathe in der Minderheit war, wollte, daß die Republik von St. Markus ein Bündniß mit Oestreich schlösse, und nahm thätigen Antheil an dem nahen Kampfe, der zu beginnen drohte, während eine kleine Anzahl jüngerer und besser unterrichteter Köpfe rieth, die Kräfte des Staates und der Politik Venedigs durch ein

Offensiv- und Devensivbündniß mit der französischen Republik zu verstärken. Der Senat, entnervt durch Unthätigkeit und Zurückgezogenheit, in welcher er sich seit einem Jahrhunderte verhielt, glaubte, indem er seine Liebe zur Ruhe für die höchste Weisheit hielt, sich vor den Ereignissen sicher, denen er nicht den Muth hatte, die Stirn zu bieten. Er hüllte sich in dieser Alternative, in Geheimnisse und Schleichwege ein, anstatt entschieden Partei zu nehmen, was ihm eine Stimme und Stütze in dem europäischen Rathe gegeben hätte.

Padua war nebst Brescia und Bergamo diejenige venetianische Stadt, wo die Principien der französischen Revolution die meisten geheimen Anhänger gefunden hatten. Ein Theil der studirenden Jugend, einige Professoren und mehrere Adelige des Festlandes, die mit Ungeduld das Joch der Nobili vom goldnen Buche trugen, hatten sich für die neuen Ideen von Freiheit und Gleichheit gewinnen lassen, die sie heimlich in die untern Volksschichten verbreiteten. Ein Schreiben, welches der Geschäftsträger Frankreichs dem Senat zu Venedig *) überreichte, um das Recht der französischen Nation zu wahren, ihre Staatsform wechseln zu dürfen, circulirte in Padua von Hand zu Hand, und erzeugte eine Gährung, die der finstern Wachsamkeit der Staatsinquisitoren nicht entging. Das Gerücht, welches sich einige Zeit nachher verbreitete, daß die republikanische Armee Toulon genommen und die Feinde aus dem französischen Gebiet verjagt habe, vermehrte nur die Aufregung und die Hoffnungen der Neuerer.

Eines Abends, als Lorenzo aus dem Hause des Grafen Corazza ging, wo er nebst einer kleinen Anzahl Standespersonen, die sich dort öfters versammelte, einige Stunden zugebracht hatte, wurde er von einer Person angeredet, die vertraulich zu ihm sagte: „Sie gehen so rasch, Herr Chevalier, daß man

---

*) Den 6. Juni 1793. (Anmerk d. Verf.)

Ihnen kaum folgen kann. Das macht, Sie sind jung, per bacco! Man schreitet dreist vorwärts, ohne sich um die armen Hinkenden zu kümmern, welche zurückbleiben; und das soll so sein, denn wenn die jungen Geschlechter verurtheilt wären, ihre Schritte nach denen, welche abscheiden, zu messen, so würden die Fortschritte, von welchen wir eben bei dem Grafen Corazza sprachen, ein leerer Name sein, mein Freund, und das Leben hätte keinen Sinn".

„Ich konnte nicht wissen", antwortete Lorenzo, indem er den Sprechenden aufmerksam betrachtete und ihn in der That für einen Mann, den er im Hause des Grafen Corazza gesehen hatte, erkannte, „ich wußte nicht, mein Herr, daß es Ihnen angenehm wäre, mich zum Reisegefährten für diese schöne Nacht zu haben, sonst würde ich mir es zur Pflicht gemacht haben, auf Sie zu warten. Um so mehr, da ich nichts zu versäumen habe. Es war mehr das Bedürfniß nach Bewegung, als der Wunsch, nach Hause zu kommen, wohin mich Nichts treibt, das meine Schritte beschleunigte".

„Wohlgesprochen", erwiederte der Unbekannte, indem er ohne Umstände den Arm des Chevalier ergriff. „Das Bedürfniß der Bewegung, das Bedürfniß zu handeln und die Kraft zu üben, mit der man sich begabt fühlt, mehr noch als der Wille, ein bestimmtes Ziel zu erreichen ... das ist's, was die Jugend aller Zeiten bezeichnet; und das ist genug, um die Welt ohne Unterlaß zu verändern und umzuwandeln. Aber wenn mit diesem fortdauernden Instinct des Lebens sich eine Idee verbindet, in welcher sich die Bestrebungen concentriren, o! dann erzeugt man Wunder. Und das werden Sie bald sehen, Herr Chevalier; denn die Zeit, in der wir leben, geht mit merkwürdigen Begebenheiten schwer".

„Glauben Sie an einen nahen Krieg, mein Herr"? fragte Lorenzo mit bescheidenem Ton.

„Nicht nur glaube ich an einen Krieg, sondern ich hoffe sogar eine Revolution. Die Welt ist alt, darunter verstehe ich die moralische Welt; denn was den Stoff betrifft, so ist sie was wir wollen, ein leidender Zeuge unseres Daseins, eine Eroberung und ein Bild unserer Thätigkeit. Man muß also das Zehrgeld erneuern, welches bis jetzt der europäischen Gesellschaft zur geistigen Nahrung gedient hat. Die öffentlichen Gewalten, die Institutionen und die Klassen, welche die Autorität besitzen, sind verbraucht und entsprechen den Bedürfnissen der Meinung nicht mehr. Was ist in einer solchen Lage zu thun, zwischen einer Vergangenheit, die nur dauern kann, wenn sie die Zukunft hindert, ihren Platz einzunehmen? Sollen die Generationen, die den Geist Gottes, das heißt, eine erhabenere Ansicht von seiner Gerechtigkeit, seiner Weisheit und den Grenzen, welche sie sich zieht, in sich tragen, sollen diese Geschlechter das Knie vor verfallenen Gräbern beugen, und soll das Leben vor dem Tode weichen? Das wäre einzig, wenn glücklicher Weise es nicht unmöglich wäre.

„Nun aber wird man niemals von den bestehenden Gewalten das auch nur stillschweigende Geständniß ihrer Ohnmacht erlangen, noch ihre Verzichtleistung zu Gunsten einer gerechteren Ordnung, wobei sie nicht mehr die obersten Spender der Souveränität und des öffentlichen Wohls wären. In diesem Punkte beweist uns die Geschichte, daß die Menschheit sich verhält wie die Natur: sie zerbricht, was nicht weicht, und zerhaut mit dem Schwerte einen Knoten, den man sich weigert, friedlich zu lösen. Weder das Christenthum, noch die Reformation, noch die französische Revolution, welche beide zusammenfaßt und ihre Grundsätze befruchtet, haben über ihre Feinde, ohne den Zusammenstoß der Gewalt, triumphiren können. Das Heidenthum hat, so lange es konnte, widerstanden, und wenn es unterlegen ist, geschah es nicht, ohne sich mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, vertheidigt zu haben. Der Katholicismus hat dasselbe

gethan und die Jahrbücher der Kirche sind mit blutigen Seiten und mit heilsamen Schrecknissen, wie die Casuisten sagen, angefüllt".

„Dennoch ist es traurig", sagte Lorenzo, „glauben zu müssen, daß die Wahrheit nicht an dem Glanz ihres Lichtes erkannt werden könne und daß es der Hülfe der Gewalt bedürfe, um den Geist triumphiren zu lassen. Wozu alsdann Gewissen und Vernunft, wenn wir das Schwert gebrauchen müssen, um das Rechte zu schützen und das Wahre zu proclamiren?"

„Oh! sancta simplicitas!" rief der Unbekannte lächelnd, „das ist ganz die Sprache eines jungen Menschen von zwanzig Jahren, der den Phädon oder vielleicht das Buch de civitate Dei des heiligen Augustin erklärt! Sie glauben also, mein lieber Chevalier, daß das Rechte, das Wahre und das Schöne, um mit Ihren Lehrmeistern zu reden, vom Himmel herab komme, wie der heilige Geist, der die Apostel erleuchtete, und daß man nur die Augen aufzuthun brauche, um plötzlich inspirirt zu werden? Wenn das so wäre, würde es niemals Widerspruch unter den Menschen geben und unsere ersten Eltern langweilten sich noch heute im Paradies auf Erden. Deshalb weil die Wahrheit sich niemals im reinen Zustande zeigt, weil man sie mühsam, wie das Gold, den Eingeweiden der Geschichte entwinden und sie von Irrthum reinigen muß, deshalb streiten die Menschen und machen sich den Krieg. Gewissen und Vernunft, die sie eben anführten, enthalten nur die Gesetztafel, das heißt die nöthigen Grundsätze, deren Entwickelung das Werk der Zeit und unseres freien Willens ist. Das Gewissen eines Atheniensers, eines Zeitgenossen des Socrates, zum Beispiel, kannte keine anderen Grundwahrheiten, als die, welche ein Unterthan Marc Aurels oder ein Christ des Mittelalters annahm; aber welch eine Verschiedenheit in der practischen Anwendung, die ein Jeder aus ihnen zog! Als Christus sagte: Mein Reich ist nicht von dieser

Welt, war es ohne Zweifel nur eine Vorsichtsmaßregel, um die politische Macht zu entwaffnen; denn, sobald seine Jünger die Stärkeren wurden, beeilten sie sich, die Gesellschaft dem Ideal von Gerechtigkeit gemäß, das er in ihnen erweckt hatte, zu organisiren. Beherrscht die Reformation, welche anfangs nichts als eine einfache Controverse über einige Punkte kirchlicher Disciplin war, nicht heutzutage noch die Hälfte Europas und einen Theil der neuen Welt? Der Geist der französischen Revolution, aus gleicher Quelle von Liebe und Erbarmen, das man Evangelium nennt, entsprungen, geläutert durch die Reformation, vergrößert durch die unsterblichen Werke freier Denker unseres Jahrhunderts, bezeichnet eine neue Entwickelung des Begriffs von Gerechtigkeit, und umfaßt eine größere Anzahl Beziehungen. Man könnte das Gewissen mit einem Tribunal vergleichen, dessen Gerichtsbarkeit anfangs sehr beschränkt und eben so elementarisch als ursprünglich die menschliche Gesellschaft, jeden Tag die Sphäre ihres Wirkens erweitert. So sich kräftigend und wachsamer werdend, unterwirft schließlich dieser Gerichtshof demselben Gesetz der Billigkeit alle Beziehungen des Lebens. Also ist das Schicksal des menschlichen Geschlechts, welches, in der moralischen wie in der wissenschaftlichen Ordnung, gezwungen ist, im Schweiße seines Angesichts diejenige Portion relativer Wahrheit, die die Civilisation eines Zeitraumes ausmacht, zu erwerben. Nun denn! mein lieber Chevalier, wir sind eben jetzt bei einer dieser großen Krisen der Geschichte angelangt, bei dem Ende einer Civilisation, welche das geläuterte Gewissen und die menschliche Vernunft verdammen. Irren Sie sich nicht, eine neue Religion rückt mit der siegreichen französischen Armee an, es ist die Religion der Jugend und des Lebens, welche die Stelle einer erschöpften Doctrin, eines Cultus der Greise, einer Religion des Todes einzunehmen kommt. Auch sehen Sie wohl die erbärmliche Haltung unserer Patres conscripti beim Herannahen so großer Bege-

benheiten! Unschlüssig und zitternd, feig und falsch, wissen sie weder das Schicksal durch versöhnende Opfer oder nöthige Reformen zu beschwören, noch sich offen gegen die Gefahr zu vertheidigen, die ihnen droht. Wie der römische Senat, dessen Nacheiferer sie sich nennen, wartet der Senat von Venedig, daß die Gallier kommen und das Capitol belagern, anstatt sich zum Kampfe vorzubereiten oder ihnen die Hand zu bieten, um mit ihnen die Habseligkeiten des alten Italiens zu theilen. Unglücklicher Weise wird man diesmal nicht gleich einen Camillus finden, um eine Stadt zu vertheidigen, deren Tage gezählt sind".

„Mein Herr", antwortete Lorenzo mit großer Lebhaftigkeit, „das sind nicht die Gesinnungen eines guten Venetianers. Ich weiß zwar nicht, ob wir all' das Unglück zu fürchten haben, das Sie verkünden; aber ich weiß, daß es zu keiner Zeit erlaubt ist, Wünsche gegen die Unabhängigkeit seines Landes an den Tag zu legen."

„Und wer sagt Ihnen, mein Herr Chevalier, daß man den Fall Venedigs eher wünscht, als den Triumph der Gerechtigkeit? Im Gegensatz zu der geschichtlichen Formel der Aristokratie des goldnen Buches, würde ich sagen: „Ich bin Mensch, ehe ich Venetianer bin", und das Glück der Völker rührt mich etwas stärker, als die Sonderinteressen einer verhaßten und tyrannischen Oligarchie. Ich bin erstaunt, den Sohn Katharina Sarti's sich zum Ritter einer gesellschaftlichen Ordnung voller Ungerechtigkeiten aufwerfen zu sehen, wo Verdienst, Muth, ja Tugend selbst nur Armuthszeugnisse sind und oft zur Verbannung führen. Das ist um so großmüthiger von Ihrer Seite, als diese ohnmächtige und eifersüchtige Aristokratie, deren angemaßte Rechte Sie vertheidigen, Ihren Vater in einem Winkel Asiens sterben ließ, fern von seinem Vaterlande, wo seine großen Talente das Mißtrauen der Familie Zeno rege

machten .... Apropos", sagte der Unbekannte nach einigem Stillschweigen, „Sie wissen die Neuigkeit?"

„Welche Neuigkeit"? fragte Lorenzo, etwas zerstreut durch das eben Gehörte.

„Potztausend! die Verlobung der Signora Beata Zeno mit dem Chevalier Grimani. Man spricht seit vierzehn Tagen in ganz Venedig von nichts, als ihrer nahen Vermählung. Sie werden ohne Zweifel der Hochzeit der edlen Tochter Ihres Beschützers beiwohnen? Sie wird sehr glänzend werden, wie man sagt, und die Straßendichter haben schon schöne Sonette gereimt zu Ehren dieser Verbindung zweier berühmter Patricierfamilien."

Als sie an eine enge Gasse gelangt waren, die nur durch eine kleine Lampe erhellt ward, welche zu den Füßen einer Madonna brannte, blieb der Unbekannte plötzlich stehen, indem er sagte: „wissen Sie wohl, daß wir alte Bekannte sind, Herr Chevalier? Nicht nur war ich in meiner Jugend mit Ihrem Vater sehr befreundet, sondern Sie erinnern sich wohl auch noch, daß ich vor sechs oder sieben Jahren die Ehre hatte, in einem Kaffee des St. Markusplatzes mit ihnen zu plaudern und Ihnen einige Auskunft über Personen und Sitten dieser venetianischen Gesellschaft zu geben, deren unvermeidlichen Fall ich Ihnen heute anzeigen kann. Felice notte, signore cavaliere," rief er, Lorenzo verlassend, der betäubt von Allem, was er vernommen, stehen blieb.

Bestürmt von einer Menge Empfindungen und wie von Stumpfsinn befallen, stand Lorenzo eine Zeit lang unbeweglich an der Ecke der Straße, wo der Unbekannte ihn verlassen hatte; dann fing er plötzlich an zu laufen, ohne Zweck und von einer Art Fieber fortgerissen, dessen er nicht Herr werden konnte.

„Ist es möglich", rief er endlich schmerzlich aus, „ist es denn möglich, daß dieser Mann mir die Wahrheit sagte? Beata sollte den Chevalier Grimani heirathen und man hätte mir

ein Geheimniß aus einer so wichtigen Begebenheit gemacht? Warum mich so betrügen, und welchen Grund konnte der Senator haben, als er mir jene denkwürdigen Worte sagte, die noch in meinem Herzen wiederhallen: Gehe, mein Sohn, denn dieser Name gebührt dir von nun an! Hätte er nur darum mich mit Gunstbezeugungen überhäuft, nur darum zu der dienstbaren Hierarchie seines Hauses erhoben, um mir die Kluft, welche mich von seiner Tochter trennt, um so fühlbarer zu machen, und meinen Ehrgeiz von dem Zweck, nach welchem er strebt, abzulenken? Der Auftritt in der Bibliothek, die lange Anrede, die er mir hielt, all' diese Vorbereitung väterlicher Zuneigung wären also nur eine Falle gewesen, die man meiner jugendlichen Leichtgläubigkeit legte, eine Tyrannenlist, um mich von Beaten zu trennen, deren geheime Gefühle er vielleicht errathen hätte? Ah! nun begreife ich die Sicherheit des Chevalier Grimani und seine Zuversicht in Rücksicht auf mich", schrie Lorenzo mit Wuth, indem er seine Schritte verdoppelte. „Er brauchte sich nicht der eitlen Ehren halber zu beunruhigen, hinter denen man meine Dürftigkeit verbarg, da er gewiß war, die Hand Beatens zu erhalten, die ihm ohne Zweifel seit langer Zeit versprochen war. Während man mich hierher in die Schule schickte, um das Recht der Leute und diese Masse Kindereien, die sie Gottesgelehrsamkeit oder Theologie nennen, zu studiren, entriß man mir meinen Schatz, mein Gut, mein Leben, den einzigen Gegenstand meiner Träume, meines Strebens! O mein Gott", rief er auf einmal in Thränen ausbrechend, indem er sich einer Kirche gegenüber auf einen Eckstein setzte, „Beata auch hätte mich betrogen! dieser edlen reinen Seele hätte ich nur zum Spielzeug gedient; vielleicht war das Schauspiel meiner Liebe für sie nur ein angenehmes Vorspiel zu einer ernsteren Bestimmung, eine Mädchenlaune, ohne Bedeutung für die Zukunft einer Frau und Patricierin! Dein Andenken, armer Lorenzo, wird vielleicht im Grund ihres Herzens

bleiben, wie ein Spiegelbild der Jugend, wie ein unvollendeter Traum, wie ein Tropfen Poesie, mit dem sie die langsamen, einförmigen Stunden der Größe ausschmücken wird".

Diese kaum ausgesprochenen Worte entschlüpften ohne Ordnung seinem gepreßten Herzen unter Thränen, welche sein Gesicht benetzten. „Nein es ist unmöglich", rief er nach kurzem Stillschweigen im so natürlichen Widerspruch der Leidenschaft; „nein, Beata hat mich nicht verrathen können! Niemals haben Lüge und Verstellung sich dieser Seele, werth des Himmels und der Achtung der Erde, genaht. Die Hand, die sie mich fassen ließ in der Gondel, die Thränen, welche ich fließen sah, die Spazierfahrt nach Murano, ihr Benehmen während der letzten Augenblicke meines Aufenthalts in Venedig, und an dem großen Gesellschaftsabend im Pallaste Zeno, als ganz gerührt von der göttlichen Musik Palestrina's, sie mir ein Zeichen gab, mich ihr zu nähern und ich ihr leise und zitternd sagen konnte: Ach Signora! ... warum darf ich nicht heute sterben! Der Ausdruck unendlicher Sanftmuth, den ich damals in ihren schönen Augen las, der Ton der Schwermuth, den ihr angebeteter Mund aushauchte, als sie das Duett von Paisiello sang:

Ne' giorni tuoi felici
Ricordati di me ....

nein, dies waren nicht die Kunstgriffe gemeiner Koketterie. Mein ganzes Wesen versichert mir die Aufrichtigkeit ihrer Gefühle: Ihr Herz war es, welches zu dem meinigen sprach, denn die Liebe kann sich so wenig, als das Licht verbergen. Man wird sie betrogen haben wie mich, man wird sie gedrängt haben .... sie wird nachgegeben haben, wie alle Frauen nachgeben, aus moralischer Ermattung und um des häuslichen Friedens willen. Nachdem man mir den Vater getödtet hat, denkt man den Sohn zu quälen und zu entehren; aber um dieses zweite Opfer zu vollbringen, haben sie ihre Zeit schlecht gewählt: der Sohn wird sich nicht so leicht würgen

lassen, als der Vater. Ich gehe nach Venedig, ich will diesen heuchlerischen Greis überraschen, der in seiner Familie die Gebräuche eines Staatsinquisitors einführt, und ich will ihm beweisen, daß der Chevalier Sarti die Lectionen, die man für ihn auf der Universität Padua zahlte, gut genützt hat".

So sprach Lorenzo, verwirrt durch die unerwartete Entdeckung, indem er wechselsweise von Aufregung zur Niedergeschlagenheit überging, von jugendlichem Stolze zu Thränen der Liebe, welches die Stärke und auch die Schwäche dieses leidenschaftlichen Characters war. Das erste Grauen des Tages überraschte ihn noch irrend unter den langen Arcaden der schweigsamen Stadt. Unterdessen sammelten sich von allen Seiten Studenten, welche mit fröhlichem Geschrei sich nach einem bestimmten Ziel zu begeben schienen. Einige trugen auf ihren Hüten breite dreifarbige Cocarden, Andere hatten Fahnen mit philosophischen Legenden bemalt. Musikbanden gingen einigen dieser Gruppen voran und spielten neue Melodieen von lebhaftem, eindringlichen Rythmus. Lorenzo, erschöpft und versunken in schmerzliche Betrachtungen, sah dieses Schauspiel mit gleichgültigem Auge an, ohne es zu begreifen, als er sich nennen hörte.

„Nun! Chevalier, gehörst Du nicht zu den Unsrigen? Was machst Du denn da ganz allein, träumst und betrachtest Aurora mit den Rosenfingern, wie der alte Homer sagt? Komm mit uns, wenn Du die schöne Helena den Armen ihres Räubers entreißen willst; denn wir gehen, das Geschlecht des Priamus zu entthronen".

„Ja, ja", rief der ganze Trupp, von dem die Anrede ausgegangen war, „wir gehen die Stadt Neptuns einzunehmen; Neptunia Troja, den Sitz des Patricierthums und der Tyrannei. Verbinde Dich mit uns, die unsterblichen Götter haben uns den Sieg versprochen!"

Ohne den Scherzen emancipirter Schüler eine große Aufmerksamkeit zu widmen, folgte Lorenzo dem immer wachsenden Strome der Neugierigen und fand sich mechanisch nach dem großen Platze fortgezogen, der nahe bei dem Dome liegt. Er war schon mit zahlreichen Corporationen junger Leute angefüllt, welche auf ein gegebenes Zeichen einen weiten Kreis um verschiedene Individuen bildeten, unter welchen eines sich besonders durch sein Rednertalent auszeichnete. Lorenzo, von Neugier angezogen, näherte sich der Masse und drang ins Innere des Carre's, wo er, nicht wenig überrascht, das Individuum fand, welches ihn diese Nacht angeredet hatte. Auf diesen Mann hefteten sich alle Blicke, er schien der Anstifter dieser Versammlung, deren Veranlassung er in wenigen heftigen Worten erklärte.

„Ich brauche Euch nicht zu wiederholen", sagte er, „warum wir hier versammelt sind. Wir sind im Begriff, dem Oberstatthalter die Petition, die Ihr alle unterschrieben habt, zu überreichen, um von dem Senat die Reform der alten Constitution Venedigs zu verlangen. Die Zeiten haben sich geändert . . . . die Gesetze müssen auch geändert und den neuen Bedürfnissen der Gesellschaft näher gebracht werden. Euch, der Jugend kommt es zu, das politische Leben für das neue Ideal der Gerechtigkeit, welches in der Menschheit erwacht, zu organisiren; denn die Jugend, jungfräulich rein von jedem Flecken, und von jeder egoistischen Regung, ist die Stimme Gottes auf Erden, vox Dei, das Organ des Fortschritts und der moralischen Schönheit, wie Aristoteles in der wundervollen Stelle seiner Rhetorik, die Ihr alle kennt, sagt. Die Generationen erschöpfen sich und verknöchern wie die Bäume, in denen der Saft nicht mehr treibt, und wenn es keine Jugend gäbe, müßte man eine erfinden, wäre es nur, um die Begriffe von Recht, befruchtet durch den immer neuen Enthusiasmus der göttlichen Poesie, unangetastet zu überliefern. Lasset Euch weder durch Drohungen einschüchtern, noch durch trügerische Versprechungen,

mit denen die Mächtigen so freigebig sind, irre leiten; seid fest, sprecht laut, und man wird Euch hören. Ihr habt das Recht für Euch . . . bald werdet Ihr auch die Stärke haben, welche die Alpen herab kommt, mit den Bataillonen dieser großen und tapfern Nation, deren Fahne das labarum einer Revolution ist, die den Lauf um die Welt machen wird".

„Ja", fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „Jünglinge, es ist die Religion des Fortschrittes, der Bewegung und des Lebens, welche uns die Schüler Voltaires und Rousseau's bringen, diese zwei Apostel der Vernunft und des Gefühls, welche wohl St. Peter und St. Paul werth sind, jene Stifter einer verdorbenen, einer Kinderreligion, in welcher der Teufel eine größere Rolle spielt, als der liebe Gott. Wißt Ihr, was der Teufel ist? Das Böse ist's, die Unwissenheit, die man von der Erde vertilgen muß; die Unterdrückung ist's des Schwachen durch den Starken, es ist die Heuchelei, der Sieg der Ungleichheit. Der Gott, den wir anbeten, ist der Gott der Wahrheit, welcher aus dem Gewissen und der menschlichen Vernunft hervorgeht, der starke Gott eines Kepler und Bacon, eines Descartes und Galilei, von dem der florentinische Philosoph zu denen, welche die Existenz leugneten, sagen konnte: E pur si muove! Er bewegt sich in der That, er schreitet, er wächst ohne Unterlaß mit unsern Kenntnissen und unserer Gerechtigkeitsliebe, der lebendige Gott „dessen Vollkommenheiten diejenigen unserer Seelen sind, mit Ausnahme der Grenzen, die ihnen gesteckt sind", wie das auch ein Zeitgenosse Galilei's, der große Leibnitz, gesagt hat.

„Im Namen dieses Gottes des Lichts, der die Freiheit verkündet, laßt uns gegen Denjenigen eifern, welcher die Unwissenheit predigt und die Tyrannei heiligt".

Tumultuarisches Geschrei von Viva la Francia! viva la libertà! antwortete der herausfordernden Rede. Die Studenten setzten sich sogleich in Bewegung und marschirten mit großer Ordnung

nach dem Pallast Ragione (Rathhaus), wo sie von der daselbst aufgestellten öffentlichen Gewalt empfangen wurden. Diesem ersten Kampfe folgten Emeuten und blutige Auftritte, welche mehrere Tage dauerten. Die Autorität, weit entfernt mit der ihr gewöhnlichen Strenge zu verfahren, zeigte sich duldsam und mäßig, weil sie den Zustand der Gemüther kennend, einen allgemeinen Aufstand der Provinzen und des Festlandes fürchtete*).

Lorenzo, in diesen Studentenaufstand einmal verwickelt, entfaltete eine Begeisterung, welche bemerkt ward. Von einem Sbirren verfolgt, ward er, nachdem er einen Stilettstich am linken Arme erhalten hatte, verhaftet. Glücklicherweise ward Lorenzo von einem Geheimen der Inquisition erkannt und aus Rücksicht für den Senator Zeno, für dessen Verwandten man ihn hielt, freigelassen. Der Chevalier verließ Padua einige Tage nach diesen traurigen Vorfällen und begab sich nach Venedig. Es war am Schluß des Jahres 1794. Er stieg gegen zehn Uhr des Abends im Pallast Zeno ab und fand ihn einsam. Alles war ausgegangen, nur die Diener da, welche verwundert schienen, ihn mit einer Binde um den Arm zu sehen. „Ei was! Sie sind es, Herr Chevalier"? rief der alte Bernabo, indem er die Augen vor Erstaunen weit aufriß.

„Nun ja! ich bin es", antwortete Lorenzo mit entschiedenem Ton, „was hast Du mir zu sagen"?

„Oh! nichts", murmelte der Alte, indem er mitleidsvoll den Kopf schüttelte.

Lorenzo ging hinauf in sein Zimmer und legte sich zu Bett, ohne weitere Erklärung über diesen Empfang. Er brachte eine peinliche Nacht zu, weniger von seiner Wunde, obwohl sie schmerzhaft war, als von den traurigen Gedanken gequält, deren er sich nicht erwehren konnte.

---

*) Siehe Daru, Tom. VI, Seite 346.

Den folgenden Tag, bei guter Zeit, trat der Abbé Zamaria in Lorenzo's Zimmer und rief sogleich, indem er ihn umarmte:

„Da bist Du ja, mein liebes Kind! Wie freue ich mich, Dich wiederzusehen, obschon Du mich während der zwei Jahre in Padua ein wenig vernachlässigt hast! Nun! Du bist verwundet, hat man mir gesagt“.

„Ja, lieber Lehrer“, antwortete Lorenzo, gerührt von diesem Beweis wahrer Zuneigung; „aber die Wunde ist nicht von Bedeutung“.

„Desto besser! Ich wollte, es wäre mit vielen andern Uebeln ebenso, die ich voraussehe“.

Nach einigem Stillschweigen sagte der Abbé zu Lorenzo, indem er ihn mit einer gravitätischen Miene betrachtete, welche sehr von der liebenswürdigen Nachlässigkeit seines Characters abstach: „Was ist denn vorgefallen, daß der Senator Zeno so zornig auf Dich ist? Gewiß eine Jugendthorheit, von welcher das Gerücht zu seinen Ohren gekommen ist. Ich habe ihn noch nie so aufgebracht gesehen, und das wundert mich um so mehr von ihm, da wir einem großen Ereigniß nahe sind, das alle seine Wünsche erfüllt und Freude in unser Haus bringt. Du weißt, daß Beata sich mit dem Chevalier Grimani verheirathet?“

„So ist es denn wahr“? rief Lorenzo, indem er sich hastig im Bette aufsetzte .... Und wann soll diese schöne Heirath Statt finden“?

„Sobald die Signora von einem leichten Unwohlsein genesen ist, das sie seit etwa vierzehn Tagen auf ihrem Zimmer festhält“, antwortete der Abbé, ohne die große Aufregung des Chevalier zu bemerken. „Sie ist seit drei Wochen zum ersten Male ausgegangen, was ihr nicht gut bekommen ist, wie mir heute Morgen Therese sagte“.

„Ich freue mich", antwortete Lorenzo mit kalter Ironie, zeitig genug gekommen zu sein, um meine Glückwünsche zu den Ihrigen fügen und Theil an der allgemeinen Freude nehmen zu können".

„Mein Kind", erwiederte der Abbé mit bewegtem Ton, indem er sich zu bezwingen suchte, „ich darf Dir nicht verbergen, daß ich mit einer empfindlichen Sendung beauftragt bin. Ich weiß nicht, welchen Fehler Du begangen hast ... Aber Deine Gegenwart in diesem Pallaste ist nicht mehr möglich. Ich habe sogar Befehl erhalten, Dir zu sagen, daß Du heute noch Dir eine Wohnung suchen müßtest; aber da Du krank bist, nehme ich es auf mich, einige Tage Aufschub zu erlangen. Uebrigens", fuhr der Abbé sichtlich erleichtert fort, „Seine Excellenz entzieht Dir keine ihrer Wohlthaten. Du behältst die lebenslängliche Pension, die sie auf Deinen Kopf bewilligt hat und damit kannst Du noch als gentiluomo leben, per Bacco!"

„Dank, lieber Lehrer, für ihre Fürsprache", antwortete Lorenzo, indem er aus seinem Bett sprang. „Ich bin nicht so krank, um länger die Güte Seiner Excellenz mißbrauchen zu müssen. Was ich in Padua gethan habe, bin ich bereit, in Venedig zu wiederholen, indem ich gegen die verhaßte Oligarchie protestire, welche uns seit so langer Zeit unterdrückt".

„Gesù, Maria"! schrie der Abbé, indem er mit beiden Händen in seine wackelnde Perrücke fuhr. „Mein armer Junge, Dich hat also auch die Tageskrankheit ergriffen? Ach, wenn Du meinen Rathschlägen gefolgt wärest, hättest Du uns eine schöne Oper fürs Theater St. Benedetto componirt, anstatt Dir Geist und Herz mit dieser hohlen Metaphisik des Contrat social von Rousseau, den Du so sehr liebst, zu verderben. Aber, per Dio santo! kein Unglück so groß, es ist zu etwas gut. Die Musik, die Du vernachlässigtest, Undankbarer, der Du bist, öffnet Dir die Arme, sie wird Dich trösten für die Verrechnung eines irre=

geleiteten Ehrgeizes. Glaube mir, mein lieber Lorenzo, es ist besser, die edlen Gefühle des menschlichen Herzens besingen, als ein elender Ruhestörer zu sein. Durch Deine Reden und Deine alberne Philosophie wirst Du die Menschen nicht ändern; Du kannst im Gegentheil sie besänftigen, indem Du sie entzückst, indem Du die gute Note vibriren machst, die sie Alle im Grund der Seele haben, wo Gott sie hinein fallen ließ, wie einen Stern seines Firmaments, wie der göttliche Ariost sagt:

Quel che l'uom vede, amor gli fa invisibile
E l'invisibil fa veder amor.

Was der Mensch sieht, die Liebe macht's ihm unsichtbar
Und das Unsichtbare läßt ihn die Liebe sehen.

So groß ist die Macht der schönen Künste und besonders der Musik, welche uns zum Wohlwollen stimmt, indem sie das wilde Thier, das in den Tiefen unseres Wesens brüllt, einschläfert".

„Ich habe Ihnen für Ihren Rath und die väterliche Sorgfalt, die Sie seit so vielen Jahren mir erzeigt haben, zu danken", antwortete Lorenzo mit einer Festigkeit, welche den Abbé überraschte; aber ich darf Ihnen nicht länger verbergen, theurer, ehrwürdiger Lehrer, daß, wenn Sie mich zu der Laufbahn eines Componisten bestimmt glaubten, Sie sich über meinen Beruf täuschten. Ich liebe die Musik, sie ist eine köstliche und edle Erholung, welche über vielen Kummer tröstet, aber sie kann einem unruhigen nach großen Wahrheiten dürstenden Geist nicht genügen. Ich bin nichts, ich weiß wenig. Mein Geist und mein Herz sind nur mit Träumen angefüllt, mit unbestimmtem Streben, mit edlen Gefühlen, welche vielleicht niemals ihr Ziel erreichen dürften und das Unglück meines Lebens machen werden; aber ich würde die Freiheit und die innere Seligkeit, die ich genieße, nicht für den Ruhm eines Raphael und eines Palestrina, eines Titian und eines Marcello hingeben.

„Ich vertraue Ihnen das Geheimniß der Gebrechen meiner Natur", fuhr der Chevalier fort, indem er sich anzog. „Ich will meine Intelligenz nicht durch einige musikalische Noten gefangen geben, die mich hindern würden, das Himmelslicht zu sehn und zu bewundern. Die Künstler sind nur von Gott begabte Kinder, die ihren Goldfaden spinnen, wie das Insect, ohne sich um das Werk zu kümmern, das sie vollbringen, noch um den Zweck, den sie sich vorsetzen. Sie lieben, singen, leben wie der Vogel in der Luft, und genießen das Leben, ohne dessen Geheimniß zu begreifen. Ich fühle mich nicht so von Gnade erfüllt, um nach einer Berühmtheit zu streben, die ich niemals erlangen würde, und die mich übrigens nicht reizt. Ich bin bescheidener und zugleich ehrgeiziger, als Sie glauben, lieber Lehrer. Vor Allem will ich Muße des Gedankens und einen weiten Gesichtskreis für meine Seele, um Alles, was schön ist, verstehen und lieben zu können; die Werke Gottes erkennen, seine Gerechtigkeit sich auf Erden erfüllen sehen, seine Vernunft stärken, sein Herz läutern, sich auf den Flügeln der Liebe zur Kenntniß der Gesetze dieser Weltharmonie, welche die Weisen entzückte, emporschwingen, das ist eine würdigere Aufgabe der menschlichen Thätigkeit, als sein Lebelang die Menge mit Gesängen belustigen".

„Possen"! rief der Abbé mehr und mehr verwundert aus, indem er Lorenzo ansah, der mit großen Schritten im Zimmer auf und abging; „Du müßtest die Jakobsleiter haben, um diese wunderbare Himmelfahrt zu bewerkstelligen, und die elende Harmonie des Pythagoras zu hören, welche sicherlich nicht so viel taugt, als die des Buranello. Da verlohnte es sich wohl der Mühe, nach Padua zu gehen, um dort den Contrapunkt, den ich Dir gelehrt habe, zu vergessen, und uns die ganzen Schnacken der Republik des Plato mit zu bringen".

„Mit aller Achtung, die ich Ihnen schuldig bin, lieber Lehrer", antwortete Lorenzo, ohne sich durch die Spöttereien

des Abbé Zamaria irre machen zu lassen, „Sie begreifen nichts von dem, was in mir vorgeht. Sie halten mich immer noch für ein Kind im Flügelkleide, für einen Elias, bestimmt, den Weihrauch zu tragen und das Lob des Herrn zu singen. Ein weit mächtigerer Gott, als der Gott der Juden, hat sich mir offenbart und spricht zu meinem Herzen. Sie hören nicht das Brausen seines Nahens, Sie sehen nicht die Wunder, die er thut, und das neue Jerusalem, das auf seinen Ruf,

Sort du fond des déserts brillante de clartés!

„„Aus den Tiefen der Wüsten voll glänzender Klarheit hervorgeht!““

Es ist der Gott der Jugend und der Zukunft, der mich erwärmt, mich durchglüht, und dessen Gesetze ich befolgen will“.

„Mein armer Junge“, antwortete der Abbé Zamaria schmerzlich bewegt, „ich sehe und begreife sehr wohl, daß Du verrückt bist wie Dein Vater, und daß Du, wie er, Deine schönen Fähigkeiten verzetteln wirst“.

Begleitet vom Abbé Zamaria, den diese Trennung sehr betrübte, verließ Lorenzo noch an demselben Tage den Pallast Zeno. Er miethete sich mit seinem Diener Vecchiotto ein kleines Zimmer alla Giudecca. Der Eifersucht zum Raube und in seinem Stolze verwundet, fühlte Lorenzo in den ersten Augenblicken nicht die ganze Tiefe seines Falles. Er warf sich in den Strudel Venedigs, er lief in die Theater, die Casini's, und suchte sich zu betäuben, sich Wichtigkeit zu geben, und das Fieber zu dämpfen, welches ihn verzehrte; aber nach einigen Wochen der Zerstreuung und des Rausches, als der Chevalier Sarti sich alle Thüren befreundeter Häuser verschließen sah, als er nichts mehr von Beaten hörte und alle seine Versuche sie zu sehn und zu sprechen gescheitert waren, sah er ein, daß in seinem Schicksale eine große Veränderung vorgegangen, und daß er aus einem Paradies gefallen war, das er nur durch Verwegenheit und das Zusammentreffen politischer

Begebenheiten, welche sich vorbereiteten, wieder zu erlangen hoffen durfte. Nicht, daß der Chevalier Sarti von irgend einer schlechten Gesinnung getrieben ward, oder daß die Dankbarkeit, die er der Familie Zeno schuldig war, schon auf seinem Herzen lastete. Nein, seine edlen Bestrebungen für eine bessere Organisation der menschlichen Gesellschaft verbargen nicht unter eitlen Worten jenen Haß auf die natürlichen Oberhäupter, welcher die modernen Demokratieen zernagt. Jung, feurig, ehrbegierig, die Sphäre seiner moralischen Thätigkeit zu kennen, zu erhöhen und zu erweitern, hatte Lorenzo, dessen Herz von Zärtlichkeit und wahrhafter Ehrfurcht für Alles, was groß und edel ist, durchdrungen war, sich ein Ideal des Lebens gebildet, das sich mit der einzigen starken Leidenschaft seiner Seele, seiner Liebe für Beata, vermischte. Der Frau zu gefallen, die seiner entzückten Einbildungskraft vorschwebte, war er fähig, Alles zu unternehmen und Alles zu ertragen; aber diese verkannte oder unerwiederte Liebe konnte ihn auch zu den verzweifelndsten Handlungen treiben. Bei einem lebhaften umfassenden Geist, im hohen Grade mit jener Beobachtungsgabe, welche die Venetianer auszeichnet, begabt, dämpfte oder vielmehr schwächte der Chevalier Sarti diese widerstreitenden Eigenschaften des Geistes durch einen Hang zur Träumerei, durch einen besondern Geschmack an romantischen Fictionen, welche ihn mehr zum Dichter als zum Politiker machten. Auch war er in den Aufruhr der Studenten von Padua nur durch die Einflüsterungen jenes Unbekannten, von dem wir sprachen, verwickelt worden, und einmal in dem Gefecht, lag es nicht im Character Lorenzo's, dabei eine untergeordnete Rolle zu spielen.

Die Nachricht von dem Aufruhr war zu den Ohren des Senator Zeno gekommen. In dem Bericht, welcher den Staatsinquisitoren gemacht wurde, figurirte der Name des Chevalier Sarti unter den Rädelsführern des Aufstandes. Man denke sich das Erstaunen dieses strengen Mannes, als er ver=

nahm, daß sein Schützling, fast ein Mitglied seiner Familie, bei einer Schilderhebung gegen das Gouvernement betheiligt sei! Die Umstände waren zu gefährlich und die öffentliche Meinung zu sehr zur Unduldsamkeit geneigt, als daß ein Mann, wie der Senator Zeno, anstehen konnte, ein Beispiel von Strenge zu geben. Er befahl sogleich dem Abbé Zamaria, diesen jungen Verwegenen, welcher den Stand, in welchem er erzogen worden war und die Wohlthaten, mit denen man ihn überhäuft, vergessen konnte, aus seinem Pallaste zu entfernen. Die Diener bekamen die Weisung, keinen Verkehr mehr mit dem Chevalier Sarti zu haben, und selbst der Abbé Zamaria mußte einige Vorsicht bei dem Umgange mit Lorenzo beobachten, den er nur noch in langen Zwischenräumen sah. Lorenzo ward ebenfalls, wie wir schon gesagt haben, aus allen Patricierfamilien, in welchen er durch die Gunst des Senators eingeführt war, verwiesen.

Seit der Abreise Lorenzo's nach Padua, hatte Beata sich trauriger Vorgefühle nicht enthalten können. Die Abwesenheit ihres jungen Freundes ließ eine große Leere in ihrem Herzen zurück und zeigte ihr nur um so mehr den Ernst einer Neigung, welche sie durch Zeit und Entfernung zu heilen geglaubt hatte. Sie versuchte sich zu zerstreuen, zu betäuben. Sie bemühte sich ernstlich für den Chevalier Grimani Zuneigung zu fassen, welcher immer zuvorkommend und voller Herzlichkeit war, und in ihren Augen keinen andern Fehler hatte, als der Verlobte zu sein, den gesellschaftliche Verhältnisse ihr aufgedrungen hatten. Die Bemühungen Beatens, ihren Träumen zu entsagen und den Zauber zu zerstören, verstärkten nur die Innigkeit ihrer Liebe. Das Andenken an den mit Tognina in Murano verlebten Tag, wo Lorenzo ihr so erschienen war, wie ihre Seele sich ihn von Kindheit an geträumt, hatte über Beatens Schicksal entschieden. Glücklich diejenigen tiefen Leidenschaften, welche nicht über den Gegenstand, der sie hervorrief, zu erröthen haben!

Dreimal glücklich die erhabenen Naturen, welche bei dem Erwachen der Vernunft stolz auf die Wahl sein können, die sie im Dunkel des Instincts und Gefühls getroffen haben! Beata, von Einsamkeit gequält, welche seit der Abreise Lorenzo's aus Venedig sie umgab, überwältigt von diesem tödtlichen Schmerze der Sehnsucht, den alle die wohl kennen, welche geliebt haben, von der andern Seite durch die Bitten ihres Vaters gedrängt, endlich ihr seit langer Zeit dem Chevalier Grimani gegebenes Wort zu erfüllen, hatte sich, indem sie die stets außerordentliche Zurückhaltung ihres Characters überwand, entschlossen, an Tognina zu schreiben und ihr allen Kummer ihres Herzens zu schildern. Dann aber, als die Antworten ihrer Freundin manchmal auf sich warten ließen und sie jeden Tag ungeduldiger ward, Nachrichten von Lorenzo zu erhalten, beschloß Beata, deren Gesundheit sichtlich gelitten hatte, einige Zeit in der Villa Cadolce bei ihrem Oheim, dem heiligen Abbé, zuzubringen. Lorenzo war weit entfernt zu ahnen, daß Beata ihm so nahe sei, und die reizende Tognina hütete sich wohl, in den häufigen Briefen, die sie mit ihm wechselte, die Nähe ihrer edlen Freundin zu verrathen. Indessen mußte sie endlich doch nach Venedig zurückkehren, wohin der Senator seine Tochter berief, um die Heirath zu vollziehen, deren Vorbereitungen er in ihrer Abwesenheit beschleunigt hatte. In dieser Zwischenzeit fand auch der Aufstand der Studenten und die Ausweisung Lorenzo's aus dem Pallast Zeno Statt.

Beata's Hoffnungen wurden durch diese Begebenheit vernichtet, keine Täuschung über die Absichten ihres Vaters war mehr möglich, und ihr geträumtes Glück verschwand wie ein goldnes Gewölk beim Nahen eines Unwetters. Auf sich allein verwiesen, getrennt vom Gefährten ihrer Jugend, der ihr Bruder, fast Sohn und endlich Geliebter war, auf den sie alle ihre Neigungen übertrug, verzehrte sich das edle Wesen schweigend, und wagte nur ihrer Freundin Tognina den geheimen Grund

ihres Kummers und ihrer schwindenden Gesundheit zu gestehen. Tognina hatte ihr gerathen, sich an den Chevalier Grimani zu wenden, dessen wohlbekannten Edelsinn anzurufen, und ihm die Wahrheit zu enthüllen.

Die weibliche Keuschheit, welcher ähnliche Geständnisse immer widerstehen, der Stolz ihrer Seele, besonders aber die Scham, ihre Schwäche für einen jungen Mann, dessen Kindheit sie gepflegt hatte, zu bekennen, machten ihr diesen Schritt verhaßt und unmöglich. Wäre sie einige Jahre jünger gewesen und hätte sie nicht an Lorenzo eine Art mütterlicher Pflege ausgeübt, die jedes andere Gefühl ausschließt, würde Beata weniger schüchtern dem Chevalier Grimani und der öffentlichen Meinung gegenüber gewesen sein. So war es auch mehr noch der Zweifel zarter Weiblichkeit, als kindlicher Gehorsam und die Vorurtheile der Gentildonna, was sie abhielt, sich zu den Füßen ihres Oheims, des Abbé, zu werfen, der so würdig war, Leiden zu theilen, die die Qual seines eignen Daseins gemacht hatten. Wie es immer in ähnlichen Fällen auch den entschiedensten Frauen zu gehen pflegt, gab sich auch Beata, anstatt zu handeln, irgend einen Entschluß zu fassen, und den Schwierigkeiten, die von allen Seiten auf sie eindrangen, entgegen zu treten, der Traurigkeit und der tiefsten Entmuthigung hin. Sie hatte nicht einmal den Muth, an dem Tage, an welchem Lorenzo aus dem Pallast ihres Vaters vertrieben ward, ihr Zimmer zu verlassen; hinter den Vorhängen ihres Fensters verborgen, sah sie ihn die Stiegen herab in die Gondel steigen, welche alle Freuden ihres Lebens mit sich fortnahm.

Indessen mußte Beatens Vater bald die Veränderung ihrer Gesichtszüge und die Schwäche gewahr werden, welche ihre Reize und eine bis dahin vollkommene Gesundheit untergrub. Er sprach mit seiner Tochter über die Angelegenheiten ihrer Heirath, er fragte sie sogar, ob sie irgend Abneigung gegen eine von beiden Familien so sehr gewünschte Verbindung habe.

Beata antwortete nur ausweichend, lobte die guten Eigenschaften des Chevalier Grimani, ohne jedoch weder einen sehr lebhaften Wunsch ihm anzugehören, noch einen entgegengesetzten Willen an den Tag zu legen. Da der Senator seine Tochter anbetete und die wahre Ursache ihres Uebelbefindens nicht ahnen konnte, ließ er die Vorbereitungen zur Hochzeit einstellen. Der Chevalier Grimani selbst, der durch das Kammermädchen Therese und Beatens Arzt aufmerksam gemacht worden war, welcher angeordnet hatte, sie zu zerstreuen und sie ihrem Zimmer, in welchem sie sich in trüber Einsamkeit verzehrte, zu entreißen, kam diesem Wunsche zuvor.

Venedig, obschon am Rand des Verderbens, war weder minder fröhlich noch minder lärmend, als zur Zeit seiner Größe. Dieses Volk, das man seit so langer Zeit entwöhnt hatte, über das Schicksal der Verwaltung seines Landes nachzudenken, gab sich wie ein Kind dem Rausche des Augenblicks hin, und überließ seinen Oberhäuptern die Vortheile der Macht nebst den Sorgen für die Zukunft. Man kannte wohl ungefähr durch Zeitungen und zahlreiche Fremde, welche Venedig überströmten, die großen Begebenheiten der französischen Revolution; aber die Masse kümmerte sich darum nur wie um ein neues Schauspiel, welches neue Belustigung versprach. Gold, leicht erreichbare Wollüste, Maskeraden und Concerte umnebelten dieses liebenswürdige Volk, welches gleich einem Eisvogel auf der Fläche düstrer Fluthen schlummerte. Beata schleppte ihre Trauer mit sich unter diese Feste und unter das fröhliche Geräusch des gewöhnlichen Lebens. Sie irrte wie eine abgeschiedene Seele längs den einsamen Canälen auf dem Wege nach Murano hin, unwiderstehlich von der Erinnerung des größten Glückes angezogen, das sie noch auf dieser Welt genossen hatte. Begleitet von Therese, welche sich schweigend im Hintertheil der Gondel hielt, brachte Beata ganze Stunden dem Garten von St. Stefano gegenüber zu, indem sie sich bemühte, in Gedanken den erhabe-

nen Augenblick zurückzurufen, die gesegnete Stunde ihres Geschicks. Hier war es, wo Lorenzo ihr das traurige Schauspiel eines Falles in den Armen Vicentina's gab; aber hier war es auch, wo er durch die Weihe der Liebe gerettet ward. Beata, welche von ungefähr erfahren hatte, daß Lorenzo auf dem Canal Giudecca wohne, durchschiffte denselben mehrere Male des Tages, glücklich sich ihm nahe zu wissen und in der Hoffnung, ihm vielleicht zu begegnen. Oft mußte ihr eine Barke mit Musik folgen, deren süße durch das Schweigen der Nacht gereinigte Accorde ihr Herz einwiegten und ihre Traurigkeit in einen Traum seliger Hoffnungen auflösten. Unruhig, betrübt, ihre Zurückhaltung vergessend und ganz sich ihrer Leidenschaft überlassend, mischte die Tochter des Senators sich häufig unter die Menge, die während des Carnevals Tag und Nacht den St. Markusplatz füllte. Verkleidet, das Gesicht mit einer Maske bedeckt und stets von ihrem treuen Kammermädchen gefolgt, welche selbst untröstlich war, ihre liebe, edle Gebieterin so verfallen zu sehen, suchte Beata unter diesen wandelnden Schatten der Volksnarrheit Denjenigen zu entdecken, der die ganze Wonne ihres Lebens war. Jedesmal als sie durch eine Maske, welche etwas von der Gestalt oder dem Gange Lorenzo's hatte, mit dem Elbogen berührt ward, schreckte sie zusammen. Sie horchte den Lazzi, den fröhlichen Reden, den flüchtigen Erklärungen, welche unbekannte Spaziergänger unter einander austauschten, in der Hoffnung, den geliebten Ton, die Stimme ihres Herzens zu vernehmen. Wenn sie zwei Personen leise mit einander sprechen hörte, die sich dann nach der Piazzetta hin, fern von diesem prachtvollen Theater, wo die leichte Heiterkeit der Königin des adriatischen Meeres herrschte, geheimnißvoll verloren, erröthete Beata und sagte seufzend: „Ach! nur ich bin allein in der Welt; nur ich kann die Freuden und Leiden meiner Seele mit Niemand theilen“!

Wer sie so in sich versunken sah, traurig mitten in der allgemeinen Fröhlichkeit, nachdenklich und einsam unter der trunkenen Menge, das Herz von heiligem Schauer geschwellt, und den Blick in die Ferne ihres kurzen Daseins getaucht, glaubte den Genius Venedigs von finstern Ahnungen erfüllt zu sehen, wie er eine glorreiche Vergangenheit betrauert, die nie wieder aufleben sollte.

Beata begann alle Bücher zu lesen, von denen sie wußte, daß Lorenzo sie liebte, besonders Dante und Rousseau. Die neue Heloise machte auf die Tochter des Senators einen um so tieferen Eindruck, als sie darin eine gewisse Aehnlichkeit mit ihrer eignen Lage fand. Das, was zu anderer Zeit Beatens Gefühl und Geschmack würde beleidigt haben, die zu lebhaften Schilderungen des großen Schriftstellers, ward jetzt ohne Rückhalt angenommen, und erschien ihr als der Ausdruck rührender Wahrheit. Diese Täuschung ward noch größer, als sie die unsterbliche Episode des fünften Gesanges der göttlichen Komödie las. Alles in dem Schicksal der Francesca da Rimini, schien dem ihrigen ähnlich: hohe Geburt, Schönheit, Zärtlichkeit, unüberwindliche vielleicht auch in ihrem Ende eben so unglückliche Liebe. Alles glich bis auf den Strahl der Gnade und der göttlichen Melancholie, mit welchem der Dichter dieses edle Opfer der Leidenschaft erleuchtet hat, dem Loose Beata's. Auch konnte sie ihre Thränen nicht zurückhalten, wenn sie, auf den Rand ihres Bettes gestützt, sich leise jene Verse hersagte, welche heutzutage in Aller Munde sind, und von denen jedes Wort die geheimsten Fibern ihres Herzens in Bewegung setzte:

... Francesca, i tuoi martiri
A lagrimar mi fanno tristo e pio!

... „Francisca, deine Marter
Entlockt mir fromme schwermuthsvolle Thränen“.

(Dante, Hölle, Gesang V., Vers 116–117, Philalethes).

Ihre Thränen verdoppelten sich, als sie diese Worte aussprach, die sie auf sich selbst bezog, und wie ein Kind, das über sein eignes Schluchzen weint, antwortete sie aus der Tiefe ihrer betrübten Seele:

... Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria .....

... „Es giebt kein größres Leiden,
Als sich der frohen Zeiten zu erinnern
Im Elend" ....

(Dante, Hölle, Gesang V., Vers 121—123, Philalethes).

Dieser Schmerz del tempo felice war für die edle Venetianerin um so bitterer, als sie älter als Lorenzo war, und diese Ungleichheit in der Kette der verflossenen Tage sie mit Beschämung und unschuldigen Vorwürfen erfüllte. Stellt man sich vor, wie die arme Beata in finstrer Nacht die engen Canäle der Lagunenstadt durchirrt, wie sie einen Augenblick unter der Seufzerbrücke, ponte dei sospiri, verweilt, um jenes Lamento über den ewigen Schmerz der Liebe zu hören, das ein Schiffer nach dem Vorbilde des größten dramatischen Componisten der Neuzeit, des Schöpfers des Othello, leise vor sich hinsang, der sich zugleich an Dante und Shakspeare begeistern konnte ... so wird man beinahe ein Bild della città dolente, von der Schmerzensstadt erhalten, wie es uns der begeisterte Sänger des Christenthums überliefert hat.

So wahr ist es, daß die Anschauungen der Poesie reiche Quellen großer Wahrheiten der Geschichte sind, dieser arbeitsamen Arachne, welche unablässig den göttlichen Traum webt!

Seit einiger Zeit ging die Tochter des Senators, welche nirgends Ruhe fand, nicht ungern in die Kirche. Ich habe schon gesagt, daß die religiösen Gefühle Beatens weder etwas Uebertriebenes noch sehr Bestimmtes in ihrem Gegenstande hatten.

Zur Zeit des Verfalls einer Nation geboren, welche nur für das Vergnügen eine brünstige Verehrung kannte, vermengte sich das Glaubensbekenntniß der jungen Patricierin mit den Bestrebungen ihrer edlen Seele, und ließ sich in der Ausübung auf die Achtung für gesellschaftliche Wohlanständigkeit, welches die große Regel ihres Verhaltens war, zurückführen. So lange ihre Liebe für Lorenzo die Quelle inniger Seligkeiten war, die ihr Glück verhießen, war ihre Religion, die das Lächeln der Hoffnung trug, wie ein Hymnus des Dankes an das Leben und an das geheimnißvolle Wesen, welches dasselbe verleiht; aber indem sie ihre theuersten Aussichten verlor, empfand Beata das Bedürfniß aller unglücklichen Herzen, das Bedürfniß eines verschwiegenen und theilnehmenden Freundes. Durch die Gebräuche der Welt, durch Langeweile und durch das Schauspiel kirchlicher Feierlichkeiten, welche in Venedig mit großer Pracht vollzogen wurden, zur Kirche hingezogen, fand schließlich Beata eine Beruhigung in ihr, welche sie nicht geahnet hatte. Die öffentlichen Gebete, indem sie aus dem Munde des Priesters in den der Gläubigen übergehen, welche deren Accente wiederholen, theilten ihrer Seele einen heilsamen Schauer mit, der sie erquickte.

An einem Tage der Charwoche des Jahres 1795, befand sich Beata in der Kirche St. Geminiano beim St. Markusplatze, gegenüber der Basilica. Es mochte fünf Uhr des Abends sein. Der Tag sank und die Dunkelheit verbreitete sich schon in den beiden Seitenschiffen, wo das größte Schweigen herrschte. Einige hie und da in den besondern Kapellen angebrachte Lampen gaben ein zweifelhaftes Licht, welches die Andacht, die man suchte, noch erhöhte.

Es waren nur noch wenig Leute in der Kirche, als eine Anzahl Frauen von einer hinter dem großen Altar befindlichen verhangenen Emporkirche herab, leise einen Lobgesang an die Jungfrau Maria zu zwei Stimmen zu singen begann, der von

der köstlichsten Wirkung war. Ein anderes ebenfalls unsichtbares Frauenchor, welches sich auf einer ähnlichen Tribüne der entgegengesetzten Seite befand, antwortete durch eine Gegenstrophe, welche den Sinn der ersten ergänzte. So führten diese beiden Chöre wechselsweise Zwiegespräche mit einander, vermischten ihre Stimmen, um sich abermals zu trennen, und vereinigten sich von Neuem zu einem ganzen Tonstücke voller Innigkeit und frommer Salbung. Beata, welche in einem Kirchstuhle hinter einem Pfeiler kniete, der sie den Blicken entzog, lauschte den jungfräulichen Stimmen, während sie sich einer frommen Träumerei überließ, die nicht ohne Reiz für sie war. Ihr Herz immer von demselben Gegenstand erfüllt, eignete sich unschuldsvoller Weise den Sinn der heiligen Worte zu und schwoll unter der Last des unsterblichen Schmerzes. „Mein Gott"! rief sie, „hab' auch mit mir Erbarmen"! Bei diesen von Seufzern unterbrochenen Worten, faltete Beata ihre Hände und blieb, während ihr Gebetbuch zu Boden fiel, einige Secunden in einer Art Begeisterung versunken, welche in ihrer betrübten Seele einen flüchtigen Strahl der Hoffnung und Barmherzigkeit erweckte. Endlich erhob sie sich, gestärkt durch das Gefühl, das sie durchdrungen hatte, als sie, ihr Gebetbuch vermissend und es suchend, neben sich Lorenzo erblickte, der weinend dieses Buch der ewigen Liebe, dessen er sich während ihres Gebetes bemächtigt hatte, an sein Herz drückte. Er war im Begriff sich ihr zu nähern, mit ihr zu reden, als er durch einige Bekannte der Signora, die sie grüßten und mit ihr die Kirche verließen, daran verhindert ward.

Vierzehn oder zwanzig Tage nach diesem Vorfall, den 2. April 1795 (denn der Chevalier hatte diesen denkwürdigen Datum in ein Medaillon fassen lassen, das er Tag und Nacht am Halse trug), hielt Lorenzo mit einer Gondel auf dem Canale Grande, beinahe dem Zimmer Beatens gegenüber. Er hatte mehrere Mal versucht sie zu sehen, aber immer vergebens, auch

war er noch im Besitz des Gebetbuches, das er übrigens bis zu seinem letzten Seufzer behalten sollte. Es war Morgens zwei Uhr vorbei. Das Leben der Hauptstadt des Vergnügens und der lärmenden Freuden begann zu verlöschen. Auf den schweigenden Lagunen hörte man nur noch das Plätschern schlaftrunkner Wellen, welche sich an den Marmorstufen brachen, die ihrem Andrängen Widerstand leisteten. Luna ergoß auf den Canalazzo ein durch den Vorhang beweglicher Wolken nur noch gedämpftes Silberlicht, welche sie wie eine Neuvermählte, die sich zögernden Schrittes dem hochzeitlichen Bette naht, begleiteten. Der Frühlingshauch der Atmosphäre, das Schweigen, die mit Sternen besäete Nacht, die sich am Himmelsgewölbe ergötzten, die zahlreichen mit zierlichen Statuetten geschmückten Palläste, welche ihre Schatten in die Gewässer des Canals warfen, einige Leuchten, deren bleiches Licht in der Ferne den Landungsplatz der Piazzetta bezeichnete, von der andern Seite die Brücke des Rialto, — Alles dies zusammen gewährte ein fremdartiges und phantastisches Bild, welches der Seele ein unaussprechliches Gefühl des Sehnens und rührender Schwermuth mittheilte. Lorenzo in seiner Gondel verborgen, hatte die Augen auf den Balcon Beatens gerichtet, der mit Blumen geschmückt war. Er erspähete die kleinste Bewegung und schien das Vorgefühl von irgend einer Gunst des Schicksals zu haben, als er das Fenster, welches auf den Balcon ging, sich langsam öffnen sah. Es war Beata, welche im langen weißen Nachtgewand, mit herabhängenden über ihre schönen Schultern fallenden Haaren, die Frische der heitern Nacht zu athmen heraustrat. Auf die Brustlehne des Balcons gestützt, blieb sie mehrere Minuten auf den Canal herabgebogen und wie in einem einzigen Gedanken versunken. Man hätte sie für eine von der Allmacht des Gefühles erzeugte himmlische Erscheinung halten können. Dann zog sie sich vom Balcon zurück und setzte sich am Eingang ihres Zimmers auf einen Stuhl, so daß Lorenzo aus dem

Innern der Gondel nur noch die wallenden Falten ihres weißen Gewandes sehen konnte. Der sanfte Ton eines Saiteninstruments ließ sich alsbald vernehmen, und verlieh, so zu sagen, dem Schweigen seine harmonische Sprache. Beata hatte ihr Violoncell ergriffen, das sie, wie wir schon gesagt haben, mit vieler Grazie spielte, und nach einem zarten Vorspiel ergoß sich ihr überströmend Herz in jene Klage der Liebe und der entflohenen Jugend:

Nel cor più non mi sento
Brillar la gioventù.
Amor, del mio tormento,
Amor, sei colpa tu!

Im Herzen fühl' ich nicht mehr
Schimmern die Jugend.
Liebe, von meiner Qual,
Liebe, bist du die Schuld!

Diese bewundernswürdige Melodie von Paesiello *) drang aus der Brust Beata's in accentuirten Tönen, welche sich in den Raum ergossen, wie ein Wohlgeruch der reinsten Seele, die jemals war. Außer sich vor Wonne bei den Tönen der geliebten Stimme, die er seit seiner Reise nach Padua nicht gehört hatte, trat Lorenzo aus der Gondel hervor und antwortete sogleich:

Ti sento, si, ti sento,
Bel fior di gioventù!
Amor, del mio tormento,
Amor, sei colpa tu!

Dich fühl' ich, ja, dich fühl ich,
Schöne Blume der Jugend.
Liebe, von meiner Qual,
Liebe, die Schuld bist du!

---

*) Aus der Oper La Molinara, in Neapel 1786 componirt.
(Anmerk. d. Verf.)

Lorenzo hatte kaum den zweiten Vers nach derselben Melodie Paesiello's beendigt, als er einen gellenden Schrei ausstoßen hört, der von einem dumpfen Lärm, als ob etwas zu Boden gefallen sei, begleitet war. Er springt aus der Gondel die Stufen hinan, die große Treppe des Pallastes Zeno hinauf, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen und stürzt in das Zimmer Beata's, die er ohnmächtig auf ihrem Stuhle findet, zu ihren Füßen das ihren Händen entfallene Instrument. Er nimmt sie in seine Arme, streicht ihre schönen blonden Haare zurück und drückt seine bebenden Lippen auf ihren göttlichen Mund. O mein Gott! wer vermag zu sagen, was die zwei Herzen empfanden, indem sie ihre Seufzer in einen unauslöschlichen Kuß mischten!

Beata erwacht jedoch und indem sie ihre Augenlider ein wenig aufschlägt, erkennt sie Lorenzo, der sie in seine Arme preßt. Sie springt auf und stößt seine Umarmung mit Unwillen von sich.

„Feigling Du"! schreit sie, „wer hat Dir erlaubt, die Schwelle dieses Zimmers zu betreten? Hältst Du mich für eine Vicentina, daß Du mich so zu erniedrigen wagst? Du hast noch nicht gelernt, eine Gentildonna von einer öffentlichen Straßensängerin zu unterscheiden! Ingannatore"! fügte sie leise, in Thränen zerfließend, hinzu.

Lorenzo betroffen, wußte nicht, was er auf diese niederschmetternde Anrede antworten sollte. Er sank auf einen Stuhl, und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, fing er, ohne eine Wort hervor zu bringen, zu weinen an.

„Verzeihen Sie mir, Lorenzo", sagte jetzt Beata, nun selbst gerührt von dieser stummen Sprache, „verzeihen Sie die bittern Worte, die mir entschlüpften ... Aber sagen Sie mir,

wer hat Sie hierzu ermuthigt? Wie konnten Sie in dieser Stunde hier heraufkommen, und was wollen Sie von mir"?

„Was ich von Ihnen will"? antwortete Lorenzo schluchzend. „Ach! können Sie mich fragen. Seit beinahe einem Jahre irre ich um diesen Pallast, ohne hineindringen zu können. Der Schrei, den ich aus diesem Zimmer dringen hörte, ließ mich irgend ein Unglück fürchten, ich eilte herbei, auf die Gefahr, Ihnen zu mißfallen und das einzige Gut zu verlieren, das mich noch an das Leben fesselt".

„Ich danke Ihnen", antwortete Beata mit mehr Ruhe; „aber Sie haben eine große Unklugheit begangen: denn wenn mein Vater Sie hier überraschte, würden Sie verloren sein".

„Nun! so überrasche er mich denn, so werfe er mich zum zweiten Male aus seinem Pallast, so lasse er mich von seinen Sbirren verfolgen und in einen Brunnen der Tyrannei des Patricierthums werfen! Alles will ich freudig tragen ... wenn Sie Mitleid mit meinen Leiden haben. Beata, Engel meines Herzens, theurer und einziger Gegenstand meiner Gedanken, Sie, die mich aus der Tiefe gezogen und in die reinen Regionen des Lebens eingeführt haben, sprechen Sie ein Wort, und ich kehre in das Nichts zurück, dem Sie mich entrissen haben ... denn ich bete Sie an".

Erstaunt über eine für sie so neue Sprache, die alle Fibern ihrer Seele in Bewegung setzte, stand Beata stumm und wie berauscht von Seligkeit; endlich ein Schweigen brechend, das ihr lästig ward, sagte sie mit schmachtender Stimme:

„Undankbarer, Sie denken nur an Sich"!

Bei diesem, der Zärtlichkeit Beatens entschlüpften Geständniß, hielt sich Lorenzo nicht länger, er sprang auf und rief voll Entzücken: „Gott des Himmels! habe ich recht gehört? Du

hassest mich nicht, hast Mitleid mit mir, Beata! Das Schauspiel meiner Liebe ist Dir also nicht gleichgültig? O! wenn es wahr ist, daß Du mehr als Mitleid für mich fühlst, wenn Dein Herz nicht unempfindlich bei den Wünschen blieb, die ich, seitdem die Vorsehung mich zu Deinen Füßen führte, hegte, wenn Du die Anbetung einer Seele, die ganz mit Deinem Bild erfüllt ist und Dir bis in dem Tod ergeben bleibt, nicht zurück stößest, wohl! so folge mir, laß uns fliehen, uns auf fremder Erde einen Zufluchtsort suchen, einen stillen Winkel, wo es mir erlaubt ist, Dir mein Leben zu weihen. Ich bin jung, habe einiges Talent, ich werde arbeiten, werde suchen aus meinen Fähigkeiten so viel zu ziehen, um Deine Tage zu verschönen. Komm, laß uns ziehn, und möge die Liebe uns einem glücklichen Hafen zuführen"!

Lorenzo umfaßte bei diesen letzten Worten Beata, welche aus Schwäche und Wonne ihren lieblichen Kopf auf die Schulter ihres Geliebten lehnte. Nach einem Augenblick schweigenden Entzückens entwand sich Beata der süßen Umarmung, indem sie sagte:

„Ach! das ist ein schöner unerreichbarer Traum. Sie vergessen, Lorenzo, daß ich die Tochter des Senator Zeno bin".

„Das ist wahr", antwortete der Chevalier Sarti, von dieser Bemerkung gekränkt, „und ich vergaß auch, daß in dem Herzen einer Gentildonna Alles den Vorurtheilen der Kaste untergeordnet ist".

„Sie wollen wahrscheinlich sagen, dem Gefühl der Ehre", erwiederte Beata stolz. „Sie haben Verstand, Lorenzo, Kenntnisse, eine lebhafte Einbildungskraft und edle Gesinnungen, die mir eine Theilnahme für Sie eingeflößt haben, die ich nicht verbergen will; aber es wird Ihnen nicht schwer werden zu be-

greifen, welche Pflichten die Tradition einer berühmten Familie einer Frau auferlegt. Ich weiß nicht, was ich thun würde, wenn ich nur meinem Gewissen Rechnung über meine Handlungen abzulegen hätte; aber ich bin ein Kind Venedigs, das unter seinen Vorfahren einen Dogen der Republik zählt".

„Ich begreife sehr wohl, Signora", sagte Lorenzo mit einer Mischung von Ironie und Bewegung, „daß der Sohn Katharina Sarti's nicht würdig ist nach dem Glück zu streben, das dem Chevalier Grimani rechtlich zugehört. Arm und ohne Vorfahren, kann ich Ihnen nur ein ergebenes Herz und eine grenzenlose Liebe bieten. Ach! warum sind Sie nicht die Tochter eines Schiffers, oder warum kann ich nicht den Thron Venedigs zu Ihren Füßen legen, Sie würden dann sehen, ob mein Herz nach dem Urtheil der Menschen fragt. Sie sind es, Beata, die ich anbete, nicht der Name, den Sie tragen. Kein feiges Begehren nach Ehre und Reichthum besudelt die Reinheit meiner Gefühle".

„Sie mißverstehen den Sinn meiner Worte", erwiederte die edle Tochter des Senators betrübt, daß Lorenzo ihr so engherzige Gesinnungen zutrauen konnte. „Ohne mich über die Frauen meines Standes erhaben zu glauben, weiß ich doch die Heiligkeit einer Neigung zu fassen und den Werth, den man darauf legen soll. Der Chevalier Grimani hat nur ein Recht auf meine Achtung, und wollte Gott, ich wäre im Stande, die edlen Eigenschaften, die ihn auszeichnen, besser zu würdigen"!

„Wohl denn"! entgegnete Lorenzo mit verdoppelter Zärtlichkeit, indem er von Neuem Beata umfing und sanft auf den Balcon führte, wer hindert uns, und warum der Liebe widerstehen, die uns zu Seligkeiten einladet? Giebts ein höheres Glück auf Erden, als das zweier Seelen, die eine göttliche An=

ziehungskraft, trotz menschlicher Hindernisse, vereinigt hat? Ist es nicht die Vorsehung, welche mich aus meiner armen Wiege nach Villa Cadolce führte? In dieser schönen Christnacht, wo ich in Deinen sanften Augen den Stern meines Schicksals glänzen sah? Du hast mein Herz mit Deinen frommen zarten Händen geformt, Du hast Dein Bild hinein gegraben und hast es mit Deinen Harmonieen erfüllt. Ich bin nur ein Echo, eine stumme Gestalt, belebt von einem Strahl Deiner bezaubernden Grazie, wie jener Coloß des Alterthums, den ein Blick Aurorens beredt machte. Sprich Beata, damit ein Hauch Deiner Seele die meinige befruchte und mir den Himmel öffne. Nichts ist schön, nichts ist groß, nichts ist süß, als die Liebe".

Lorenzo zitterte, als er diese Worte mit leiser Stimme sprach. Beata auf den Balcon gestützt, verbarg den Kopf in ihren Händen, wie um sich besser gegen die Verführung einer so süßen Sprache zu sichern. „Ach! dieses Glück"! ... sagte sie, indem sie einen Seufzer ausstieß und während sie diese keusche Regung langsam in sich sog, setzte sie hinzu: „Und die Pflicht, Lorenzo, und mein Vater, der vor Kummer sterben würde"! ...

Der Chevalier war über diesen Ausruf ein wenig betroffen, der die Angst Beatens verrieth, die zwischen der Stimme des Gewissens und der Wahl ihres Herzens entscheiden sollte. Bei jeder andern Gelegenheit hätte Lorenzo in der Klage des edlen Mädchens verborgene Zärtlichkeit und Erhabenheit des Gefühls entdeckt; aber, jung wie er war und von Leidenschaft geblendet, entgegnete er heftig: „Wenn der Senator Zeno seine Tochter etwas mehr liebt als seine Vorurtheile, wird er nicht lange der Stimme der Natur widerstehen. Sprich also, brich das unselige Schweigen, das Dich verzehrt, habe den Muth zu Deinen Gefühlen, und laß Dich nicht den vorgeblichen geselligen Con=

venienzen aufopfern, diesem Gerüste der Ungerechtigkeit und Falschheit, hinter welchem sich der unversöhnliche Familienstolz verbirgt. Wenn Gott nicht in den Grund unseres Herzens eine unerschöpfliche Quelle edler Begeisterung gelegt hätte, die dem Verstande die Ahnung des Unendlichen mittheilt; wenn die Freiheit der Seele, von wo aus uns die Erkenntniß des Rechten und Schönen kommt, nicht glücklicher Weise vor dem Willen geschützt wäre; wenn Dichtkunst und Liebe nicht fortwährend gegen Realität und die Künste der Vernunft anstrebten, wäre seit Langem die Welt nur eine Räuberhöhle. Sprich, Beata, schüttle das Joch eitler Vorurtheile ab, folge den Rathschlägen des Herzens, die nimmer trügen, überlaß Dich der Liebe, dieser mächtigsten Gebieterin über Leben und Tod, die allein uns das Reich entzückender Träume und göttlicher Dichtung öffnen kann"!

Beata hörte diese verführerische Sprache, wie eine ferne Musik, die, ohne etwas Bestimmtes auszudrücken, sie mit süßer Verwirrung erfüllte. Diese Mischung von Einbildungskraft und Gefühl, jugendlicher Begeisterung und Zartheit, unfreiwilligen Irrthümern und moralischen Wahrheiten der erhabendsten Art, welche den Geist des Chevalier Sarti auszeichneten, entzückten die Jungfrau und schläferten ihre Wachsamkeit ein, ohne sie völlig zu überzeugen.

Beata blieb unbeweglich in derselben Stellung, ohne ein Wort zu sprechen. Lorenzo neigte sich zu ihrem Ohre, zog ihre beiden Hände, mit denen sie sich das Gesicht bedeckte, herab, und indem er auf den schimmernden Mond zeigte, der von einem Heer von Sternen, die ihm zu lächeln schienen, umgeben war, sagte er: „Sieh, Beata, diesen leuchtenden Himmelskörper, der auf uns sein wohlthätiges Licht wirft, sieh diese Sterne, die das unendliche Firmament bedecken, und deren Zahl und Nutzen

der menschliche Geist noch nicht hat ermessen können, betrachte diese Gestirne, die im Raume aufsteigen, wie die Saiten einer Lyra, von Saturn bis zum Mercur, welcher die höchste Note in der Harmonie der Sphären zu bilden scheint; jenes Siebengestirn endlich, das dem Seefahrer zur Richtschnur auf der weiten Einsamkeit der Meere dient, und welches der Schäfer seit Jahrhunderten mit Freude betrachtet. ... Nun denn! ich denke, daß dieses dort Gruppen seliger Seelen sind, die durch die Liebe gereinigt, in die göttlichen Wohnungen aufgenommen wurden! Die Legende von Silvio und Nisbe, die meine Kindheit erfreute; die der Prinzessin Lesbina, die wir zusammen im Theater St. Samuel aufführen sahen; jene Feenmärchen und Erfindungen des goldnen Zeitalters, von denen alle Völker der Erde das Andenken bewahrt haben, sollten sie nicht Ahnungen einer erhabenen Wahrheit sein, die der Mensch einst durch die Bemühungen seines Geistes bestätigen soll? Ach! Alles beweist es, Dichtkunst, Geschichte, die Religionen und die Philosophie: Liebe, die uns die Pforten des Lebens öffnet, ist auch das letzte Ziel unserer Bestimmung. Beata, Grazie, geliebter Engel meines Herzens, stoße meine Bitten nicht zurück und sprich das höchste Wort des Daseins aus, damit, wenn es Deinen Lippen wie ein ätherischer Lichtstrahl entschlüpft, es für uns die Morgenröthe eines ungetrübten Tages voll ewiger Seligkeiten werde. Komm, laß uns fliehn, daß nicht die gesegnete Stunde enteile, und vertraue der Liebe"!

Kaum hatte Lorenzo zu sprechen aufgehört, als die Dienerin Therese, welche nie vor ihrer Gebieterin zu Bett ging, plötzlich ins Zimmer stürzte, indem sie entsetzt ausrief: „Signora, Seine Excellenz, Ihr Vater kommt". Ein Augenblick der äußersten Bestürzung folgte, während welchem der Chevalier, der nicht wußte, wie er sich den Blicken des Senators, wenn er in seiner Tochter Zimmer kommen würde, entziehen sollte,

unbeweglich auf seinem Platze stand; dann, indem er auf die Balustrade sprang, setzte er einen Fuß auf den äußern Rand des Balcons, der auf den Canal ging. Beata zitterte, und Lorenzo war nicht weniger erschüttert, während die arme Therese sich vor der Thür ihrer Herrin auf der Lauer hielt. Indessen ward der dumpfe Ton der Fußtritte des Senators auf den langen Gängen immer deutlicher; man mußte einen Entschluß fassen: entweder Beatens Vater kühn entgegen treten und ihm Alles gestehen, oder sich hinter dem Fenster verbergen, das man zuschließen konnte, denn es gab kein Mittel, durch einen andern Ausgang zu entkommen. In einer so kritischen Lage hatte Lorenzo, der sich immer noch an der Balustrade, auf dem äußersten Rand des Balcons festhielt, nur mit dem Gedanken beschäftigt, die Ehre und die häusliche Ruhe des edlen Geschöpfs, dem er zu nahe getreten war, zu retten, einen plötzlichen Einfall, der ihn wie ein Blitz durchzuckte. Seinen kleinen Mantel von sich werfend, wartete er bis man an die Thür klopfte und stürzte sich dann vom Balcon in die tiefen Gewässer des Canals.

Beim Geräusch des Sturzes stieß Beata einen durchdringenden Schrei aus und sank ohnmächtig nieder. Ihr Vater, welcher einen Augenblick später eintrat, und Alles errathen hatte, eilte ihr zu Hülfe und drückte sie an sein Herz, indem er mit gerührter Stimme zu ihr sagte: „Willst Du mich denn vor Kummer tödten, meine Tochter"?

Bei diesen Worten sank der Senator auf den Stuhl, den Beata an den Balcon gerückt hatte. Diese warf sich, heiße Thränen vergießend, zu den Füßen ihres Vaters und umarmte seine Kniee, ohne ein Wort hervorbringen zu können; aber aus ihrer vor Scham, kindlicher Achtung und vor Liebe zu Lorenzo beklommenen Seele, der sich für sie geopfert, und den sie auf

immer verloren glaubte, schienen dieselben Töne zu bringen, welche der göttliche Sänger in einer fast ähnlichen Lage der Desdemona geliehen hat:

Se il padre m' abbandona,
Da chi sperar pietà?

Wenn der Vater mich verläßt,
Von wem soll ich Mitleid hoffen?

IX.

Das letzte Carneval der Republik Venedig.

IX.

Das letzte Carneval der Republik Venedig.

Die französische Armee rückte mit großen Schritten in Italien vor und verbreitete in Folge einer Reihe denkwürdiger Gefechte Schrecken unter den wider den Geist der Revolution verbündeten Mächten. Venedig, von der einen Seite von Oesterreich, welches die Pässe von Tyrol bewachte, und von der andern Seite von dem Heere Bonapartes bedroht, welches schon seine Provinzen des Festlandes berührte, war noch immer unschlüssig und verlangte seine zweideutige Neutralität von so mächtigen Gegnern respectirt zu sehen. Seine Staatsmänner, im Rath ergraut und in den Geheimnissen der alten Politik Europas genährt, bemühten sich, diplomatische Ränke zu schmieden, während der Feind schon vor dem scäischen Thore war. Sie ahneten nicht, diese Rathsherren vom goldnen Buche, daß der Keim des Verfalls seit langer Zeit in der der Venus theuern Stadt, im glorreichen Sitz der Dogen wucherte.

Unter den Fremden, welche ein öffentlicher Character begünstigte, war damals in Venedig ein gewisser Villetard, französischer Gesandschaftssecretair. Lallemand war in der Eigenschaft eines Gesandten auf d'Henin gefolgt, der der erste Repräsentant der französischen Republik bei der Signoria von

St. Marco war. Jung, ehrgeizig, ein feuriger Verbreiter der neuen Ideen, welche er für bestimmt hielt, die Welt umzugestalten, hatte Villetard die Eigenschaften und die Fehler eines fanatischen Kopfes. Er hatte alle unzufriedene Gemüther an sich gezogen und um sich her versammelt und sich zum Oberhaupt einer heimlichen Opposition aufgeworfen, welche, Dank sei es den Siegen der französischen Armee, jeden Tag gefährlicher ward. Man hat wohl die geheimnißvolle Person nicht vergessen, welche Lorenzo in einem Kaffee des St. Markusplatzes bei seiner Ankunft in Venedig 1790 traf, und welche er in Padua, die Nacht vor dem Studentenaufstand, wiedersah. Es war ein edler Venetianer, Namens Zorzi, ein Jugendfreund von Angelo Quirini, dem Senator und großen Gelehrten, dessen politische Ansichten er theilte. Zorzi gehörte zu jener kleinen Anzahl aufgeklärter Denker, welche nächst Paul Renier, dem vorletzten Dogen der Republik, im Jahre 1762 versucht hatten, die alte Verfassung umzugestalten, und besonders die Macht des Rathes der Zehn zu beschränken. Ihr Bemühen wurde durch die Beredtsamkeit Marco Foscarini's, des berühmten damals herrschenden Dogen von Venedig erfolgreich bekämpft. Zorzi, von großen Geistesgaben, war viel gereist und hatte von seinen abenteuerlichen Wanderungen durch Europa kühne Ansichten und ein geschmolzenes Vermögen in sein Vaterland zurückgebracht. Er hatte den Vater des Chevalier Sarti gekannt und war mit Villetard verbündet, dessen Absichten er diente.

Zorzi war aufrichtig in der Opposition, die er gegen die Regierung der Signoria an den Tag legte, und obwohl er dringend eine Reform der alten Verfassung der Patricierrepublik wünschte, war er doch weit entfernt zu begehren, daß man an die Unabhängigkeit seines Vaterlandes Hand anlege. Es war ein edler Geist, vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit einer Umschmelzung der alten menschlichen Gesellschaft. Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und die französische

Revolution, die eine Folge derselben war, waren für Zorzi wie für Villetard das Aufgehen eines neuen Ideals von Gerechtigkeit, das man durch Ueberredung oder Gewalt verwirklichen müsse. Die Anschläge Villetards und seiner Anhänger waren der Wachsamkeit der Staatsinquisitoren nicht entgangen. Mehrere Male war der Rath der Zehn im Begriff gewesen, ihn sowohl, als Zorzi und die jungen Leute, die er geworben hatte, verhaften zu lassen; aber man fürchtete den Zorn Frankreichs, das man schonen wollte, um es leichter zu betrügen. Man wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, auf einen Verlust der siegreichen Armee, um Hand an die Anzahl dieser Aufrührer zn legen, die man nicht einen Augenblick aus den Augen ließ.

Der Chevalier Sarti hatte sich glücklich aus der Gefahr gerettet, der er nach dem Besuch bei Beata in jener denkwürdigen Nacht entgegen ging. Er hatte nur seiner Liebe Gehör gegeben, als er sich vom Balcon herab in den Canale Grande stürzte; denn als ein unerfahrener Schwimmer würde er wahrscheinlich der Anstrengung, das jenseitige Ufer zu erreichen, erlegen sein, wenn ihm nicht ein Schiffer, der mit Früchten handelte, zu Hülfe gekommen wäre, und ihn fast sterbend nach seiner Wohnung della Giudecca gebracht hätte. Der Chevalier, von der heftigen Erschütterung durch einige Tage Ruhe wiederhergestellt, befand sich in einer der peinlichsten Lagen seines Lebens. Nicht allein mußte er fürchten, daß der Senator Zeno, wenn er erfuhr, daß er es gewagt habe, sich in das Zimmer seiner Tochter einzuführen, ihn ohne weitern Proceß in irgend einen Kerker werfen ließ, wie das in Venedig bei schwierigen Fällen geschah, sondern er sah auch ein, daß Beata für ihn verloren sei, wenn die politischen Ereignisse, die sich nach Außen vorbereiteten, nicht die Heirathsprojecte der beiden adeligen Familien vernichteten. Entschlossen, nur mit dem letzten Hauche seines Lebens der Hoffnung, die Frau zu besitzen, die er anbetete, zu entsagen, ließ sich Lorenzo von den Schwierigkeiten, die ihn von

allen Seiten umgaben, nicht abschrecken. Er beschloß, Beaten auf irgend eine Weise wieder zu sehen, noch einmal in den Pallast ihres Vaters zu dringen und sie, wenn es möglich wäre, sogar zu entführen. Ein einziger Zweifel hielt ihn zurück. Ward er von der Gentildonna heiß genug geliebt, um ihre Einwilligung zu einem so außerordentlichen Schritte zu erhalten? Hatte er nicht noch ganz neuerdings Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß dieses schöne, liebliche Gemüth, welches der größten Opfer und Entsagung fähig war, zu viel Hoheit und zu wenig Entschlossenheit besaß, um der öffentlichen Meinung zu trotzen und den Pflichten ihres Standes zu entsagen? Die Denkart des Chevalier Sarti, seine Jugend und die Leidenschaft, die ihn verblendete, erlaubten ihm nicht, sich über die verschiedenartige Mischung in Beatens Character Rechnung abzulegen. Konnte für eine feurige Einbildungskraft, welche, durchglüht von Plato, Dante und Rousseau, die Liebe als die Quelle aller Größe und jeder Glückseligkeit betrachtet, konnte es eine andere Pflicht geben, als die, dem Drange des Herzens zu folgen?

Lorenzo ging eines Tages auf dem Kai der Slavonier (riva dei Schiavoni) spazieren, indem er über seine traurige Lage und die Mittel nachdachte, Beaten wieder zu sehen, als er von einem Facchino oder Diener gestoßen ward, der entschuldigend zu ihm sagte: Perdono excellenza, und seinen Weg fortsetzte, indem er den Refrain eines alten Volksliedes vor sich hin sang:

Sulla riva dei Schiavoni
La si mangia i bonbocconi.

„Auf dem Kai der Slavonier
Ißt man gute Bissen“,

In seine Betrachtungen vertieft, hatte der Chevalier kaum auf diesen Vorfall gemerkt, als er von demselben zurückkehrenden Individuum gestoßen ward.

„Balordo", rief jetzt der Chevalier unmuthig, „siehst Du denn nicht!"

„Ei! excellenza, das könnte ich zu Ihnen auch sagen", erwiederte der Facchino, indem er geheimnißvoll die dicken Augenbraunen zusammenzog.

Als er auf die Strohbrücke (ponte della Paglia) kam, sah sich der Mann um, als wolle er sich überzeugen, ob man ihm gefolgt sei. Der Chevalier kannte die Sitten Venedigs zu gut, um nicht zu errathen, daß dieser Mann ihm etwas mitzutheilen habe. Nachdem er ihn auf der Strohbrücke eingeholt hatte, welche eine der ältesten von Venedig ist, wartete der Facchino auf ihn, indem er that, als ob er die Seufzerbrücke betrachtete, welche den herzoglichen Pallast mit den Gefängnissen verbindet.

„Was willst Du von mir"? sagte der Chevalier leise zu ihm.

„Ich betrachte diesen Bogen, so richtig ponte dei sospiri genannt", entgegnete der Mann des Volks, als ob er die Frage des Chevalier nicht verstanden habe, „ein finsterer kurzer Uebergang vom Leben zum Tode, an dessen Eingang man mit bronzenen Buchstaben schreiben sollte:

„Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore."

„Der Eingang bin ich zu der Stadt der Trauer,
Der Eingang bin ich zu dem ew'gen Schmerze".

(Dante, Hölle, Gesang III, Vers 1 - 2. Philalethes.)

„Ich sehe, daß Du mich kennst", sagte der Chevalier, „sprich, was hast Du mir zu sagen"?

„Ich habe Ihnen nichts zu sagen, excellenza, es wäre denn, daß das Leben kurz ist und sichs in der Freiheit besser lebt, als im Schatten dieses alten maurischen Pallastes".

„Hältst Du mich für una spia, einen Spion des Rathes der Zehn, daß Du Dich wie ein Orakel ausdrückst?"

antwortete der Chevalier ungeduldig. „Wer schickt Dich und was ist Dein Auftrag?“

„Mein Auftrag ist, Euch zu benachrichtigen, sich vor den Klauen des Löwen zu hüten, der um so reizbarer ist, als er sein Alter fühlt. In der Zeit, in der wir leben, ist es gut, Freunde zu haben“.

„Ich bin um nichts weiter“, entgegnete Lorenzo mit etwas sorglicher Miene, „und Deine Räthsel sind für mich noch immer unauflöslich“.

„Wenn Ihr neugierig seid, mehr zu wissen, signor cavaliere“, erwiederte der Facchino mit entschiedenem Ton, „braucht Ihr mir nur zu folgen“.

Verwundert über diese Einladung, wußte Lorenzo anfangs nicht, was er antworten sollte. Er ging die Strohbrücke hinab, indem er mechanisch den Schritten des Facchino folgte, dessen vorsichtige Sprache und die so passend angebrachten Verse eine bessere Erziehung verriethen, als die eines Mannes aus dem Volke. Er konnte ein Abgesandter der Inquisition sein, geschickt, ihm eine Falle zu legen, oder ein verkappter Anhänger der Feinde der Republik, welcher, wenn er die mißliche Lage des Chevalier kannte, ihn zu irgend einem geheimnißvollen und strafbaren Unternehmen verleiten wollte. Diese Betrachtungen durchkreuzten die Gedanken Lorenzo's, als er sahe, daß der Mann bei dem Landungsplatze an der Strohbrücke eine Gondel nahm, hineinstieg und ihm ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Der Chevalier zauderte und schien ein wenig mit sich zu Rathe zu gehen. Indem er jedoch an die zwei Verse der Divina Comedia dachte, die der Unbekannte augenscheinlich nur angeführt hatte, um sein Vertrauen zu gewinnen, überließ er sich seinem guten Stern und schlüpfte in die Gondel des Facchino.

Die Gondel glitt rasch wie ein Pfeil dahin, indem sie die schweigsamen und trüben Gewässer der engen Canäle durchschnitt. Nachdem sie mit Vogelschnelle von der Seufzerbrücke

sich entfernt und einen großen Umschweif gemacht hatte, wie eine Schwalbe, welche, nachdem sie lange Zeit ihre Beute verfolgt hat, einen sichern Ort sucht, um niederzuschießen, landete die Gondel endlich vor einer kleinen niedrigen Thüre, die eine Weinrebe umspann. Auf ein gegebenes Zeichen öffnete sich die Thür vorsichtig, und beide, Lorenzo und sein Begleiter, stiegen eine schlecht erhellte Marmortreppe hinauf, deren Platten von der Zeit abgenutzt waren. Sie wurden in einen Salon von bescheidenem Ansehn geführt, in dessen Mitte ein großer Tisch stand, der mit einem geblumten Teppich und mit Büchern und Papieren bedeckt war. Einige alte mit Wappen verzierte Sessel, welche eine entschwundene Pracht, und Ansprüche auf einen historischen Ursprung vermuthen ließen, waren um den Tisch geordnet; Landkarten und Bildnisse berühmter Personen, unter denen man das des Fra-Paolo *) bemerkte, des großen Geschichtsschreibers des Tridentiner Concils, waren an den getäfelten Wänden aufgehangen, und vervollständigten die Umgebung eines gelehrten, ehemals reichen Mannes, der Schicksale gehabt haben mußte.

„Setzen Sie sich einen Augenblick, mein Herr Chevalier, sagte der Facchino, indem er ihm einen Sessel bot, „und Sie werden sich bald überzeugen, daß ich das Zutrauen verdiente, das Sie mir schenkten, indem Sie mir hierher folgten".

Indem er so sprach, hob er einen sammetnen Vorhang auf und verschwand.

Als sich Lorenzo allein sah, musterte er mit den Augen die verschiedenen Gegenstände, welche den Hausrath des Salons ausmachten, und suchte den Charakter Desjenigen, bei dem er sich befand, und den Ausgang des Abenteuers, in das er verwickelt war, zu errathen, als sich der Vorhang von Neuem

*) Sarpi. (Anmerkung des Uebersetzers.)

aufthat, und er einen Mann eintreten sah, der mit großer Herzlichkeit zu ihm sagte:

„Nun! da sind Sie ja endlich, mein lieber Chevalier! Wissen Sie auch, daß ich Sie seit beinahe zehn Tagen in allen Winkeln Venedigs suche? Wahrhaftig, mir ward bange um Sie, denn wir leben in einer Zeit, wo der Canal Orfano das beste politische Instrument unserer hohen und höchsten Herren ist. Ma, pazienza . . .“ setzte er etwas leiser hinzu, indem er dem Chevalier die Hand reichte und ihn zum Sitzen nöthigte.

Der Unbekannte, der sich mit so wenig Zurückhaltung über das Gouvernement der Republik aussprach, war derselbe edle Venetianer, Namens Zorzi, von dem wir weiter oben gesprochen haben, und den Lorenzo seit der Begebenheit von Padua nicht wieder gesehen hatte. Es war ein Mann von einigen sechszig Jahren, dessen bedeutungsvolle Gesichtszüge ungewöhnliche Umsicht und Willenskraft verriethen. Dünne, zusammengepreßte Lippen, eine kurze, vom Nachdenken gefurchte Stirn, schöne schwarze Augen, deren Flamme unter einem vielversprechenden Bogen funkelten, eine nervige, biegsame Gestalt und ausgezeichnete Manieren, bildeten ein Ganzes, welches fesselte und den Eindruck von einem politischen Menschen machte, welcher nicht gesonnen schien, sich wegen der Führung der Dinge dieser Welt auf die Vorsehung zu verlassen.

„Wahrscheinlich komme ich Ihren Gedanken entgegen, wenn ich Ihnen den Schritt erkläre, den ich in Betreff Ihrer thue“, sagte Zorzi zu Lorenzo, welcher ihn in der That mit einer gewissen Aengstlichkeit anhörte. „Als Jugendfreund Ihres Vaters, dessen Ergebenheit für sein Vaterland nur durch das Feuer seines Geistes für große und edle Ideen aufgewogen ward, die wir auf dem Punkt sind, über die alte Welt, die jetzt einstürzt, triumphiren zu sehen, hege ich ein um so lebhafteres Interesse für Sie, mein lieber Chevalier, als ich vielleicht, ohne es zu wollen, dazu beigetragen habe, die Krisis zu beschleunigen, in

welcher Sie sich abquälen. Ich weiß Alles, was Ihnen begegnet ist: Ihre Trennung von der Familie Zeno, und den Versuch, den Sie neuerdings gemacht haben, die Gentildonna wieder zu sehen, die Sie fesselt, und welche in einigen Tagen die Gemahlin des Chevalier Grimani sein wird".

Lorenzo gab ein Zeichen der Verwunderung und Mißbilligung, auf welches Zorzi sogleich antwortete: „Sie sind jung, Chevalier, und Sie sind verliebt; zwei große Fehler, die den Geist hindern klar zu sehen, was im menschlichen Herzen vorgeht. Die Zeit wird Sie von dem einen dieser Uebel heilen; aber ich zweifle, daß Sie jemals von der edlen Thorheit genesen können, die eine ganze Klasse Geister bezeichnet, die man Dichter nennt. Ihr Vater, dem Sie sehr gleichen, ist als ein Opfer seiner eigenen Täuschungen über die vorgeblichen Erbtugenden, die er der Aristokratie zuschrieb, gefallen. Was noch gewisser ist, ist, daß der Senator Zeno, weit entfernt, irgend welche Nachsicht für den Sohn eines Mannes zu haben, den er dem Ehrgeiz seines Hauses opferte, beschlossen hat, Sie verhaften oder wenigstens aus Venedig verweisen zu lassen. Das ist's, was ich aus sicherer Quelle weiß, und woran mir lag, es Ihnen mitzutheilen. Seit zehn Tagen sucht mein Diener bald unter dieser, bald unter einer andern Verkleidung Ihnen zu begegnen; denn ich habe ihn aus Klugheit nicht in Ihre Wohnung schicken mögen, wo er von irgend einem Diener der Inquisition hätte bemerkt werden können".

„Was aber soll ich thun, mein Herr, in der Lage, worin ich mich befinde"? fragte Lorenzo, dem die Aussicht, Venedig verlassen zu müssen, tausend Mal schmerzlicher war, als die Furcht vor dem Gefängniß.

„Weder der Narr, noch das Opfer Ihrer Feinde werden", rief Zorzi, indem er mit einem elfenbeinernen Messer, das er in der Hand hatte, auf den Tisch schlug.

„Feinde“! versetzte Lorenzo bescheiden, „das ist viel gesagt; außer dem Senator Zeno, dessen Vorurtheile ich verwunden, und dessen väterliche Zärtlichkeit ich habe beunruhigen können, wem sonst noch bin ich ein Hinderniß? Ich besitze Nichts der Art, um den Neid Jemandes zu erregen“.

„Ich merke, daß Sie noch verliebter und poetischer sind, als ich dachte“, sagte Zorzi lächelnd. „Sie bilden sich also ein, daß die Menschen triftige Gründe brauchen, um sich herzinnig zu hassen? Was that Abel seinem Bruder Kain, daß er von ihm verabscheut ward? Er war schöner, jünger und dem Herrn angenehmer. Das menschliche Herz ist ein Heerd der Leidenschaften, das heißt der Kräfte, welche sich anziehen und abstoßen, sich trennen und auf tausenderlei Art verbinden Stellen Sie nur zwei Menschen einander gegenüber, und aus ihrem Berühren wird sich, wie aus dem zweier Körper, eine Anziehungskraft oder ein Abstoßen herausstellen, das man Sympathie und Antipathie nennt, zwei Worte, welche vortrefflich diese blinde und verhängnißvolle Thätigkeit der materiellen Natur ausdrücken. Erziehung und sociale Verhältnisse können ohne Zweifel diesen Kräften eine nützliche Richtung geben, wie man einen reißenden Strom zwischen zwei Ufer einzwängt; aber es ist glücklicher Weise in keines Menschen Gewalt, sie zu vernichten. Nur Dummköpfe oder Heuchler können gegen die Leidenschaften eifern, welche dem Menschen sind, was die Winde dem Segel des Schiffes, das den Ocean durchschneidet. Zu allen Zeiten wird ein junger, gescheiter Mann, der wie Sie, Chevalier, sich einen Weg in eine vom Herkommen regierte Gesellschaft, ich meine durch das Privilegium der Geburt, zu bahnen gewußt hat, den Neid der Glücklichen dieser Welt erregen; aber, zur Stunde, die uns schlägt, im Angesicht von Begebenheiten, die sich vorbereiten, müssen Sie sogar als ein Feind der öffentlichen Ruhe betrachtet werden, weil die Ideen, die Sie an den Tag legen, und die Gefühle, die Sie hegen,

die Ruhe derer stören, welche die besten Plätze beim Banket des Lebens einnehmen. Es geht mit der Ordnung wie mit der Definition von Gott: jeder faßt sie in der Beschränktheit seines intellectuellen und moralischen Egoismus auf.

„Aber lassen Sie uns auf den Gegenstand zurückkommen, der Sie betrifft", fuhr Zorzi nach einem augenblicklichen Schweigen fort. „Sie wissen, was in Italien vorgeht, und sicher haben Sie von den Vorgängen in Montenotte, Millesimo und Lodi gehört? Das sind die ersten Episoden einer Iliade, welche nicht zehn Jahre dauern wird, und welche sich wohl wie die der homerischen Gesänge endigen könnte, durch die Einnahme Trojas. Was aber nicht zweifelhaft ist, mein lieber Chevalier, ist, daß der Kampf zwischen der alten Welt und der neuen begonnen hat, und wenn Venedig, die Stadt Neptuns, die Veste des Patriciertthums, wie Ihre Mitschüler von Padua sie glücklich genannt haben, sich nicht dem Gesetz der Gegenwart unterwirft, indem sie ihre Politik und ihre Einrichtungen ändert, wird sie fallen, wie Ilios, unter dem Zorn eines neuen Achilles, der wohl, wie ich glaube, den Sohn eines Peleus aufwiegt. Wollen Sie die schöne Helena heirathen, und sie dem blonden Menelaus entführen, den ihr Vater ihr bestimmt"? fügte Zorzi hinzu, indem auf seinen Lippen ein leichtes Lächeln spielte. „Stehen Sie zu uns. Wir bilden schon eine starke Partei, welche Zweige im großen Rath und in dem Senat hat, und auf die Hülfe der aufgeklärten Jugend zählt, und auf Alle, die da leiden. Wir wollen die Unabhängigkeit und Größe unseres Landes, indem wir die alte Republik von St. Marco zwingen, sich mit der jungen französischen Republik zu verbünden, welche ihr den Beistand ihrer siegreichen Waffen anbietet, um sich mit der Hälfte der Halbinsel zu bereichern. Treten Sie uns bei, uns, die wir die Vorläufer der Zukunft sind, und wir werden Sie gegen den Haß des Senator Zeno

schützen, eines der hartnäckigsten Anhänger der Irrthümer der Vergangenheit".

Lorenzo antwortete nicht sogleich auf diese Mittheilung, welche ihn mehr überraschte, als ihm schmeichelte. Er fragte sich in seinem Innern, von welcher Wichtigkeit einer politischen Partei der Beitritt eines jungen Mannes von achtzehn Jahren ohne Vermögen, ohne persönliche Berühmtheit und von bescheidener Herkunft sein könne! Er begriff wohl, daß Zorzi als ein Freund seines Vaters, ihm guten Rath zu geben suche, um ihn aus der schwierigen Lage zu ziehen, in welcher er sich einer mächtigen Familie gegenüber befand; aber zwischen einem Schritt, der ihm so natürlich vorkam, und einer Art von Verschwörung nach der Weise des Catilina, war ein Unterschied, welcher der gesunden Vernunft des Chevalier einleuchtete. Indessen hatte der edle Venetianer gute Gründe zu handeln, wie er that, und ein wirkliches Interesse, sich des Geistes des Chevalier zu bemächtigen. Seit dem Studentenaufstande in Padua, wo Zorzi die Rolle eines Tribuns gespielt hatte, war er beim Rath der Zehn als Aufrührer angeklagt. Schon war seine Verhaftung angeordnet, als man in Erwägung zog, daß es klug sein würde, den Agenten Frankreichs noch zu schonen, von dem man wußte, daß er ein Freund und Beschützer des edlen Venetianers war. Zorzi, welcher vollkommen von den Absichten der Regierung hinsichtlich seiner unterrichtet war, wußte auch, daß der Senator Zeno die größte Strenge gegen alle die, welche die Sicherheit des Staats bedrohende Gesinnungen hegten, anbefohlen hatte. Er hatte ganz besonders auf die Nothwendigkeit hingewiesen, den Unterthanen der Republik ein abschreckendes Beispiel zu geben, indem man einen Menschen wie Zorzi opferte, der in Folge seiner bekannten Ideen, seiner Kenntnisse und seiner zahlreichen Verbindung mit den unteren Volksschichten, von großem Einfluß war. Man sieht wohl ein, daß Zorzi nöthig hatte, sich in Geheimniß zu hüllen, und daß, aus Haß

gegen den Senator Zeno, vielleicht auch aus Neigung für den Sohn eines alten Freundes, dem er geschadet hatte, sowohl, als um sich bei Villetard ein Verdienst zu erwerben, indem er Frankreichs Anhänger verstärkte, er den lebhaften Wunsch haben mußte, Lorenzo Sarti für eine übrigens wenig zahlreiche Partei zu gewinnen, welche sich als den Ausdruck der neuen Geschlechter darstellte. Uebrigens ist die Propaganda die erste Bedingung zum Bestehen der Parteien, welche nach Herrschaft streben, und die kritische Lage des Chevalier, seine Liebe für die Tochter eines Patriciers, konnten ihn unter den Händen so unternehmender Männer als Zorzi und Villetard zu einem sehr nützlichen Werkzeug machen. Zorzi war ein zu geschickter Kopf, um nicht sogleich das Schweigen und die Zurückhaltung Lorenzo's zu deuten, und indem er seinen Zweifeln, welche das Vertrauen hemmten, zuvorkam, sagte er zu ihm: „Sie sind überrascht, Chevalier, über den Schritt, den ich Ihretwegen gethan habe, und Sie suchen zu erforschen, welches die wahren Gründe meines Verfahrens sein mögen? Sie sind sehr einfach, ich versichere es Ihnen: Der Eigennutz, das Vergnügen der Rache, diese beiden mächtigsten Triebfedern des menschlichen Herzens, sind es. Wie Sie, hasse ich den Senator Zeno, wie Sie, laufe ich Gefahr, meine Tage in einem Brunnen oder unter den Bleidächern des herzoglichen Pallastes zu beschließen. Sie sehen, daß es nicht eine kindische Großmuth ist, welche mich veranlaßt, Ihre Freundschaft zu suchen! Indem ich Ihnen die Stütze meiner Erfahrung, und die meiner Freunde anbiete, um Ihnen aus dem schwierigen Stand zu verhelfen, in welchem Sie sich befinden, meine ich weniger eine Pflicht zu erfüllen, als eine Leidenschaft zu befriedigen. Dies mag Ihnen ein Beweis für die Ehrlichkeit des Bündnisses sein, das ich Ihnen vorschlage. Ich bin ein Politiker, und weder ein Heiliger, noch ein speculativer Philosoph auf der Fährte zukünftiger Dinge. In meinem Alter speist man sich nicht mit Chimären ab, und jagt nicht nach

der Palme des Märtyrers. Hängen Sie an der Tochter des Senator Zeno, und wollen Sie verhindern, daß sie die Frau dieses Süßlings von Grimani, mit Rosenlippen und dem Siegerlächeln, wird? Wohl, ich biete Ihnen die einzigen Mittel, durch welche Sie das Ziel Ihrer Wünsche erreichen können. Glauben Sie mir, Chevalier, begeben Sie sich unter den Schutz einer Partei, die heut oder morgen Venedig befehligen und Italien umgestalten kann. Sie haben keine andere Hoffnung, dem Zorn des Senators zu entgehen, und die Hindernisse zu beseitigen, die man Ihrer Liebe entgegenstellt".

Diese letzten Worte, mit dem Ton der Aufrichtigkeit gesprochen, erschütterten den Chevalier Sarti, welcher mit einem Ueberrest gesunder Vernunft antwortete, die in einem jungen Menschen von achtzehn Jahren so selten ist, bei welchem Gefühl und Einbildungskraft die vorherrschenden Eigenschaften sind: „Ich nehme mit Dank das Anerbieten Ihrer Freundschaft an; aber es bleibt mir noch immer zu wissen nöthig, mein Herr, was Sie von mir erwarten, und durch welche Dienste ich Ihnen zu dem Siege der Ihnen so theuern guten Sache behülflich sein kann. Sie wissen, daß, seitdem ich den Pallast Zeno verlassen habe, ich in keiner Beziehung mehr zu den Patricierfamilien stehe, welche vor meiner Ungnade mich wie einen Auserwählten des goldnen Buchs empfingen! Vereinzelt, arm, dem Hasse eines mächtigen Mannes Preis gegeben, habe ich Ihnen nichts als meine Jugend und das Feuer meiner Hoffnungen zu bieten".

„Eh, per Dio santo", rief Zorzi, „die Seelen, welche im Fegefeuer schmachten, sind es, die in's Paradies verlangen, und nur Mißvergnügte wie Sie und ich können es sein, welche Veränderungen, wohl gar Revolution wünschen. Verdankt man nicht dem verfluchten Geschlechte Kains die Erfindung nützlicher Künste, und sogar die der Musik, welche uns in unsern Leiden tröstet? Wenn Sie der Sohn des Senator Zeno wären, ein

Mitglied der befriedigten Minorität, die uns unterdrückt, würde ich eben so wenig daran gedacht haben, Ihnen meine Gedanken zu eröffnen, als Sie würden geneigt gewesen sein, mich anzuhören. — Aber Sie sind verliebt, und das ist genug, denn es ist die Liebe, welche Troja stürzte, hat ein liebenswürdiger Dichter gesagt. In einigen Tagen", fügte Zorzi aufstehend hinzu, „werde ich Sie mit einem meiner guten Freunde bekannt machen, mit dem Sie, hoffe ich, zufrieden sein sollen. Wenn die Signora Beata für Sie die Zärtlichkeit hat, die Sie verdienen, wird es nicht unsere Schuld sein, wenn Sie ihre Ergebenheit nicht auf die Probe stellen können".

Dies waren die ungefähren Umstände, welche den Chevalier Sarti der Partei der Unzufriedenen näher brachten, deren Oberhaupt Villetard und Zorzi waren. Diese noch wenig zahlreiche Partei konnte sich nur durch junge Leute eines gewissen Standes ergänzen, welche nicht der Aristokratie angehörten, durch denkende und unzufriedene Einwohner der Stadt, besonders aber durch die Adeligen des Festlandes, welche eine Reform der alten Verfassung der Republik wünschten. Wegen seiner sonderbaren Stellung zwischen dem Adel, der ihn in seine Reihen aufgenommen, und wegen der Ansichten, welche er sowohl aus Ueberlieferungen seiner Familie, als aus seinem eignen Innern geschöpft hatte, war der Chevalier Sarti keine zu verachtende Eroberung für die Anführer. Das sicherste und ehrenvollste Mittel zu dem Zweck zu gelangen, den sie verfolgten, war, das Gouvernement der Signoria zu einer Allianz mit Frankreich zu treiben, dessen Zusammenstoß Venedig mit dem Geist der Revolution durchdrungen haben würde. Das war es aber eben, was die Aristokratie nicht wollte, welche seit sechshundert Jahren in ihren Händen das Schicksal des Staates hielt. Fast einstimmig entschlossen, den Neuerungen zu widerstehen, welche man im Innern etwa würde vornehmen wollen, war sie doch getheilt über die Wahl der zu befolgenden Politik, um sich gegen ein Uebel zu

schützen, das sie am Meisten fürchtete. Während eine beträchtliche Majorität dem Sturme dadurch zu entgehen glaubte, daß man die Neutralität beobachtete, wollte eine andere energische Fraction an dem Kampfe Theil nehmen, indem sie sich auf Oesterreich stützte, als diejenige Macht, welche am meisten Interesse hatte, die Einrichtungen der Vergangenheit zu vertheidigen. Jeden Falls kann man behaupten, daß keine der Parteien, welche damals diese, mitten unter den Wechselfällen der neuesten Geschichte, so wunderbar erhaltene Patricierrepublik spalteten, unter die Zahl der möglichen Eventualitäten des Krieges, der Italien heimsuchte, den Fall einer merkwürdigen Stadt rechnete, die so viel zur Civilisation Europas beigetragen hatte. Villetard selbst war aufrichtig in seinem Treiben gegen das oligarchische Gouvernement, und Zorzi würde ihm niemals Beistand geleistet haben, wenn er feindselige Absichten gegen die Unabhängigkeit seines Vaterlandes geargwöhnt hätte. Das Volk, der Regierung seines Landes, die ihm das Leben leicht machte, sehr ergeben, war nicht fähig, durch Ideen von Freiheit und Gleichheit erschüttert zu werden, deren Bedürfniß es nicht fühlte. In einer solchen Lage konnten die Anhänger Frankreichs nicht genug Vorsicht brauchen, um sich den Blicken einer eifersüchtigen Gewalt zu entziehen, die die Gefahr kannte, von der sie bedroht ward.

Venedig befand sich in der That in einem jener feierlichen Augenblicke, wo die politischen Meinungen den Ernst und die Wichtigkeit religiöser Gefühle haben, denn sie sprechen eine Bestätigung der ganzen moralischen Ordnung aus, wie das Zorzi sehr treffend gegen den Chevalier Sarti bemerkte. So ist es immer in den großen Krisen der Geschichte, z. B. in dem Auftreten des Christenthums, der Reformation und der französischen Revolution gewesen. Man kann an die Oeconomie der politischen Mächte nicht auf eine so tiefgehende Art rühren, als es die Revolution von 1789 gethan hat, ohne

sich auf einen neuen Begriff des Rechts zu stützen, welcher wieder nur eine Offenbarung des religiösen Gedankens sein kann. In den Principien, welche die französische Revolution bewirkt haben, und die sie vorzugsweise charakterisiren, sind alle Elemente einer Theodicee enthalten. Die Kirche hat sich eben so wenig geirrt, als die Philosophen des 18. Jahrhunderts, welche, um das Werk unserer politischen und moralischen Wiedergeburt zu vollenden, den Baum bei der Wurzel umhauen mußten. Und, daß sie recht hatten so zu handeln, beweist, daß alle Reactionen, welche seit funfzig Jahren versucht haben, die politische Freiheit Europas zu vernichten, in der geistlichen Macht, und namentlich im Katholicismus eifrige Mitarbeiter gefunden haben. Das macht, weil es dem Cultus eben so unmöglich ist, sich nicht in die materielle Ordnung der menschlichen Gesellschaft zu mischen, als es den politischen Philosophen unmöglich ist, ein göttliches Vorbild zu entbehren, die Quelle des Rechts, dessen Verwirklichung sie erstreben. Alles was seit Descartes, Leibnitz und Montesquieu bis auf unsere Zeit über die angeblichen Grenzen zwischen Vernunft und Glaube, Religion und bürgerliche Gesellschaft gesagt worden ist, sind eitle und spitzfindige Worte, welche weder den Priester noch den Freidenker, weder die Träger des Despotismus, noch die Anhänger der Freiheit überzeugt haben.

Der Senator Zeno, wie wir schon wiederholt gesagt haben, war nächst Francesco Pesaro, einer der wichtigsten Männer der Partei für den Krieg. Erprobt durch eine lange Handhabung der Gewalt, durch gründliche Kenntniß der Annalen seines Landes und der Regierungen Europas, deren Wirksamkeit er in der Nähe beobachtet hatte, gab er sich keiner Täuschung über die Wichtigkeit des Kampfes hin, welchen die Neuerer wider die Ordnung der bestehenden Gemeinschaften begonnen hatten. Mehrere Jahre früher, als die Revolution von 1789 die Augen selbst der Blindesten öffnete, hatte der Senator Zeno

in einem langen Gespräch mit dem Abbé Zamaria mit großer Sicherheit des Urtheils, den Character der politischen Krisis, die er kommen sah, dargethan. Seitdem die französische Monarchie unterlegen war, sowohl durch die Fehler ihrer Vertheidiger als durch die Kühnheit ihrer Feinde, hatte der Senator Zeno vorausgesehen, daß Italien bald der Schauplatz eines Krieges werden würde, auf den man sich rüsten müsse. Ein Mann der alten Zeit, eingenommen von den Ideen des Patriciertums, welche die Stärke Venedigs gebildet hatten und von denen er mehr als irgend Jemand die großen Erinnerungen und erhabenen Gefühle besaß, hätte der Senator Zeno gewünscht, daß, indem man kräftig dem Aufruhr der gegenwärtigen Leidenschaften widerstände, die Aristokratie sich der Autorität, mit der sie zum Wohl der Nation bekleidet war, würdiger zeige. Er war nicht abgeneigt, in einige theilweise Aenderungen der alten Staatsverfassung zu willigen, mit den Bedürfnissen der Zeit zu theilen, indem man die durch Erfahrung erkannten Mißbräuche abschaffen, und in der Verwaltung alle Umgestaltungen vornehmen würde, welche sich mit der Natur der Souveränität vertrügen.

Seitdem die französische Armee die Alpen überschritten hatte, erkannte der Senator an der gebieterischen Sprache des Chefs, der sie befehligte, daß das Schicksal Venedigs unvermeidlich in den Kampf, welcher auf so außerordentliche Weise begann, verwickelt war. Er hatte also der Regierung seines Landes gerathen, sich mit Oesterreich zu verbinden und die Wechselfälle des Kriegs zu ertragen, welche, wie er meinte, nicht schmählicher sein könnten, als eine feige Neutralität, welche man übrigens noch nicht gewiß war, von den kriegführenden Mächten anerkannt zu sehen. Er hatte sich bemüht, die Signoria zu überzeugen, daß die Republik von St. Marco sich niemals größeren Schwierigkeiten gegenüber befunden habe, und daß man sich wohl hüten müsse, den gegenwärtigen Krieg mit denen zu

vermengen, von welchen Italien seit dem vierzehnten Jahrhundert der Schauplatz gewesen war. „Sie sind in einem tiefen Irrthum", sagte er eines Tages im versammelten Senat, nachdem er ausführlich zu Gunsten der Allianz mit Oesterreich gesprochen hatte, „wenn Sie denken, daß die Armee von Banditen, welche vor unsern Thoren ist und den vergifteten Hauch einer verruchten Revolution mit sich bringt, irgend einer von denen gleicht, welche die Halbinsel seit Carl VIII., Ludwig XII., Franz I. bis auf Ludwig XIV. verheerten! Sie haben es nicht mehr mit einer alten Monarchie zu thun, deren ehrgeizige Traditionen durch ein öffentliches Recht in Schranken gehalten wurden, welches alle Völker Europas verband! Mögen Sie nun Freunde der französischen Republik oder ihre erklärten Gegner sein, die Gefahr ist gleich groß für die Erhaltung dieses Staates und der Einrichtungen, die ihn regieren. Bedroht, entweder durch Eroberung umzukommen oder diese glorreiche Stadt die Beute der von jeder Autorität entblößten Grundsätze werden zu sehen, ist es da nicht besser, den Zufälligkeiten des Kriegs entgegen zu gehen, und das Werk unserer Väter und die Civilisation, welche es gesegnet hat, zu vertheidigen"? Als der Senat gefühllos bei der weisen und patriotischen Rede blieb, hatte der Vater Beata's, indem er sich mit Glück eine Stelle der Iliade aneignete, ausgerufen:

„Thörichte! welchen den Geist verblendete Pallas Athene.
Siehe, dem Hector stimmten sie bei, der Uebeles angab;
Doch dem Polydamas nicht, der heilsame Worte geredet".

(Iliade, Gesang XVIII, Vers 311—313, Voß.)

Der Senator Zeno war gewißlich einer der edelsten Vertreter der gesellschaftlichen Ordnung, gegen welche die französische Revolution aufgetreten war. Seine Ansichten, seine Gefühle, seine Tugenden wie seine Irrthümer hingen mit den tiefsten Wurzeln an dem Zustand der Dinge, der nun eine so große Umgestaltung erleiden sollte. Seine starke und wahrhaft

adelige Seele, welche eins war mit dem Schicksal seines Landes, das die Beschäftigung seines ganzen Lebens gewesen war, hatte es nicht fassen können, daß dieses Venedig, das ihm so theuer war, das Glück und die Unabhängigkeit unter einer andern Verwaltungsform finden solle, als derjenigen, welche es seit sechshundert Jahren besaß. Der Gedanke, an diese Regierung auserwählter Minoritäten zu rühren, die das menschliche Geschlecht erzogen und den Ruhm seines Vaterlandes erworben hatte, der Gedanke, das gemeine Volk in den Staatsrath aufzunehmen, auf die bürgerliche und politische Gesellschaft jene geheimnißvolle Gleichheit auszudehnen, welche durch das Evangelium wie eine Erscheinung des zukünftigen Lebens verkündet worden ist, war für den Senator Zeno mehr als der Umsturz durch Jahrhunderte lang erprobter Wahrheiten, für ihn war es eine Gotteslästerung im strengsten Sinne des Worts. Die tiefe Kenntniß des Senator Zeno, befangen in der historischen Periode, in welcher sie wurzelte, konnte den Umschwung des menschlichen Geistes nicht erfassen, welcher die französische Republik herbeigeführt hatte und der im Begriff war, den Cultus der Hausgötter zu zerstören, der für die venetianische Aristokratie wie für das römische Patriciertthum das Pfand der Heldengröße jener Stadt der Welt war. Politische Ordnung und bürgerliche Gesellschaft waren also für den Senator Zeno wie für die Neuerer unzertrennlich von den Grundideen der Begriffe und Gefühle, welche das moralische Leben eines Volkes ausmachen, das heißt von seiner Religion. Auch kann es in großen geschichtlichen Perioden nicht anders sein, und Diejenigen, welche nach fünfzigjährigem unfruchtbaren Versuch einer Vermittelung sich noch immer einbilden, daß die Principien, welche die Revolution von 1789 herbeigeführt haben, die politische Ordnung und die bürgerliche Gesellschaft nicht überschreiten, haben niemals den tiefen Sinn jener Revolution verstanden und waren nicht würdig, sie bis zu ihren letzten Schlußfolgerungen zu führen.

Nächst der Republik war Beata der theuerste Gegenstand der Zärtlichkeit des Senators. Er liebte sie mit tiefer Innigkeit, aber mit Ruhe und Sicherheit. Niemals griff er in die Angelegenheiten ihres innern Lebens ein, wo Beata frei war, Alles nach ihrem Geschmack und Belieben zu ordnen. Mit Ausnahme der großen Feierlichkeiten, welche das Andenken einer Nationalbegebenheit oder einen glorreichen Fall aus den häuslichen Annalen betrafen, hatte der Senator Zeno keinen andern Willen, als den seiner Tochter, welche seinen Pallast und seine zahlreiche Dienerschaft unumschränkt beaufsichtigte. Als er Beatens Theilnahme an der Zukunft eines Knaben sah, der der Familie schon als ein alter Schutzverwandter nahe stand, fühlte er sich über ein Ereigniß beglückt, das ein wenig Abwechslung in die moralische Einsamkeit brachte, worein der Tod ihrer Mutter sie versetzt hatte. Einige Jahre später, als Lorenzo sich der Sorgfalt würdig zeigte, die man auf ihn verwendet hatte, glaubte der Senator das Werk seiner Tochter vollenden zu müssen, indem er den Chevalier Sarti adoptirte. Der Studentenaufstand in Padua, in den der Chevalier so unglücklicher Weise verwickelt war, zerstörte den Zauber des würdigen Senators. Er vernahm nicht ohne ein mit Traurigkeit vermischtes Erstaunen, daß ein junger Mensch, welcher in seinem Hause erzogen war, und den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, sich soweit habe vergessen können, einer Schilderhebung gegen das Gouvernement von Venedig beizutreten. Die Umstände waren zu ernst, als daß der Senator nicht eine Handlung streng beurtheilt hätte, welche seine lebhaftesten Ueberzeugungen verwundete. Er befahl sofort aus seinem Pallaste den jungen Verwegenen zu entfernen, der ein so übles Beispiel von Widersetzlichkeit gegeben hatte, und gebot seiner Tochter, sowie dem Abbé Zamaria und seinem ganzen Hause, künftig keinen Umgang mehr mit dem Chevalier Sarti zu pflegen. Man weiß nicht bestimmt, welcher Ursache man den unerwarteten Besuch zuschreiben soll, den der Senator

seiner Tochter in jener Nacht machte, als Lorenzo in Beatens Zimmer eingedrungen war; seine Gewohnheit war es nicht. Hatten die Traurigkeit und Schwäche der edlen Signora, die Jedermann auffielen, der passive Widerstand, den sie der Vollziehung ihrer Heirath mit dem Chevalier Grimani entgegensetzte, endlich den Argwohn ihres Vaters erweckt, oder war er durch irgend einen seiner Untergebenen von der Gegenwart Lorenzo's benachrichtigt? Man weiß es nicht. Gewiß aber ist, daß nach dem Auftritt auf dem Balcon, den wir berichtet haben, und nach dem rührenden Ausruf des alten Senators: „Meine Tochter, willst Du mich denn vor Kummer tödten"? er Beaten, welche sich zu seinen Füßen geworfen hatte, aufhob, ihre Thränen trocknete und mit strengem, aber väterlichem Tone zu ihr sagte: „Ich bin überzeugt, meine Tochter, daß Du immer meiner Zärtlichkeit werth sein und nie den Namen vergessen wirst, den Du trägst"! Sie trennten sich hierauf stillschweigend und ohne weitere Erklärungen.

Welches auch der wahre Eindruck sein mochte, der dem Senator von der häuslichen Begebenheit blieb, deren ganzen Ernst er nicht errathen konnte, so beschloß er jedenfalls die Verbindung seiner Tochter mit dem Chevalier Grimani zu beschleunigen und Lorenzo seiner Mutter zurückzuschicken. Diesen letzteren Entschluß flößte ihm nicht persönliche Furcht ein, von welcher er weit entfernt war, sondern ein ganz politischer Gedanke. Er wollte ein Beispiel von Strenge geben, welches Achtung und nöthigen Falles Schrecken der venetianischen Jugend einflößen sollte, welche die Autorität zu untergraben begann. Da die Absicht des Senators, man weiß nicht wie, zur Kenntniß Zorzi's gekommen war, wollte dieser sie benutzen, um sich an dem mächtigen Manne zu rächen, der der Revolutionspartei am meisten entgegen war; und so geschah es, daß Zorzi sich des Chevalier Sarti bemächtigte, dessen Leidenschaft für die Tochter des

Senators unter den Händen der Anführer ein Werkzeug dazu werden konnte.

Beata war nach jener qualvollen Nacht voll unaussprechlicher Seligkeiten in eine Abmattung von böser Vorbedeutung gefallen. Keine Täuschung war mehr für ihre trostlose Seele möglich. Der Wille ihres Vaters, und mehr noch der Anblick seines Schmerzes, der ihr vor Augen stand, raubten ihr jede Hoffnung, der Strenge des Schicksals zu entfliehen. Beherrscht von einem tiefen Gefühl, das sie ganz verzehrte, und von dem sie wußte, daß es künftig unvereinbar mit der kindlichen Frömmigkeit sei, blieb ihr nichts weiter übrig, als sich zum Opfer ihrer Hoffnungen hinzugeben. Das Leben schloß sich vor ihr, der Traum von Glück war bei dem Berühren einer tödtenden Wirklichkeit verschwunden und, nach welcher Seite sie ihre Blicke richten mochte, sahe sie nichts als eine entzauberte Zukunft voll Finsternisse.

Nulla fugae ratio, nulla spes, omnia muta,
Omnia sunt deserta, ostentant omnia letum.

„Kein Heil, keine Hoffnung! Ueberall Schweigen, Verwüstung, Tod".

Ein geheimer Trost jedoch blieb im Grunde ihres Herzens: der Trost sich geliebt zu sehen! Lorenzo hatte Allem getrotzt, um sie zu sehen, Alles gewagt, um ihre Ehre zu retten! Schon am nächsten Morgen über das Schicksal ihres Geliebten beruhigt, den sie außer Gefahr wußte, fand Beata in der Erinnerung an jene merkwürdige Nacht einen Reiz, den sie sich nicht erklären konnte! Sie verzieh dem Chevalier Sarti seine kühnen Vorschläge, ja sogar den verwegenen Kuß, den er auf ihre leblosen Lippen gedrückt hatte, so nachsichtig ist eine Frau gegen Alles, was ihr das Verlangen, sie zu besitzen, verräth. Ihre kindliche, mit jedem groben Verlangen unbekannte Seele bewahrte mit wollustvollem Beben das Andenken des ersten Um=

fassens desjenigen, der wie ein geliebter Bruder an ihrer Seite aufgewachsen war. Auf den Balcon gelehnt, den Kopf in beide Hände gestützt, glaubte sie noch die Stimme Lorenzo's zu hören, wie er ihr die göttliche Epopee der Liebe erzählte, wie er seiner durch Dichter und Philosophen genährten Einbildungskraft die goldenen Träume des menschlichen Geschlechts entsteigen ließ und sie lehrte im großen Buche des Himmels zu lesen, wo glückselige Seelen das Lob des Herrn über Leben und Tod singen. „Diese Gestalten einer feurigen Phantasie, diese Bilder der Seligkeit, wie sie die Finsterniß einer elenden, unvollkommenen Natur erleuchten, sollten sie nicht in der That Vorgefühle einer unsern unendlichen Wünschen verheißenen geheimnißvollen Welt sein, die sich täglich mehr unsern schwachen Blicken enthüllt"? sprach Beata Lorenzo nach, dessen Worte sich tief in ihr Herz gegraben hatten. So ward Beata, mit ihrem geraden Sinn, der geeigneter war, die Dinge und Verhältnisse des Lebens zu beurtheilen, als sich in den Regionen der poetischen Träumereien zu verlieren, dennoch durch das Gefühl an die Schwelle furchtbarer Probleme geführt. Aus diesen himmlischen aber vorübergehenden Anschauungen fiel sie jedoch in die traurige Wirklichkeit ihrer Lage zurück und brachte aus ihrer Verzückung das Bedürfniß einer festeren Nahrung für ihr betrübtes Herz mit. Von jetzt an faßte sie eine entschiedene Neigung für kirchliche Ceremonieen und Religionsübungen, welche bisher für sie nur eine fromme und edle Unterhaltung waren und, indem Beata die heiligen Bücher nach dem schönen Ausdruck eines Heiligen nicht mehr beim dürren Lichte des Verstandes, sondern bei der Helle der Seele las, fühlte sie sich nach und nach von einer Stärke und Weihe durchdrungen, deren Wirkungen ihr unbekannt waren. Sie betete, sang Hymnen, mischte ihre Seufzer in den großen Schmerz Aller und, indem sie die Kette der durch das göttliche Opfer geheiligten Verheißungen durchlief, war sie verwundert, am Ende ihrer Erhe-

bung zu Gott, eine ideale Welt zu finden, die eben so schön, besser gegliedert und tröstender war, als die, welche sie im Spiegel der Liebe erblickt hatte. An einem einsamen und der Sammlung gewidmeten Tage, wo Beata, um besser ihr Inneres mit dem Lorenzo's zu verschmelzen, den Dichter der Hölle und des Paradieses durchblätterte, ward ihre Aufmerksamkeit auf jene drei Verse gelenkt, die sie noch nicht bemerkt hatte:

O voi, ch' avete gl' inteletti sani,
Mirate la dottrina che s'ascande
Sotto, 'l velame delli versi strani!

O ihr, die mit gesundem Geist begabt seid,
Betrachtet wohl die Lehre, die verborgen
Liegt unterm Schleier seltsamen Gedichtes.

(Dante, Hölle, Gesang IX, Vers 61—63, Philalethes.)

Verwundert anfänglich über den geheimnißvollen Sinn, der sich in der That unter dem durchsichtigen Bilde der Poesie verbirgt, fühlte sich Beata plötzlich wie von Klarheit geblendet! Es schien ihr als ob ein Schleier von ihren Augen gefallen sei, und als verstände sie zum ersten Male den Sinn der schönen Schöpfungen des menschlichen Geistes. Beata hätte jetzt mit einem nicht weniger erhabenen Philosophen, als dem katholischen Dichter, ausrufen können: „Wo die Liebe gegangen ist, hat der Verstand nichts zu suchen". Diese innere Arbeit des Gewissens, dieses Anschwellen möchte man sagen, des Strebens der Gefühle, nach einem festeren und haltbareren Glauben, geschah zwar mit der Ruhe und Mäßigung, welche die bezeichnenden Züge im Character Beatens waren, aber sie ging aus dieser langsamen und mühevollen Prüfung mit einem Entschluß hervor, dessen Folgen man bald erfahren wird.

Der Chevalier Sarti hatte schon mehrere vergebliche Versuche gemacht, Beata wiederzusehen und nochmals in den Pallast ihres Vaters zu bringen; denn obwohl er Theater, Kirchen und Casini besuchte, war es ihm doch nicht gelungen, ihr irgendwo

zu begegnen. Er war mehrere Male in Murano gewesen, in der Hoffnung, daß ein glückliches Ungefähr die edle Gentildonna dahin führen würde. Er brachte ganze Nächte unter ihrem Balcon zu, um das geringste Zeichen zu erlauschen, und immer wurde seine Erwartung getäuscht. Endlich schrieb er ihr, aber alle seine Briefe blieben ohne Antwort. In dieser grausamen Lage, in der er nicht wußte, welchen Weg er einschlagen sollte, gerieth Lorenzo abwechselnd in Niedergeschlagenheit, Zorn oder Verzweiflung. Bald wollte er sich zu den Füßen des Senators werfen, seine Verzeihung erflehen und auf den thörichten Ehrgeiz, die Hand Beatens zu besitzen, Verzicht leisten, nur um des Glücks sie sehen und demüthig seine Tage an ihrer Seite verleben zu dürfen; bald wieder überließ er sich den verwegensten Gedanken und ging so weit, einen Entführungsplan zu entwerfen.

Der Abbé Zamaria, welcher ihn heimlich besuchte und immer noch dieselbe Zuneigung für ihn empfand, hatte ihn nicht ermuthigt, sein erstes Vorhaben auszuführen. Er machte ihm begreiflich, daß der Senator Zeno kein Mann sei, von einem einmal gefaßten Entschlusse abzugehen. „Du würdest besser thun, mein liebes Kind", sagte er mit ernstem und väterlichem Ton, „einige Zeit bei Deiner Mutter zuzubringen und Dich ganz dem Studium Deiner Kunst zu widmen. Bei den gefährlichen Zeitläuften, in denen sich die Republik befindet, könnte Dir ein größeres Unglück begegnen, was vielleicht unwiderruflich wäre". Diese letzten Worte des Abbé Zamaria, den Lorenzo übrigens weniger mittheilend und gleichsam selbst betrübt über den allgemeinen Zustand der Gemüther gefunden hatte, bestätigten ihn in der Ansicht, daß Zorzi ihm die Wahrheit über die Gefahr gesagt habe, von der er von Seiten des Senators bedroht ward. Jetzt, da er kein anderes Mittel sah, als den Schutz seiner neuen Freunde, um aus der Lage zu kommen, in die er versetzt war, warf er sich ihnen entschlossen in die Arme. Er überließ sich rückhaltslos den Lockungen seiner

Einbildung, der Heftigkeit seiner Jahre und seines Characters, in welchem sich Ideen von politischer Umgestaltung und persönlichem Ehrgeize mit einem unklaren Streben nach neuem Leben, nach Liebe und Poesie verworren mischten. Seine heiße Einbildungskraft, überreizt durch die Begebenheiten und die aufrichtige und tiefe Leidenschaft, die er für die Tochter des Senators nährte, entfaltete ihre Segel nach allen Winden des Horizonts. Er sah mehrmals Zorzi und Villetard, welche seiner Eitelkeit schmeichelten, indem sie einen großen Werth auf seinen Beitritt zur französischen Partei, die sich jeden Tag durch neue Proselyten verstärkte, zu legen schienen. Man ließ ihn nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit hoffen, daß der Senator Zeno bald ohnmächtig sein werde ihm zu schaden, und daß alsdann der Chevalier die Macht haben werde, den theuersten seiner Wünsche zu verwirklichen.

Wahr ist es, Venedig ward mehr und mehr von Geräusch, Unruhe und Schrecken erfüllt. Von feindlichen Armeen eingeschlossen, sah die Serenissima Signoria ihr Gebiet verheert, ihre Provinzen des Festlandes durch die Neuerer aufgeregt, einige derselben sogar im Begriff, sich gegen die Hauptstadt und die Herrschaft des Patriciertums aufzulehnen und fand sich in dem Labyrinth ihrer diplomatischen Schliche gefangen. Die Signoria glaubte noch immer der Nothwendigkeit, Krieg führen zu müssen, durch irgend eine Wendung des Schicksals oder einen geheimen politischen Winkelzug entgehen zu können, als sie schon alle Lasten desselben erlitt. Während sie Gold, Soldaten und einen des Namens würdigen General zu ihrer Vertheidigung haben konnte, ließ sie ihren schwachen Händen diese köstlichen Werkzeuge der Nationalunabhängigkeit entfallen, um sich Kabinetsintriguen hinzugeben. Die Schlacht von Castiglione, am 5. August 1796 vor den Thoren der Republik geliefert, vermehrte die Rathlosigkeit der Signoria und die Kühnheit der französischen Partei. Der Name Bonaparte, der unter den

Volksclassen zu circuliren begann, erregte den Haß der einen, den Enthusiasmus der andern und die Neugierde Aller. Der Chevalier Sarti besonders faßte eine große Bewunderung für den Helden der französischen Democratie, über welchen Villetard ihm Nachweise gegeben hatte, die zu einer Zeit, wo die epische Gestalt des Bürgergenerals nur eben begann sich vom wunderbaren Hintergrund der Zeitverhältnisse loszuheben, noch wenig bekannt waren.

„Es ist der Mann der Neuzeit", rief eines Tages der Chevalier, mitten unter einem Trupp junger Leute, die ihm mit Ehrfurcht zuhörten, „es ist die gewaltige Fleischwerdung der französischen Revolution, welche zufolge heiliger Prophezeihungen die Reise um die Welt machen soll. Wie Achilles im Zeitalter der Heroen, und Alexander im Schoos des blühenden Griechenlands, ist Bonaparte der Sohn des Fleisches und der göttlichen Idee des Fortschrittes, dessen weltlicher Arm er ist. Er kommt auch aus dem Occident ins Land Aurorens, mit seinem Schwert den Keim einer menschlicheren Bildung zu verbreiten. Während dem

„Saßen die ältesten Greise des Volks auf dem skäischen Thore:
Zwar vor Alter vom Krieg' Ausruhende, doch in dem Rathkreis
Tüchtig an Wort, den Cikaden nicht ungleich, die in der Waldung
Sitzend auf laubigem Sproß hellschwirrende Stimmen ergießen"
(Iliade, Gesang III, Vers 149—152. Voß.)

und ließen die glanzvolle Ebene, welche an unsere Ufer grenzt, von den Griechen verheeren, die bis an unsere Lagunen zu bringen drohen, den letzten Zufluchtsort des Geschlechtes des Priamus. Hätten sie übrigens auch einen Hector, sie zu vertheidigen, müßten sie doch die höchste Schönheit ausliefern, die der Preis des Kampfes ist und die heut zu Tage Freiheit des menschlichen Geistes heißt. Denn,

Vuolsi cosi colà, ove si puote
Ciò che si vuole....
„Man will es so, an jenem Orte, wo man
Auch kann, das was man will"....
(Dante, Hölle, Gesang III, Vers 95—96, Philalethes.)

„Bravo, caro maestrino mio, rief auf einmal ein Frauenzimmer, welches nahe bei dem Trupp, unter welchem sich Lorenzo befand, über den Markusplatz ging. Du sprichst wahrhaftig wie ein Engel, und obschon ich nicht viel mehr von Deiner schönen metaphysischen Rede verstehe, als von der Lehre des heiligen Augustin, mit der uns unser Lehrer, der alte Pacchiarotti, unterhielt, so gebe ich doch Deinen Ideen meinen Beifall, den ich mit der ganzen blühenden Jugend theile, deren Orakel, wie mir scheint, Du geworden bist. Viva la Francia, viva la libertà!“ rief dasselbe mit einer Silberstimme, indem es sich, gefolgt von einem Zug Bewunderer, unter der Menge verlor.

Es war Vicentina, welche seit Kurzem von einer Kunstreise, die sie in die bedeutendsten Städte Italiens gemacht hatte, nach Venedig zurückgekehrt war.

Beschützt von einem hochgestellten Manne in der französischen Armee, dessen Eroberung sie auf dem Theater zu Bologna gemacht hatte, warf sie sich in den Strudel der Gesinnungen des Augenblicks mit der Leichtfertigkeit einer Primadonna und einer hübschen Frau, die gewohnt ist zu herrschen zu Wasser und Land. Frisirt à la Titus, die schönen schwarzen Haare mit Bändern durchflochten, welche mit studirter Kunst die Farben ihres Liebhabers kund gaben, den Busen mit einer glänzenden Rosette geschmückt, welche die Blicke auf sich zog, und die man auch für ein aufrührerisches Zeichen hätte halten können, schritt diese leichtfertige, reizende Person gerade vor sich hin, indem sie die Unbescheidenen mit einem Schlag ihres Fächers entfernte. Sie war der lebendigste Ausdruck dieser wunderlichen Welt voll Männer des Vergnügens und der Phantasie, voll Poeten, Künstler und Ehrgeizigen aller Art, voll Soldaten ohne Glück, Modedamen und aufgeklärter Bürger, voll Träumer und eifriger Neubekehrten, welche zwischen der Aristokratie und dem gleichgültigen Volke der Lagunen, in der französischen Revolution eine Quelle wunderbarer Begeben-

heiten, ein großes Schauspiel des Lebens sahen, das ihre Einbildungskraft ergriff und ihren süßesten Trugbildern Nahrung gab.

„Welche Zukunft öffnet sich uns“! sagte ein Officier eines Slavonischen Regiments, das damals in Venedig in Garnison lag, indem er den Säbel über die Steinplatten des St. Markusplatzes schleppen ließ, um die soldatische Ungezwungenheit der französischen Officiere nachzuahmen, die er Gelegenheit gehabt hatte, auf dem Festlande zu sehen. „Ruhm, Gold, Weiber und die Einnahme des alten Italiens, Alles das ist auf unserer Degenspitze, wenn die Signoria sich endlich entschließt, die Vorschläge anzunehmen, welche ihr der Mann des Schicksals macht, wie der Herr Chevalier Sarti sagt“.

„Schon tönt die Trompete, die Eskadrons setzen sich in Bewegung, die Helmbüsche und goldnen Reiherfedern wehen in den Lüften und ich sehe am blauen Horizont die französische Armee glitzern, geführt vom Genius des Sieges“, rief ein junger Schriftsteller, der in der dramatischen Dichtkunst mit Erfolg arbeitete. „Venedig wird reizender und schöner unter der Dogenwürde des Herrn Chevalier Sarti aufblühen, der von der Jugend und der triumphirenden Democratie zum höchsten Range erhoben werden wird. Was sagen Sie, signori, zu meiner Prophezeihung“?

„Daß sie wahrscheinlicher ist, als Dein letztes historisches Drama“, erwiederte ein Kritiker der venetianischen Presse, der jetzt anfing freier zu schreiben; „aber Du mußt sie noch vervollständigen, indem Du uns alle zu Mitgliedern des Senats machst, an der Stelle jener ohnmächtigen Greise, welche die Rechte des souverainen Volkes an sich gerissen haben“.

„Es handelt sich auch wohl um Venedig und seine lahme Constitution“! sagte ein eleganter Bürger von kühnem und sehr gebildetem Geist; „um ganz Italien handelt es sich, dessen Nationalität man aufrichten muß in Mitten dieser großen

Völkergeneration, die sich vorbereitet. Einem erschöpften Körper kann man kein neues Leben geben. Die besondere Bestimmung Venedigs ist erfüllt; es kann künftighin nur noch ein historisches Kleinod des gemeinsamen Vaterlandes sein: alma parens".

„Aber was soll dann aus den Fürsten werden, welche im Namen des öffentlichen Rechts, jetzt in den verschiedenen Theilen der Halbinsel regieren"? erwiederte ein Advocat, welcher sich mehr an den Buchstaben, als an den Geist der Revolution hielt.

„Dasselbe, was aus dem Herzog von Modena geworden ist, der mit unermeßlichen Reichthümern aus seinen Staaten geflohen ist, und sich im Innern unserer Lagunen verbirgt", antwortete der erste Sprecher.

„Und aus dem Papst, was machen Sie aus dem"?

„Den Großalmosenpfleger der Gesammtrepublik, oder wir können ihn auch nach Konstantinopel schicken, um den Großsultan zu bekehren und ihn zu trösten, daß er sich nicht hat mit der Königin des adriatischen Meeres vermählen können", entgegnete der Bürger mit kalter Ironie. „Auch ist ja sein Reich nicht mehr von dieser Welt: Was meinen Sie Chevalier?

„Das Geheimniß der Zukunft ruht im Schoos Jupiters, sagt il poeta sovrano, den ich soeben anführte", versetzte Lorenzo. „Ohne eine Meinung bei so ernsten Fragen zu beanspruchen, ist es doch gewiß, daß ein neues Ideal des moralischen Lebens in der Menschheit aufblüht, und daß das Schicksal Italiens in den Händen des gottgesandten Mannes liegt, der vor den Thoren Venedigs steht. Wenn seine Seele so groß wie sein Genie ist, wird er eine glorreiche Nation aufrichten, ove il bel si risuona, deren Sprache er spricht und deren Blut in seinen Adern fließt."

So schwatzend trieb es diese glänzende Jugend, auf welche der Chevalier Sarti so großen Einfluß übte. Angeregt von Zorzi und Villetard, mehr aber noch durch das Gefühl, das sein Herz erfüllte, hatte Lorenzo jene Art zärtlicher, betrachtender Träumerei abgestreift, welche die gewöhnliche Neigung, und

so zu sagen, die Anmuth seines Geistes war. Sein offner und edler Character, seine Begeisterung für das Schöne, seine vielseitigen Kenntnisse, die romantische und etwas metaphysische Richtung seiner Einbildungskraft, alle diese Eigenschaften verbunden mit dem Feuer seiner Ueberzeugungen und eines gebieterischen Willens, hatten ihm ein entschiedenes Uebergewicht über diejenige Masse der venetianischen Bevölkerung gegeben, welche zur französischen Partei gehörte. Der bei der Inquisitonspolizei unterzeichnete Verhaftsbefehl des Chevalier war angeordnet und sollte vollzogen werden, als man die Nachricht von der Schlacht bei Arcola, und später von der bei Rivoli, welche am 13. Jan. 1797 geliefert ward, erhielt. Diese außerordentlichen Begebenheiten, welche den Rückzug Oesterreichs vollendeten, erregten in Venedig eine tiefe Erschütterung. Das Gouvernement ward gestürzt; die Neuerer, auf dem Gipfel der Freude und der Trunkenheit, erhoben das Haupt und bedrohten laut die Aristokratie mit einem nahen Falle. Einige Tage nach diesem glorreichen Zwischenact des italienischen Feldzugs, welcher die Uebergabe von Mantua nach sich zog, kam Zorzi eines Morgens bei früher Tageszeit zu dem Chevalier Sarti, alla giudecca.

„Vittoria, vittoria"! rief er, kaum in Lorenzo's Schlafzimmer eingetreten. „Bald werden wir die Herren von Venedig sein, und Sie, Chevalier, werden einen guten Antheil am Siege der Freiheitsmänner erhalten. Aber ehe sich dieser unvermeidliche Fall ereignet, bringe ich Ihnen eine Nachricht, die Sie persönlich betrifft. Die Tochter des Senator Zeno heirathet in drei Tagen den Chevalier Grimani. Es kommt darauf an, dieses verhaßte Opfer zu verhindern, und ich komme, Ihnen die Mittel dazu an die Hand zu geben. Morgen ist ein großes Fest auf dem Casino Salvadego, wo die Grimani, der Senator Zeno mit seiner Tochter Beata, und ihre Freunde Badoer und Dolfin, sich einfinden werden. Sie, Chevalier, müssen auch hingehen, und umgeben von Ihren Freunden, die Sie unter

irgend einer Verkleidung, die das Carneval erlaubt, begleiten, sollen Sie die schöne Helena entführen und augenblicklich mit ihr nach dem Festlande abreisen. Villetard wird Ihnen einen Brief an den General en chef der französischen Armee mitgeben, der Sie vor jeder Nachforschung sicher stellt".

„Sind Sie auch gewiß, mein Herr", antwortete Lorenzo niedergeschlagen, „daß Signora Beata ihre Einwilligung zu der Heirath, deren traurige Nachricht Sie mir bringen, gegeben hat"?

„Wenn Alles, bis auf das Zimmer, welches die beiden Gatten bewohnen sollen, zur Hochzeitfeier bereit steht"! entgegnete ungeduldig Zorzi. „Wollen Sie, ehe Sie ihren Entschluß fassen, warten, bis die goldne Frucht im Garten der Hesperiden gepflückt ist"?

„Wohl denn", rief hastig Lorenzo, „ich füge mich Ihren Rathschlägen und nehme das Anerbieten meiner Freunde an".

Das Carneval, welches einige Monate früher als der Fall Venedigs Statt hatte, war deshalb nicht weniger fröhlich noch weniger geräuschvoll, als das der vorhergehenden Jahre. Diese einzige Stadt, bewundrungvolles Denkmal eines gewerbthätigen Volkes, welche ohne Einmischung einer obersten Gewalt, ohne die Hülfe eines Eroberers, sich durch eigne Anstrengung aus dem Schoos der Armuth und Unwissenheit auf den Gipfel des Glücks und der Bildung geschwungen hatte, diese war im Begriff zu erlöschen, vom Schauplatz der Welt zu verschwinden, ohne fast zu fühlen, daß sie der letzten Festlichkeit ihres nationalen Lebens beiwohne. Und welche Ironie des Schicksals! ein unabhängiger, durch Jahrhunderte, durch Verträge und das öffentliche Recht des christlichen Europas geheiligter Staat, eine katholische Macht, welche die Schutzwehr der Kirche gegen den Islamismus und die Barbarei der Türken bildete, eine italienische Republik, welche eines der Wunderwerke der Civilisation und seit dem zwölften Jahrhundert die Verbündete Frankreichs war, soll vernichtet, an den Meistbietenden verkauft wer-

den, verkauft von einem Republikanergeneral, der die Sprache Dante's und Macchiavelli's spricht, von dem Repräsentanten einer großen und tapfern Nation, welche die Bruderrechte der Völker und den Schutz der Nationalitäten proclamirt hatte! und als das empörte Europa gegen diesen mächtigen Geist, der es seinem Despotismus unterwerfen wollte, aufsteht, und ihn wie einen öffentlichen Ruhestörer über die Meere verweist, erklären sogleich die Könige der heiligen Allianz die früheren Beschlüsse für nichtig, indem sie ihren Freiheitsversprechungen untreu werden. Alle ehemalige Rechte, welche im revolutionären Drange verschwunden waren, werden wieder aufgenommen und hergestellt; aber jene glorreiche Republik Venedig, welche das erste unglückliche Opfer des Ehrgeizes Bonapartes war, bleibt in den Händen Oesterreichs. Und dann wundert man sich noch über die Unbeständigkeit der modernen Gesellschaften und über die unablässigen Stürme, welche die bestgeordnetsten Regierungen erschüttern! Die Revolution von 1789 hat Grundsätze niedergelegt, welche in die Eingeweide der Erde gedrungen sind, und welche diese unter den Füßen jener Verwegenen aufwühlen werden, die es versuchen, den Lebenskeim derselben zu ersticken. Weder Soldaten sind es, noch Gelübde an die Madonna, die diese Grundsätze beschwören können und das moderne Gewissen hindern werden, die Welt nach seinem Bilde zu gestalten.

Während das Schicksal der Republik der Gegenstand schmerzlicher Betrachtungen für eine kleine Anzahl hellsehender Köpfe war, während der herzogliche Pallast sich mit Sorgen, seufzenden Schatten und blassen Schreckbildern füllte, und das feindliche Panier die Mauern der bis jetzt unverwundbaren, geheiligten Stadt stürmte, ergötzte sich das Volk an dem Geläute seiner Schellen und an süßen Liedern. Wenn es auch die äußern Begebenheiten durch Zeitungsberichte und geheimnißvolle Reden kannte, welche der Revolutionspartei entschlüpften, so hatte es doch ein zu großes Vertrauen in die

Weisheit seiner Herrscher, als daß es sich ernstlich über das Schicksal seines Landes hätte beunruhigen sollen. Uebrigens war das Carneval zu Venedig ein wahrhaft nationales Fest, und je bedrohlicher die politischen Zustände für das Gouvernement der Aristokratie wurden, desto mehr bemühte sich diese den Augen der verblendeten Menge ihre Sorgen zu verbergen. Daher man die Lagunen, il Canalazzo, den St. Markusplatz, die Castni's, und selbst die in Venedig so zahlreichen frommen Wohnungen der Buße sich mit verschwiegenen Lichtern füllen sah. Ueberall erblickte man Leben und fröhliche bunte Masken, die das Schauspiel eines magischen Traumes darboten, und sich über einem Abgrunde bewegten, in welchen bald diese leichte, liebreizende Welt versinken sollte.

Nos delubra deum miseri, quibus ultimus esset
Ille dies, festa velamus fronte per urbem.

„Wir durchjubeln die Stadt, wir Elenden, welchen zuletzt nun
Strahlte der Tag, und kränzen mit festlichem Laube die Tempel.“
(Virgil, Aeneide, Gesang II., Vers 247—248, Voß.)

Am Abend, wo auf dem Salvadego die glänzende Versammlung, von welcher Zorzi den Chevalier Sarti benachrichtigt hatte, Statt finden sollte, fuhr Beata mit ihrem Vater, ihrem Verlobten und dem Senator Grimani in einer Gondel den Canale grande hinauf. Besiegt durch die Bitten des Senator Zeno und durch die Furcht, ein längerer Widerstand ihrerseits könnte die Gefahren, von welchen sie Lorenzo umgeben wußte, vergrößern, hatte sich Beata eine Art stillschweigender Einwilligung in die Heirath, welche unter so traurigen Vorbedeutungen geschlossen werden sollte, entreißen lassen. Aber indem sie der Ruhe ihres alten Vaters, den sie von so großem Schmerze niedergebeugt sah, ihr Leben zum Opfer brachte, indem sie sich demüthig unter die Hand des Schicksals beugte, das auf ihr lastete, hatte Beata noch die Hoffnung nicht verloren, unter

irgend einem Vorwand den schrecklichen Tag zu verzögern, an welchem sie der Seligkeit entsagen sollte, welche die Liebe ihr von fern gezeigt hatte. Sie hegte im Grund des Herzens, ich weiß nicht, welche geheime Stärke und welch' Vorgefühl eines glücklichen Zufalls, das sie dem Unglück entgegentreten ließ, ohne etwas von der Würde ihrer Haltung zu verlieren. Sie litt tödtlich, doch ohne durch irgend ein äußeres Zeichen die Bewegung ihrer Seele und das Geheimniß ihres Lebens zu verrathen. Die beiden Senatoren saßen schweigend in der Gondel, während der Chevalier Grimani, der neben Beata saß, ihr mit Zuvorkommenheit und in zarten Worten zu erkennen gab, wie glücklich er sei, sein Schicksal mit einem so vollendeten Weibe zu theilen, deren Zweifel und keuscher Widerstand nicht leicht zu überwinden gewesen waren.

„Nun sehen Sie, Chevalier", sagte Beata mit schüchterner Stimme; „es giebt schwache Naturen, welche das Glück erschreckt, und welche seine Annäherung zu fürchten scheinen, als wenn sie darin das Ende ihres kurzen Daseins finden sollten. Vielleicht bin ich all der Glückseligkeit, womit mich Gott überhäuft hat, nicht würdig".

Der Chevalier, welcher in den Worten Beatens nichts als den Ausdruck einer sanften Traurigkeit und einer keuschen in solchem Falle leicht begreiflichen Unruhe finden konnte, bemühte sich, die Gentildonna zu beruhigen, indem er seine Liebe betheuerte und sie seiner Ergebenheit in den geringsten ihrer Wünsche versicherte. Die Gondel näherte sich der Piazetta unter einem Gefolge von Barken, alle von buntfarbigen Laternen erleuchtet, die auf das tiefe Wasser des Canalazzo ein geheimnißvolles Licht warfen, welches die Einbildungskraft ergriff, indem es ihr unendliche Fernen eröffnete. Geschrei, Gelächter, Instrumente, harmonische Stimmen, Alles tönte aus dem Innern der Schlangenwege dieser verzauberten Stadt. Beim Landungsplatze stiegen diese vier Personen an der Piazetta aus, deren Ufer mit

Menschen besetzt waren. Sie trugen den schwarzen Domino, als die bequemste Verkleidung, die von Standespersonen vorgezogen ward. Beata, am Arm des Chevalier Grimani, folgte traurig den beiden Senatoren, welche Mühe hatten, sich einen Weg durch die fluthende Menge zu bahnen, die dem großen Platze zuströmte.

Welch ein Schauspiel bot dann dieses weite und prächtige Theater der venetianischen Größe, wo alle Jahrhunderte, alle Baustyle und alle Bildungsstufen der Welt vertreten waren! Ist nicht die Geschichte Venedigs auf jene Monumente geschrieben, welche die Wechselfälle eines durch seine Geduld, seine Thätigkeit, durch seinen Kunstsinn und sein politisches Leben bewunderswürdigen Volkes erzählen? Welchen Frohsinn, welche liebenswürdige Thorheit, welchen Rausch der vorüberfliehenden Stunde und welche Sorglosigkeit des kommenden Morgens sah man auf diesem Platze sich kundgeben, wo Masken und Trachten der buntesten Art eine Auswahl aller Stände der Gesellschaft, gemischt mit den Launen einer reichen Phantasie darboten: Bauern, Edelleute, gepuderte Doctoren der Theologie, Aerzte, gebückt unter einer breiten Perrücke und die Stirn mit furchtbaren Brillen bewaffnet, Cicisbei, elegante Monsignori, Türken, zingari, Chinesen, päpstliche Soldaten mit einem Sonnenschirm in der Hand, Charlatans, Wahrsager, Mönche aus allen Orden, verfolgt und verspottet von der zahlreichen Familie der Harlequins, Pierrots, Colombinen und Pantalons, diese Typen der alten italienischen Komödie, welche eine Welt für sich bilden, deren Geschichte man nicht kennt! In der That, wo kommen sie her, diese schönen Leander, diese Lindor mit himmelblauem Kleid, diese Scaramouche, diese Brighella und diese Prinzessinnen in Purpurkleidern, mit der Engelstimme und dem Taubenherzen, die man im Mondschein tanzen, lachen und sich auf einem verzauberten Kreuzwege herumtummeln sieht, wie glückselige Schatten? Wer wohl hat jene Brigate fröhlicher Männer und müssiger

Frauen ersinnen mögen, diese Chöre von Kobolden und innamorati, welche auf der Fußspitze einem Stelldichein unter einem gesegneten Fenster zueilen, wo sie bis zur Morgenröthe verweilen? Ist es ein Traum, eine poetische Täuschung, eine Erinnerung an die Vergangenheit, oder ein Vorgefühl der Zukunft? Alles dieses ist es, Feerei und Geschichte, Dichtkunst und Wirklichkeit: Es ist das Carneval von Venedig in den letzten Tagen seiner Unabhängigkeit. Während das Fest Balthasars seinen Pomp und seine thörichten Maskeraden auf diesem St. Markusplatz enthüllt, der ein Wunderwerk der Welt ist, sitzt im herzoglichen Pallaste das Schicksal der Republik in der Person des schwachen Louis Manini zu Gericht, welcher vor einigen eben so schwachen Rathsherrn weinend ausruft:

.... Divum inclementia divum
Has evertit opes, sternitque a culmine Trojam.

.... „O, nein, ungütige Götter
Götter zerstörten die Macht, und schmetterten Troja vom Gipfel.“

(Virgil, Aeneide, Gesang II., Vers 601—602, Voß).

Beata drang mühsam durch diese lärmende Bande, die Seele voll unendlicher Trauer; in einen schwarzen Domino gehüllt, der die Eleganz und Weichheit ihrer göttlichen Gestalt durchschimmern ließ, ihre schönen Augen mit einer Sammetmaske bedeckt, die ihr Alles zu sehen erlaubte, ohne ihre innere Bewegung zu verrathen, stützte sie sich leicht auf den Arm des Chevalier Grimani, indem sie ihr Ohr den lazzi der Menge, dem Zwiegespräch glücklicher Pärchen lieh. Im Begriff auf den großen Platz einzutreten, ward Beata in der Nähe des Glockenthurmes von einem Haufen ihr entgegenkommender Masken ziemlich unsanft gestoßen und sah sich plötzlich vom Chevalier Grimani getrennt. Sie wollte sogleich den Arm ihres Verlobten wieder ergreifen; aber gedrängt durch die dichte herzuströmende Menge, war sie wie in einen Kreis eingeschlossen, den

sie nicht durchbrechen konnte. Dieser Kreis, der sich immer mehr um sie verengte, stieß sie nach der Piazetta und dem Canale grande zu, ungeachtet der Anstrengung, die sie machte, dem Andrange zu widerstehen. Die Freiheit, deren man in Venedig während des Carnevals genoß, war so groß, die Maske so geachtet, und die Verkleidung erlaubte so viel Intriguen und unschuldige Streiche, daß Beata nicht allzu besorgt über einen Vorfall war, der nichts Außerordentliches in Mitten einer Masse hatte, welche sich hob und senkte wie die Wellen des adriatischen Meeres. Ihre Unruhe wuchs jedoch, als eine Maske sie beim Arm ergriff und ihr ins Ohr sagte:

„Wohin gehst Du, anima affanata? und was suchst Du in diesem Trubel von Thorheiten und eitlen Worten? Suchst Du den Frieden, das Licht und das Ideal Deines edlen Lebens"?

.... Beata, i tuoi martiri
A lagrimar mi fanno tristo e pio.

.... „Beata, Deine Marter
Entlockt mir fromme schwermuthsvolle Thränen."
(Dante, Hölle, Gesang V., Vers 116—117, Philalethes.)

„Wenn Du mir folgen willst, werde ich Dich in die Arme Desjenigen führen, den Du anbetest und der Deiner Liebe würdig ist".

Indem die Maske diese Worte aussprach, welche einen Freund Lorenzo's verriethen, beeilte der Unbekannte die Schritte der Gentildonna, indem er sie mehr und mehr nach dem Landungsplatze hinzog, wo ohne Zweifel sich eine Gondel befinden sollte, um sie aufzunehmen. Verwirrt, unschlüssig, nicht wissend, wie sie dem Gedränge, deren Gegenstand sie war, entgehen sollte, strengte sich Beata von Neuem an, dem Lauf der Menge entgegen zu dringen, indem sie die Hand, welche ihren Arm gefaßt hielt, von sich stieß. Die Maske ergriff nun mit größerer Heftigkeit ihren Arm, indem sie sagte: „Warum willst Du

Deinem guten Genius entfliehen, der durch meine Stimme zu Dir spricht? Weißt Du, welche Zukunft Dich erwartet, o edle Tochter Venedigs“?

Amor ch'a nullo amato amor perdona

„Amor, der keinem Verliebten zu lieben verzeiht“

wird Dich wie ein Schatten bis in das hochzeitliche Bett verfolgen, wo Du das Andenken verletzter Treue nicht wirst ersticken können! Die Zeit drängt, die Stunde ist günstig, höre den Rath eines Freundes: Denn in einigen Tagen vielleicht wird es zu spät sein“.

Kaum hatte die Maske diese letzten Worte ausgesprochen, als der Kreis, der Beaten einschloß, durch neue Züge, welche die Piazetta heraufströmten, durchbrochen ward. Befreit entfernte sich die arme Gentildonna eilig von dem Platze, wo sie hingezogen worden war und verlor sich in der Menge. Sie zitterte und sah oft zurück, ob man sie verfolge. Ihre große Unruhe kam, wie sie meinte, weniger von der Gefahr entführt zu werden her, als von den geheimnißvollen Worten, welche man an sie gerichtet hatte. Es konnte nur ein Freund Lorenzo's sein, welcher, um sich der Tochter des Senators zu erkennen zu geben, jene Verse der göttlichen Komödie, die wir angeführt haben, ihr zugeflüstert hatte, und welche Beata auswendig wußte.

Was wollten besonders diese düstern Worte sagen: In einigen Tagen vielleicht wird es zu spät sein? Sollte Lorenzo von einem großen Unglück bedroht sein, wie sie alle Ursache zu fürchten hatte? Dieser Gedanke war dem Herzen der edlen Signora der bitterste von allen. Nur erst auf dem Salvadego fand Beata die Ihrigen und den Chevalier Grimani wieder, der sie vergebens unter der Menge gesucht hatte, und welcher anfing, sich über ihr Außenbleiben zu beunruhigen. Sie hütete sich wohl, ihrem Verlobten etwas von der Begebenheit, die ihr zugestoßen war, zu erzählen, und, indem sie ihre Ent=

fernung der Heftigkeit der Menschenmasse zuschrieb, die sie vom Arm des Chevalier gerissen hatte, bekämpfte sie ihre Bewegung und verbarg ihre traurigen Gefühle in ihrer Seele.

Die berühmte Osteria zum Salvadego (der Wilde) war auf dem großen Platze, im Winkel rechter Hand, wenn man der Basilica von Venedig den Rücken zukehrt. Sie hatte zwei Ausgänge, der eine auf den Platz selbst, der andere nach hinten auf einen kleinen Canal. Die Osteria war vorzugsweise von der Aristokratie besucht, welche in den letzten Jahren der Republik oft dort Feste gab, wo sie sich mit den Gesandten fremder Mächte treffen konnte, ohne den Argwohn der Staatsinquisitoren zu erregen. Während des Carnevals waren die geräumigen und reichen Gemächer des Salvadego in ein öffentliches Casino umgeschaffen, von welchem jeder Saal seine eigene Bestimmung hatte. In dem einem wurde getanzt, in einem andern Pharao gespielt, hier speiste man zu Nacht, dort führte man conversazioni, und alle diese Gemächer, welche mit dem Erdgeschoß in Verbindung standen, bildeten ein großes schönes Ganze, wo man überall leicht sich hinbegeben konnte. Camerini waren denen zur Verfügung gestellt, welche sich von der Menge absondern und das Fest genießen wollten, ohne von demselben beläßtigt zu werden. Der Salon, welcher für die Versammlung der vornehmen Gesellschaft gewählt ward, war einer der geräumigsten der ganzen Einrichtung und beherrschte alle übrigen Gemächer. Vier seiner Fenster gingen auf den Platz, und aus dem Innern eines Cabinets zum Ausruhen, welches seinen entlegensten Theil bildete, konnte sich der Blick in eine lange Reihe erleuchteter Zimmer tauchen, oder vom Fenster aus, das sich darin befand, das merkwürdige Schauspiel, welches der St. Marcusplatz darbot, betrachten. Die Familie Dolfin hatte dieses Fest auf dem Salvadego veranstaltet, um die Verbindung der beiden adeligen Familien zu feiern. Ein Abendessen von fünfzig Couverts war auf ein Uhr des Nachts bestellt. Der

Abbé Zamaria durch ein ziemlich ernstes Unwohlsein an sein Bett gefesselt, war nicht unter der Zahl der Gäste.

Da es noch Zeit war, wünschten die schon versammelten Personen sich einen Augenblick unter die Masse zu mischen, welche die verschiedenen Säle des Casino's füllte. Man begab sich zuerst in den Spielsaal, wo mehrere mit Goldzecchinen belegte Tische die Lüsternheit der Vorübergehenden reizten. Eine maskirte Person, welche in der Mitte eines jeden Tisches saß und von zwei Gehülfen umgeben war, die den Gewinn austheilten, vollzog die Geschäfte eines Banquiers. Einen elfenbeinernen Rechen in der Hand, schob dieser Banquier, welcher fast immer ein Mitglied der Aristokratie war, entweder den Gewinnenden Haufen von goldnen Zecchinen zu, oder zog sie an sich, ohne ein Wort zu sprechen. Die Pointeurs, die um den Tisch herum nicht weniger schweigsam, als der Banquier und seine Gehülfen standen, besetzten die Karte, welche sie vor sich hatten mit der Summe, die sie wagen wollten; gewannen, verloren, gingen oder kamen, ohne daß man auf ihren Gesichtern die verschiedene Bewegung lesen konnte, die sie ausdrücken mochten. Betrachtete man diese verschiedenen Kostüme, diese undurchdringlichen Masken, welche mehrfache Typen der menschlichen Natur darstellten, und die Lebhaftigkeit des Blickes und das unwillkührliche Zucken der Physiognomie, welche das Leben verräth, verbargen, betrachtete man diese um einen grünen Tisch versammelten schweigenden Gruppen, an welchem eine Art Radamanthus mit einem Scepter in der Hand den Vorsitz führte, meinte man eine Anzahl Larven zu erblicken, der Erde entstiegen, um auf ihr einen Augenblick noch die Freuden zu genießen, um deren willen sie jenseits büßen.

Beata war am Arm des Chevalier Grimani eine Weile vor einem der Spieltische stehen geblieben. Noch ganz ergriffen von dem Vorfall auf dem St. Markusplatze, dessen Folgen sie fürchtete, sah sie zerstreut den Spielern zu, die sich das, auf

dem Teppich angehäufte Gold streitig machten, als sie eine Maske bemerkte, welche sie mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten schien.

Sie wandte den Kopf, um den auf sie gerichteten Augen zu entgehen; aber die unerbittliche Maske folgte allen ihren Bewegungen, ohne ihr Raum zu geben. Beata wollte hierauf den Saal verlassen, wo es ihr unheimlich ward, als die Maske, deren durchbohrenden Blicken sie zu entgehen suchte, durchs Glück begünstigt, eine weiße und zarte Hand ausstreckte, um das Gold, welches sie gewonnen hatte, einzustreichen. Beim Anblick dieser Hand ward Beata so verwirrt, daß der Chevalier Grimani es bemerkte und sie besorgt fragte: „Was fehlt Ihnen, Signora"? „Lassen Sie uns gehen", antwortete sie mit erstickter Stimme; „diese Spieler ängstigen mich". Aber nicht die Leidenschaften der Spieler hatten das edle Mädchen ergriffen, sondern nur die Nähe Lorenzo's, dessen Hand sie glaubte erkannt zu haben.

Beata zog den Chevalier in den zunächst anstoßenden Tanzsaal. Es war der größte und prächtigste des Casino's. Ein zahlreiches Orchester befand sich auf einer erhöhten Galerie, auf welcher es über die Menge hervorragte, die es mit seinen lockenden Rythmen bethörte. Die Musiker waren maskirt und wie Jedermann verkleidet, und das Kostüm, mit welchem ein jeder angethan war, bildete einen mehr oder weniger komischen Gegensatz zu dem Instrumente, das er spielte. Der, welcher das Horn blies, stellte einen Bären vor, die Geigen waren Affen, die Contrabässe Harlekins. Die Oboe war ein Schäfer aus den Abruzzen; die Flöte ein Polichinelle, die Clarinette der Doktor Pandolfo der italienischen Komödie, das Fagott stellte einen Wolf vor, und die Trompete einen Soldaten der venetianischen Armee. Schöne Kronleuchter, welche von buntfarbigen Kugeln gehalten wurden, verbreiteten ein sanftes Licht, welches zahlreiche Muranospiegel ins Unendliche zurückwarfen. Der An=

blick brachte eine magische Wirkung hervor, und ein Fremder, der diesen prächtigen Saal beträte, ohne irgend Kenntniß von dem Lande zu haben, das er zum ersten Mal besucht, würde Mühe haben zu unterscheiden, ob er einer Scene aus dem wirklichen Leben beiwohne, oder ob sein Geist das Spielwerk eines falschen Blendwerks sei. Der Mensch empfindet ein so großes Bedürfniß seiner gewöhnlichen Stellung, wie erhaben sie auch sein mag, zu entfliehen, und die Grenzen der bekannten Welt, in welcher er sich unter den Blicken Aller bewegt, zu überschreiten, daß die Maske und die Verkleidung, unter welchen er sich einen Augenblick seiner Sclaverei entziehen kann, für ihn eine Art Verwandlung seines Wesens sind, eine Metamorphose, welche ihm neue Fähigkeiten zu leihen scheint und ihn glauben macht, an den Freuden des Unendlichen, nach welchen er durch Gefühl und Erkenntniß strebt, Theil zu haben. Der Schlaf, der uns den Sorgen der Wirklichkeit entreißt, der Traum, der uns auf seine göttlichen Flügel nimmt, die Trunkenheit, welche unsern Wahn verdoppelt, das Spiel, das in unserer Seele die schrecklichen Leidenschaften der Habsucht entfesselt, Ehrgeiz, Ruhm, Religion, Dichtkunst und Liebe, welche uns umschaffen, sind sie nicht verschiedene Weisen, durch die unser Wesen, das beschränkt in der Substanz, aber groß in seinem Streben ist, einen Ausgang aus dem Endlichen sucht, welches dasselbe erdrückt, gleich dem Vogel, der mit dem Kopfe gegen die Stäbe seines Käfigs stößt, in welchem er seine angeborene Freiheit beweint? Ein Ball, wie der im Salvadego, zur vornehmsten Stunde des versammelten Venedigs, dieser Strudel leichtfertiger und ernster Geister, gehoben von einer zauberischen Musik, diese Masken und Kostüme aller Formen, diese Carre's rascher Tänzer, wo der Patricier dem Gondolier den Elbogen streift, wo der Arme so frei als der Reiche ist, und der regierende Fürst den nämlichen Gesetzen höflicher Geselligkeit unterliegt, als der niedrigste Facchino seiner Staaten, wo Liebe, Eigensinn und Neugier immer neue Nah=

rung finden, ohne je sich zu erschöpfen; solch ein Ball war eine Erscheinung jener verzauberten Welt, voll ewiger Mußezeit, welche die Feenmärchen, die nicht das sind, wofür eitle Philosophen sie halten, uns schon in der Wiege vorspiegelten.

Beata, indem sie hastig in den Ballsaal trat, sah sich ängstlich nach allen Seiten um, ob sie verfolgt werde. Das Abenteuer auf dem St. Markusplatze, und der neue Vorfall am Spieltische, wo sie gewiß war, Lorenzo erkannt zu haben, ließen sie eine Katastrophe fürchten, deren Opfer sie und ihr junger Geliebter werden könnten. Wenn sie es hätte wagen können, dem Chevalier Grimani ihre Befürchtungen mitzutheilen, ohne zugleich die Quelle ihrer Schmerzen an den Tag zu legen, würde sie sich aus der tosenden Menge, die sie bis ins Innerste erschütterte, zurückgezogen haben. Endlich, da Beata nicht länger der Unruhe widerstehen konnte, die sich ihrem Gemüth mitgetheilt hatte, schützte sie Besorgniß um ihren Vater vor, der im Gespräch mit dem Senator Grimani im Salon, wo das Abendessen stattfinden sollte, zurückgeblieben war, und sprach den Wunsch aus, ihn dort aufzusuchen. Als sie eben zurückgehen wollte, ward sie von drei Masken angeredet, welche die drei Könige aus dem Evangelium mit dem Weihrauch, Gold und Myrrhe darstellten. Einer der drei Weisen hatte eine Guitarre umhängen, auf welcher er einige Accorde anschlug, und sogleich stimmten alle drei das naive Klagelied an, dessen Text man im ersten Theil dieser Geschichte hat lesen können. Es war die getreue Wiederholung der reizenden Scene, welche sich in Villa Cadolce zutrug, in jener schönen Christnacht, wo der junge Lorenzo mit so viel Grazie von der Tochter des Senator Zeno aufgenommen ward! Bei den Tönen der Guitarre und dieser drei harmonischen Stimmen, welche sich plötzlich aus dem allgemeinen Lärm erhoben, war der Ball wie unterbrochen, und Jedermann näherte sich der Gruppe, welche die Weisen aus dem Morgenlande umgab. Beata mehr und mehr bestürzt über

einen Auftritt, dessen Bedeutung sie nicht mißverstehen konnte, wollte einen neuen Versuch machen, sich diesem schmerzlichen Schauspiele zu entziehen, fiel aber ohnmächtig in die Arme des Chevalier Grimani. Man beeilte sich, die Maske der Gentildonna zu lüften, und während der Chevalier Grimani gegangen war, um Hülfe zu suchen, trugen die drei Weisen Beaten in ihren Armen fort, gleichsam als wollten sie dieselbe in ein ihrer Lage angemesseneres Zimmer schaffen.

Als sie an die Thüre des Casino's, welche nach dem kleinen Canal führte, gekommen waren, gab es einen großen Auflauf und verworrenes Geschrei, von dem die in dem Tanzsaal Zurückgebliebenen sich die Ursache nicht erklären konnten. Der Grund aber war, daß die drei Weisen verhaftet wurden, und der eine, durch einen Stilettstich verwundet, für todt auf dem Platze geblieben war. Beata, noch immer ohne Bewußtsein, ward in das Ruhezimmer neben dem Banketsaal geschafft. Hier, auf ein Sopha hingestreckt, umgeben von ihrem Vater, ihrem Verlobten und ihren Freunden, kam sie langsam wieder zur Besinnung; aber, erschöpft von der schrecklichen Erschütterung, die sie erlitten hatte, bat Beata, daß man sie einen Augenblick mit ihrem Kammermädchen, nach dem man geschickt hatte, allein lassen möchte, und Alle zogen sich zurück.

Was aber hatte sich in dem Ballsaal zugetragen seit dem Erscheinen der drei Könige? Beata wußte von nichts. Sie fragte Therese, ob sie von Lorenzo haben reden hören; aber das Mädchen konnte ihr nichts Bestimmtes sagen.

Nur ein unsicheres Gerücht hatte sich im Casino verbreitet, man habe Verhaftungen vorgenommen, und ein gewisser Zorzi sei von dem Stilettstich eines Häschers getödtet worden. Der Name Zorzi war der Signora nicht unbekannt, aber sie ahnete die Verbindung nicht, welche zwischen dieser politischen Person und dem Chevalier Sarti bestand. Dennoch erweckte der Vorfall auf dem St. Markusplatze, der am Spieltische, verbunden

mit der Ballscene und den Vorgefühlen ihres eigenen Herzens, die Furcht, Lorenzo könne in irgend ein gefährliches Komplot verwickelt sein, dessen Natur sie sich nicht enträthselte. Hatte er sie entführen wollen, um eine verhaßte Heirath zu hindern, die alle seine Hoffnungen vernichtete? Dies war um so wahrscheinlicher, als bei der letzten Zusammenkunft, welche er auf dem Balcon mit Beata hatte, Lorenzo es wagte, ihr den Antrag zu machen, Vater und Vaterland zu verlassen und mit ihm in ein fremdes Land zu entfliehen. Dieser demüthigende Gedanke, den sie keinem Andern verziehen haben würde, ward aus dem Munde des Chevalier Sarti beinahe ein Recht mehr auf die innige Neigung dieses lieblichen Wesens.

Therese, sowohl um die Unruhe ihrer Gebieterin zu mäßigen, als um ihre eigene Neugierde zu befriedigen, bat um Erlaubniß sich unter die Menge mischen zu dürfen, die mehr als je die Säle des Casino's füllte, um Nachrichten über die Begebenheiten des Abends einzuziehen.

Im Kabinet allein geblieben, dessen halb geöffnete Thüre ihr erlaubte, einen flüchtigen Blick in die Reihe erleuchteter Säle zu werfen, ward Beata, erschöpft von den lebhaften Eindrücken, und gebrochen von der fortwährenden Furcht vor einem noch größeren Unglücke, von einer physischen und moralischen Abspannung überwältigt, welche weder Schlaf noch Wachen war. Auf ein Sopha hingegossen, den Elbogen auf ein Sammetkissen gestützt, hörte Beata, mit halbgeschlossenen Augen, und in jenen unerklärlichen Zustand versetzt, wo die Seele noch das Erlöschen der materiellen Organe überlebt, das entfernte Summen der Volkslust. Die fröhlichen Klänge des Orchesters, welche sie durch die Entfernung vom Saal gedämpft vernahm, der Sinnenrausch der Tänzer, die ein steter Strudel fortriß, die Lichtstrahlen, welche nur verstohlen in das Versteck fielen, in das sie sich geflüchtet hatte, das Geschrei, welches vom Markusplatze heraufdrang, die Masken, die an der Thür des Kabinets

vorüberzogen und deren flüchtige Schatten ihre Nähe verriethen, alles dies Zufällige, Geräuschvolle, Harmonische, eines glücklich sorglosen Lebens, bildete einen so schmerzlichen Gegensatz zu der Lage Beata's, daß sie plötzlich erwachte und bitterlich zu weinen anfing, indem sie ausrief: „O! mein Gott, mein Gott, habe Mitleid mit mir"! Nach einem augenblicklichen Schweigen, das gewöhnlich heftiger Aufwallung folgt, sagte sie, mit Augen von Thränen benetzt, indem sie ihr schönes Gesicht mit beiden Händen bedeckte, wie sie oft beim Nachdenken that: „Ach! wie wahr und tief ist der Gedanke des Sängers der Liebe, den mein lieber Lorenzo mich hat bewundern gelehrt:

.... Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria ....

.... „Es giebt kein größeres Leiden,
Als sich der frohen Zeiten zu erinnern
Im Elend" .....

(Dante, Hölle, Gesang V., Vers 121—123, Philalethes).

In sich selbst versunken, und weinend wie ein Engel des Lichts im Reich der Finsterniß verirrt, (in un luoco d'ogni luce muto) gedachte sie mit Entzücken der süßen Augenblicke ihres kurzen reinen Lebens, gedachte der Ankunft Lorenzo's in Villa Cadolce, des mit Tognina an den Ufern der Brenta gesungenen Duett's, der Fahrt nach Murano, der Nacht auf dem Balcon und il dissiato riso .... baciato da cotante amante, des unauslöschlichen Kusses, von dessen sanftem Drucke ihre unschuldigen Lippen noch bebten. Beata war noch in der Erinnerung eines auf immer entschwundenen Glücks vertieft, als Therese plötzlich ins Kabinet tritt, und mit einer Bestürzung, die sie nicht verbergen kann, ausruft: „Signora, Lorenzo ist verhaftet, und man glaubt, daß er in die Bleidächer des herzoglichen Pallastes gesetzt worden sei.

Bei dieser traurigen Nachricht, welche das Herz Beatens lange schon befürchtete, stand sie hastig auf, nahm die Maske und verließ das Casino, ohne von ihrer Gesellschaft Abschied zu nehmen. Der Senator Zeno und die Familie Grimani zogen sich ebenfalls bald nachher zurück, indem sie die übrigen Gäste sehr verwundert über das was sich zugetragen, zurückließen.

Gleich am andern Morgen begab sich Beata zum Chevalier Grimani. Sie entdeckte ihm ihren Lebenslauf, ihre Liebe, ihre Verzweiflung, indem sie ihm ihren festen Entschluß mittheilte, einer Verbindung zu entsagen, deren sie sich nicht würdig hielt. „Gott hat über mein Herz geboten", sagte sie mit einer Festigkeit, die sonderbar gegen ihre gewöhnliche Zurückhaltung abstach, „und ich achte Sie, Chevalier, zu hoch, um Ihnen den Ueberrest eines dem Unglück geweihten Daseins zu bieten. Ich beschwöre Sie daher, mir das Bündniß lösen zu helfen, welches uns vereinigen sollte, und" setzte sie hinzu, „nicht das allein, denn ich erwarte mehr noch von Ihrer Großmuth. Auf meinen Knieen bitte ich Sie, Ihren und Ihrer mächtigen Familie Einfluß geltend zu machen, um den Chevalier Sarti in Freiheit zu setzen. Ich werde Ihnen für diesen Act der Selbstverläugnung ewig dankbar sein, welcher die Idee nicht übersteigt, die ich mir von Ihrem Character gemacht habe".

Gerührt, besiegt von Beata's Thränen und dem Ausdrucke eines tiefen Gefühls, dessen Dasein er heute zum ersten Mal erfuhr, zeigte sich der Chevalier Grimani dem Vertrauen, das er eingeflößt hatte, werth. Er versprach seine Hülfe bei Allem, was die edle Tochter des Senator Zeno wünschte.

„Wie schwer auch das Opfer sein mag, das Sie von mir verlangen, Signora", antwortete der Chevalier Grimani mit einer Bewegung, die er nicht zu unterdrücken versuchte, „werde ich doch Ihren Befehlen gehorchen, wie ich bereit gewesen wäre, es mein ganzes Leben hindurch zu thun. Unglücklicherweise sind die Hindernisse, welche Ihr Begehren von Seiten

Ihres Vaters und des meinigen erfahren wird, nicht die einzigen, welche man in Erwägung ziehen muß. Ich weiß nicht, welche Anklage gegen den Chevalier Sarti vorliegt, und bei den ernsten Umständen, in welchen die Republik sich befindet, ist es wohl möglich, daß die Signoria wenig zur Milde gestimmt sei".

„Retten Sie ihn, retten Sie ihn", schrie heftig die Gentildonna, „wenn Sie noch irgend Mitgefühl für ein Mädchen haben, das Ihnen bestimmt war, und das Ihnen, ach! nur Achtung und Freundschaft gewähren kann".

Und indem sie dem Chevalier die Hand reichte, die er achtungsvoll küßte, entfernte sich die Tochter des Senators.

X.

Der Sturz der Republik Venedig.

X.

Der Sturz der Republik Venedig.

X.

Der Sturz der Republik Venedig.

Unter dem Vorwand, der Leidenschaft des Chevalier Sarti zu fröhnen und Beaten zu entführen, hatten Zorzi und Villetard ein vollständiges politisches Komplot organisirt. Man wollte sich mehrerer wichtiger Personen der Republik, wie Francesco Pesaro's und des Senator Zeno bemächtigen, deren feindliche Gesinnungen gegen die neuen Ideen man kannte, und durch einen Gewaltstreich die Feinde der Demokratie und des französischen Bündnisses einschüchtern. Zorzi war es, welcher Beata auf dem St. Markusplatze angeredet, und beinahe entführt hätte, so wie er auch den Gedanken zu dem Aufzuge der Drei Könige gegeben hatte, deren Erscheinen im Salvadego auf Beata einen so tiefen Eindruck hervorbrachte. Während dem bemühten sich die andern in die verschiedenen Säle des Casino's vertheilten Mitverschworenen, den von Zorzi entworfenen Plan in Ausführung zu bringen, ohne zu ahnen, daß sie seit mehreren Tagen von der Polizei der Inquisition überwacht wurden. Die beiden Thüren des Casino's wurden von verkleideten Häschern im Auge behalten, und bei einem dieser Eingänge empfing Zorzi einen Stilettstich in die rechte Seite, wodurch das Unternehmen scheiterte. Beatens richtiges Gefühl hatte sie nicht betrogen. Es war in der That

Lorenzo, der sich am Spieltisch befand in dem Augenblicke, als die Tochter des Senators am Arm des Chevalier Grimani dort verweilte. Jene Maske, deren Blicke sie so unerbittlich verfolgten, war der Chevalier Sarti, der sie beim Austritt aus ihrem Pallaste erwartet und ihre Spur erst auf dem St. Markusplatze verloren hatte. Es giebt keine Verkleidung, welche den Augen eines Liebhabers die Frau, die er liebt, verbergen kann. Beatens elegante Gestalt, ihr edler Gang, die schmachtende Weichheit ihrer Haltung, wären hinlänglich gewesen, dem Chevalier Sarti die Gegenwart der Signora zu entdecken, selbst wenn das Gedränge des St. Markusplatzes ihm nicht erlaubt hätte, sich ihr so weit zu nähern, um den Duft ihres blonden Haarschmuckes einzuathmen. Nach der stummen Scene im Spielsaale hatte Lorenzo das gewonnene Gold zusammengerafft und das Casino verlassen, um seine Verkleidung zu wechseln und das Kostüm einer der drei Weisen anzulegen; am Ausgange des Salvadego ward er verhaftet und in die Bleidächer des herzoglichen Pallastes geführt.

Der Chevalier brachte eine schreckliche Nacht dort zu. Keine Auskunft ward ihm über das Vergehen gegeben, dessen man ihn beschuldigte. Wollte etwa der Senator Zeno sich eines jungen Verwegenen, der es wagte, die Augen zu seiner Tochter zu erheben, entledigen, oder hatte der Chevalier Grimani irgend einen Argwohn hinsichtlich des Komplots geschöpft, das man gegen seine Verlobte auszuführen gedachte?

Warum hatte Beata der Maske, die sie auf dem St. Markusplatze anredete und deren Sprache sie nicht mißverstehen konnte, so großen Widerstand geleistet? Sollte die verhaßte, nahe bevorstehende Heirath, welcher man sie entreißen wollte, ihr nicht so sehr zuwider sein, als der arme Lorenzo sich einbildete, welcher in dem Kinde Venedigs eines jener chimärischen Geschöpfe zu finden geglaubt hatte, das von einem Hauch der Phantasie erzeugt wird? Was ist denn dann das Leben dieser

Welt, wenn Nichts dem Druck des Unglücks widersteht, und wenn ein so edler Character als der Beata's, den Vorurtheilen einer entwürdigten Gesellschaft feigherzig unterliegen konnte? „Ach! die Frauen", rief Lorenzo, „sind Ungeheuer von Wollust und Gefühl, von schimpflichem Egoismus und heldenmüthiger Selbstverläugnung, halb Engel und halb Teufel, in denen Wahrheit und Lüge, Stärke und klägliche Schwächen sich so wunderlich vereinen und mischen, daß man nicht weiß, ob man sie segnen oder verachten, hassen oder anbeten soll"!

Am Morgen nach seiner Verhaftung, versuchte Lorenzo durch den Gefangenwärter, der ihm ein mehr als frugales Frühstück brachte, einige Aufschlüsse über seine Lage zu erhalten. Man antwortete ihm nur durch einsylbige, unbedeutende Worte, indem man ihm Geduld und Gehorsam in die Befehle der Signoria anempfahl.

„Aber wessen beschuldigt man mich"? entgegnete Lorenzo lebhaft.

„Ich weiß es nicht", antwortete der Diener der Inquisition, „und es ist auch nicht meine Aufgabe, mich nach der Ursache zu erkundigen, die mir so viel hohe Gäste zuführt".

„Denkt Ihr, daß man mich lange an diesem Orte des Elends behalten wird"?

„Dio lo sà", antwortete der Wärter, indem er sich zurückzog und die Thür rasselnd hinter sich zuwarf.

Die in der Geschichte unter dem Namen der Bleidächer Venedigs so bekannten Gefängnisse, waren eine Art Mansarden unter dem Dache des herzoglichen Pallastes, und mit Blei- oder Zinkplatten gedeckt. Es waren Zellen, denen Luft und Raum ziemlich streng zugemessen waren. Die größte Qual, welche die darin Eingesperrten empfanden, war nächst der Ungewißheit ihres Schicksals im Sommer die erstickende Hitze und im Winter eine außerordentliche Kälte. Casanova hat in seinen Memoiren, welche wahrheitsgetreuer sind, als man denkt, eine Beschreibung

der Bleidächer Venedigs hinterlassen, deren Genauigkeit man nicht bestreiten kann. In diesem maurischen Pallaste, der im Jahre 1355 von dem Dogen Marino Faliero auf den Trümmern desjenigen Gebäudes erbaut worden war, das bei der Entstehung der Republik im Jahre 807 Angelo Participatio errichtete, fand sich alle ausübende Gewalt, das ganze Räderwerk der Regierung Venedigs vereinigt, von dem lebenslänglichen Repräsentanten der Souveränität auf dem goldnen Throne, von dem großen Rathe, dem Senate, der Inquisition, von den Gerichtshöfen an, bis zu den Vollstreckern der strengen Befehle, welche die animе dannate vor sich hertrieben und über die Seufzerbrücke von Kreis zu Kreis in die finstern Brunnen hinabsteigen ließen, wo man hörte:

„Diverse lingue, orribili favelle,
Parole di dolore, accenti d'ira."

„Gemisch von Sprachen, grauenvolle Reden,
Des Schmerzes Worte und des Zornes Laute."
(Dante, Hölle, Gesang III., Vers 25—27, Philalethes).

Wenige Tage nach der Verhaftung des Chevaliers, die Ende Februar 1797 Statt fand, trat eines Morgens der Schließer, welcher sich anfangs so laconisch gezeigt hatte, in die Zelle Lorenzo's, den er trauriger und niedergeschlagener, als den Tag vorher fand: „Nun! Signore", sagte er zu ihm, „denn man sieht an Ihren feinen Manieren, daß Sie ohne Zweifel irgend einer der erlauchtesten Familien Venedigs angehören, was machen Sie denn bei einer solchen Kälte dort am Fenster geduckt? Bei St. Marco Benedetto, wollen Sie etwa auch die häßliche Verzweiflungskrankheit bekommen, die zu nichts dient, und die hier schon so viele Opfer zurückgelassen hat? Sehen Sie", fügte er mit gutmüthiger Miene hinzu, „hier ist Etwas, um Sie ein wenig zu zerstreuen. Es sind einige alte Bücher, die mir einer Ihrer Vorgänger vermacht hat, der diese Dach-

stube, wo man wenigstens noch das Himmelslicht glänzen sieht, nur verlassen hat, um in einen zum Lesen weniger günstigen Ort hinabzusteigen".

Der Schließer übergab hierauf Lorenzo drei oder vier mit einigem Luxus eingebundene Bücher.

„Sie sind auch für die Jahreszeit in der wir sind sehr leicht gekleidet", fuhr der Gefangenwärter besorglich fort, „und, da man den Mantel, den Sie im Augenblick Ihrer Verhaftung trugen, verschleppt hat, so habe ich gedacht, ich wollte Ihnen diesen sammetnen Schlafrock anbieten, der ein bischen wärmer halten wird, als Ihr schöner seidner Anzug. Es ist ein Geschenk, welches mir eine Gentildonna aus Erkenntlichkeit für kleine Dienste gemacht hat, die ich ihrem Manne leisten konnte, der sechs Jahre mein Kostgänger war. Kommen Sie, hüllen Sie sich sogleich in diese gute Douillette, und glauben Sie nur, daß man nicht ein Türke ist, weil man ein so peinliches Geschäft über sich hat".

Diese Zuvorkommenheit, diese fast zarte Aufmerksamkeit von Seiten eines Hüters dieser traurigen Wohnungen waren sehr auffallend. Lorenzo, in den reichen Schlafrock gehüllt, den man ihm gebracht hatte und dessen seidne mit Goldfaden durchwirkte Schnüre mehrmals seinen Leib umschlangen, begann die Bücher zu durchblättern, die der Wärter auf einen kleinen Tisch mit wurmstichigen Füßen gelegt hatte, welcher, nebst einem Stuhl und elenden Lager, das ganze Mobiliar ausmachte. Die Bände enthielten Plato's Gespräche, die göttliche Komödie und die neue Heloise. Diese Auswahl vorzüglicher Werke, die durch Zufall vorhanden sein sollten, verwunderte den Chevalier. Er las einige Seiten im P h ä d o n, im P h i l e b o s, in welchem der Verfasser versucht, eine Definition des höchsten Gutes zu geben, das man nicht mit dem Vergnügen vermengen darf, und ergötzte sich noch mehr an der Lectüre der R e p u b l i k, wo die Beschreibung der berühmten Höhle, ein Bild des menschlichen

Lebens, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Zustand seiner Seele und seiner Lage hatte. Aber die kalte Dialectik des Sokrates und seines göttlichen Schülers, diese Spitzfindigkeiten einer höchsten Kunst, die den Chevalier Sarti wohl damals als er frei und voll Hoffnung war, anziehen konnten, waren nicht der Art, ihn lange von dem einzigen Gegenstand, der seine Seele füllte, abziehen zu können. Unablässig stand Beata vor seinen Augen, Beata in den Armen ihres Gemahls und strahlend von Glück. Seine überspannte Einbildungskraft malte ihm alle Einzelnheiten dieser unseligen Heirath aus. Er sah die Verlobte in der Kirche, wie sie das unwiderrufliche Wort ausspricht, beim Gastmahl, umgeben von ihren zahlreichen Freunden und dann sich heimlich in das hochzeitliche Schlafgemach schleichen .... Schrecklicher Gedanke, dessen Höllenqualen er nicht ertragen konnte.

„Das also", rief er verzweiflungsvoll, „das ist die edle Patricierin, die ich über die verhaßte Kaste erhaben glaubte, in der sie geboren ist, und die jetzt vor Gott die Gefühle ihrer Jugend abschwört! Sie lügt, sie lügt, indem sie dem Gefährten ihres Lebens ein jungfräuliches Herz verspricht, in das kein irdischer Wunsch gedrungen; denn ich, ich habe seinen ersten Duft eingeathmet! Ja, sie liebt mich, ich weiß es, und die Poesie der Liebe hatte sie in meinen geblendeten Augen so umgeschaffen, daß ich weder den Erbflecken ihrer Geburt, noch die schimpfliche Schwäche ihrer Natur bemerkte. Aber sich selbst zurückgegeben, des Glanzes beraubt, den ihr meine thörichte Begeisterung lieh, ist die Tochter des Senator Zeno nichts mehr, als ein Weib wie Andere, eine Sclavin der Vorurtheile und des Wohllebens der Gesellschaft. Alles lächelt jetzt ihren Wünschen. Jetzt, nach einer zauberischen Jugend, welche eine vorübergehende Liebe verschönte, die im Grund ihrer Seele einige verschleierte Erinnerungen wird zurückgelassen haben, um sie in den Tagen der langen Weile hervorrufen zu können, ohne sich in den Augen der Welt zu compromittiren, ist sie im vollen Besitz

aller Vorzüge des Lebens, während ich, armer Verirrter, der ein Gefühl für Ernst nahm, was für sie nur die Phantasie einer Gentildonna war, vielleicht verdammt bin, meine Tage in einem Staatsgefängnisse zuzubringen. O! warum habe ich nicht die Rathschläge des Abbé Zamaria befolgt? Die Weihe der Kunst hätte mich von einer unheilvollen Leidenschaft geheilt, die mein ganzes Dasein vergiften wird".

In den ersten Tagen des Monat März trat der Schließer, dessen Zuvorkommenheit gegen den Chevalier Sarti immer zarter ward, mit einer Vase voll Lilasbüschel in seine Zelle. „Ich bringe Ihnen", sagte er mit ganz fröhlicher Miene, die Erstlinge des Frühlings. Ich weiß aus langer Erfahrung, daß der Anblick von Blumen immer eine angenehme Wirkung auf die Gefangenen hervorbringt, und da ich wünsche, daß Sie mit meinen kleinen Diensten zufrieden sein mögen, habe ich von Murano diese ersten Sprößlinge von Lilas kommen lassen, deren Geruch Ihr Stübchen parfümiren wird. Potz Blitz! mein Herr Chevalier, man hat solche Aufmerksamkeit nicht für Jedermann".

Der Chevalier, obwohl er Girolamo (dies war der Vorname des Schließers) für seinen guten Willen dankte, schien dennoch nicht eben sehr verwundert, daß man für einen Gefangenen ohne Schutz und ohne Namen so zarte Sorgfalt habe. Ohne Lebenserfahrung, ganz von dem Gedanken jener feigen Verleugnung erfüllt, deren Gegenstand er zu sein glaubte, war Lorenzo fast gefühllos bei den wiederholten Zeichen eines mitleidsvollen Herzens geblieben, das ihm die Last der Einsamkeit zu erleichtern strebte. In seiner Blindheit hatte er sich nicht ein einziges Mal gefragt, welche fromme, verschwiegene Hand für die Bedürfnisse seines Geistes so wohl gewählte Bücher und so viele, mit der Strenge des finstern Ortes unverträgliche Annehmlichkeiten in ein so trauriges Gefängniß habe einführen können. Dieser kostbare Schlafrock, in welchen er noch gehüllt war, die weiße Wäsche, welche sein elendes Lager bedeckte, diese

Blumen, die in seiner Zelle einen Duft der Hoffnung und Freiheit verbreiteten, sprachen sie nicht klar genug? Ist etwa der Zufall so erfinderisch, daß man ihm das Walten einer erbarmungsreichen Seele zuschreiben könne? Girolamo, etwas enttäuscht durch das nutzlose Bemühen, seinen Gefangenen zu zerstreuen, den er stets in dumpfe Traurigkeit versunken sah, sagte beim Fortgehen mit ganz besonderer Betonung zu Lorenzo: „Wenn es Engel im Paradiese giebt, Herr Chevalier, so giebt es auf der Erde Frauen, die ihnen gleichen".

In der That hatte die Liebe Beata's diese Wunder bewirkt; sie war es, die mit Hülfe des immer großmüthigen Chevalier Grimani und durch das Ansehen ihrer eigenen Familie erlangt hatte, die Haft Lorenzo's mildern und in diese Stätte des Elends einen Strahl ihrer frommen Sorgfalt bringen zu dürfen. Beata war nicht mehr jene schüchterne Frau, welche das geringste zweideutige Wort zittern macht und die ihre Liebe verbirgt, wie der Geizige seinen Schatz. Mit empor gerichtetem Haupt, voll Unschuldstrahlender Stirn, hatte die Tochter des Senator Zeno alle Schritte gethan, um bei den Freunden ihres Vaters Theilnahme für das Schicksal des Chevalier Sarti zu erwecken. Sie hatte den Gefangenwärter durch Gold gewonnen und ihm eine höhere Stelle zu verschaffen versprochen, wenn er seinem Gefangenen die Gegenstände zukommen ließe, die er brauchen würde. Mit einem Erlaubnißschein der Staatsinquisition versehen, welchen ihr der Chevalier Grimani nicht ohne große Schwierigkeiten verschafft hatte, erkundigte sich Beata alle Morgen bei der Frau des Wärters nach der Gesundheit Lorenzo's. Mehr als einmal hatte sie sogar Girolamo dringend gebeten, ihr zu erlauben, mit ihm in die Zelle zu gehen, die alle Freuden ihres Lebens einschloß; aber Girolamo antwortete mit unerbittlicher Weigerung auf ein Verlangen, das er nur mit Gefahr seines Kopfes hätte erfüllen können.

Die Verhaftung Lorenzo's war für Beata eines jener Zeitereignisse gewesen, welche die Gemüther, die von ihnen betroffen werden, plötzlich umwandeln und zur Reife bringen. Diese zierliche und stolze Natur hatte sich von einem unbestimmten Gefühl voller Reiz und unschuldiger Träumerei hinreißen lassen, an welchem das Mitleid wenigstens eben so viel Antheil als die geheimnißvolle Anziehungskraft des Geschlechts hatte. Als sie später im Grund des Herzens jene süße Unruhe empfand, welche uns berauscht und über uns selbst erhebt, ward sie von derselben erschreckt und bemühte sich, sie in ihrem Ursprunge zu ersticken oder wenigstens in den richtigen Schranken zu erhalten. Indem sie ihr Leben mit der ihr eigenen Klugheit und Würde regelte, glaubte sie den erwünschten Zweck erreicht, ihre Liebe für Lorenzo mit den Ansprüchen ihrer Stellung und ihren Traum von Glück mit ihrer Pflicht als Tochter und Patricierin vereinigt zu haben. So träumte sie einige Jahre fort, wie ein Eisvogel, der auf der Fläche bitterer Wellen durch ihr betrügliches Murmeln eingewiegt wird. Aber da kam ein Unwetter, welches die Wasser des Abgrundes aufwühlte, und Beata erwachte plötzlich, von der Gefahr erschreckt, die sie bedrohte. Nach Lorenzo's Ausweisung aus dem Pallast ihres Vaters, suchte ihr hart geprüftes Herz Trost in der Kunst, in der Dichtkunst, deren Verständniß ihr Lorenzo eröffnet hatte, und in den Ceremonieen der Kirche, die selbst ein langes in Handlung gesetztes Gedicht sind, in welchem die größten Wunder der Liebe erzählt werden.

Beata blieb noch einige Zeit in einer Art schmerzlicher Unentschlossenheit, indem sie irgend eine Fügung des Schicksals erwartete, die ihre Bestimmung erhellen sollte. Die Verhaftung des Chevalier Sarti setzte ihrer grausamen Unsicherheit ein Ziel, und Beata ging aus dieser Prüfung des Unglücks mit einem unerschütterlichen Entschlusse hervor. Man glaubte nicht mehr dieselbe schüchterne, zurückhaltende, zärtliche, theil-

nehmende aber stolze Frau zu sehen, welche bemüht war, das Geheimniß ihres Innern den Blicken zu entziehen. Der Schleier war zerrissen, und der Hauch der Liebe hatte ihr Herz über die Eitelkeiten der Gesellschaft erhoben.

Eines Abends, als Beata allein mit ihrem Vater in dem großen Salon des Pallastes Zeno war, betrachtete sie diesen edlen Greis, der vor einem Tische saß, wo er Staatsschriften prüfte, die man ihm gebracht hatte. Eine Lampe auf dem Tische des Senators erleuchtete kaum den großen viereckigen Salon, der mit Familienportraits ausgeschmückt war, unter denen sich auch das der Mutter Beatens befand. Gerührt beim Anblick dieses weißen Hauptes, das unter der Last politischer Sorgen erlag, nahte sich Beata schweigend, fiel vor ihm nieder und benetzte seine Kniee mit ihren Thränen. Der Senator, fast eben so gerührt als seine Tochter, zog sie sanft an sein Herz und, indem er ihre Stirn mit einer Innigkeit küßte, die ihm nicht gewöhnlich war, sagte er mit erstickter Stimme:

„Ja, ja, meine Tochter, ich verstehe Dich; ich werde Dich niemals zwingen eine Verbindung einzugehen, die Deinen Wünschen nicht entspricht".

Es war dies nicht die Antwort, die Beata gehofft hatte dem Munde ihres Vaters zu entlocken. Lorenzo war noch immer im Gefängniß, und ungeachtet ihrer unablässigen Schritte und der zahlreichen Gönner, welche sie in seiner Angelegenheit gewonnen hatte, war es ihr noch nicht gelungen, ihn seiner Haft zu entreißen. Ein Wort ihres Vaters hätte vielleicht alle Schwierigkeiten beseitigt, und dieses Wort war es, welches sie ihm nicht offen abzuverlangen wagte, indem sie versuchte, es seinem väterlichen Herzen durch ihre Liebkosungen zu entlocken. Aber der Senator Zeno, hätte er auch den ganzen Antheil errathen, den seine Tochter an dem Schicksal des Chevalier Sarti nahm, war nicht der Mann, bei einer so ernsten Frage Schwäche

zu zeigen. Die Umstände, in welchen die Republik sich befand, verlangten alle Wachsamkeit und Strenge der Macht.

Die Tage verflossen, und die äußerlichen Begebenheiten des Kriegs wurden für Venedig immer drohender, ohne daß die Schritte Beatens zu Gunsten des Chevalier Sarti zu irgend einem Ergebniß geführt hätten. Ihre schon sehr angegriffene Gesundheit bedurfte vielmehr der Ruhe und der Heiterkeit des Geistes, die sie nicht wiederfinden sollte. In diesem Zustande der Niedergeschlagenheit, der noch durch die tiefe Trauer, in der sie ihren Vater versunken sah, vermehrt ward, zog sich das Gemüth des edlen Mädchens in sich selbst zurück, als ob sie versuche, gleichsam sich gegen ihre Hoffnungen abzuhärten, der unklaren Erhebung zu einem fernen Ideal, den Hymnen, welche die Jugend auf die Schönheit des Tages singt, den süßen Bildern der Poesie, von denen sie sich bis jetzt genährt hatte, eine bestimmtere Form zu geben. Beata ging daher oft in die Kirche und besonders in die von San-Geminiano, welche, wie wir schon gesagt haben, am Ende des St. Markus-Platzes stand und heutzutage nicht mehr existirt. Sie ward durch die Erinnerung jenes rührenden Vorfalls dahin gezogen, welcher sich das Jahr vorher dort zutrug, wo Lorenzo, hinter einem Pfeiler verborgen, sich auf das Gebetbuch stürzte, welches Beata in einem Anfalle von Betrübniß auf den Boden hatte fallen lassen.

Eines Nachmittags, an dem sie sich mehr als jemals verlassen fühlte, weil sie seit mehreren Tagen nicht zum Schließer Girolamo hatte gelangen können, dessen Betragen den Argwohn der Staatsinquisitoren zu erregen begann, begab sich Beata in die Kirche San-Geminiano. Es war im Monat April, und Nichts ließ Beata die mögliche Befreiung des Chevalier Sarti hoffen. Es sollte an diesem Tage in San-Geminiano, ich weiß nicht mehr welche Feierlichkeit Statt haben, an welcher mehrere Schülerinnen der Musikschulen Venedigs Theil nahmen. Beata, welche den Kapellmeister und den größten Theil der

jungen Mädchen kannte, welche unter seiner Leitung standen, stieg auf die cantoria, eine vergitterte Emporkirche, welche sich hinter dem Hauptaltar befand. Eine Orgel von geringem Umfange war vorn auf der Emporkirche angebracht, und theilte diese in zwei Abtheilungen, deren jede mit einem Chor jungfräulicher Stimmen besetzt war. Nach einem Vorspiele auf der Orgel, welches der Kapellmeister ausführte, neben dem Beata nebst ihrer Dienerin saß, stimmten die jungen Mädchen eine Litanei von Lotti an, dem berühmten Componisten der venetianischen Schule, dessen Asche in derselben Kirche von St. Geminiano ruht. Jedes dieser Chöre, zu zwei Stimmen, und ohne Begleitung, sang eine Strophe, welche das andere Chor sodann mit derselben eindringenden Salbung aufnahm; und darauf verschmolzen die beiden Gruppen ihre einzelnen Accente zu einem harmonischen Ganzen. Diese frommen Lamentationen, von eben so reiner Harmonie als die Stimmen, welche sie vortrugen, diese sanften Accorde, welche sich langsam abspannen und in dem Schiff der Kirche eine geheimnißvolle Klangentwickelung verbreiteten, die zu dem Sinne der liturgischen Worte so wohl paßte, diese Poesie des Gebets, welches zu der Wiege des menschlichen Geschlechts hinaufsteigt, und das in wenigen, Allen zugänglichen Worten die größten Wahrheiten der moralischen Ordnung zusammenfaßt, brachten auf Beata einen tiefen und entscheidenden Eindruck hervor. Ihr Herz öffnete sich, als ob eine heftige Erschütterung seine Fibern ergriffen und ein Strahl der Gnade seine geheimsten Falten erleuchtet habe. Sie fiel fast mechanisch auf ihre Kniee und ein Thränenstrom übergoß ihr von Angst ermattetes Gesicht. Beata, plötzlich von dem Bedürfniß nach Mittheilung und Gebet ergriffen, das stärker als ihr Wille war und sicher wohl das Zeichen wahren Grams ist, winkte, ohne ein Wort zu sprechen und von der Bewegung ihrer Seele beherrscht, dem Kapellmeister, von seinem Sitz aufzustehen und setzte sich an seinen Platz. Dies geschah während

einer augenblicklichen Stille, wo das Chor schwieg, um den Gläubigen einige Minuten Sammlung zu gönnen. Beata ließ ihre Finger kühn über eines der Claviere der kleinen Orgel gleiten und entzog, sich selbst unbewußt, demselben eine Reihefolge von Accorden, welche dem göttlichen Säuseln des Gefühls entsprachen, venas divini susurri, das zu übersetzen das Wort unfähig ist. Sie zitterte, weinte bitterlich, und in diesem Zustande außerordentlicher Aufregung konnte Beata sich nicht enthalten, ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen und zu singen, was ihr einkam. Sie erinnerte sich, oder vielmehr ihr Herz flößte ihr einen schönen Satz aus einem Miserere von Stradella für eine Tenorstimme ein, den sie oft mit dem Abbé Zamaria gesungen hatte. Diese rührende und pathetische Phrase von nur einigen Tacten eignete sich Beata mit einer solchen Macht frommer Begeisterung zu, daß sich dieselbe allen Personen ihrer Umgebung mittheilte. Man konnte sich dieses sonderbare Zwischenspiel, das die heutige Feier unterbrach, nicht erklären! „Miserere mei, Domine“, sang sie, indem sie ihre schönen Augen zum Himmel erhob, als suche sie dort die Stärke, die ihr fehlte, indem sie die Freuden der Erde betrauerte. „Miserere mei secundum magnam misericordiam tuam.“

Dann, die ersten Worte wieder aufnehmend, welche das große Bedürfniß ihres gebrochenen Herzens ausdrückten, rief sie zu wiederholten Malen: „Miserere mei . . . miserere mei, Domine“, indem sie in ein Schluchzen ausbrach, das in der Kirche wiederhallte und ein allgemeines Staunen hervorbrachte.

Jedermann fragte sich, was das bedeuten solle, als in Mitten des schweigenden Staunens, welches auf diese ergreifende Scene folgte, die hinter dem Gitter der cantoria vorging, ein Unbekannter die Menge zertheilte und wie ein Unsinniger das große Schiff der Kirche mit dem lauten Geschrei erfüllte: „Sie

ist's . . . sie ist's . . . ich habe sie an ihrer rührenden Stimme erkannt, es ist der Engel meines Lebens . . . laßt mich vorbei".

Dieses Aufsehen verursachte Niemand anders, als der Chevalier Sarti, der seit einigen Tagen aus dem Gefängniß entlassen war.

Die fast auf die Grenzen der Lagunen, der Wiege ihrer Macht, zurückgedrängte Republik Venedig sollte nur noch einige Tage leben. Im Innern durch die demokratische Partei bearbeitet, welche die Agenten Frankreichs angeregt hatten, von Außen durch die feindlichen Armeen bedrängt, die ihre Provinzen des Festlandes besetzt hielten, wartete die Republik, bis das Schicksal über sie entschieden haben würde, ohne den Versuch zu wagen, sich dasselbe durch einen herzhaften Entschluß geneigt zu machen, der sie wenigstens vor der Geschichte gerechtfertigt haben würde. Vergebens riethen thatkräftige Männer, wie Francesco Pesaro und der Senator Zeno, seit längerer Zeit der Regierung der Signoria, die Verblendung, in der sie befangen war, zu erkennen und der augenscheinlichen Gefahr, die sie ihr vorhielten, einen kräftigeren Widerstand, als diplomatische Winkelzüge entgegen zu setzen. Dieses Gouvernement von Greisen, welches mehr Hülfsquellen besaß, als nöthig waren, um den Drohungen Bonapartes zu trotzen und sein Kriegsglück im Schach zu halten, fiel immer von Neuem in jene unselige Schlafsucht, welche die Republik stürzte. Indessen war der Weisheit der venetianischen Aristokratie weder der Character des Chefs der französischen Armee, noch der hohe Flug seines Genies und der Einfluß, den er einst auf die Geschicke der Welt haben könnte, entgangen. Gleich bei den ersten Unterredungen, welche die Gesandten Venedigs mit diesem gefürchteten Manne hatten, waren sie von dem Umfange und der Tiefe seines Scharfblickes überrascht und theilten dem Senat den Eindruck mit, den er auf sie gemacht hatte. „Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände", sagten die im Monat Juni des

Jahres 1796 zum General Bonaparte gesandten Commissare, „die Feinheit seiner Bemerkungen, das Umfassende seiner Ansichten, die Art, mit der er sie entwickelte seine Bemerkungen über die Interessen seiner Nation und über die Anderer, Alles das ermächtigt uns zu schließen, nicht allein daß dieser Mann mit viel Talent für die politischen Angelegenheiten begabt ist, sondern daß er auch eines Tages einen großen Einfluß auf sein Land haben wird*). Seit dieser Zusammenkunft hatten die Kriegsereignisse nur zu wohl die Prophezeiungen der beiden Patricier bestätigt. Den 25. März 1797 wurden der Procurator Francesco Pesaro und der Weise des Festlandes, Johann Baptist Cornaro, nach Goritz gesandt, wo sich damals der General Bonaparte befand, um sich über den Druck zu beklagen, welchen die französische Armee auf die Provinzen der Republik ausübte. In dieser langen Unterredung hatten die venetianischen Commissare Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß das Schicksal ihres Landes von dem Interesse abhinge, welches Bonaparte haben würde, es zum Opfer seines Ehrgeizes, dessen unersättliche Habsucht sie erforscht hatten, zu fordern.

Als Francesco Pesaro nach Venedig zurückkam, schlug er Lärm und mit Hülfe seines Freundes, des Senator Zeno und der übrigen Anhänger eines offenen Bündnisses mit Oesterreich, drängte er die Regierung zu energischen Maßregeln. Man ordnete im Geheimen die allgemeine Bewaffnung des Landvolkes von Verona und Bergamo an, dessen Angriff der französischen Armee gefährlich werden konnte. Bei der ersten Nachricht, welche der General von den Vorbereitungen dieser Bewaffnung erhielt, schickte er Junot, einen seiner Adjutanten, mit einem Drohbriefe an den Dogen Ludovico Manini. Junot ward am 15. April 1797 in den großen Rath eingeführt, wo der Doge

*) Diese Commissare waren die Patricier Nicolas Bataja und Nicolas Erizzo. Siehe Daru, Tom. VII, Seite 19.

(Anmerk. d. Verf.)

den Vorsitz führte. Er las mit lauter Stimme den Brief des General en chef; sodann verlangte der Minister des Directoriums, von den Rathschlägen Villetard's seines Secretairs angefeuert, die Freilassung aller Anhänger Frankreichs, welche die Gefängnisse der Republik füllten. In Folge dieser politischen Ereignisse ward auch der Chevalier Sarti aus den Bleidächern Venedigs entlassen, in denen er etwas über sechs Wochen eingeschlossen gewesen war.

Lorenzo, in Freiheit gesetzt, war durch die öffentliche Stimme bald von Allem unterrichtet, was sich während seiner Gefangenschaft zugetragen hatte. Er vernahm jetzt das edle Benehmen Beata's, den Bruch ihrer Verbindung mit dem Chevalier Grimani, die kühnen und ihr Zartgefühl verletzenden Schritte, welche sie nicht angestanden hatte zu Gunsten der Gefangenen zu thun. Ganz Venedig war überzeugt, daß man die Befreiung der Opfer der Inquisition dem Einflusse der edlen Tochter des Senator Zeno verdanke. Ergriffen von Schaam und Reue, den engelgleichen Character dieses Weibes, der sich ihm in einem ganz neuen Licht zeigte, einen Augenblick verkannt zu haben, lief der Chevalier in den Pallast Zeno, entschlossen, Alles zu wagen, um seine Verzeihung zu erbitten. Aber ach! er fand das ganze Haus in Trauer! Der Abbé Zamaria war seit einigen Tagen todt. Dieser liebenswürdige Geist, der die gesegnete Heiterkeit und die Sorglosigkeit des venetianischen Volkes in sich vereinigte, war ohne Schmerz verschieden, wie una lucciola di mare (Seejohanniswürmchen), das sich durch Summen und Schwirren um einen Lichtstrahl herum erschöpft, dessen Anziehungskraft es lockt. Mehrmals hatte er seinen lieben Lorenzo zu sehen verlangt, von dessen Verhaftung er nichts wußte. Beata hatte der Dienerschaft befohlen, ihm dieses Unglück zu verbergen, welches seine letzten sanften und heitern Stunden unnütz getrübt haben würde. Der Chevalier Sarti, da er Niemand als den alten Bernabo im Pallast fand, dessen kalter

und mürrischer Empfang weit entfernt war, ihn zu einem zweiten Versuch zu ermuthigen, hatte die Ahnung, er könne Beata in der Kirche San-Geminiano treffen, wo diesen Tag eine besondere Feierlichkeit Statt fand. Nachdem er sie vergebens in allen Ecken und Winkeln gesucht hatte, erkannte Lorenzo ihre Stimme, stürzte sich wie ein Rasender durch die Menge und eilte auf das Chor, wo er Beaten umgeben von allen den jungen Zöglingen fand, die sie zu Thränen gerührt hatte, obgleich sie die Ursache ihres Kummers nicht kannten. Die Ankunft Lorenzo's, seine Verwirrung in Blick und Worten, das Erstaunen, das Entzücken Beata's beim Anblick des Chevalier, den sie noch und für lange Zeit unter den Bleidächern glaubte, gaben dieser Scene die Bedeutung, die ihr mangelte. Bald wurde sie das Gespräch von ganz Venedig und mitten in dieser von Soldaten, Geräusch und Angst erfüllten Stadt, unterhielt man sich von nichts, als der rührenden und romantischen Liebe des Chevalier Sarti für die Tochter des Senator Zeno.

Die Anhänger der Revolution, welche seit dem Erscheinen Junot's in Venedig das Haupt empor trugen und laut wie die zukünftigen Herren der Republik sprachen, begeisterte das edelmüthige Benehmen Beata's. „Die Tochter eines Patriciers", riefen sie mit Enthusiasmus, „hat die Bewerbungen des Chevalier nicht verschmäht, der ihr Alles, sogar seine wiedererlangte Freiheit verdankt. Das ist ein auffallendes Zeichen des Sieges der neuen Ideen", fügten sie hinzu, „und es bedurfte unseres braven Chevalier, um zuerst in das Herz der Aristokratie zu dringen". Diese und andere Reden mehr, bewiesen die Popularität des Chevalier Sarti unter der Jugend, welche den Kern der demokratischen Partei bildete.

Die Begeisterung Lorenzo's, der Zauber seiner Person, die sonderbare Stellung, in der er sich zwischen der Aristokratie, welche seine Jugend gefördert hatte und den Bedürfnissen seiner nach Bewegung, Freiheit und Gerechtigkeit dürstenden

Seele befand, hatten ihm eine große Anzahl ergebener Freunde verschafft. Man nahm an seiner Liebe Antheil, wie an einem Zwischenspiel des politischen Dramas, dessen Entwickelung man ungeduldig erwartete.

Die unerwartete Befreiung des Chevalier Sarti war für die Tochter des Senators eine Begebenheit, welche die Krisis, in der ihre Seele gefangen lag, beschleunigte. Indem sie Lorenzo in dem Augenblick erscheinen sah, in welchem sie den Schrei nach Erbarmen ausstieß, der in der Kirche San=Geminiano gehört ward, schien es ihr, als ob Gott, dessen Hülfe sie angerufen hatte, ihre Bitte erhört habe. Anfangs betäubt von diesem unerwarteten Vorfalle, dann von dem Glück berauscht, Lorenzo außer Gefahr zu wissen, fiel Beata nach der wiederholten Gemüthsbewegung, durch welche sie eine Geistesstärke erhalten, deren man sie nicht fähig glaubte, in eine Art von Ermattung, die ihren Vater erschreckte. Der innere Kampf, den sie seit so langer Zeit kämpfte, hatten die Kräfte der Gentildonna erschöpft. Der unlängst erfolgte Tod des Abbé Zamaria, die Lage der Republik, die Trauer, die ihr Vater und alle die Ihrigen darüber empfanden, — Alles das vereinigte sich, um ihr Leben zu untergraben. Ihr Umgang mit der Familie Grimani war abgebrochen und nicht ohne Verwunderung erfuhren deren gemeinsame Freunde, daß die zwischen den beiden berühmten Familien beabsichtigte Verbindung dem Herrn Chevalier Sarti aufgeopfert worden war!

Die Bosheit der aristokratischen Welt, welche sich über einen so anstößigen Vorzug verletzt fühlte, ließ es nicht an beleidigenden Voraussetzungen fehlen, um eine der Patricierin so wenig würdige Neigung zu erklären. Solche Anschuldigungen, wären sie auch zu den Ohren Beata's gelangt, würden dennoch nicht den Zweck erreicht haben, den die Böswilligen beabsichtigten. Ihre Seele war nach langem Schwanken in ein Reich von Hoffnungen eingegangen, welche sie über die Richtigkeit des

Lebens erhoben. Das Licht war in ihr aufgegangen und das göttliche Wort, das fiat lux, hatte die Liebe ausgesprochen. Ihre Zweifel waren gelöst, die Widersprüche zwischen ihrem Herzen und der Vernunft, um derenwillen sie so viel gelitten, der Kampf zwischen den Kindespflichten und ihrer Liebe zu Lorenzo, hatten sich endlich zu jener höheren Wahrheit geeint, die ihr seit langer Zeit vorschwebte. Gott, indem er sich ihr in jenen Gefühlsanschauungen kund gab, welche eben so wohl sein Dasein, als das wunderbare Schauspiel der äußern Welt beweisen, hatte das Räthsel ihres Daseins gelöst. Auch empfand Beata bei der physischen Hinfälligkeit, in der sie sich seit einiger Zeit befand, eine unendliche Süßigkeit und tiefen Frieden. Sie hatte von jetzt an ein reines Bewußtsein wegen des Zwecks, den sie erstrebte. Weit entfernt, irgend eine Täuschung ihrer Jugend zu verläugnen, machte sie daraus eine Stütze zur Befestigung ihres neuen Glaubens. Was bisher für Beata nur das Vorgefühl einer schönen Seele gewesen, erschien ihr jetzt als Gewißheit, und das Glück, welches ihrem betrübten Herzen hienieden entwich, glaubte sie in jener bessern Zukunft zu erblicken. Gott endlich, wie er in Beata's bewegtem Herzen eingezogen war, stand nicht im Widerstreit mit dem Gefühl, das ihr Leben erfüllt hatte, er war vielmehr die Folge und die Krone desselben.

Eines Abends da Beata sich schwächer als bisher befand, war sie auf ihrem Zimmer mit ihrem Vater allein geblieben, dessen Sorge um die Gesundheit seiner Tochter auf's Höchste gestiegen war. Man hatte schon mehrere Aerzte zu Rathe gezogen, welche alle versicherten, daß es nur eine Abspannung sei, für welche es besonders der Zerstreuung bedürfe. Der Senator saß am Bett seiner Tochter, deren veränderte Züge er mit stummen Schmerz betrachtete. Eine von Blumen überschattete Lampe stand auf einem Handtische und beleuchtete schwach diese Scene, einfach wie die großen Schmerzen des Lebens. Das weiße Haupt des alten Senator Zeno bog sich über das Bett, auf

welchem Beata ruhete, und mit gerührtem Blick schien er das Herz seiner Tochter zu erforschen. Keine Erklärung hatte zwischen ihnen, seit dem Bruch der beabsichtigten Heirath mit dem Chevalier Grimani Statt gefunden. Der Senator war daher, wie das oft in solchem Falle zu gehen pflegt, der Einzige, dem verschwiegen blieb, was ganz Venedig kannte. Sein Sinn war zu sehr mit der Lage der Republik beschäftigt und zu sehr in den Vorurtheilen des Adels befangen, als daß er in der Neigung Beata's für den Chevalier Sarti die wahre Ursache des Uebels hätte errathen sollen, welches eine so blühende Gesundheit zerstörte. Indessen war es dem Scharfblick des Senators nicht entgangen, daß die Ausweisung des Chevalier aus seinem Hause und seine Haft in den Bleidächern des herzoglichen Pallastes, traurige Ereignisse für seine Tochter gewesen waren. Ohne Beatens Kummer mehr Wichtigkeit zu geben, als er in seinen eignen Augen hatte, begriff er doch, daß die Entfernung eines jungen geistreichen Mannes, den sie an ihrer Seite wie einen Bruder, dessen Kindheit sie gepflegt, hatte heranwachsen sehen, ihr besonders peinlich sein mußte.

„Wie geht es Dir, meine Tochter"? fragte der Senator, indem er Beatens Hand ergriff, welche die Feuchtigkeit des Fiebers hatte.

„Ich fühle mich weit besser, mein Vater", antwortete Beata mit schwacher Stimme. „Alles läßt mich hoffen, daß ich bald im Stande sein werde, mich nach Cadolce zu begeben, dessen gesunde Luft mich vollends herstellen wird".

„Gott gebe es, mein Kind"! erwiederte der Senator, indem er die Hand seiner Tochter an die Lippen drückte, und nach einem augenblicklichen Schweigen voll stummer Rührung setzte er hinzu: „Du weißt, daß der Chevalier Sarti in Freiheit ist"!

„Ja, mein Vater, ich habe diese gute Nachricht erhalten und sie hat mich sehr glücklich gemacht"!

Neues Schweigen folgte diesem Geständniß, welches den Senator wegen der Festigkeit, mit welcher Beata diese Worte betonte, überraschte. Vater und Tochter sahen sich einander an, wie zwei Wesen, die sich unwillkührlich ein wichtiges Geheimniß mitgetheilt haben!

„Ich zweifle nicht, meine Tochter", sagte langsam der Senator, „daß Du Antheil an dem Schicksal des Chevalier Sarti nimmst; aber ich bin auch überzeugt, Du wirst nie vergessen haben, daß Du die Erbin eines alten Hauses bist".

„Wehe"! rief Beata mit noch festerer Stimme, „nur zu viel habe ich den Trugbildern menschlicher Eitelkeit geopfert. Ich weiß, was ich Dir schuldig bin, mein Vater, aber ich weiß auch, was ich dem tiefen Gefühl schulde, das Gott in mein Herz gegraben hat".

Der Senator hatte kaum Zeit seine Verwunderung auszudrücken, als Bernabo eintrat und ihn benachrichtigte, daß ein Staatsbote den Befehl gebracht habe, der Senator solle sich eiligst in den herzoglichen Pallast begeben.

Diese häusliche Scene trug sich am Abend des 30. April 1797, vierzehn Tage nach der Befreiung des Chevalier Sarti, zu. Die politischen Zustände hatten sich seitdem auf bedrohliche Weise verwirrt. Der Aufstand von Verona, am 17. April, und die blutigen Vorfälle, welche daraus erfolgt waren, hatten die Mißbilligung des General Bonaparte erregt, welcher der Republik den Krieg erklärte. Verona ward von der französischen Armee wiedergenommen, Padua belagert und eine Division rückte bis an die Ufer der Lagunen vor. Bestürzung herrschte in den Mauern von St. Marco. Der Bericht der Commissare, welche man neuerdings an Bonaparte entsendet hatte, war am Abend des 30. April an den Dogen gelangt, und dieser Bericht ließ keinen Zweifel über die Absichten des General en chef, die Constitution Venedigs umzustoßen. Der erschrockene Doge, anstatt diesen Bericht dem Senat mitzutheilen, wie die Ver-

fassung es vorschrieb, versammelte in seinen Gemächern einen geheimen Rath von dreiundvierzig Personen, unter denen sich Francesco Pesaro und Marco Zeno befanden*). Es war zehn Uhr des Abends als der Senator plötzlich das Zimmer seiner Tochter verließ, und in den Pallast kam, wo der letzte Repräsentant einer berühmten Patricierrepublik fassungslos Sitzung hielt. Er stieg mühsam die Riesentreppe hinauf, und indem er eine lange Reihe prächtiger Zimmer durchschritt, gelangte er in das Gemach, welches der Herzog von Venedig bewohnte.

Apparet domus intus, et atria longa patescunt;
Apparent Priami et veterum penetralia regum.

„Hell steht drinnen das Haus, und hell die langen Gemächer,
Wo einst Priamus weilt', und die Könige grauender Vorzeit;"
Virgil, Aeneide, Gesang II., 482—483, Voß.)

Ludovico Manini saß, den Bericht der Commissare in der Hand, unter einem mit goldnen Arabesken verzierten und seinem Wappen ausgelegten Baldachin. Die dreiundvierzig Personen, die er zusammenberufen hatte, bildeten einen Halbzirkel um seinen wankenden Thron. Tiefes Schweigen herrschte in dieser geheimen Versammlung, von der jedes Glied die Wichtigkeit und das Gesetzwidrige erwog. Man betrachtete sich voll Schrecken, und Niemand wagte die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen und zuerst einen Vorschlag zur Rettung zu thun.

„Der Ernst der Umstände", sagte endlich der Doge mit einer unsichern Stimme, „hat diese Versammlung nöthig erscheinen lassen, damit ein Jeder von Ihnen die geeignetsten Mittel angeben könne, um dem großen Rath die Lage der Republik vorzustellen. Aber ehe Sie Ihre Vorschläge thun, bitte ich noch den Chevalier Daniel Delfino zu hören".

Der Chevalier Delfino nahm hierauf das Wort und er-

*) Siehe Daru, Tom. VII., Seite 137.

zählte, daß er während seiner Gesandtschaft in Paris Gelegenheit gehabt habe, die Bekanntschaft eines Finanzpachters zu machen, der einen großen Einfluß auf den General en chef der französischen Armee habe. Da sich nun dieser Finanzpachter gegenwärtig in Italien befand, so schlug der Chevalier Delfino vor, ihn aufzusuchen und seine Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen, um den Zorn Bonapartes zu besänftigen und bessere Bedingungen für die Republik von ihm zu erlangen.

Bei dieser unglaublichen Kinderei eines alten Diplomaten, welcher, um sein Land gegen eine verheerende Armee zu schützen, nichts besseres vorzuschlagen wußte, als eine Bedientenintrigue, rief der Procurator Francesco Pesaro mit Unwillen aus: „Waffen sind es, die wir brauchen, und nicht leere Worte! Vertheidigen Sie sich also, wenn Sie sich zum wenigsten des Todes würdig machen wollen, den man Ihnen bereitet".

Dieser kräftige Ausfall einer edlen Natur vermehrte nur das Entsetzen der Versammlung, deren verborgene Gedanken Francesco Capello aussprach, indem er äußerte: „Daß, da noch Niemand den Vertrag von Leoben kenne, welcher soeben zwischen Frankreich und Oesterreich unterzeichnet worden sei, es klug wäre, sich nicht von dem Grundsatz des Temporisirens zu entfernen, den man bis jetzt festgehalten habe".

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich in der Versammlung bei diesem engherzigen Rath eines Patriciers, welcher Gesandter am Hofe Frankreichs zu der Zeit war, als die große Revolution von 1789 ausbrach, deren neuen Geist er doch bewundrungsvoll zu würdigen gewußt hatte. So wahr ist es, daß im öffentlichen wie im Privatleben der Verstand eine schwache Gewähr für die Weisheit des Menschen ist! Endlich schickte sich der Doge an, den Bericht der Commissare, den er in der Hand hielt und jetzt entfaltete, mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme zu lesen. Als er an die Stelle gekommen war, wo der General Bonaparte zu den Commissaren der Republik sagt: „Ich habe

soeben mit dem Kaiser den Frieden abgeschlossen; ich konnte nach Wien gehen, ich habe darauf vorzichtet; ich habe achtzigtausend Mann ... ich will keine Inquisition mehr, keinen Senat mehr ... ich werde ein Attila für Venedig sein"*) — rief auf einmal der alte Senator Zeno, der die Empörung, die in seinem Herzen kochte, nicht länger zurückhalten konnte: „Elender, elender Bandit, würdiger Vertreter einer gotteslästerlichen Revolution! Er wagt es, Hand an ein politisches Gebäude zu legen, welches so vielen Stürmen getrotzt hat, ein Wunderwerk der Civilisation! Ha! Wenn Gott meine Bitten erhören will, die ich wider diesen kühnen Soldaten an ihn richte, so wird er einst wie ein Attila behandelt, ihn wird die gesittete Welt aus ihrem Herzen reißen, wie einen öffentlichen Ruhestörer. Da Sie sich nicht zu vertheidigen wissen, so vermache ich die Rache meines Vaterlandes dem alten Adel Europas".

Diese Worte und der Ton, in dem sie gesprochen wurden, brachten eine außerordentliche Wirkung auf die Versammlung hervor. Der Vortrag des Berichts ward unterbrochen; Jeder suchte auf der Physiognomie seines Nachbars zu errathen, was er dabei denke. Mittlerweile brachte man dem Dogen einen Brief von dem Befehlshaber der Flotte, welcher ankündigte, daß die Feindseligkeiten gegen die Venetianer begonnen hätten. In der That hörte man auch entfernten Kanonendonner, welcher dumpf wie eine Schicksalsstimme im Pallaste wiederhallte. Der Doge mehr als je voll Bangen, schritt mit großen Schritten im Rathssaale auf und ab, indem er laut und mit Thränen in den Augen rief: „Vielleicht schon diese Nacht sind wir nicht mehr sicher ruhig in unserm Bett schlafen zu können". Hierauf ließ Francesco Pesaro aus seiner bedrängten Brust jene Worte hervorgehen, welche die Geschichte aufbewahrt hat: „Ich sehe,

*) Siehe Daru, Tom. VII., Seite 144. (Anmerk. d. Verf.)

daß es um mein Vaterland geschehen ist. Ich kann es nicht retten, aber ein rechtlicher Mann findet überall ein Vaterland" *). Nach einem kurzen, aber verhängnißvollen Schweigen, erhob sich der Senator Zeno von seinem Sitz, und indem er seinem Freunde die Hand reichte, sagte er mit tiefer Traurigkeit, die von allen denen getheilt ward, welche würdig waren sie zu begreifen:

Venit summa dies et ineluctabile tempus
Dardaniae. Fuimus Troes; fuit Ilium et ingens
Gloria Teucrorum ....

„Da ist der Tag des Verderbs, der unfliehbare Dardanus Kindern!
Troer waren wir einst! ach Ilion war, und der Teukrer
Strahlender Ruhm!"

(Virgil, Aeneide, Gesang II., Vers 323–325, Voß.)

Es war vier Uhr des Morgens, als der Senator Zeno in seinen Pallast zurück kam, die Seele erfüllt von Allem, was sich zugetragen hatte. Er begab sich unmittelbar in das Zimmer seiner Tochter, welche er von Dienern und zwei Aerzten umgeben fand, die man während einer Krisis hatte rufen lassen, welche die größte Besorgniß erweckte. Der Senator setzte sich zu Häupten von Beatens Bett und beim Anblick dieses schönen entfärbten Gesichts, konnte der arme Vater seine Bewegung nicht verbergen, und große Thränen träufelten stumm von seinen Augen herab. Er brachte den Rest der Nacht mit Ueberwachung für die Erhaltung des einzigen Gutes zu, das ihm von nun an blieb.

Eine merkliche Besserung war jedoch zu Anfange Mai in dem Gesundheitszustande Beata's eingetreten. Die Krisis, welche sie überstanden hatte, schien eine Anstrengung der Natur gewesen zu sein, um ihre ganzen Kräfte wieder zu erlangen. Sehr schwach zwar noch, aber durch die Hoffnung einer nahen Ge-

*) Siehe Daru, Tom. VII., Seite 161, 162. (Anm. d. Verf.)

nesung belebt, machte Beata alle Vorbereitungen, um nach dem Festlande zu reisen. Alles war in Villa Cadolce zu ihrem Empfang eingerichtet. Eines Nachmittags, als sie sich durch die Strahlen der schönen Frühlingssonne wie neubelebt fühlte, sprach Beata den Wunsch aus, eine kurze Spazierfahrt zu machen, um, wie sie sagte, ihre Kräfte zu prüfen, und sich auf eine längere Reise vorzubereiten. Man ließ eine offne Gondel bereiten und mit Watte auslegen, über welche man einen großen blausammetnen Teppich mit goldnen Fransen deckte. Rosaseidne Kissen bildeten eine Art von Ruhebett, auf welchem sie, ohne sich anzustrengen, sitzen konnte. Beata zog an diesem Tage ein weißes Kleid an und band ein Halstuch von schwarzem Krepp um, ein Anzug, den sie gern trug, weil er Lorenzo gefiel. Ihr Vater wollte sie begleiten, aber sie bat ihn, sie allein mit Therese, ihrem Kammermädchen, fahren zu lassen. Beata nahm ein großes Bouquet verschiedener Blumen mit sich. Sie brach einen Zweig von Jelängerjelieber und befestigte ihn über dem schwarzen Kreppttuch an ihrem Busen. In der Barke hingegossen, ihr gegenüber die gute ihr so ergebene Therese, glich die Tochter des Senators mit den schönen blonden Haaren, welche aufgelöst über die rosa Atlaskissen flossen, die ihren abgemagerten Körper stützten, einem traurigen Bilde des sterbenden Venedigs, welches noch gegen die Zerstörung kämpft, deren Nähe es fühlt, indem es leise mit der jungen gefangenen Dichterin singt:

Je ne veux pas mourir encore .....

„Ich möchte noch nicht sterben“ ....

Beata ließ sich nach Murano fahren und verweilte lange der Buchenhecke von St. Stefano gegenüber, welche ihr nebst tödtlichen Erinnerungen zugleich den schönsten Tag ihres edlen Lebens zurückrief. Dann befahl sie einem der Gondoliere, ihr das hübsche Klagelied zu singen, welches die Heiterkeit ihrer Freundin

Tognina erregt hatte, indem sie das Bild ihres glücklichen Traums vollständig machen wollte:

La luna è bianca ...	Der Mond ist weiß,
Il sole è rosso ...	Die Sonne ist roth ...
Lo sposalizio si farà ...	Die Ehe wird sich machen ...
La luna dice al sole:	Der Mond sagt zur Sonne:
Il lume tuo mi schiarerà ...	Dein Licht mög' mich bescheinen,
E Gesu Christo ci benirà ...	Und Jesus Christus wird uns segnen.

„Ja, ja", sagte Beata mit traurigem Lächeln, „er wird uns segnen in dieser oder in einer andern Welt".

„Ach! Signora", entgegnete Therese, welche der Ausruf ihrer Gebieterin ergriffen hatte, „können Sie an den Tod denken, wenn Alles Sie an das Leben und die Freuden erinnert, die Sie erwarten"?

Nachdem Beata den Wunsch ihres Herzens befriedigt hatte, kehrte sie ruhig nach Venedig zurück. Der Tag war schon sehr vorgerückt. Die Sonne, welche zu sinken begann, goß über die wundervolle Stadt jene schönen gelblichen Strahlen, die einem letzten Abschiedsgruß des sinkenden Tages gleichen. Die Glocken von St. Marco läuteten in der Ferne, und ihre Trauertöne waren mit dem Anblick der Natur und den Gefühlen Beatens im Einklange. Anstatt den kleinen Canal der Mendicanti, welcher Murano gegenüber liegt, zu durchschneiden, und den Weg durch isola di San Pietro zu nehmen, glitt die Barke, welche einen so köstlichen Schatz trug, langsam den Canal di San Marco hinab, der den prächtigen Eingang jener langen Siegesstraße bildet, den man il Canalazzo nennt. Es war ungefähr acht Uhr des Abends. Die Schatten verlängerten sich hinter der schweigenden Gondel, deren Strich einem Becken voll goldner Funken glich. Links hob sich die schöne Kirche di San Giorgio Maggiore aus dem Halbdunkel, in welches die ganze Insel eingehüllt war, während das Kai

der Slavonier, la Riva dei Schiavoni, mit einer neugierigen Menge besetzt war, welche nach dem Meere schaute, als ob irgend ein unerwartetes Schauspiel sich dort zutragen sollte. Aller Blicke waren auf die Gondel Beata's gerichtet, deren Bläße und Hinfälligkeit ein schmerzliches Mitleid erregten. An der Piazzetta angelangt, glaubte Beata Lorenzo unter einer Gruppe Personen zu bemerken, die sich am Landungsplatze aufhielten; sie ließ die Gondel näher fahren, und als sie wirklich den Chevalier Sarti, umgeben von mehreren seiner Freunde, erkannte, legte sie eine Hand aufs Herz, und mit der andern warf sie ihm einen Kuß zu, als wolle sie ihm ein ewiges Lebewohl sagen. ... Und die Barke verschwand im Schatten der angehenden Nacht. Ein Schrei der Bewunderung erhob sich unter der bewegten Menge über dieses Zeichen einer so tiefen und schuldlosen Liebe.

Dies war der letzte Kraftaufwand der armen Beata. Statt der Erleichterung, welche sie gehofft hatte, nahm jetzt ihre Schwäche mit jedem Tage zu, und bald blieb nicht der geringste Zweifel mehr an ihrem nahen Ende. Sie litt nicht, sie erlosch wie eine Flamme, welche keinen Nahrungsstoff mehr hat. Der Antheil, den man an diesem edlen Geschöpfe nahm, war besonders unter den Anhängern der bevorstehenden Revolution so groß in Venedig, daß die Masse den Pallast Zeno umlagerte, um sich Auskunft über ihr Befinden zu verschaffen. Der Chevalier Grimani war einer der Ersten, welcher zu der Frau eilte, die ihm bestimmt war und deren edlen Character er Gelegenheit gehabt hatte kennen zu lernen. Nachdem Beata die Sacramente der Kirche mit einer Heiterkeit empfangen hatte, welche dem Priester und den Dienern ihres Hauses, die dieser frommen Handlung beiwohnten, Bewunderung abnöthigte, empfand sie eine moralische Erleichterung, deren sanfter Einfluß sich auf einige Stunden ihrem armen Körper mittheilte. Ohne sich über ihren Zustand zu täuschen, benutzte Beata die ruhigen Augenblicke, welche die Natur ihr gewährte, um einen Wunsch ihres Herzens

zu erfüllen. Sie bat ihren Vater, den Chevalier Sarti kommen zu lassen. Der Senator willigte in ihr Verlangen, ohne sich die geringste Bemerkung zu erlauben. Man brauchte den Chevalier nicht weit herzuholen, denn seit acht Tagen hatte er den Pallast nicht verlassen, wo Therese ihn aus Mitleid verborgen hielt. Aber ehe es Lorenzo vergönnt war in das Zimmer der Signora zu treten, machte Beata eine letzte Anstrengung, um das weiße Kleid und das schwarze Krepptuch anzulegen, welches sie am Tage der Fahrt nach Murano trug. Sie steckte auch einen Zweig Jelängerjelieber in ihren Gürtel, und ließ auf ihren Nachttisch eine Bibel und die göttliche Komödie von Dante Alighieri legen. Als alle diese Vorbereitungen beendet waren und Beata, auf ihr Bett gestreckt, in allen diesen Gegenständen den Ausdruck ihrer Seele lesen konnte, trat der Senator, der dem Chevalier Sarti ins Zimmer voraus eilte, ein, und sagte bewegt:

„Kommen Sie, und betrachten Sie Ihr Werk, Herr Chevalier“!

„Nein, mein Vater“, rief Beata, „es ist das Werk Gottes“.

Der Senator zog sich zurück, indem er Therese mit Beata und dem Chevalier allein ließ. Das Zimmer war mit Blumen angefüllt und erleuchtet, als ob es einem Hochzeitfeste gelte. „Setzen Sie sich hier her zu mir, Lorenzo“, sagte Beata mit lieblichem Lächeln.

Lorenzo fiel auf seine Kniee, ergriff die Hand Beata's, bedeckte sie mit Küssen und Thränen. „Warum weinen Sie, mein Freund“? sagte sie sanft zu ihm. „Ich empfinde ein so großes Vergnügen Sie zu sehen und habe Ihnen so Vieles mitzutheilen! Setzen Sie sich, Lorenzo, und hören Sie mich“.

Lorenzo erhob sich mühsam und setzte sich nahe an das Bett Beatens. Das Kammermädchen, welches zu Häupten ihrer Gebieterin stand, wollte sich in den Hintergrund des Zimmers zurückziehen; aber Beata sagte zu ihr: „Du kannst bleiben,

denn ich habe keine Geheimnisse vor Dir, meine gute Theresa. Wissen Sie auch, mein Freund", sagte Beata, nachdem sie ihren schwachen Kopf in ihre rechte Hand gestützt hatte, während Therese bemüht war, die langen Flechten ihrer aufgelösten Haare ihr aus dem Gesicht zu streichen; „wissen Sie, daß ich lange nach dem Glück trachte, welches ich in diesem Augenblick genieße! Von dem Tage an, wo die Vorsehung Sie nach Villa Cadolce führte, von diesem glücklichen Tage an, welcher der erste meines moralischen Daseins ist, habe ich mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu Ihnen hingezogen gefühlt, welche ich nicht aufgehört habe zu bekämpfen. Noch sehe ich Sie in den Salon meines Vaters in jener schönen Christnacht eintreten; ich sehe Sie mit Ihrem blonden Haar und der rührenden Anmuth des jugendlichen Alters, und ich fühle noch im innersten Herzen die sanfte Regung, welche die naiven Antworten, die Ihren Lippen entschlüpften, hervorbrachten! Obschon einige Jahre älter als Sie, war ich nicht weniger unbekannt mit der Art der Gefühle, welche uns ergreifen können. Ich hatte niemals etwas dem Aehnliches gefühlt, was ich bei Ihrer Gegenwart empfand! Ich war entzückt, verwirrt, wenn ich Sie sah. In Ihrer Abwesenheit, sorgte ich mich um Sie und suchte Sie auf. ... Gegenwärtig verwirrten Sie mich bis zum Vergessen meiner selbst. Ich wußte nicht, wie ich mein armes Herz beherrschen sollte. Unter Männern aufgewachsen, da ich, ach! meine Mutter nicht gekannt habe, gewöhnt von Jugend auf, meine Gedanken in mich zu verschließen, hatte ich Niemand um mich, den ich hätte um Rath fragen können. Meine Freundin Tognina war von einem dem meinigen so entgegengesetzten Character, daß ich ihr mein Herz nicht öffnen konnte. Ihre lärmende Fröhlichkeit schreckte meine natürliche Schüchternheit. Eines Tages als ich mit ihr in einer schattigen Allee des Parkes von Cadolce spazieren ging, schreckte sie mich durch unbescheidene Fragen, die sie in Betreff Ihrer an mich that. An demselben Abend war es auch, daß,

nachdem wir Guadagni das bewundernswerthe Musikstück von Gluck singen gehört:

Che farò senza Euridice?
Dove andrò senza il mio bene?

ich Sie, an der Thüre des Salons, wo wir versammelt waren, weinen und dann plötzlich verschwinden sah. Ihre Thränen rührten mich; ich ward unruhig, ich verließ den Salon, um zu wissen, was aus Ihnen geworden sei, und als ich Sie an einen Citronenbaum der großen Allee gelehnt bemerkte, fühlte ich mein ganzes Wesen so tief ergriffen, daß mein natürliches Gefühl erwachte. Ich begriff jetzt zum erstenmale, was ich für Sie war und von welcher Art der Antheil war, den Sie mir eingeflößt hatten. Ich ward traurig, besorgt um die Zukunft und unzufrieden mit mir selbst. Ich schämte mich meiner Schwäche, ich verbarg mein Geheimniß mit der Unruhe und Wachsamkeit einer Strafbaren, und faßte den festen Entschluß, Sie von mir zu entfernen, oder Ihre Hoffnungen durch die Kälte meines Benehmens zu vernichten".

„Was ich gelitten habe, mein Freund, in diesem selbstmörderischen Kampfe gegen das reinste Gefühl der Natur, Gott allein weiß es! meine Lage war schrecklich. Als die einzige Tochter eines strengen Patriciers, der noch in den Ideen einer Zeit lebt, die nicht mehr ist; verlobt mit einem Manne meines Standes, der meiner Neigung werth war, fühlte ich mich, so zu sagen, durch ein Kind gefesselt, das ich an meiner Seite hatte aufwachsen sehen, und dessen schöne Geistesgaben ich mich gefreut hatte entwickeln zu können. Was mußte man von mir denken, was mußte die Welt sagen, wenn man meine Schwachheit für einen jungen Mann, der meiner Sorgfalt anvertraut war, entdeckte? Der Gedanke, man könne das eigenthümliche Gefühl, das ich für Sie empfand, falsch auslegen, machte mich besonders unglücklich! Der geringste Blick, das unbedeu-

tendste doppelsinnige Wort, das man in Bezug auf Sie an mich richtete, machte mich erröthen; ich wußte nicht, wie ich mich benehmen sollte, um das Geheimniß meines Herzens nicht zu verrathen. Je mehr ich bestrebt war, eine unsinnige Leidenschaft zu ersticken, welche doch nur mein Leben trüben konnte, je weniger gelang es mir, Sie zu vergessen. Verzeihen Sie mir, Lorenzo, dieses Geständniß, das nichts Verletzendes für Sie hat: denn es war weit mehr Ihr Alter, als der Stand, in welchem Gott Sie hatte geboren werden lassen, was mir ein unübersteigliches Hinderniß schien. Andere Gründe zur Betrübniß verschlimmerten noch meine Lage", fügte Beata mit schwächerer Stimme hinzu, indem sie die Augenlider senkte. „Ich warf mir mein zu strenges Verfahren gegen Sie vor, und fürchtete, dadurch Sie vielleicht in eine Ihrer unwürdige Gesellschaft gestoßen zu haben".

Bei dieser rücksichtsvollen und rührenden Art, dem Chevalier Sarti seine begangenen Fehler zurückzurufen, ergriff dieser heftig die Hand Beatens und drückte sie gegen seine von Scham brennende Stirn: „Ach! Signora", sagte er mit Schmerz, „ich war nicht werth, durch meine Verirrungen eine so reine Seele als die Ihrige zu betrüben"!

„Der Brief, den ich einige Zeit nachher von Ihnen erhielt", fuhr die Gentildonna fort, indem sie ihre schönen Augen aufschlug und ein Lächeln kindlicher Freude auf ihren blassen Lippen schwebte, „dieser Brief, der mich seitdem nicht verlassen hat", setzte sie, ein ganz zerknittertes Papier aus ihrem Busen ziehend, hinzu, „gab mir einen Theil meiner verlorenen innern Ruhe wieder. Ich ward von dem Ausdruck Ihrer Gefühle gerührt, ich war glücklich, verstanden zu sein, aber ich hatte nicht den Muth Ihnen zu antworten, noch die Stärke, irgend einen Entschluß zu fassen. Zufrieden mit der Gegenwart, vergaß ich der Zukunft und der unübersteiglichen Hindernisse meiner Lage,

und mein Herz füllte sich mit fernen Hoffnungen. Ich ließ die Zeit walten und war beglückt über die zarten Beweise Ihrer Neigung, deren geringster Einzelnheiten ich mich erinnere. Die Spazierfahrt nach Murano, die wir zusammen mit Tognina machten, ist meinem Gedächtniß besonders gegenwärtig! Von diesem Tage an, dem schönsten meines Lebens, war mein Schicksal unwiderruflich entschieden. Als ich die schönen Worte vernahm, die so reichlich Ihrem Munde entströmten, empfand ich ein mir unbekanntes inneres Entzücken, indem meine Seele sich bis zu der Höhe der Ideen erhob, die Sie mit so viel Beredtsamkeit entwickelten. Ich entzog Ihren Blicken die Wonnethränen, die ich mich nicht enthalten konnte zu vergießen, und ich kehrte, neugeschaffen durch die Poesie Ihrer edlen Gesinnungen, nach Venedig zurück. Dennoch stand ich an, das Stillschweigen zu brechen, das ich mir seit so vielen Jahren auferlegt hatte. Mein Vater, der so großes Vertrauen in mich setzte und dessen Alter ich besonders zu betrüben fürchtete, nöthigte mich, eine außerordentliche Zurückhaltung gegen Sie zu beobachten. Ich hatte einen Augenblick einen Schimmer von Hoffnung bei den Absichten meines Vaters in Betreff Ihrer, und ich zähle diese wenigen Tage, welche Ihrer Abreise nach Padua vorausgingen, unter die glücklichsten Augenblicke meines Lebens. Ach! meine Täuschung war von kurzer Dauer. Ich will Ihnen, mein Freund, nicht Alles sagen, was ich während Ihrer langen Abwesenheit litt, noch die unschuldigen Behelfe, die ich anwenden mußte, um von Tag zu Tag meine Heirath mit dem Chevalier Grimani zu verzögern; ich will Sie auch nicht an Alles das erinnern, was seit Ihrer Rückkehr nach Venedig vorgefallen ist", setzte Beata hinzu, indem sie ihre Augen mit der Hand bedeckte, die ihr freiblieb. „Aber um meine Aufführung seit dem unglücklichen Tage, an welchem Sie den Pallast meines Vaters verließen, zu begreifen, muß ich Ihnen

sagen, was sich in meiner Seele zutrug, während ich so gegen das Schicksal, das ich mir bereitet hatte, ankämpfte".

Indem sie diese Worte aussprach, ward Beata, erschöpft vom Sprechen, von einem trockenen und so hartnäckigen Husten befallen, daß sie genöthigt war, sich im Bette aufzusetzen und ihre Lippen mit einigen Tropfen Essenz zu benetzen. Der Chevalier zitterte, als er mit seinen Armen den erschöpften Körper dieses geliebten Weibes umschloß, welches halberloschene Augen auf ihn richtete und zu ihm sagte: „Wenn Sie jetzt schon den Muth verlieren, mein Freund, was soll da später werden"? . . .

Lorenzo, statt aller Antwort, fing an so laut zu schluchzen, daß Theresa erschrocken dem Arzt klingelte, welcher im Vorzimmer wachte. Der Anfall dauerte nicht lange: Beata ward etwas erleichtert in ihre frühere Lage gebracht und der Arzt nebst den Dienern, welche ihm gefolgt waren, zog sich zurück.

„Mein Freund", fuhr Beata mit einem sanften und angenehmen Lächeln fort, welches plötzlich ihre von Leiden veränderten Züge überflog, „nächst dem Glück, Sie gekannt zu haben, verdanke ich Ihnen auch noch die reinsten Freuden, die ich in dieser Welt genossen habe. Ja, lieber Lorenzo, ich wage es Ihnen heute zum ersten Male zu sagen, daß das Gefühl, welches Sie mir eingeflößt haben, für mich die Quelle eines neuen Lebens ward. Sie haben meine schlummernde Seele geweckt und ihr einen Impuls mitgetheilt, für den ich Ihnen ewig dankbar sein werde. Es ist meine Pflicht, Ihnen zu offenbaren, wie sich in der geheimen Stimmung meines Herzens eine so große Veränderung zugetragen hat".

„Sie wissen, mein Freund, daß, nachdem ich meine Mutter frühzeitig verloren hatte, ich durch ergebene Diener, unter der Aufsicht meines Vaters und des Abbé Zamaria, welcher ganz besondere Sorgfalt für meinen Unterricht trug, erzogen ward. Man lehrte mich mehr Dinge, als Frauen meiner Zeit und

meines Standes gewöhnlich lernen, und Bücher hatten mehr Antheil an meiner Erziehung, als der natürliche Instinct. Mir fehlte jene Zucht, welche mütterliche Küsse auf das Herz des Kindes ausüben, mir fehlte eine Mutter, deren Zärtlichkeit nichts ersetzen kann. Glücklicher Weise vermochten die Künste und besonders die Musik, jene geheimnißvolle Sprache des Gefühls, welche uns enthüllt, was das Wort zu schwach ist auszudrücken, durch ihren sanften Einfluß, das zu Strenge und vielleicht zu Schroffe in der Nahrung, die man meinem Geiste gab, zu mildern".

„Ich lebte in der großen Welt, welche nur an das Vergnügen denkt, ward von meinem Vater vergöttert, welcher, um mich des Erbes, das er mir bestimmte, würdiger zu machen, sich gern mit mir über das Schauspiel der Geschichte und über die schwierigen Probleme unterhielt, welche sich auf die Leitung der Menschen, seine Hauptbeschäftigung, bezogen. Ich wuchs wie eine Pflanze auf, die man zu sehr pflegt und der man die belebende Luft zumißt, oder wie ein Vogel, der in dem goldnen Käfig, worin er künstlich aufgezogen wird, die Gefahren der Freiheit nicht kennt. Den Pflichten meines Geschlechts und meiner Stellung nachkommend, erfüllte ich Alles, was mir durch den Anstand einer Welt, die ich vor Augen hatte, vorgeschrieben war, ohne eben den Sinn davon zu fassen. Künste, Literatur und selbst die äußern Gebräuche der Religion, schienen mir angenehme Zerstreuungen, die nöthige Zierde einer gesitteten Gesellschaft. So flossen die friedlichen Tage meines Daseins dahin und meine Seele, in ihren Wünschen beschränkt, weil noch kein Lebensunfall ihre edle Wißbegierde erweckt hatte, erhob sich nicht über den Horizont des materiellen Lebens.

„Da führte der Zufall Sie nach Villa Cadolce. Ich sorgte nun meinerseits für Ihre Erziehung, und unter der Oberaufsicht des Abbé Zamaria machte es mir Freude, Ihre reichbegabte Natur auszubilden und derselben kräftige Quellen zu er-

schließen. Es schien, als ob mein unbeschäftigtes Herz eifrig die Gelegenheit ergriffen hätte, das Bedürfniß nach Zuneigung zu befriedigen, und als wären Sie für mich ein jüngerer Bruder, an welchem eine ältere Schwester gern die Rechte einer Mutter ausübt. Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Freund, welches Glück ich empfand, Ihren Geist sich täglich entwickeln zu sehen, der so gelehrig bei dem Unterricht war, den man auf ihn verwendete, welches Entzücken mich ergriff, als ich in Ihren Augen und auf Ihrer Stirn den Funken geistigen Lebens aufgehen sah. Eine unbekannte und unaussprechliche Verwirrung erfaßte mich bei Ihrem Anblick; eine innere köstliche Freude, welche dem Wonneschauer einer Mutter gleichkommen mag, wenn sie die Seele ihres Kindes die Fesseln des Instinktes abwerfen sieht, „qual mattutina stella“, durchdrang mich auch bei den unbedeutendsten Worten, die ich Sie sprechen hörte! Es war, als ob alles in mir auflebe, als ob ein Frühlingstrieb durch meine Adern zöge, und als ob mein Herz sich mit einem Hauch der Wiedergeburt fülle. Aufgeklärt durch dieses innere Licht, dem ich keinen Namen zu geben wußte, betrachtete ich die Welt mit neugierigen Blicken. Jedes Ding erschien mir unter einem neuen Gesichtspunkt. Gesellschaft, Künste und Natur redeten zu mir in einer Sprache, die ich zum ersten Male verstand, und der Horizont des Lebens erweiterte sich plötzlich vor meiner entzückten Seele“.

„Ach! Lorenzo, welche Tage unaussprechlicher Seligkeit folgten dem Erwachen meines Herzens! Welche köstliche Augenblicke brachte ich in Villa Cadolce zu, wenn ich den Stunden beiwohnte, die Ihnen der Abbé Zamaria mit der Hingebung und dem Feuer eines jungen Mannes gab! Wie glücklich war ich, Sie bei den reizenden Ausflügen, die wir nach Vincenza, nach Padua und den Ufern der Brenta machten, an meiner Seite zu haben! Ich habe den Besuch, den wir auf Villa Grimani machten, nicht vergessen, nicht die Scene, welche darauf

am Abend unter den Buchen folgte. Indem ich mit meiner Freundin Tognina das so frische und reizende Duett von Clari sang, welches der gute Abbé Zamaria auf der Mandoline begleitete, glaubte ich meine eigenen Gefühle auszudrücken. Ich war wie trunken von dem Widerhall meiner Seele, und, indem ich den Mond betrachtete, der über unsern Köpfen uns zulächelte, und dessen magisches Licht die zauberische Landschaft bescheiden beleuchtete, begriff ich, was Poesie des Lebens sei. Ich sah Sie, Lorenzo, ohne Sie zu betrachten".

„Ihre Unruhe verrieth mir, daß Sie ein dem meinigen ähnliches Gefühl empfänden, und als die Barke der Seidenarbeiterinnen den Canal der Brenta herauffuhr und ihre melodischen Stimmen das Schweigen dieser heitern Nacht unterbrachen, indem sie die Jugend und die Kürze der uns zugemessenen Tage besangen, öffnete sich mein ganzes Herz der süßen Hoffnung! Ich wußte nicht recht, was ich wollte, noch welcher Zukunft meine Wünsche entgegenstrebten; aber ich war glücklich, lebensfroh, und Alles lachte meiner schwachen Ahnung, welche nicht über den gestirnten Himmel und über die flüchtigen Stunden hinaus sah, entgegen".

„Ich trug mein Glück mit mir nach Venedig zurück. Trotz der weisen Rathschläge meines Oheims, jenes ehrwürdigen Priesters, der so viel gelitten hat und der für Sie so große Zuneigung empfand, trotz der Vorgefühle und Mahnungen meines Gewissens, überließ ich mich dennoch den betrüglichen Träumen, welche meine Einbildung entzückten. Ich beschloß, mein Herz zu bewachen, neben Ihnen zu leben, ohne meine Schwachheit zu verrathen, und das Schicksal walten zu lassen. Meine natürliche Schüchternheit, die Zurückhaltung, welche mir eine so ganz besondere Stellung auferlegte, die Zärtlichkeit meines Vaters, die Strenge seiner Gesinnungen, die Verbindung, die er für meine Zukunft eingegangen war, und andere Umstände die ich vergessen habe . . . hinderten nicht, daß meine Träume

sich erhielten, im Innersten meines Wesens so zu sagen festwurzelten und mich in goldnes Gewölk hüllten, das mir die Wirklichkeit verbarg. Ich bewunderte Sie, Lorenzo! Ihr so lebhaftes Fassungsvermögen, den Wissensdrang, der sich Ihrer bemächtigt hatte, die romantische Färbung Ihrer Einbildungskraft und, ich darf es Ihnen jetzt wohl sagen, die Eleganz Ihrer Person und der Ausdruck Ihrer Züge erfüllten mich mit Zärtlichkeit und Stolz. Ich war stolz auf Ihren glücklichen Erfolg in der Welt, ich sah Sie mit geheimer Freude ins Leben eintreten. Ihr Geschmack war der meinige; die Bücher, die Sie vorzogen, bemühte ich mich zu verstehen, und das Paradies war in meinem Herzen. Aber wie soll ich Ihnen, mein Freund, erklären, was in mir vorging an dem Tage, als Tognina uns nach Murano führte? Dieser von Gott gesegnete Tag entschied über mein Schicksal. Als ich Ihrem Munde so viel schöne Worte entströmen hörte, indem Sie die Poesie erläuterten, die Sie die Essenz alles Großen und Schönen auf der Erde nannten, ward ich wie geblendet von Ihrem Verstande, und ich konnte den Eindruck des Entzückens, das Sie in mir erregt hatten, nicht zurückhalten. Ich entzog mich Ihren Blicken und, gelehnt auf das Fenster des camerino, schlürfte ich die Süßigkeit eines glücklichen Traums. Die übrigen Vorfälle dieses denkwürdigen Abends trugen dazu bei, meinen Geist zu jener Höhe des Ideals zu erheben, das Sie mir von fern gezeigt hatten, und ich kehrte nach Venedig zurück, indem ich die Vorsehung segnete, die Sie auf meinen Weg geführt hatte.“

„Das Uebrige wissen Sie“, setzte Beata, sichtlich erschöpft von der gehabten Anstrengung, hinzu. „Ihre Abreise nach Padua, die Betrübniß der Abwesenheit, der Zorn meines Vaters gegen Sie, und das Unglück, welches die Folge davon war, Alles drang auf einmal auf mich ein. Durch Geduld und den natürlichen Gleichmuth meines Characters widerstand ich einige Zeit den Eindrücken der Begebenheit. Ich flüchtete mich in

mein Inneres und befestigte meine Seele durch die Lectüre der Bücher, die Ihnen lieb waren, besonders der Divina Comedia, aus der Sie mir so viel bewundernswerthe Stellen mitgetheilt haben. Erfinderisch in meinem Schmerze, setzte ich mich an die Stelle der edlen Francesca da Rimini, deren Schicksal mir beneidenswerth erschien. Ich fing an die Musikstücke zu singen, die Ihnen gefielen; kurz, ich nahm alle Kräfte meiner Seele zusammen, um in Ihre Gedanken einzugehen, und das genügte mir noch nicht! Ich fühlte in mir eine schreckliche Leere, die ich nicht auszufüllen wußte. Ich nahm nun meine Zuflucht zum stillen Gebet und zu den Uebungen der Religion, welche ich zwar nicht vernachläßigt hatte, die aber nie für mich ein Gegenstand des Nachdenkens gewesen war. Anfangs fand ich weder in der Betrachtung noch in dem Anblick der Ceremonien des Cultus die Beruhigung, die ich suchte: Es bedurfte noch größerer Schmerzen, um meiner Seele den göttlichen Funken zu entlocken, welcher mir das Reich ewiger Hoffnungen öffnete. Die Begebenheit, welche in diesem Pallaste Statt fand, und Ihre Verhaftung im Casino des Salvadego gaben mir eine Stärke des Entschlusses, deren ich mich nicht fähig glaubte. Indem ich Sie in der Cantoria von San Geminiano zu meinen Füßen sah, während mein armes Herz Sie unter den Bleidächern des herzoglichen Pallastes suchte, erkannte ich klar, daß dieses Wunder nur ein Werk Gottes sein konnte".

„Ich bin nicht gelehrt, wie Sie mein Freund, ich könnte auch die Art der Umwälzung, welche sich in mir seit den letzten Begebenheiten zugetragen hat, nicht zergliedern. Nur das kann ich versichern, daß die Erschütterung, welche ich in der Kirche von San Geminiano empfand, meinen Geist vollends in die unendliche Seligkeit eingeweiht hat, welche der in Murano verlebte Tag mich ahnen ließ. Die Poesie, mit der Sie an diesem Tage meine Seele erfüllten, hat mich Gott erkennen gelehrt, die Liebe hat mich zur Christin gemacht. Ach!

Sein Sie tausend Mal dafür gesegnet, Lorenzo, für alles Gute, was Sie an mir gethan haben. Ohne Sie wäre ich ein sehr elendes Geschöpf geblieben! Sie haben die edelsten Triebe meiner Natur geweckt, Sie haben in meinem Herzen das Bedürfniß zu lieben erregt, und das tiefe Gefühl, das Sie mir eingeflößt haben, ist die Quelle alles Glücks geworden, das ich in dieser Welt habe genießen können, und wird, ich hoffe es, eine Anwartschaft auf die Barmherzigheit Gottes sein. Dennoch aber beweine ich das Leben" . . . . setzte Beata hinzu, deren kurzer Athem die Erschöpfung ihrer Kräfte bewies. „Ja, ich beweine das Leben, das ich mit Ihnen getheilt haben würde, und das sanfte Licht des Himmels, das unserm Glücke geleuchtet hätte! Lieber Lorenzo, warum hat Gott sich nicht früher meiner trägen Seele offenbart? Er würde mir den Muth gegeben haben, alle Hindernisse zu überwinden, die uns auf dieser Erde trennen! Aber sein Wille geschehe! Wir werden uns in einer bessern Welt wiedersehen. Nicht wahr, Lorenzo, Sie glauben mit mir an jenes ewige Leben, das, wie Sie sagten, Dichter und Philosophen aller Zeiten erkannt haben und das uns von dem göttlichen Mittler verheißen ist, welcher gesagt hat: Dem soll viel vergeben werden, der viel geliebt hat? O! ich fühle es besser, als ich es ausdrücken kann, diese Welt, die wir so schnell durchlaufen, kann nur ein Uebergang sein, eine Pilgerfahrt, was weiß ich? eine Prüfung, die uns von dem Schöpfer so vieler Wunder auferlegt ist! Alles hinieden spricht uns von einem gerechten Richter des Guten und Bösen; alles beweist die Unsterblichkeit unserer Seele. Der Glanz des Tages, die Pracht der Natur, unsere unendlichen Wünsche und die Schnelligkeit der Stunden, die uns zugemessen sind, das Ideal von Recht und Schönheit, welches in uns besteht und sich regt, ungeachtet der Unredlichkeit und Unvollkommenheit der Menschen, die wir vor Augen haben, die unersättliche Wißbegierde unseres Geistes, vereint mit der Schwachheit unserer Organe, das Streben nach Glück und

Vollkommenheit in einem gebrechlichen sterblichen Wesen ... kann man das alles fassen, ohne ein zukünftiges Leben? Nein, lieber Lorenzo; Gott konnte nicht in mein Herz das tiefe Gefühl legen, was Sie mir eingeflößt haben, um mich dann zu verlassen! Sie haben es gesagt, lieber Gefährte meines kurzen Daseins, die Liebe ist der höchste Gebieter über Leben und Tod. Sie hat meine Seele zu der Poesie erhoben, welche mich die Größe Gottes hat empfinden lassen, wie das auch Beatrice in jenen schönen Versen sagt, mit denen Sie mich bekannt gemacht haben:

Questo decreto, frate, sta sepulto
Agl' occhi di ciascun il cui ingegno
Nella fiamma d'amor non è adulto.

„Sothaner Rathschluß, Bruder, ist verborgen
Den Augen aller Jener, deren Geist noch
Nicht ist erstarket in der Liebe Flammen."
(Dante, Paradies, Gesang XVII., Vers 57—60, Philalethes.)

Eine tödtliche Bläſſe, gefolgt von starkem Schweiße und einer Abspannung, welche einige Minuten dauerte, sagten dem Chevalier, daß das Leben der armen Beata nur noch an einem schwachen Faden hing. Er weinte laut, indem er die schon kalte Hand an seine Lippen drückte und wollte eben nach Hülfe rufen, als Beata, indem sie mühsam ihre schönen Augen öffnete und, als ob sie seine Absicht errathen habe, leise zu ihm sagte: „Noch nicht, mein Freund, ich habe eine Bitte an Sie". Und indem sie eine Flechte ihrer Haare, die sie in einem Evangelienbuche, das neben ihr lag, verborgen hatte, heraus nahm, sagte sie: „Nehmen Sie das, und bewahren Sie es als ein Andenken von mir. Lorenzo, o Du, den ich so sehr geliebt habe, vergiß mich nicht! Wie groß auch die Zahl der Tage sein mag, die die Vorsehung Dir zugemessen hat, mag mein Name Deinen Lippen süß sein ... Erfreue Dich, wie der heilige Prophet sagt, des Weibes Deiner Jugend".

Darauf zog sie aus ihrem Busen ein elfenbeinernes Christusbild, das sie mit Inbrunst umarmte, und reichte es dann dem Chevalier, indem sie sagte: „Thue ein Gleiches, mein Freund, und mögen unsere Seelen in Jesus Christus sich vereinigen".

Der Chevalier beeilte sich ihren Wunsch zu erfüllen und Beata, nachdem sie das Crucifix an ihre Brust gedrückt hatte, fügte noch hinzu: „Jetzt bin ich glücklich! wir werden uns wiedersehn ... Ich werde Dich erwarten, ich werde die stella mattutina sein, die Du in den großen Schwierigkeiten Deines Lebens anrufen magst, Lorenzo", murmelte sie mit ihren von dem Tod zusammengepreßten Lippen.

Bei diesem Anblick rief der Chevalier: „Zu Hülfe, zu Hülfe"! Die Diener, die Aerzte, ein Priester und der Senator, traten eilig ins Zimmer der sterbenden Jungfrau. Der Senator näherte sich dem Bett seiner Tochter, welche ihre letzten Kräfte anstrengte und ausrief: „Jesus, mein Gott, habe Mitleid mit mir ..." das waren die letzten Worte, welche sie sprach. Lorenzo, außer sich, stürzte auf die erstarrte Hand Beata's und sagte in einer Art Verzückung:

Ita n' è Beata nell' alto cielo, nel reame,
ove gl' angeli hanno pace.

„Zum hohen Himmelreiche ward erhoben
Beatrice, wo die Engel Frieden haben."

(Dante, Vita nuova, Uebersetzung von Karl Förster, Seite 68.)

Beata starb in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1797. Einige Tage nachher, den 16. Mai, brachte eine Flottille auf den St. Markusplatz eine Division der französischen Armee, und die Republik Venedig hatte aufgehört zu sein.

Dresden, Druck von E. Blochmann und Sohn.